N12<519764699 021

ubTÜBINGEN

# Ordens Korrespondenz

OK

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens


Ordensleben O

Dokumentation D

Mitteilungen M

Neue Bücher N



Organ der deutschen Ordensobern-Vereinigungen

44. Jahrgang 2003 · Heft 1

Ordens Korrespondenz
Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

Inhalt

*Vorwort* . . . . . 1

**Ordensleben**

Hermann Schalück OFM
*„Im Korn die Blüte und im Ei den Adler sehen"* . . . . . 3

Piet Struik OP
*Die theologische Frage nach Heil(en) in Europa* . . . . . 15

Karl Oerder SDB
*Kompetenz für Missions- und Entwicklungsarbeit* . . . . . 17

**Dokumentation**

*DKMR-Mitgliederversammlung 2002*

*Berichte und Vorträge aus dem Forum „China"* . . . . . 25

*Berichte und Vorträge aus dem Forum „Dialog der Kulturen und Religionen"* . . . . . 46

**Mitteilungen der Ordenskorrespondenz**

*Mitteilungen* . . . . . 66

**Neue Bücher**

*Bericht* . . . . . 95
*Buchbesprechungen* . . . . . 103
*Eingesandte Bücher* . . . . . 127

# Ordens Korrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

## Jahrgangsverzeichnis des 44. Jahrgangs

## Abhandlungen und Referate

### Ordensleben


**Jochen Bepler:** Der Zusammenschluss wissenschaftlicher Bibliotheken .....419

**Bischöfe** und Höhere Ordensobere und -oberinnen im Gespräch .....131

**Bertram Dickerhof SJ:** Gibt es auch in Zukunft noch Ordensleben im deutschsprachigen Raum? .....274

**Michael Fischer:** Ordensgemeinschaften im Wandel der Zeiten .....265

**Dieter Funke:** Gehorsam: Heiligung der Unterwerfung oder heilsame Lebensverwirklichung? .....286

**Margareta Gruber OSF:** Methodologie der Motivation bei Jesus .....259

**Cäcilia Höffmann SSpS:** Ausländische Ordensfrauen in Deutschland .....133

**Karl Oerder SDB:** Kompetenz für Missions- und Entwicklungsarbeit .....17

**Hermann Schalück OFM:** „Im Korn die Blüte und im Ei den Adler sehen" .....3

**Herbert Schneider OFM:** 750. Todestag der Hl. Klara von Assisi .....150

**Michael Sievernich SJ:** Sakramentale und nichtsakramentale Vollzüge .....139

**Spiritual Directors International (SDI):** Richtlinien für ethisches Verhalten .....414

**Eric W. Steinhauer:** Der kulturelle Auftrag der Ordensbibliotheken .....417

**Hermann M. Stenger CSsR:** Andere begleiten .....402

**Piet Struik OP:** Die theologische Frage nach Heil(en) in Europa .....15

**Christiane Todrowski, Clemens Kosch:** Vom Krummstab zum Adler .....420

**Martin Wolf OMI:** „Assoziierte Laien" .....387


### Dokumentation


**Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive:** „Säkularisation" .....153

**DKMR-Mitgliederversammlung 2002:**

**Berichte** aus dem Forum „China" .....25

**Berichte** aus dem Forum „Dialog der Kulturen und Religionen" .....46

**Christeta Hess ADJC:** Wiederbelebte Klöster - Kloster Tiefenthal im Rheingau ....212



UNIV. BIBL. TÜBINGEN

ZA 5168

**Thomas Schüller:** Zwangsarbeit in der Kirche . . . . . .215

**Klaus Bernward Springer:** „...ganz und gar unnütze geistliche Orden" . . . . . .213

**Mitgliederversammlung der Vereinigung Deutscher Ordensobern 2003:**

**Michael N. Ebertz:** Kirche, Orden und Gesellschaft
und die Perspektive von Jugendlichen . . . . . .434

**Rüdiger Kiefer SAC:** Controlling im Ordensbereich . . . . . .443

**Wolfgang Schumacher O.Carm.:** Orden und kirchlicher Datenschutz . . . . . 446

**Hans Zehetmair:** 200 Jahre Säkularisation - Bayerns Weg in die Moderne . . . . .427

**Mitgliederversammlung der Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands 2003:**

**Statements:** „Dem Leben Raum geben - Gemeinschaft leben" . . . . . .305

**Thérèse Winter OP:** „Dem Leben Raum geben - Gemeinschaft leben" . . . . . .296

**Mitteilungen der Ordenskorrespondenz**

*(zusammengestellt von Dipl.-Theol. Arnulf Salmen)* 66 / 217 / 327 / 466

**Neue Bücher**

*(zusammengestellt von P. Franz Karl Heinemann CSsR)* 95 / 237 / 356/ 489

## Anschriften der Mitarbeiter des 44. Jahrgangs

**siehe gedruckte Ausgabe**

siehe gedruckte Ausgabe

# Vorwort

*Alle Register der ihm zu Gebote stehenden Diplomatie hat der Vatikan in den vergangenen Wochen und Monaten gezogen, um das Mögliche zu tun, einen Krieg in Nahost zu verhindern. Auch wenn die Chancen noch so klein schienen - man suchte sie zu nutzen, da ein Krieg, so Papst Johannes Paul II, immer als ein Scheitern der Menschheit betrachtet werden müsse. Zudem wächst im Vatikan die Sorge, dass die Folgen eines solchen Krieges auch für die Christen in islamischen Ländern dramatisch sein könnten. „Repressalien drohen, wenn Christen als Verbündete westlicher Mächte angesehen werden" mahnte unlängst Erzbischof Michael Fitzgerald, Präsident des Päpstlichen Rates für den interreligiösen Dialog.*
*Auch die Orden haben sich vielfach für den Frieden eingesetzt. In einem gemeinsamen Brief mahnten die US-Orden ihre Regierung, statt eine Koalition des Krieges zu errichten, solle sie auf internationale Zusammenarbeit mit friedlichen Mitteln setzen. Die deutschen Ordensoberen-Vereinigungen haben sich einem von missio Aachen initiierten ökumenischen Friedensgebet angeschlossen. Man greife damit die Bitte der christlichen Kirchen des Nahen Ostens um Solidarität auf, heißt es im Aufruf zu der Gebetskette.*

*Der spannungsvolle Dialog mit der islamischen Kultur und Religion war auch eines der Themen der DKMR Mitgliederversammlung des vergangenen Jahres, die in dieser Ausgabe der Ordenskorrespondenz dokumentiert wird. Sr. Therese Blum berichtete von 43 Jahren als Christin unter Muslimen in Algerien. P. Polykarp Ulin Agan SVD aus Indonesien rief gerade angesichts wachsender Fundamentalismen zum Gespräch auf: „Die dringendste Aufgabe besteht darin, nach innen die Verwurzelung in die Wahrheit des eigenen Glaubens zu fordern und sich nach ‚außen' für den aufrichtigen Dialog einzusetzen." Dr. Thomas Lemmen beschrieb den Islam als „Herausforderung für das Christentum": Ein Dialog müsse sich auf den Ebenen des Lebens, des Handelns, der Theologie und der religiösen Erfahrung entfalten.*
*Anders als in den vorangegangenen Jahren beschäftigte sich die Mitgliederversammlung 2002 des Missionsrates nicht nur mit* ***einer*** *Thematik, sondern mit den vier unterschiedlichen Themenschwerpunkten „AIDS", „China", Rio plus 10" sowie „Dialog der Kulturen und Religionen". Ziel war es, damit das Spektrum der eigenen Ressourcen besser zu nutzen und so, so P. Dr. Hermann Schalück, Präsident des DKMR, „das Profil des DKMR zu schärfen".*
*Das „Forum AIDS" stellte fest, dass viele Ordensgemeinschaften heute bereits mit AIDS-Kranken und Sterbenden arbeiten, denn: auch „Schwestern und Brüder innerhalb und außerhalb von Gemeinschaften und Gesellschaften leiden und sterben weltweit an AIDS." Das Spezifische kirchlicher AIDS-Arbeit sei angesichts der dramatischen Herausforderung ein ganzheitlicher Heilungsansatz. Die Teilnehmer des Forums verpflichteten sich, das Thema AIDS auch in den eigenen Gruppen und Gemeinschaften zu enttabuisieren. Sie riefen zur Unterstützung des „Aktionsbündnisses gegen AIDS" auf.*
*Den immer neuen Herausforderungen einer fortschreitenden Globalisierung stellte sich das „Forum Rio + 10". In Hinblick auf den „Weltgipfel für nachhaltige Entwicklung", der im September 2002 in Johannesburg stattgefunden hat, suchten die Teilnehmer des Forums eine Bilanz der Entwicklungen und Hoffnungen seit dem Umweltgipfel von Rio im Jahre 1992 zu ziehen. Ein wesent-*

*licher Beitrag zur Armutsbekämpfung müsse die Ernährungssicherung durch „Nachhaltigkeit in der Landwirtschaft des Südens" sein, stellte Herwart Groll heraus. „Nachhaltigkeit" lasse sich als „Übersetzung der Schöpfungsverantwortung in der Politik" deuten, erläuterte Prof. Markus Vogt von der Clearingstelle Kirche und Umwelt, Benediktbeuern. Sr. Francesca Hannen OP machte an Beispielen deutlich, wie das je vor Ort stattfindende Umwelthandeln ein Beitrag zur globalen Gerechtigkeit sein kann.*
*Von Chancen wie Risiken ist die Situation der katholischen Kirche der Gegenwart in China bestimmt. Neuaufbrüchen auf der einen Seite stehen auf der anderen Seite die Probleme gegenüber, die in einer jahrzehntelangen völligen Abschottung des Landes begründet liegen. Diesen Fragen widmete sich das „Forum China" der DKMR Mitgliederversammlung. Über den Neuanfang in ihrer Gemeinschaft nach der Lockerung der Repressalien durch die chinesische Regierung im Jahre 1980 sprach Generaloberin Sr. Theresa Qui. P. Paul Raabe SVD berichtete über die Tätigkeit des China-Zentrums für die Zusammenarbeit mit der chinesischen Kirche und die Förderung der Kontakte zu chinesischen Partnern im Jahre 2001. Unter anderem dokumentiert die aktuelle Ausgabe der Ordenskorrespondenz diese Vorträge.*

*Christian Frevel M.A., der im Jahr 2001 sehr kurzfristig die Redaktion der Ordenskorrespondenz übernommen hatte, ist seit Anfang des Jahres 2003 Pressesprecher der Bischöflichen Aktion Adveniat. Aus der „kurzfristigen Übernahme" sind eineinhalb Jahre geworden, in denen Christian Frevel die Zeitschrift Ordenskorrespondenz fortentwickelt und geprägt hat. Dafür gilt ihm der Dank von Schriftleitung und Redaktion. Für seine neue Tätigkeit bei Adveniat wünschen wir ihm Gottes Segen.*

Arnulf Salmen

Hermann Schalück OFM

# „Im Korn die Blüte und im Ei den Adler sehen“

*Impulse für das geistliche Leben heute* *

## Einleitung

Lieber Herr Bischof Dr. Mussinghoff, liebe Schwestern und Brüder!
Unser Thema habe ich etwas „blumig“ formuliert, mit Bildern aus dem Weisheitsschatz des Fernen Ostens. Poesie ist ja ganz schön, wird man da sofort einwenden können. Aber die Wirklichkeit unserer Kirche und auch der Ordensgemeinschaften sei ja in der Tat nicht immer blumig und schön. Was sagt ein nüchterner Blick in die Gegenwart? Haben wir eine Zukunft? Welche Zukunft?
Um es vorweg zu sagen: Ich möchte versuchen, Perspektiven der Hoffnung aufzuzeigen. Im Evangelium selber finden wir ja die Perspektive des Samenkorns, das ohne unser Zutun wächst, auch im Winter. Was aber vom Sämann erwartet wird, ist eine Haltung der Geduld, Zuversicht, Hoffnung.
Ich kann an den Anfang auch ganz unpoetisch die Frage stellen: Aus welchen inneren Kräften leben wir? Aus welchen Quellen trinken wir? Was macht den christlichen Glauben, die christliche Gemeinde, eine Ordensgemeinschaft „zukunftsfähig“? Was können Glaube und christliche Gemeinde und unsere Ordensgemeinschaften dazu beitragen, dass das Evangelium und die Botschaft vom Wachstum des Reiches Gottes weiter verkündet und die Welt dadurch verwandelt wird? Welche Perspektiven haben wir?
Unserer Welt und unserer Schöpfung ist zugesagt, dass sie nicht nur „überleben“, sondern Leben „in Fülle“ (Joh. 10,10) und eine gute Zukunft haben wird. Und wir halten Ausschau nach Perspektiven, auch für uns nicht im luftleeren Raum, sondern in einer Welt der vielgestaltigen Formen von Angst und Einsamkeit, der Gewalt, des Terrors, der strukturellen Ungerechtigkeiten, der „Verdunstung“ des Glaubens, der scheinbaren religiösen „Sprachlosigkeit“, des angeblichen religiösen „Analphabetentums“ vieler Menschen in postmoderner Zeit. Um das Thema und unseren nachfolgenden Austausch „auf

den Punkt" zu bringen, biete ich Ihnen gern die folgenden Überlegungen und Hinweise an.

## Mit den Augen des Herzens die Welt erfahren

Im letzten Monat besuchte ich ein Klarissenkloster am Stadtrand von Windhoek im fernen Namibia. Wir tauschten uns über Formen christlichen Lebens und die Weitergabe des Glaubens in Europa, Afrika und Asien aus. Ich erzählte, wie wichtig mir ein Wort aus Asien geworden sei: „Es kommt darauf an, Brunnen zu graben, bevor der Durst kommt." Gerade im säkularen und postmodernen Europa sei es wichtig, aber auch äußerst schwierig, die Grundanliegen christlicher Lebenskultur und Spiritualität mit klarem Profil zu leben und anderen zu vermitteln. Ich sagte, auf dem weiten Markt der kurzfristigen religiösen und esoterischen à-la-carte-Angebote falle es uns zunehmend schwer, das unterscheidend Christliche deutlich zu machen, z. B. die persönliche Gotteserfahrung, die Anbetung des Geheimnisses, die persönliche Bindung an die Person Jesus Christus, das mutige Aufspüren von Spuren des Reiches Gottes, seines Friedens und seiner Gerechtigkeit, mitten unter uns. Es falle uns auch schwer, Formen von Gemeinde und Gemeinschaften zu erhalten oder neu zu finden, die solche Werte und Lebensformen sichtbar verkörpern und auch junge Menschen anziehen. Auch das Gebet und die Feier der Eucharistie habe, so fügte ich hinzu, für viele bei uns nicht unbedingt mehr einen selbstverständlichen Platz.
Eine junge afrikanische Ordensfrau kam mir freundlich mit einem Kapitel afrikanischer Weisheit zu Hilfe. Sie sprach von den verschiedenen Arten des Sehens und Erfahrens; „Ihr Europäer und Nordamerikaner seid zweidimensionale Menschen. Außerdem habt ihr nur zwei Augen. Der Afrikaner dagegen ist überzeugt: Jeder Mensch wird mit vier Augen geboren. Zwei im Kopf und zwei im Herzen. Bei den meisten Menschen sind die Augen des Herzens leider geschlossen bis zur Stunde des Todes. Wenn aber die Augen des Kopfes sich schließen, öffnen sich die Augen des Herzens. Sie sehen dann Dimensionen unserer Wirklichkeit, die ihnen bis dahin verschlossen waren. Doch es gibt auch Menschen, bei denen die Augen des Herzens sich schon zu Lebzeiten öffnen. Darum sehen sie mehr und tiefer als ihre Zeitgenossen."
Wir brauchen auch bei uns, so meine ich, einen vertieften Blick des Glaubens auf unsere komplexe Welt. Vor allem, weil eine so oberflächliche Flut von Worten und Bildern täglich auf uns einstürzt. Wir brauchen einen „kontemplativen" Blick. Und Kontemplation – ich möchte sie hier bezeichnen als Sehen mit den Augen des Herzens. Martin Buber hat gesagt: „Von der Welt wegblicken, das hilft nicht zu Gott. Auf die Welt hinstarren, das hilft auch nicht zu ihm. Aber wer die Welt in ihm schaut, der steht in seiner Gegenwart."
So möchte ich sprechen von einer Form der Mystik und Kontemplation nicht nur im eigenen Herzen, nicht nur in den eigenen vier Wänden oder in spirituellen Biotopen, sondern mitten in der Welt: Es geht um die Erneuerung einer Lebenskultur aus dem Glauben, die das Herz und die Sinne schärft für das, „was uns unbedingt angeht" (P. Tillich), für Grunderfahrungen und -werte, die unserem Leben bei allem Wandel Sinn und Bestand geben. Wichtig sind (sollten sein) in einer geistlichen Lebenskultur und in der Nachfolge Jesu nicht die Kriterien der „Leistung" und der „Produktion" und der großen Zahlen. Wichtig sind vielmehr Erfahrungen wie diese: Ich weiß mich angenommen und getragen von meinen Brüdern und Schwestern, von einer gläubigen Gemeinschaft und von Gott. Ich weiß mich geliebt. Ich werde beurteilt nach dem, was ich bin – nicht zuletzt als Ebenbild Gottes – auch in meinen Grenzen und Fehlern, und nicht vorrangig nach dem was ich leiste. Christen, und Or-

denschristen insbesondere, sind doch Zeuginnen und Zeugen für den Gott, der sich als Liebe, Erbarmen, Beziehung, Zustimmung zur Schöpfung und ihrer Schönheit geoffenbart hat. Diese Mystik ist ständige Einübung in den Glauben mitten im Leben. Sie ist die prophetische Spürnase aller Christinnen und Christen des kommenden Jahrtausends für die „Zeichen der Zeit", für Heil oder Unheil, Schönes und Erschreckendes. „Neues kommt, merkt ihr es denn nicht?" (Jes 43, 16ff). Eine solche Mystik in „heutiger" Spiritualität würde in der Tat lehren, Brunnen zu graben, bevor der Durst uns zum Erliegen bringt. Denn sie lehrt jenen Tiefenblick, der nach einem asiatischen Sprichwort „im Korn die Blüte und im Ei den Adler" erkennt. Jesus selber kehrte von der Begegnung mit dem Vater „am einsamen Ort" (Mt 14,23), auf dem Berg und in der Wüste, in die Menge, zu den Armen, Kranken und Hilfesuchenden zurück. Auch unsere Kirchen und Gemeinden werden in der Nachfolge Jesu ihren unverzichtbaren Platz in der neuen Gesellschaft entdecken, wenn sie im Zeichen-, Sprach- und Bilderkult der säkularen Mediengesellschaft eben auch „anders" sind, nämlich menschenfreundlich, gastfreundlich, einladend und kommunikativ und mit einer besonderen Aufmerksamkeit für die Schwachen, Armen, Langsamen und Fußkranken unserer Gesellschaft.

Ein kontemplativer „Durchblick" bzw. Tiefenblick gehört m. E. wesentlich zur Nachfolge Jesu. Er ist kein Gebot und keine zusätzliche Last. Er ist „heil"-sam, er ist freundlich zum Leben. Über das Nebensächliche, Entbehrliche, Überflüssige, Gefährliche, Destruktive, ja Tödliche hinaus geht der Blick darauf, was mich wirklich sinnvoll leben läßt, was Mitte und Fundament meines Lebens zu sein verdient. Die Kultur des Zweckfreien, der Kontemplation, der Stille ist die Musik, die uns auf einen sanften Lebensrhythmus einschwingen und tiefere Quellen erschließen läßt. Vor allem wird in der Kontemplation eine Grunddimension der Nachfolge Jesu sichtbar. Nur wer „lassen" kann, sogar sein Leben, wird sein Leben sinnvoll leben („sein Leben gewinnen"). Solches „Lassen" ist nicht Passivität, sondern schließt die aktive Bereitschaft ein, das Mögliche und Notwendige selber zu tun.

Es gibt die Erzählung von einem Schreinermeister, der unermüdlich schaffte und auch wahrlich Großes und Schönes zu gestalten wusste. Die Nachfrage nach seinen Arbeiten war groß. Eines Tages freilich sah ein Freund ihn mit letzter Kraft an einem Baumstamm beschäftigt. Aber die Arbeit ging nicht voran, und der Freund riet, doch vielleicht wieder einmal die Axt zu schärfen. Der Schreiner antwortete, dazu habe er keine Zeit, die Arbeit dränge zu sehr. Und so schaffte er weiter bis zur völligen Erschöpfung. Mir kommt auch eine Stelle aus dem „Huckleberry Finn" von Mark Twain in Erinnerung: Da ist die Rede von tapferen Ruderern, die zu einem bestimmten Zeitpunkt völlig die Orientierung verlieren. Um nun diesen Mangel auszugleichen, fällt ihnen nichts besseres ein, als die Anstrengungen beim Rudern zu verdoppeln. Ist das vielleicht auch die Situation vieler Gemeinden und Ordensgemeinschaften bei uns?

Ich meine jedenfalls: Wir brauchen eine neue Aufmerksamkeit nach innen, für die innere Stimme, die Fehlhaltungen überwinden hilft und aus der Tiefe neue Kraft schöpfen läßt. Dazu ist es notwendig, ein inneres Gespür zu haben für das, was wichtig ist und was nicht; für das, was an einem ganz bestimmten Abschnitt des Lebens nun „fällig" ist und was nicht. Im persönlichen und familiären Leben kann eine qualifizierte Beratung einen „Durchbruch" schaffen, im Berufsleben ein Seminar zur Weiterbildung und Vertiefung. Die Kirchen, die Gemeinden und geistlichen Gemeinschaften schließlich bieten unzählige Formen von Einkehrtagen, Exerzitien, Phasen und Formen „geistlicher Begleitung" an. All diese Formen zur „Entwirrung" einer Situation, in der positive Lebensenergie blockiert ist, der Hilfen zum menschlichen und

geistlichen Wachstum, sind aber m. E. um so fruchtbarer, als sie nicht nur eine Technik vermitteln, sondern Tiefenschichten unseres Lebens berühren. Ich bin sogar überzeugt: Wir bedürfen stärker denn je zuvor der heilenden Kraft der „kontemplativen Haltung", und das nicht nur im Binnenraum der Kirche und der Klöster. Denn unter Kontemplation verstehe ich nicht nur die Berufung jener Frauen und Männer, die – zumeist in der „Klausur" – ihr Leben ausschließlich oder vorrangig dem Gebet und der Anbetung weihen.

Vier Aspekte möchte ich besonders betonen: Zunächst: Kontemplation schafft Beziehung. Sie führt zwar oft in die absolute Stille und Einsamkeit. „Es gibt nichts, was Gott ähnlicher ist als die Stille" (Meister Eckhart). Wichtiger aber: Sie schafft Beziehung zu Gott, zu Jesus Christus, zur Schöpfung, zu den Menschen. Weiter: „Weniger" ist oft „mehr". Krampfhaftes „Rudern" führt zu nichts, wenn ein Blick auf den Kompaß oder das aufmerksame Studium einer Karte am Platze wäre. Drittens: Solches „Lassen" ist nicht Passivität, vielmehr die aktive Bereitschaft, sich beschenken zu lassen: „Das Wort des Lebens kannst du dir nicht selber sagen". Ich habe den Grundgedanken auch im chinesischen Tao gefunden, wo es heißt: „Wesentliches Tun erfordert Nicht-tun". Und schließlich: Christliche Kontemplation führt nicht in die Weltflucht, sondern in die Solidarität. Jesus selber kehrte von der Begegnung mit dem Vater „am einsamen Ort" (Mt 14,23), auf dem Berg und in der Wüste, in die Menge, zu den Armen, Kranken und Hilfesuchenden zurück. Ich füge auch noch ein Wort von W. Herbstrith an: „Geistliche Tiefe ist nicht Schweben im Himmel wolkigen Gefühls. Geistliche Tiefe ist erschreckend konkret: Sie zeigt sich und wächst im liebenvollen Blick auf die anderen, in der Zuwendung zu ihnen, in kleinen, alltäglichen Gesten: einem Lächeln, einem freundlichen Wort, einer Aufmunterung, einer Handreichung, einem milden Urteil. Sonst ist alles Schall und Rauch."

Visionen, so habe ich einmal gelesen, sind wie Sterne: Du kannst sie sehen. Es macht Freude, sie zu betrachten. Sie geben denen, die sie „lesen" können, im Dunkeln Orientierung. Aber erreichen, sie gar „vom Himmel holen", das wirst du nie. Etwas anderes kommt heute hinzu: Visionen, „Utopien" gar, haben zumindest in unserer zeitgenössischen westlich orientierten „Instantgesellschaft" mit ihrer fast allumfassenden superschnellen „Marktorientierung" kaum Konjunktur. Was in Wirtschaft und Politik zu zählen scheint, ist die Fähigkeit, immer rascher kurzfristige Trends wahrzunehmen und auf sie möglichst „effektiv" zu reagieren. In überschaubaren Zeiträumen klar benennbare Ziele zu erreichen. Die regelmäßig erscheinenden Wirtschaftsprognosen und Politbarometer sind dafür ein Indiz. Zudem gibt es gegenüber den „Visionen" von politischen und religiösen Schwärmern und offenen und geheimen „Verführen" zu Recht ein tiefes Misstrauen.

Nun gehören Visionen aber zum Grundbestand unserer persönlichen und gemeinschaftlichen Glaubensgeschichte. Und nicht nur im Christentum schlummern Vorahnungen von dem, was sein sollte und vielleicht sein könnte: Messianischer Friede soll sich eines Tages über die ganze Schöpfung legen, die jetzt noch seufzt und in „Wehen" liegt. Lamm und Wolf werden friedlich nebeneinander leben. Menschen werden einander und der Erde keine Gewalt mehr antun. In der neuen Welt unter der Herrschaft Gottes werden Erde und Biosphäre ein einladendes und bewohnbares Haus für alles darstellen, in dem das, was allen gehört, auch gerecht verteilt wird.

Und vergessen wir nicht die biblischen „Visionen" von einer geschwisterlichen Kirche, vom Verzicht auf Macht und Herrschaft unter den Rassen, Kulturen und Geschlechtern. Aber solcherart „Visionen" sind eben doch alles andere als wirklichkeitsfremde Phantas-

tereien. Sie schenken Leben. Eine Frau, Maria von Nazareth, singt das Lied von Sturz der mächtigen Herrscher, die die Welt unterjochen. Franz von Assisi hat durch seinen Dialog mit dem Sultan mitten im Getümmel der Kreuzfahrerschlacht in visionärer Weise der Kirche ihren jesuanischen Weg als „Sakrament des Friedens" gewiesen, obwohl Feldprediger noch im 20. Jahrhundert vom Krieg als „Sakrament" reden sollten. Der Dominikaner Las Casas predigte in Zeiten gewaltsamer Missionsmethoden von der gleichen Würde aller Rassen, Völker und Geschlechter. Und Martin Luther King hatte mit seinem Traum von der endgültigen Befreiung seiner schwarzen Brüder und Schwestern doch eine ungeahnte, auch politisch wirksame Ausstrahlung. Widerlegt wurden diese Visionen und ihre Vorkämpferinnen und Vorkämpfer jedenfalls nicht.

Aber Visionen können auch austrocknen und verblassen. Wo sind heute, nicht zuletzt in den von starker „Binnenorientierung" geprägten Kirchen, die weiteren Horizonte von Solidarität und Gerechtigkeit, aber auch von Glück, Schönheit und neuer Sprache? Vor allem fragen sich Christinnen und Christen in den Orden bei uns in Europa immer mehr, ob die Vision des Propheten Zacharias noch gilt, nach der uns Zeit- und Weggenossen am Ärmel zupfen und im Blick auf unsere Gemeinden sagen müssten: „Wir möchten mit euch gehen. Denn wir haben gehört, dass Gott mit euch ist" (vgl. Zach 8,23). Kann Glaubenserfahrung, zumindest in den real verfassten Kirchen bei uns, noch wirklich „beflügeln"? Sollten aber nicht gerade Ordenchristen Zeugnis davon geben, dass wirklicher Glaube zum Leben und zur Freiheit beflügelt?

Wir sollten uns die „Vision" nicht nehmen lassen, dass Gott sich gerade auch in unseren postmodernen Zeiten als Gott des Lebens, als Freund der Armen, als Liebhaber seiner eigenen Schöpfung erweisen kann. Es gibt doch Gott sei Dank immer noch viele bunte Regenbögen, Zeichen seiner bleibenden Anwesenheit und Treue, über ermutigende Zeichen von Leben und lebenswerter Zukunft, innerhalb und auch außerhalb unserer Kirchen. Aber dies lässt sich nicht herbeireden. Unabdingbar ist, dass Menschen sich gerade in einer oft „wurzellos" erscheinenden, von den schnellen Bildern und lauten Tönen geprägten Gegenwart ihrer Herkunft, Geschichte und Wurzeln erinnern. Wir bleiben dann in lebendigem Austausch mit einer Grunderfahrung. Es gibt eine Vision, die uns aus den Wurzeln unseres Glaubens zuwächst und die uns gerade heute durch Zeuginnen und Zeugen in allen Kulturen überliefert wird: Die Anerkennung Gottes, seiner „Herrschaft", seiner Gestaltwerdung in Jesus kann ungeahnte Freiheit schenken. Die in kontemplativer Grundhaltung erneuerte Erfahrung von meiner Verwurzelung in der Schöpfung als einer Manifestation Gottes, meiner Verwurzelung im Erdreich einer Welt, deren Ziel die Vollendung und nicht die Zerstörung ist, ermutigt zum Leben und zur Zukunft, setzt Kräfte frei, die ich aus mir selber nicht habe. Im letzten geht es doch darum, ob wir auch im postmodernen Heute und unbekannten Morgen eine „sakramentale Lebenskultur" zu erhalten, zu pflegen und kreativ zu entwickeln in der Lage sind: Es gibt heilsame Kräfte und Lebensströme, die dazu befähigen, realistisch an der Vision einer besseren und gerechteren Welt festzuhalten. Für den Christen heißt dies, aus dem Wort der Schrift die Zeichen der Zeit zu deuten, das Gedächtnis des Auferstandenen zu begehen, bis er wiederkommt und in der Interpretation der „Zeichen der Zeit" auch zu erfahren, dass vielleicht eine neue „Zeit der Zeichen" anbrechen will. Dafür, dass Gott diese Schöpfung liebt.

Unseren Kirchen täte Mut zu Visionen gut. Es geht dabei ja um nicht mehr und nicht weniger, als um die Fähigkeit, die „Leidenschaft" Jesu für die Welt in unsere Zeit zu übersetzen. Bei Ireneus von Lyon ist dazu zu lesen: „Die Kirche teilt die Jugendlichkeit des Herrn, wenn sie seine Kraft empfängt und

den Menschen davon mitteilt. Wenn sie seine Vision lebt und verkündet." In Afrika habe ich das Wort gehört: Je höher der Baobab-Baum, desto tiefer seine Wurzeln. Standfestigkeit, aber auch weite Horizonte hat nur der Mensch, der seine Ursprünge kennt. In China heißt es sogar: „Finde deine Wurzeln, dann kannst du fliegen." Und der amerikanische Theologe Jay B. McDaniel, spricht davon, dass das Christentum auf dem Weg in ein postmodernes Zeitalter sich von zwei Gefahren bedrängt sehe. Auf der einen Seite von einem „wurzellosen Konsumverhalten" (rootless consumerism), das kaum kritische Distanz zu den Gefährdungen der Moderne und Postmoderne zu bewahren vermag. Auf der anderen Seite von einem „flügellosen Fundamentalismus" (wingless fundamentalism), der sich vor allem in exklusivem Denken, Dialogunfähigkeit und mangelnder Inkulturationsbereitschaft zeige. Es gelte, in der sakramentalen Verankerung in der Glaubensgemeinschaft wie aber auch im Dialog mit Schöpfung und gegenwärtiger Kultur und Technologie neue Ansätze für Glaubenserfahrungen zu vermitteln.

Unsere Zukunft gründet in unserer Herkunft. Die Kirche Jesu Christi wird in dem Maße Zukunft, d. h. Weite und missionarisch-befreiende Kraft haben, wie sie sich ihrer Ursprünge vergewissert und zugleich beflügeln lässt von Visionen, die Mut machen:

Vor allem aber scheint es mir wichtig, dass der persönliche Glaube sich „beflügeln" lässt: Du hast Grenzen, die du nicht (mehr) überschreiten kannst. Aber du kannst zugleich in eine immer größere Freiheit voranschreiten. Die Prinzipien vom Vorrang der absoluten Beschleunigung sowie der „Marktfähigkeit" sind eben doch nicht allgemeingültig. Die Vision vom fruchtbaren Erdreich, das langsames Wurzelschlagen erlaubt, sowie von der „gefüllten Zeit" gehört zu den Grundvoraussetzungen unserer Glaubensgeschichte. Aber sie sind auch heute lebensspendend, ja auch erfahrbar: Dein Leben besteht nicht nur aus Teiletappen des Gelingens und Scheiterns in Leistung, Produktion und Vermarktung. Auch Versagen, Scheitern und Misserfolg, ja auch Schuld können in der paulinischen Vision von der Gerechtmachung und von einer neuen Schöpfung eine Erfahrung von befreiender Gnade werden. Das Leben behält den Horizont einer je größeren Hoffnung. Ich kann immer neu beginnen. Du hast ein Ziel und eine Verheißung, die du mit der ganzen Schöpfung teilst. In Gottes Augen bleibst du schön und wertvoll. Dinge und vor allem Menschen haben nicht nur einen Preis. Sie haben ihren Wert. Und du kannst einen Beitrag leisten zu einer gerechteren und friedlicheren Welt. Denn du kannst lieben, weil du selber geliebt bist.

## Was heißt „geistliche Fruchtbarkeit"?

Wir wissen oder ahnen zumindest doch alle, dass die Zukunft der Kirche und der Orden nicht in der Menge, in großen Werken und viel äußerem Einfluss liegt. Es geht nicht um Effizienz allein, sondern um eine „Fruchtbarkeit", von der in den biblischen Gleichnissen vom Samen und vom Wachsen des Reiches Gottes die Rede ist. Wir sollten nicht von den „glorreichen alten Zeiten" träumen und unsere Zukunft auch nicht an Kriterien der Vergangenheit messen. Wir sollten freilich auch nicht vorschnell die Flinte ins Korn werden und dabei womöglich noch von der „Kunst des Sterbens" reden. Sicher: Vieles an den bisherigen Ordensleben stirbt ab. Aber es gibt schon in den Evangelien verschiedene Deutungen des Weges, den ein Samenkorn gehen kann: In den synoptischen Texten ist die Rede davon, wie manches auf unfruchtbaren Boden fällt, verdorrt und von den Vögeln des Himmels gefressen wird. Es gibt aber auch guten Samen und fruchtbaren Boden. Das Samenkorn, das in die Erde fällt und „stirbt", ist eigentlich ja gar nicht tot, weil es weiterlebt in seinen Früchten.

Ich möchte Sie einladen, an eine solche evangeliumsgemäße Fruchtbarkeit unseres Lebensentwurfes zu glauben, auch wenn viele im Moment verwirrt sind und gern andere

Kriterien für unsere Zukunftsfähigkeit anlegen möchten. Wir dürfen unsere Gegenwart und Zukunft nicht ausschließlich und vorrangig mit den Kriterien der „Menge" und „Effizienz" messen, obwohl wir, wenn wir ehrlich sind, das ja immer gern tun. Zuweilen drehen sich unsere Kirchen und ihre Werke und auch Ordensgemeinschaften doch wohl zu sehr um sich selber. Sie entwickeln ihre Eigenlogik und erzählen dabei Geschichten wirklichen oder vermeintlichen eigenen „Erfolgs". Was aber wirklich zählt, ist doch dies: die Verankerung im Geheimnis des lebendigen Gottes, die nachhaltige geistliche Fruchtbarkeit für Gottes gesamte Schöpfung, welche mehr durch das Lebenszeugnis als durch Worte besiegelt und beglaubigt wird. Wie aber kann das geschehen?

Wir brauchen eine Spiritualität, die das Geheimnis des Samenkorns kennt und lebt und weiter zu blicken imstande ist als wir sind. Ich möchte Sie weiter in diesem Zusammenhang daran erinnern, dass wir das Schicksal des Wandels und des Absterbens oder auch der Verwandlung mit vielen heutigen Menschen teilen.

Unser Kontinent erlebt einen unaufhaltbaren, schmerzhaften Wandel. Die Industrie- und in einigen Ländern auch teilweise noch vorhandene Agrargesellschaft erlebt Erosionen und strukturelle Umgestaltungen, für die es in der Geschichte keine Parallelen gibt. Erwerbsarbeit als Grundrecht und persönliche wie familiäre Grundsicherung sind für immer mehr Menschen keine Selbstverständlichkeit mehr. Trotz oder gerade wegen der technologischen und digitalen Vernetzung unserer Welt fallen immer mehr Menschen aus dem sozialen Netz heraus. Was bisher „Arbeitsgesellschaft" hieß, wird zur Informations-, Freizeit-, Spaß- und Instantgesellschaft: „Alles immer überall, und zwar sofort." Der Verlust an realen und sinnerfüllenden Gestaltungsmöglichkeiten kann aber auf Dauer durch die Flut der digitalen und sonstigen Angebote des Marktes nicht aufgefangen und ersetzt werden. Die Unübersichtlichkeit in den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Mitgestaltungsmöglichkeiten lässt Ohnmachtgefühle aufkommen. Dennoch ist – zumindest „virtuell"– fast alles möglich,". Zugleich erscheint aber fast nichts mehr als sicher, von Dauer, eines dauerhaften Engagements wert. Mehr und mehr geht die Rede um vom persönlichen und kollektiven „Egotrip" sowie von der „Entsolidarisierung der Gesellschaft". Das geht am Leben der Kirche, ihrer Gemeinden und Gemeinschaften natürlich nicht spurlos vorbei. Es ist nun von Seiten der Christen ein ganz kräftiger Einspruch gegen die „Religion" des Marktes notwendig, die prophetische Erinnerung, dass der Mensch vor Gott Würde hat und nicht bloß Wert. Es gibt in diesen Jahren nichts Wichtigeres als die „Option für den lebendigen Gott". Es gibt an der Schwelle zum neuen Jahrtausend nichts Wichtigeres zu tun, als Räume und Orte für Gotteserfahrung zu schaffen, der Begegnung, der Lebensqualität, der Solidarität aus dem Evangelium, der gemeinsamen Suche und Entscheidungsfindung in seinem Geist. Ich fürchte, dass wir uns als Christen zu häufig auf periphere Optionen verlassen. Die werden aber keinen Bestand haben und keine „Früchte bringen", wenn wir uns nicht zunächst auf das Fundament unserer Existenz besinnen und uns seiner neu vergewissern.

## Missionarischer Glaube – missionarische Kirche?

„Mission" als Sendung, Weitergeben, Nicht-für-sich-selber-Dasein gehört zum Wesen der Kirche. Eine der wichtigsten Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils ist ja, dass die eine Kirche Jesu Christi als ganze und für alle Zeiten „missionarisch" sein wird. D.h. vom Evangelium her dynamisch und kommunikativ. Dem „Leben der Welt" verpflichtet. Die Zukunft des Universums gestaltend. Im letzten gehören „Mission" und „Sendung" aber zum Wesen Gottes selber: Er ist nicht nur der „Ferne", Unnahbare. In Jesus von Naza-

reth ist er eingetreten in unsere Welt, in unsere Biographie, in die Geschichte unserer Völker und des ganzen Universums. Und in seinem Geist bleibt er bis ans Ende der Zeiten unter uns, in der Kirche, aber auch über ihre Ränder hinaus. Vielleicht in Erscheinungsweisen und Formen, die wir noch gar nicht als „Gegenwart des Geistes" erkannt haben. Der Geist aber ist der Christenheit verheißen. Auf diesem festen Grund dürfen wir bauen. Es gilt deswegen auch, die gute Nachricht von einem lebensfreundlichen Gott und von der Zuwendung Gottes zu allen Menschen und Kulturen weiter zu geben. Diese „Mission" bleibt gültig. Sie wird in den gegenwärtigen Zeiten aggressiver Globalisierung und der Ausgrenzung der Schwachen sogar dringlicher denn je zuvor. Eben als „Globalisierung" der guten Nachricht von Wert und Würde aller ohne Unterschied. Wir glauben daran, dass das Wort sogar eine ganz neue Leuchtkraft erweisen wird.

Die Mission, der die Orden verpflichtet sind, möchte ich so beschreiben: Mit Profil und dennoch dialogisch von Gott sprechen, der Leben und Zukunft und Menschenwürde verheißt. Von Jesus Christus, der in seiner „Mission" von diesem Gott sichtbares Zeugnis gegeben hat. Gemeinden und lokale Kirchen bauen und stützen, die im Geiste Jesus selber Sauerteig, Salz der Erde, Orte befreiten und befreienden Glaubens und darin Ferment ständiger Erneuerung und Heilung sein werden. Und eben nicht nur für die Kirche, sondern auch für Gesellschaft und die bedrohte Schöpfung. Bei missio ist es deshalb unser Bestreben, eine unserer „Kernaufgaben", die Ausbildung von Priestern, Ordensleuten und anderen Hauptamtlichen so zu fördern, dass Botinnen und Boten Gottes und des Evangeliums, aber auch – gerade deswegen und auf diesem Fundament – Trägerinnen und Träger von Entwicklung, Werkzeuge des Friedens, Anwälte der Menschenwürde heranwachsen.

Der Glaube, wie wir ihn verstehen und weitergeben möchten, soll heilend und befreiend sein. Nicht bedrückend, versklavend oder in Nischen vegetierend. Die Verkündigung des Evangeliums bei uns und anderswo, Glaube und Glaubensweitergabe sind „um Gottes willen" Engagement für und Investitionen in eine lebenswerte Zukunft für alle ohne Unterschied. Und solche „Mission" ist jedenfalls aus der Sicht von Christen „Grundlagenarbeit": Wenn der Glaube lebt, wächst auch die Liebe, die den Namen Solidarität hat. Die eine Sendung des Geistes, von der wir zu sprechen haben, fächert sich auf in viele Dienste Und so gesehen ist, so glauben wir, Mission die „Folie", die „matrix", ja die „Seele" von allen anderen Diensten, die im Auftrag der Kirche geleistet werden. Und eine solche Mission ist eben auch wie das Graben von Brunnen, weil viele, wir selber eingeschlossen, Durst nach Sinn, Leben und Gott haben. Eine solche Mission schärft den Blick für das, was kommt, und für das, worauf es in der jetzigen Weltzeit „ankommt".

## Zeit der Aussaat

„Zeit der Aussaat – Heute missionarisch Kirche sein" – Unter diesem Titel haben unsere deutschen Bischöfe gegen Ende des letzten Jahres einen wichtigen Text veröffentlicht. Ausgehend von der religiösen Situation in den neuen Bundesländern lädt er alle Christinnen und Christen sowie unsere Gemeinden dazu ein, unsere Zeit der Kirchenferne, der wirklichen oder vermeintlichen Gottlosigkeit, der religiösen Sprachlosigkeit und des spirituellen Analphabetentums als „Gottes Zeit" zu begreifen. Als Advent, der Verheißungen in sich birgt. Also – trotz aller gegenteiliger Zeichen – als Zeit der Hoffnung und des Wachstums von Gottes Reich. Auch bei uns.

Manche werden sich fragen: Ist das realistisch? Ist das nicht wie das berühmte „Pfeifen im dunklen Wald", das sich selber Mut machen will? Ist es sowohl in der Gesellschaft des Westens wie in den Kirchen des Nordens nicht die Zeit der „Verwalter des status quo"?

Wo gibt es denn Anlass, an Aufbruch, gar an die Möglichkeit des „großen Wurfes" zu denken? Von fern und nah tönt es doch, das Utopien und noch so gut gemeinte Visionen auf dem Markt der Postmoderne doch keinen Platz mehr haben. Die Nachfrage sei gleich Null.

Ich finde das Wort der Bischöfe von der Zeit der Aussaat passend und mutig. Passend, weil Christen sich gerade angesichts der Ängste und Unübersichtlichkeiten unserer Zeit ihrer Herkunft ver-„gewiss"-ern dürfen: In der Verkündigung Jesu wird das Kommen des Reiches, das Frieden und Gerechtigkeit bringen wird, eben nicht als triumphaler Handstreich oder als vorhersehbarer Erfolg in einer voraussagbaren Zeit beschrieben. Vielmehr als langsames Wachstum. In vielen Krisen und Widerwärtigkeiten. Oft in der Situation der Bedrängnis und der „Minderheit" des Weizens mitten im Unkraut. Unsere Kirche ist, gerade in ihren Unvollkommenheiten und mit ihren Schattenseiten, „nur" der Beginn des Wachstums. Sie ist nicht das Reich Gottes selber. Das biblische Bild vom Sämann ist heilsam in einer Zeit, wo manche von der Kirche einfach immer noch zu viel erwarten, sehr viele aber gar nichts mehr. Ich halte das Bild von der Saat, die ihre Zeit braucht und bekanntlich auch im Winter wächst, für tröstlich und ermutigend. Es erinnert daran, dass unsere christlichen Gemeinden, wiewohl sie mitten in der Gesellschaft ihren Platz haben, ihren Standort eben doch nicht von den kurzfristigen „Bedürfnissen" dieser Gesellschaft und ihrer „Märkte" her definieren. Sondern aus langfristigen Optionen, die einen langen Atem haben und aus tiefen Gewissheiten („Brunnen") leben.

Es geht heute darum, das Wort „missionarisch" in neuer Weise positiv zu „besetzen" und nicht länger als überholt, weil triumphalistisch und entweder durch die Kolonialpolitik oder durch penetrante Sektenprediger verdorben gelten zu lassen. Denn missionarisch – das bedeutet ja eben nicht, andere permanent anzupredigen und ihnen etwas überstülpen zu wollen, wonach sie nie gefragt haben. Missionarisch ist eine Kirche oder Gemeinde vielmehr, wenn sie die freundliche, einladende und solidarische Gegenwart Gottes in ihrer Mitte sichtbar macht und in innerer Gewissheit und Freude einladend und „ansteckend" ist. „Wer mit unserer Kirche zum ersten Mal in Berührung kommt, sollte damit rechnen dürfen, willkommen zu sein". So formuliert es der Erfurter Bischof Joachim Wanke.

Das Wort der Bischöfe lenkt den Blick auf die Fragen, welche für die Zukunft der Kirche und des Glaubens wirklich entscheidend sind. Das sind dann eben nicht die Höhe der Kirchensteuern, die Schaffung neuer pastoraler Strukturen, auch nicht der Mangel an Priestern und Ordensleuten allein: Wichtig ist es vielmehr, dass Christinnen und Christen, wie es die französischen Bischöfe formuliert haben, sich trauen, „den Glauben ins Gespräch zu bringen". Dialogisch, aber doch mit klarem Profil. Nicht als „Macher" mit ausgeklügelten Strategien und mit viel Geld, sondern einladend, gastfreundlich, familiär. Von innen her werbend und ansteckend. Es geht darum, um Vertrauen zu werben und ein belastbares Netz von Beziehungen aus dem Glauben an den Auferstandenen zu knüpfen. Je mehr Männer und Frauen zu leben und zu bezeugen lernen, was ihnen im Glauben wichtig ist, um so besser für die Zukunft unserer Gemeinden. Ja, in Deutschland und Europa ist „Zeit der Aussaat". Je tiefer unsere eigenen Quellen und Brunnen, um so fruchtbarer der Boden für Pastoral, Diakonie, Mission. Und auch für geistliche Berufe.

## Auch in Zukunft ein Segen sein

„Ihr sollt ein Segen sein" (Gen 12,2). Das Leitwort des kommenden Ökumenischen Kirchentages erinnert an den Aufbruch Abrahams und an die Verheißung, die an ihn erging. Wir hören dieses Wort in einem völlig veränderten Kontext. Viele Zeitgenossen, auch Christinnen und Christen, werden das

Wort „Segen" zunächst als Chiffre innerhalb der kirchlichen Binnensprache vernehmen. Dabei fordert es doch auf, die Sendung der Kirche Jesu Christi sowie des einzelnen Gliedes, ja auch das Wort „Gott" in ihr mutig neu auszusagen. In neuer Sprache. In neuen Formen und neuen Beziehungen zu einer äußerst komplexen Wirklichkeit. Das wird nicht leicht sein. Aber es liegt eine große Chance darin.

Mir will scheinen, dass das Wort „Segen" und seine Ausfaltungen mehr denn je in Bildern der Beziehung zwischen Personen und auch in der Beziehung von Menschen zur Schöpfung ausgesagt werden muss. Segen hat deshalb in erster Linie nicht mit marktgängigen Kriterien wie Produktivität und Effizienz zu tun. Eher wohl mit Fruchtbarkeit von innen, geistig-geistlicher „Nachhaltigkeit", Heilung, Ermutigung zum Leben.

Was das im Einzelnen bedeutet, ist vor allem an der Person Jesu und seiner Sendung abzulesen (vgl. Mt 9,36-10,8): Er kündigt eine neue Wirklichkeit (das „Reich Gottes") an und lässt diese schon in wirksamen Zeichen sichtbar entstehen. Jesus selber ist in der Verbundenheit mit dem Vater ein Segen. Er lässt sich von der Not, Müdigkeit und Erschöpfung der Menschen um ihn anrühren. Kranke werden durch ihn gesund, Tote erstehen neu zum Leben, Aussätzige werden rein, Dämonen müssen weichen. Und von Anfang an sammelt Jesus Menschen um sich, die diesen Dienst des Segens von ihm lernen und weiter tragen. Der Segen, der in der Sprache der Bibel von einem Menschen ausgeht oder der ein Mensch selber „ist", lässt sich vergleichen mit einer inneren Kraft, die Gemeinschaft stiftet, Leben schenkt und fördert und erhält. Er ist wie eine Grundkraft, die tragfähige Beziehungen schenkt, Horizonte eröffnet, Zukunft ermöglicht. Ein Segen sein, das heißt damit auch schöpferisch sein. Kreativ an der Weiterführung des Planes Gottes mit seiner Schöpfung mit zu arbeiten.

Jesus hatte seine Sendung nicht aus sich selbst. Gott selber ist in seiner Einheit in drei Personen und der Relation unter den drei Personen das „segnende" Grundprinzip der Schöpfung, ihrer „Schönheit und Güte", aber auch ihrer Sehnsucht nach Vollendung und Befreiung von Sünde und Tod (Röm 5). Jesus ist der sichtbare „Segen" unseres Gottes über seine Schöpfung, und „in der Gemeinschaft mit Christus hat uns Gott mit allem Segen seines Geistes gesegnet" (Eph 1,3). Der Geist, der bis zum Ende der Geschichte bei uns sein wird, erinnert zudem daran, dass Segen – eigentlich Gott selber – als schöpferischer Urgrund alle Wirklichkeit bis ins kleinste Molekül erfüllt. Wahrer Segen ist niemals Produkt menschlicher Leistung. Er wird geschenkt. Er kommt aus Gottes Hand, aus der Hand seiner schöpferischen Liebe. Er ist das Sichtbarwerden seiner Liebe und Zuwendung und Sendung. In vielen Männern und Frauen auch heute. Und nicht nur innerhalb der Kirche. Nicht nur im Christentum. Segen ist eine verborgene Kraft, aus der das Leben, Hoffnung, Zukunft erwächst. Christinnen und Christen und Kirchen, die heute bei uns und weltweit ein Segen sind – das sind nicht ihre kulturellen, karitativen und missionarischen „Leistungen". Es geht vielmehr darum, sichtbar zu machen, dass Gott mitten in dieser Welt anwesend ist: Dass es eine durchaus „missionarische" Spiritualität gibt, die Sehnsucht nach befreitem und geheiltem Leben wach hält. Dass es auch heute Menschen wie Abraham gibt und geben muss, die der Verheißung eines Gottes, der selber Leben und Segen ist, sehr viel zutrauen.

Was hält unsere Welt und unsere Gesellschaft zusammen? Wird es gelingen, weltweit mehr Gerechtigkeit zu schaffen? Ist es möglich, das Gewaltpotenzial in den Religionen in den Blick zu nehmen und mehr und mehr die heilenden, segnenden Kräfte aller Religionen zusammenzuführen? Wird es den Kirchen und Gemeinden bei uns gelingen, so von Gott zu sprechen und den Glauben so zu leben und weiter zu geben, dass dies zum Segen für alle und auch für die Schöpfung wird? Kirchen und Gemeinden und ein Kirchen-

tag, die sich aufmerksam hörend unter den Anspruch Gottes und seinen Segen stellen, werden Antworten auf diese bedrängenden Fragen finden.
„Segen" – so hat es Dietrich Bonhoeffer an Pfingsten 1944 aus der Gefängniszelle in Berlin-Tegel an seine Braut Maria von Wedemeyer geschrieben – „Segen, das heißt: die sichtbare, spürbare, wirksam werdende Nähe Gottes. Segen will weitergegeben sein, er geht auf andere Menschen über. ... Es gibt nichts größeres, als dass ein Mensch ein Segen für andere ist. ... Nicht nur eine Hilfe, ein Gefährte, ein Freund, sondern ein Segen. Das ist viel mehr." „Polemisieren, Kritisieren, Befeinden, Zerstören, das ist leicht und billig. Gewaltlos und mit Liebe zum Ganzen."

## „Fürchtet euch nicht"

Der Aufruf (Mt. 10, 26-43) ist verbunden mit der Aufforderung zum öffentlichen Zeugnis, wenn dafür die Stunde schlägt. Es ist die Aufforderung damit verknüpft, sich tapfer – gegenüber Feind wie Freund – der Wahrheit über Jesus und sein Reich zu stellen, wenn sie sich vor den Augen der Welt entfaltet. Es wird unmissverständlich auf die Furchtlosigkeit hingewiesen, welche die Jünger im Widerspruch und in der Verfolgung erfüllen soll. Es gibt – so die Botschaft – einen Grund für soviel Sicherheit: Ihr seid mehr wert als viele kleine Spatzen. Selbst alle eure Haare hat Gott gezählt. Du bist in Gottes Hand. Du bist geliebt. Du kannst heil werden. Sei offen für das, was kommen mag. Ich bleibe bei dir. Wie kann diese Botschaft aber in unsere Gesellschaft und Welt vermittelt werden? Eine Ursache der verbreiteten religiösen Sprachlosigkeit und des spirituellen Analphabetentums ist doch gerade die, dass es den Religionen und auch dem Christentum zu wenig gelingt, inmitten der Erfahrungen von Gewalt, Terror und Einsamkeit Erfahrungen zu vermitteln von Geborgenheit und Verlässlichkeit, von Verwurzelung in einem fruchtbaren Lebensgrund, dem auch Dürreperioden und Katastrophen im letzten nichts anhaben können, von Akzeptanz, belastbarer Freundschaft und von einem für alle gedeckten Tisch. Und ich wünsche mir solche Erfahrungen nicht allein in spirituellen Oasen oder gar esoterischen Biotopen, sondern als positive Kontrasterfahrung mitten in unserer widersprüchlichen, unübersichtlichen, bedrohlichen und bedrohten Welt und Schöpfung. Von Gott zu reden, ihn anzubeten, um das Kommen seines Reiches zu bitten und in unseren Gemeinden Erfahrungen von seiner Zuwendung und Fürsorge für den einzelnen Menschen wie für das Haus der Schöpfung zu machen oder zu vermitteln – das kann nicht gelingen, solange wir vor allem im Norden und Westen unserer Einen Welt – statt uns ständig und vorrangig mit dem „System" Religion und Kirche und seinen unleugbaren Widersprüchen auseinander zu setzen – nicht zu einer Tiefenschau, d. h. zu einer Mystik des Alltags und der gläubigen Begegnung auch und gerade mit den von uns selber aus eigener Kraft nicht aufhellbaren Schattenseiten unserer persönlichen Existenz und unserer Welt finden.
Was wir – als Christinnen und Christen – in unserer von der Gewalt geprägten Welt dem Gefühl der ständigen Bedrohung, der Furcht vor der Zukunft, der Angst vor der Einsamkeit und dem eigenen Tod als alternative Erfahrung und heilende Kraft entgegenhalten können ist, meine ich, vor allem die Ehrfurcht. Die Ehrfurcht vor dem „Mehr" an Leben, das erfahrbar aufscheint in den Friedfertigen, den Liebenden, den Solidarischen, den Hoffenden, auch den Märtyrern und Zeugen aller Religionen und Kulturen. Sie selber sind ein Abbild und eine Spur jenes Gottes, der die Welt zusammenhält und in diesem „unendlichen Plan" jedem einzelnen Menschen, ja selbst noch einem Spatzen und einem Grashalm seinen Wert, seine Würde und seinen Platz zugewiesen hat. Eine solche Ehrfurcht kann eine Quelle von Kraft, Zuversicht und Gelassenheit sein. Was wir der Erfahrung von Ohnmacht und Chaos vor

allem entgegenhalten können, ist die Erinnerung an den Herrn und die Vergewisserung, dass sein Geist in allem, was geschaffen ist, anwesend bleibt. Jesus hat in der Verbundenheit mit dem Vater die eigene Einsamkeit und Todesfurcht bestanden. Das Brot, das wir in seinem Namen brechen, bleibt zwar immer auch das bleibende Symbol der zerbrochenen Schöpfung, der zerbrechlichen menschlichen Existenz und aller enttäuschten und zerbrochenen Hoffnungen in den Herzen der Einzelnen wie in der gesamten Menschheitsgeschichte. Zugleich ist es aber ein Vorgriff auf die neue Welt, in der die Angst keinen Platz mehr hat.

In einem Umfeld, in dem so viel von Beziehungs- und damit Hoffnungslosigkeit und von Fragmentierung die Rede ist, ist es weiter sehr wichtig, in der religiösen Sprache und in der Glaubensweitergabe die Dimension der engen Vernetzung alles Geschaffenen sowie eines gemeinsamen Urgrundes von Leben (und Hoffnung) zu betonen. Die Mystik des Pierre Teilhard de Chardin ist in diesem Zusammenhang aktueller denn je: „Tout se tient – Alles hängt zusammen". Die Schöpfung geht weiter, auf größere Komplexität, aber auch auf größere Einheit zu. Mystik verstand Teilhard als die Teilhabe an der göttlichen Energie, der alles und alle erfüllenden Sphäre des Geistes, die das notwendige Gegengewicht ist zu einer Zugehörigkeit zu einer bloß äußerlichen Organisation, die nicht Trägerin von Geist und Leben ist. Ganzheitliche menschliche Entwicklung, das Knüpfen eines Lebensnetzes, das auffängt und dauerhaft trägt, ist ohne eine Seele, eine spirituelle Dynamik, nicht denkbar. Diese innere Kraft ermöglicht es uns, über den Tag und über die Angst des Augenblicks hinaus in der Hoffnung zu verharren zu leben und zuversichtlich an einer sinnvollen Zukunft nicht nur für uns, sondern für alle mit zu arbeiten.

## Schlussbemerkungen

Die Kirche und ihre geistlichen Gemeinschaften sind „Geschöpfe" des heiligen Geistes. Das zeigt sich am tiefsten in ihrer Sammlung um das Wort und in der Eucharistie. Daraus ergibt sich auch die je neue Sendung: Das Volk Gottes ist ja, wie K. Rahner gesagt hat, kein „Ofen, der sich selber wärmt", sondern ein Werkzeug des Heils für die ganze Welt. Ein Sammlungsort, der einlädt, andere neugierig machen sollte auf Gott und auf alles, was er der Welt und der Schöpfung an Gutem noch bereit hält.
Die geistliche Lebenskultur, von der ich hier sprechen wollte, fußt auf der Überzeugung, dass Gottes Schöpfung, die Inkarnation seines Sohnes sowie die Sendung des Geistes nicht einmalige Ereignisse, sondern Prozesse sind, die in der Geschichte und in jedem einzelnen Menschen fortdauern, über das Jahr 2002 hinaus. Und eine christliche Kirche und Gemeinde, die aus tiefen Quellen schöpft, kann unserer Welt dann eine tiefe Gewissheit vermitteln, die niemand aus sich selber hat: dass die Geschichte keineswegs an ihr Ende gekommen ist, dass Gott weiter erschafft und dass die Zukunft – allen Unheilspropheten zum Trotz – eine gute sein wird.

* Text eines Vortrags beim Ordenstag des Bistums Aachen am 18.07.2002 in Grefrath-Mülhausen.

Piet Struik OP

# Die theologische Frage nach Heil(en) in Europa

*Ein erfolgreiches deutsch-niederländisches Experiment*

Das deutsche „Institut M.-Dominique Chenu" (IMDC – ESPACES–Berlin) und das Niederländische „Dominicaans studiecentrum voor theologie en samenleving" (DSTS) hatten gemeinsam für dominikanische Theologen/innen einen ersten Kongress organisiert. Anwesend waren 32 Teilnehmer/innen aus Polen, Deutschland, den Niederlanden, Italien, Österreich, Spanien, Belgien, Kroatien sowie ein Mitbruder aus den USA. Die Tage vom 24. bis einschließlich 27. September fanden im „Dominikanischen Activiteiten–Centrum" (DAC) in Huissen (Niederlande) statt. Ausgewählt war als Thema: „Die theologische Frage nach Heil/Heilen in Europa". Wer die Aktivitäten des DSTS regelmäßig verfolgt hat, den wird diese Fragestellung nicht verwundern. Dieses Thema bot auch für das letztes Jahr gegründete Berliner IMDC eine solide Grundlage für das Wagnis eines ersten Projekts der Zusammenarbeit.

Die offiziellen Sprachen waren Deutsch und Englisch, weshalb „unter der Hand" auch ins Italienische übersetzt werden musste. Aber darauf hatte sich die fünf Personen zählende italienische Gruppe gut vorbereitet. Die Sprachbarriere beinhaltete viel mehr als nur linguistische Probleme: bestehende verschiedene kulturelle Hintergründe und bestimmte, historisch unterschiedliche Lebenserfahrungen waren anfangs manchmal schwer zu überbrücken, aber so nach und nach entstand wirklich ein Prozess des Dialogs.

Wie wurde das beschlossene Thema angepackt? Der Ton wurde von Christian Bauer (IMCD) gesetzt. Er sprach von zeitgenössischer Rede von Gott als dominikanisches Projekt im Plural post-moderner Differenz. Was sind heutzutage konkrete Orte der Theologie und Zeichen der Zeit? Auf welche Art und Weise haben sodann die speziellen Frauen- und Männer-Rollen einen eigenen Anteil beim Formulieren der Frage nach Heil (DSTS)? Heil kann allein durch den Versuch gesucht werden, „den anderen zu verstehen". Dies erfordert eine kritische, interkulturelle und interreligiöse Theologie. Dabei wird die eigene Identität aufs Spiel gesetzt, denn so eine grenz-überschreitende Theologie stört und verstört. Im heutigen Kontext besteht Theologie nicht mehr aus dem Konstruieren eines systematischen, allumfassenden Ganzen. In ein und demselben Augenblick werden wir mit sehr unterschiedlichen Traditionen konfrontiert. Die Pluralität muss zum Herz der Theologie werden. Dies führt dann zu einer anderen Sicht auf Kirche, auf die Einzigartigkeit von Christus und auf die „Einheit" von Gott (André Lascaris OP).

Hat es denn im Moment überhaupt noch einen Sinn die Frage nach Heil zu stellen, wo wir unaufhaltsam mit Un-heil konfrontiert werden? Mit dieser Frage im Gepäck muss unser „Suchen nach Heil" (Orthodoxie) Hand in Hand gehen mit dem „Tun des Gerechten" (Orthopraxie) an jener Bruchstelle der Menschheit, an der Jesus gekreuzigt wurde (Ulrich Engel OP).

Die Diskussionen über diese ausgefeilten Vorträge haben nun aber nicht dazu geführt, dass man eine gemeinsame Antwort auf die gestellte Frage nach Heil im heutigen europä-

ischen Kontext finden konnte. Auf der einen Seite fehlte die Zeit für tiefergehende, gemeinschaftliche Analysen, weil man sich noch nicht ausreichend „verstand". Auf der anderen Seite spielte die (dominikanische) Identitäts-Frage eine nicht unwichtige Rolle: „Wir wissen noch nicht, wonach wir suchen, aber es hat in jedem Fall mit uns selbst zu tun".

Die Diskussionen waren gleichwohl eine positive Bestätigung des in der Einleitung von Ch. Bauer genannten Zitats: „Non oportet canes tacere ubi pastores dormiunt: Wo die Hirten schlafen, dürfen die (dominikanischen) Hunde nicht schweigen."

Bei der Evaluation am Ende war man einhellig davon überzeugt, dass dieses Kolloquium angesichts der Erfahrung, dass wir einander „etwas zu bieten haben", einer Fortführung bedarf. Ein nicht geringer Verdienst dieses ersten Projekts der Zusammenarbeit zwischen der deutschen und der niederländischen Provinz des Ordens.

*Aus dem Niederländischen übersetzt von Alexandra Schöttl, Nürnberg*

Karl Oerder SDB

# Kompetenz für Missions- und Entwicklungsarbeit

## Mission oder Entwicklung

Die Arbeit der Salesianer Don Boscos und vieler Ordensgemeinschaften in den Ländern der südlichen Hemisphäre hat schwerpunktmäßig zunächst einen entwicklungspolitischen Charakter. Der Abbau sozialer Spannungen und die Förderung einer wirtschaftlichen gesunden Entwicklung ist eine Zielvorstellung, die viele bewegt, die im Auftrag ihrer Kirche oder anderer Gemeinschaften in fremden Ländern tätig sind. Dies aber ist nur ein Aspekt dessen, was die Orden und ähnliche Gemeinschaften bewegt. Priester, Schwestern und Laienkräfte fühlen sich ihrem christlichen Glauben und den Prinzipien ihrer Gemeinschaft verpflichtet, der sie angehören. Ungeachtet der Religionszugehörigkeit leisten sie den Armen gemäß ihren Möglichkeiten uneigennützige Hilfe. In einer nicht christlichen oder wie es für Europa gilt, entchristlichten Umgebung setzen sie mit ihrer selbstlosen Hilfe Zeichen tätiger Nächstenliebe. Sie legen dadurch ein Zeugnis ab für das Christentum, zu dem sie sich bewußt bekennen. So erhält ihr Wirken wie von selbst einen missionarischen Akzent. Im Grunde entspricht aber diese wechselseitige Beziehung zwischen Mission und Entwicklungshilfe dem ursprünglichen Verkündigungscharakter der Kirche. Zwar war es der dringende Wunsch der Apostel und der frühen Zeugen, die christliche Botschaft zu verkünden, aber damit verbunden war auch die Vermittlung und Weitergabe von Erkenntnissen und Fertigkeiten, die allgemein dem Fortschritt dienten.

In der jüngeren Vergangenheit, vor dem 2. Vatikanischen Konzil, stand allerdings diese ganzheitliche Form der Glaubensvermittlung nicht in gleicher Weise im Vordergrund wie heute. Nicht wenige Verantwortungsträger in der Kirche sind sogar besorgt, dass durch die Überbetonung der Entwicklungshilfe die eigentliche Glaubensverkündigung zu kurz käme.

Die eigentliche Frage allerdings besteht nicht in einem Zuviel oder Zuwenig an Glaubensvermittlung oder Entwicklungshilfe. Es geht heute vielmehr um das Kernproblem, welche Berechtigung und Befähigung die Kirche hat, das Evangelium allen Völkern und den Angehörigen anderer Religionen zu verkünden und ob es berechtigt ist, die Entwicklungszusammenarbeit als eine missionarische Tätigkeit zu bewerten.

Diese Frage bringt wahrscheinlich viele vor Ort tätige Schwestern, Brüder oder Entwicklungshelfer in Verlegenheit. Denn bedarf es einer eigenen Befugnis für das, was schwerpunktmäßig im Bereich der Bildung und Erziehung oder im sozialen Bereich geleistet wird, wenn eine entsprechende Ausbildung nachgewiesen werden kann und eine Beauftragung vorliegt? Man handelt der Not entsprechend, wie z.B. jene tapfere Albanerin, die sich als Mutter Theresa einen Namen machte, weil sie sich um die Ärmsten der Armen in Indien kümmerte.

## Kompetenz in der Missions- und Entwicklungsarbeit

Mit dem Wort „Kompetenz" sind nicht nur persönliche Fähigkeiten und Einstellungen gemeint, sondern auch die Bereitschaft, sich auch innerlich mit der Kultur und Religion im jeweiligen Einsatzbereich auseinander-

zusetzen, um ihr respektvoll und tolerant zu begegnen. Das setzt eine kritische Auseinandersetzung voraus mit bisherigen Einstellungen und Meinungen: Wer fremden Religionen und Kulturen begegnen will, muss Kenntnisse haben von der engen Verflechtung der abendländischen Kultur mit dem Christentum, bedingt durch eine historische Entwicklung. Vieles, was heute selbstverständliche westeuropäische Kultur ist, hat christliche Wurzeln. Diese enge Verbundenheit der europäischen Kultur mit dem Christentum hat die Missionsarbeit der vergangenen Jahrhunderte belastet. Christentum wurde vielfach gleichgesetzt mit europäischer Kultur. Deshalb verstummt auch heute die Kritik nicht an der Missionsarbeit der christlichen Kirchen im Gefolge der Kolonialisierung des 19. Jahrhunderts. Es wurde, so wird geurteilt, nicht nur das Christentum, sondern auch die europäische Kultur gepredigt. Man gab sich Mühe, dass zum Beispiel der Ablauf der Weihnachtsmette in einer afrikanischen oder asiatischen Kathedrale vollständig dem Gottesdienst im Kölner Dom oder in „Notre Dame" in Paris entsprach.

## Kompetenz durch Glauben

Das 2. Vatikanische Konzil hat in gewissem Sinne eine fast kopernikanische Wende in der Missionstheologie herbei geführt. Genauer betrachtet handelt es sich eher um eine Korrektur; denn von ihrem Ursprung her ist die Kirche immer auf Dialog und Respekt vor der Überzeugung anderer angelegt, wodurch allerdings Konfrontationen in der Vergangenheit leider nicht vermieden wurden, wie die hohe Zahl der Märtyrer bis heute zeigt. Jesus hat sich im Gegensatz zu vielen Lokalreligionen an die ganze Welt gewandt: er hat seine Apostel angewiesen, die engen Grenzen zu überschreiten, in denen Menschen sich so gerne zu Hause fühlen, was allerdings bis heute ohne Konflikte nicht zu gelingen scheint. Trotz der Offenheit und der Dialogbereitschaft, die das 2. Vatikanische Konzil fordert, verstummt nicht die Frage nach der Kompetenz, anderen Religionen und Kulturen nicht nur zu begegnen, sondern ihnen auch die eigene Überzeugung zu vermitteln, damit eine Bereitschaft wächst, sich dieser anzuschließen. Die Frage nach der Kompetenz und der Vermittlung von allgemein gültigen menschlichen Werten hängt zunächst mit der inneren Überzeugung desjenigen zusammen, der von ihrer Richtigkeit überzeugt ist. Jeder Mensch ist nämlich geneigt, das was er denkt und glaubt, was er liebt und bevorzugt, anderen Menschen mitzuteilen, um sie für seine Überzeugungen zu gewinnen.
Diese persönliche Ebene wird allerdings bei all jenen überschritten, die im Auftrage eines Konzerns, einer Institution, einer militärischen Order oder einer Kirche in Ländern mit anderen Kulturen, Mentalitäten und Konfessionen tätig werden. Die Berechtigung, mit bestimmten politischen, militärischen oder religiösen Aufträgen tätig zu werden, hängt mit der Beauftragung zusammen, die jemand von der Institution erhält, die ihn entsendet. Diese Beauftragung entbindet aber niemanden von der Frage, ob die Kompetenz, die ihm durch den Auftrag eingeräumt wurde, auch den allgemeinen sittlichen Normen entspricht, die das friedliche Zusammenleben der Menschen und Völker möglich machen. Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe, egal ob Konzern, Staat oder Religion, entbindet den einzelnen nicht von der Überprüfung, ob sein Auftrag dem Wohl der Menschheit dient oder ihr zum Schaden gereicht. Ein Terrorist kann zwar Aufträge erteilen und sie auf Grund seiner Macht auch durchsetzen, aber daraus erwächst keine Kompetenz, z.B. durch Selbstmord-Attentate andere Menschen in seine Gewalt zu bringen.

## Die Kompetenz der Wahrheit

Die Kirche entnimmt ihre Berechtigung und ihre Befähigung dem Wort Jesu „Gehet hin in alle Welt, verkündet allen die Frohe Bot-

schaft und tauft sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des Hl. Geistes (Mt 28, 19-20). Die Kirche glaubt, dass ihr diese Kompetenz zukommt, weil ihr Stifter Jesus Christus nicht nur wegen seiner Überzeugung in den Tod ging, sondern von den Toten auferweckt wurde. Hinauszugehen in alle Welt und das Evangelium zu verkünden ist nach christlichem Glauben ein göttliches Mandat, denn nur Gott kann Tote erwecken.

Es bleibt aber dann trotzdem die Frage offen, ob die Verkündigung der Frohen Botschaft, die Jesus seiner Kirche anvertraut hat und für die er Kompetenz erteilt, tatsächlich dem Wohl der Menschheit dient. Eine Antwort darauf könnten Texte aus dem Dokument „Ad Gentes" des 2.Vatikanischen Konzils vermitteln, die allerdings den Glauben an den Urheber des Christentums Jesus Christus voraussetzen. Diese Texte sind aber nicht nur innerkirchliche Handlungsrichtlinien, vielmehr vermitteln sie eine Kompetenz zum sittlichen Handeln. Es geht dabei nicht einfach nur um die Verbreitung des Christentums, sondern um den Aufbau einer gerechten Welt, in der die Menschenwürde als höchstes Gut geachtet wird. Natürlich werden auch andere Religionen, wenn sie den Namen verdienen, gleiche Anliegen haben. Die menschliche Natur selbst ist ja, wie schon die Kirchenväter glaubten, von Natur aus christlich. Deshalb ist Christsein auch keine Sonderform des menschlichen Lebens und Handelns, vielmehr ist es eingebettet in den Strom des Lebens, der von einem lebensbejahenden Schöpfergott ausgeht.

## „Ad Gentes", ein Dokument des Zweiten Vatikanischen Konzils: eine kompetente Anleitung

Die 14 Leitsätze des Dekretes über die Missionstätigkeit der Kirche „Ad Gentes" des 2. Vatikanischen Konzils wurden im Jahre 1964 diskutiert und ihre Annahme wurde vom Papst persönlich empfohlen. Der einleitende Artikel 10 weist auf die große Zahl von Menschen hin (über 2 Milliarden), die das Evangelium noch nicht oder kaum vernommen haben. Es wird nicht gesagt, diese seien alle der Kirche einzugliedern, sondern, die Kirche müsse eingepflanzt werden. Die Artikel 11 und 12 handeln sodann vom Zeugnis aller Christen und betonen Solidarität, Dialog und Pflicht zur Liebe. Der Text verbietet streng jeden Zwang und jede Verlockung zur Annahme des Glaubens und fordert das Recht auf freie Annahme des Glaubens (unter Hinweis auf die Erklärung über die Religionsfreiheit). Die Kirche, so betont das Dokument, ist noch nicht wirklich gegründet, hat noch nicht ihr volles Leben und ist noch nicht ganz Zeichen Christi unter den Menschen, wenn nicht mit der Hierarchie auch ein wahrer Laienstand da ist und arbeitet: „Zur Völkerwelt von Gott gesandt, soll die Kirche das allumfassende Sakrament des Heiles sein. So müht sie sich gemäß dem innersten Anspruch ihrer eigensten Katholizität und im Gehorsam gegenüber dem Auftrag ihres Stifters, das Evangelium allen Menschen zu verkündigen."... „In der gegenwärtigen Weltlage, aus der für die Menschheit eine neue Situation entsteht, ist die Kirche Salz der Erde und Licht der Welt. Sie ist mit verstärkter Dringlichkeit gerufen, dem Heil und der Erneuerung aller Kreatur zu dienen, damit alles in Christus zusammengefasst werde und in ihm die Menschen eine einzige Familie und ein einziges Gotteswort bilden."

Der Konzilstext nimmt dann Bezug auf Jesus Christus und die Magna Charta seiner Verkündigung: „Christus, den der Vater geheiligt und in die Welt gesandt hat, hat nämlich von sich selbst gesagt. „Der Geist des Herrn ruht auf mir; denn er hat mich gesalbt, den Armen die Frohe Botschaft zu verkünden. Er hat mich gesandt zu heilen, die zertretenen Herzens sind, den Gefangenen Freiheit anzukündigen und den Blinden das Augenlicht." (Lk 4,18) Das innerste Anliegen des Dokuments also besteht darin, dass der Glaube an Jesus Christus helfen soll, die Menschen zur wahren Freiheit und zu wahrem Frieden zu führen.

## Wichtige „Gebote" für eine Kompetenz des Handelns

Aus diesem Konzilstext ergeben sich wichtige Handlungsgebote für alle, die in der sogenannten „Dritten Welt" aufbauend und mithelfend tätig sind. Diejenigen, die den Auftrag haben, den Glauben zu verkünden, müssen sich aber fragen, welches die wirklichen, von ihrem kulturellen Bezug losgelösten Aussagen des christlichen Glaubens sind. Nur diese sind nämlich Gegenstand der Glaubensverkündigung. Diese Unterscheidung zu treffen, blieb schon den Aposteln bei der Aufnahme der ersten Nicht-Juden in die Christengemeinschaft nicht erspart. Schon in der Apostelgeschichte wird von der Diskussion über die Beschneidung berichtet bzw. über die Entscheidung, diese bei Nicht-Juden nicht zu fordern, weil sie nicht zum Wesentlichen des Christseins gehört.

Dieses Gebot der Trennung zwischen wesentlichen und weniger wesentlichen Elementen des Glaubens gilt nicht nur für Missionare, die nicht aus dem Einsatzgebiet stammen, sondern ebenso für einheimische Missionare. Auch sie sind in Gefahr, zumal wenn sie in einem anderen Kulturkreis ausgebildet wurden, das Christentum zu verbinden mit einem kulturellen Geflecht, wie sie es in ihrer Heimat kennengelernt haben.

Ein weiteres Gebot ist der Respekt vor anderen Kulturen und die Toleranz gegenüber anderen Religionen. Es ist sicher, dass die Lehre der Kirche in diesem Punkte eindeutig ist. Ausgangspunkt des Dialogs und des kompetenten Handelns ist das allgemein gültige Gebot der Nächstenliebe, das den Nächsten nicht differenziert nach Konfession, Geschlecht oder Rasse. Ein ebenso wichtiger Ausgangspunkt des Dialogs ist aber auch der weithin gemeinsame Glaube an die Schöpfung des Universums durch den Schöpfer. Die Feststellung des heiligen Thomas von Aquin, dass alles Seiende gut ist und alles Seiende wahr, ist in dieser Beziehung eine wichtige Grundlage für einen fruchtbaren Dialog.

Warum fühlen sich die Menschen aller Zeiten und Zonen angehalten, gut zu handeln und zu sein, fragt Thomas. Er gibt die Antwort und stellt fest, dass alle Dinge, die existieren, vorhergedacht sind! Alle Dinge sind schöpferisch gedacht bzw. erdacht! Das Wesen aller Dinge ist die Frucht eines entwerfenden, erdenkenden und schöpferischen Erkennens! Wenn aber alles, was existiert, grundsätzlich gut und wahr ist, weil es von einem Schöpfer entworfen, erdacht und erschaffen ist, dann finden sich in allen Kulturen der Menschheit wesentliche Elemente des Guten und des Wahren. Der Respekt vor anderen Kulturen, und die Toleranz gegenüber anderen Religionen haben somit ihre Grundlage in der Erkenntnis, dass der Schöpfer nichts Schlechtes und Unwahres erdenkt und plant und deshalb stets von positiven Elementen anderer Kulturen und Religionen auszugehen ist. Mit Thomas übereinstimmend gibt das Dokument „Lumen gentium" wesentliche Aufschlüsse über die Akzeptanz einer versöhnten Verschiedenheit bei gleichzeitiger Wahrung der eigenen Glaubensüberzeugungen. Zwar wird diese Diskussion niemals ausgestanden sein, aber es wächst heute ein Konsens, dass alle Religionen auf eine ursprüngliche, von Gott selbst im Menschen festgelegte Grundhaltung zurückgehen.

Diese dialogische Haltung darf aber nicht als ein Aufruf zu einem Laissez-Faire, zu einer Beliebigkeit des Religiösen missverstanden werden. Vielmehr ist der Christ überzeugt, dass es eine einmalige Offenbarung in Jesus Christus gibt, die nicht wiederholt wird und die eine endgültige Antwort Gottes auf die Fragen der Menschheit darstellt. Respekt vor anderen Kulturen und Toleranz gegenüber anderen Religionen besagt nicht, dass Abstand genommen werden soll vom Bemühen, dass der christliche Glaube fremde Kulturen durchdringend verändern soll, wenn diese nicht mit den Grundprinzipien der christlichen Lehre übereinstimmen. So gebietet der Respekt vor der indischen Kultur, der be-

stehenden gewachsenen Ordnung Rechnung zu tragen und sie nicht zu verurteilen, aber Christen dürfen und müssen bei ihrer Glaubensverkündigung darauf hinwirken, dass alle Verhaltensweisen, welche die Gleichheit der Menschen in Frage stellen, überwunden werden.

Ein weiteres „Kompetenz - Gebot" ist ein intensiveres Kennenlernen anderer Kulturen und Religionen. Für die Ordensgemeinschaften, so auch für die Salesianer Don Boscos, die weltweit tätig sind, ist deshalb die intensive Befassung mit anderen Religionen und Kulturen eine wichtige Verpflichtung im gesamten Bildungs- und Erziehungsbereich. Hier liegt die Grundlage eines sinnvollen Dialogs zwischen den Religionen und Konfessionen und das Rüstzeug für die große Zahl derjenigen, die außerhalb ihrer Heimatländer oder Regionen missionarisch oder in der Ausübung anderer kirchlicher Aufträge tätig werden. Allein aus der Bundesrepublik Deutschland waren im Jahr 2000 insgesamt 3685 katholische Missionare im Ausland tätig, nicht mitgerechnet die vielen Volontäre und Entwicklungshelfer. Dieses Spannungsfeld richtig einzuschätzen ist für jene, die von Berufs wegen mit andersartigen, andersfarbigen, andersdenkenden, andersgläubigen Menschen zusammenkommen, nicht einfach. Was notwendig wäre für jeden, der einen entsprechenden Einsatz leisten muss, ist neben entsprechenden Kenntnissen auch die Tugend des Staunens. Das Staunen, so sagen die Philosophen, sei der Anfang der Weisheit. Wer über alles Neue zu staunen vermag, gerät nicht in Gefahr, durch Vorurteile alles Fremde abzulehnen, und die eigenen Einsichten höher zu schätzen als die der anderen.
Allerdings reicht „Staunen" allein nicht aus; denn es ist offensichtlich, dass es gute und gefährliche Entwicklungen gibt, die es zu unterscheiden gilt. Deshalb gehört zum Staunen auch die Gabe der Unterscheidung der Geister. Es gilt zum Beispiel zu unterscheiden, was in der heutigen Weltsituation mit ihren neoliberalen Globalisierungstendenzen gut, schädlich oder gar böse ist, ohne die Globalisierung total zu verurteilen, denn die Kirche und die Orden sind wahrscheinlich die größten „Global-Player" aller Zeiten.
Diese beiden Gaben sind dem Menschen aber nicht einfach angeboren. Vielmehr müssen sie kultiviert und weitergebildet werden. Deshalb kann erst eine entsprechende Schulung und Unterweisung die notwendige Kompetenz zum Handeln verleihen.
Was dieses Kompetenzdenken angeht, sind aber auch immer Korrekturen im eigenen Denken und Handeln notwendig. In der europäischen Geisteswelt wird zum Beispiel „Kultur", bewußt oder unbewusst, immer noch eurozentriert verstanden: Fremde Kulturen werden mit dem Maßstab europäischer Kulturen gemessen.
Aber heute gilt es, sich auf einen allgemein gültigen Kulturbegriff zu verständigen. Kulturen prägen das Leben aller Menschen. Sie werden von diesen geschaffen, aber gleichzeitig auch von diesen beherrscht. Kulturen regeln die Herrschaft des einen über den anderen. Es gibt deshalb eine Kultur der Herrschenden, und leider auch eine Kultur der Beherrschten. Deshalb ist Kultur nichts anderes als ein System von Wirklichkeiten, welche das Leben der Menschen bestimmen und es möglichst positiv ordnen. Wer diese Gegebenheiten geringgeschätzt, belächelt oder gar verachtet, wird keinen wirklichen Dialog in Gang bringen. Dann wird weiterhin ein Kulturkreis den anderen bedrohen. Die bedrohten Kulturkreise Lateinamerikas, Afrikas und Asiens sind heute wichtige Herausforderungen an die Kirche und die westliche Gesellschaft. Die Emanzipationsbestrebungen der Indios oder der afrikanischen Stämme und die bürgerkriegerischen Auseinandersetzungen hängen damit zusammen. Afrikanische Völker wollen sich zum Beispiel von der außerafrikanischen Bevormundung befreien. Sie bejahen nicht mehr das Kul-

turgefälle von Europa über Lateinamerika und Asien bis nach Afrika. Vielmehr sind sie bestrebt, dass ihre eigenen Werte anerkannt und geschätzt werden. Für alle, die im kirchlichen, militärischen, sozialen Dienst in fremden Ländern tätig sind, gilt das Ernstnehmen der verschiedenen Kulturen, aber es geht auch um eine befreiende Inkulturation. Die „Option für die Armen", von der viel gesprochen wird, bedeutet die Befreiung von materieller Verelendung, von Rassendiskriminierung, von Ausbeutung von Frauen und Kindern oder anderen Arten der Unterdrückung. Diese Option stützt sich nicht auf europäisches Mitleidsbewußtsein, vielmehr beruht sie auf der von Christus gepredigten Bruderschaft aller Menschen als Kinder eines Vaters. Die von der christlichen Soziallehre geforderte Hochschätzung der Personenwürde eines jeden Menschen, die Forderung nach weltweiter Subsidiarität und Solidarität, sind kein Sondergut der Kirche, sondern allgemein gültige Voraussetzung für einen stabilen Weltfrieden, der mit Waffen nicht erreicht werden kann. Die Kirche befindet sich hier in einem wichtigen Lernprozess, den viele Staatengemeinschaften noch nachvollziehen müssen. Dazu schreibt Kurienkardinal Kasper: „Alles, was die anderen Religionen an Wahrem und Gutem beinhalten, nimmt teil an dem, was in Jesus Christus in seiner Fülle erschienen ist. Doch kein Mensch, auch kein Dogma der Kirche, kann dieses Geheimnis jemals ganz ausschöpfen. Nach dem Neuen Testament ist uns der Geist Gottes verheißen, um uns immer neu und immer tiefer in dieses Geheimnis einzuführen (Joh 16,13). Die Begegnung mit anderen Religionen kann dabei der Weg sein, um uns bestimmte Aspekte des einen Geheimnisses Christi tiefer zu erschließen. Der interreligiöse Dialog ist darum keine Einbahnstraße. Er ist eine wirkliche Begegnung, die für uns Christen eine Bereicherung sein kann. Wir sind dabei nicht nur die Gebenden, sondern auch die Lernenden und Empfangenden, weil wir dadurch die ganze Fülle des Geheimnisses, das uns in Jesus Christus geschenkt ist, in seiner ganzen Länge, Breite und Tiefe zu erfassen vermögen (Müller Servetti: Einzigkeit und Universalität Jesus Christi, Johannes-Verlag Einsiedeln 2001, S. 170).

## Kompetenz der Mitarbeiter

Für kürzere oder längere Einsätze außerhalb der jeweiligen Heimatländer stehen Wirtschaft, Staat und auch die Kirchen vor gleichen Aufgaben. Die Anforderungsprofile sind sich in vielem ähnlich. Physische und psychische Belastbarkeit, fachliches Können, soziales Einfühlungsvermögen, sowie ein Wertebewusstsein sind wichtige Voraussetzungen für einen Einsatz.
Auch in der Kirche wird für die Verkündigungsaufgaben eine hohe Bereitschaft zur Zusammenarbeit über alle Grenzen hinweg gefordert. Schon in der Ausbildung sollen vielfältige Kontakte über die nationalen Grenzen hinweg geschaffen werden. Die Kirche denkt und handelt grundsätzlich universal. Deshalb muß jeder Einzelne, der für diese Kirche in einer für ihn fremden Umgebung tätig wird, eine interkulturelle Kompetenz erwerben. Es bedarf der Ausbildung jedes Einzelnen. Es wird gefordert, dass jeder Theologe und besonders die Mitglieder der Orden, die in der Mission tätig sind, im Rahmen ihrer theologischen Ausbildung über das Fach der vergleichenden Religionswissenschaft Grundkenntnisse der anderen Weltreligionen erhalten. Einer Entsendung in ein Missionsgebiet geht in aller Regel eine gute Sprachausbildung in den gängigen Sprachen, die im Einsatzgebiet gesprochen werden, voraus. Die Vermittlung der Landeskunde ist heute in aller Regel vor Ort möglich. Grundsätzlich soll und kann jeder, der im kirchlichen Auftrag in die Welt hinausgeht, in der jeweiligen Region selbst auf seine Arbeit vorbereitet werden.

Zu den größeren Orden, die weltweit tätig sind, gehören die Salesianer Don Boscos. Sie sind im eigentlichen Sinne des Wortes keine Missionsgesellschaft, denn sie verstehen sich eher als zuständig für den Erziehungs - und Bildungsbereich. Der missionarische Ansatz der Salesianer ist zwar geprägt von ihrem ordenseigenen Charisma, jedoch ist die von Don Bosco geprägte, weltoffene Spiritualität kein Sondergut der Salesianer. Deshalb gilt die Beschreibung dessen, was Salesianer tun ebenso auch für andere kirchliche Orden und Gemeinschaften. Sie kann deshalb als wichtige Anregung dienen für alle, die in der „Dritten Welt" tätig werden wollen.

Als zum Ende des 19. Jahrhunderts viele Italiener nach Argentinien emigrierten, mussten sie alles verlassen, was bisher ihr Leben ausmachte, um in einer unsicheren Zukunft eine neue Lebensmöglichkeit zu finden. Es wäre sicherlich hilfreich, die Geschichte der Auswanderung italienischer Emigranten zu betrachten, die damals am Ende des letzten Jahrhunderts von Salesianern begleitet wurden, die, von Don Bosco ausgesandt, erste Missionsstationen in Argentinien gründeten. Vielleicht lässt sich aus dieser Betrachtung der Uranfänge Salesianischer Mission ableiten, was heute an der Schwelle zum 3. Jahrtausend wichtig und wesentlich wäre. Was diese ersten Salesianer ausgezeichnete, war ihre Option für die Jugend und die Armen. Diese Option hat aber nicht nur eine pastorale, sondern auch eine soziale Dimension. Nachdem z.B. 1875 die ersten Missionare in Buenos Aires die Sorge für 30.000 italienische Emigranten übernommen hatten und Don Cagliero hier seinen Wohnsitz aufschlug, begann sogleich ein soziales Engagement zu wachsen, das seinesgleichen sucht. Schon 1876 begannen einige Salesianer unter Leitung von Don Cagliero etliche Räume als Berufsschulen und Lehrwerkstätten herzurichten. 1877 begann Don Vagnano in San Nicolas de los Arroyos mit dem Aufbau von Genossenschaften zugunsten der Bevölkerung. In der heutigen Stadt Stefinelli (nach seinem Namen benannt) führte Don Stefinelli den Obstbau ein, von dem bis heute das Rio Negro Tal im Gebiet von Bahia Blanca lebt. Die Salesianer hatten viele Probleme zu bewältigen: Die Heuschreckenplage, die Trockenheit, die Tierseuchen und vieles andere Probleme waren Herausforderungen für die eintreffenden Missionare, die erstaunlich hohe fachliche Kenntnisse von zu Hause mitbrachten. So gründete z.B. 1894 Don Lasagna in Uruguay ein großes Oratorium, um nur einige Initiativen der vielen sozialen Werke zu nennen, die den Beginn der Salesianischen Mission kennzeichnen.

Die unvergleichliche und unverwechselbare Person Don Boscos ist auch heute noch das wesentlichste Element der Salesianischen Spiritualität. Ähnlich wie z.B. eine Franziskanische Bewegung unmöglich existieren könnte ohne den Bezug auf die Person des Franz von Assisi, so wird auch eine Salesianische Bewegung unmöglich weiterleben können, wenn Don Bosco nur noch eine Symbolfigur wäre, die als Aushängeschild eigener Interessen dient.

Die Spiritualität Don Boscos ist die Ganzheitlichkeit in der Sicht und Einschätzung aller Werte dieser Welt. Unter Ganzheitlichkeit wird eine Gleichwertigkeit verstanden zwischen Leib und Seele, zwischen pastoralem und sozialem Engagement. Viele Gruppen in der Gesellschaft erliegen heute der Versuchung, einseitig zu werden, wohingegen der Salesianischen Kongregation bis heute das Charisma einer Offenheit nach allen Seiten eigen ist, die es mit sich bringt, dass in den Jugendzentren und Oratorien Kinder und Jugendliche aller Konfessionen, Religionen und Riten friedlich miteinander spielen und lernen können. Diese Art der Ganzheitlichkeit ist etwas anderes als oberflächliches Toleranz-Gebaren. Vielmehr geht es um eine dialogische Lebensform, bei der jeder seinen eigenen Standpunkt hat, aber den des anderen nicht verachtet und unter-

bewertet. Zur Spiritualität Don Boscos gehört auch die Spontaneität. Unkompliziert sagen viele Salesianer, hier bin ich, hier packe ich an, hier krempele ich die Ärmel auf. Zu dieser Spontaneität gehört allerdings auch die Reflektion und die Rückbindung an die Wissenschaft. Franz von Sales sagte einmal, die Wissenschaft sei das 8. Sakrament. Was die Spiritualität Don Boscos weiterhin auszeichnet, ist ihr Gemeinschaftsbewusstsein. Überall in den 121 Ländern, in denen Salesianer oder Don Bosco Schwestern unter verschiedensten Umständen tätig sind, besteht auch heute noch ein lebendiges Bewusstsein der Zugehörigkeit zu einer einzigen Kongregation, die ausgerichtet ist auf die Kirche und das Evangelium. Dazu gehört eine bejahende Kirchlichkeit und eine positive Einstellung zu Papst und Bischöfen. Diese Kirchlichkeit ist aber gleichzeitig geprägt von einer ökumenischen Gesamteinstellung. Don Bosco war geprägt von politischem Mitverantwortungsbewusstsein, wenn er auch Politik anders verstand als Zugehörigkeit zu bestimmten Parteien. Er selbst prägte ja das Wort von der Politik des Vaterunsers. In der heutigen Situation wird die Verpflichtung erwachsen, in Schulen und Jugendzentren Jugendliche so zu bilden und auszubilden, dass junge Menschen fähig werden, politische Verantwortung zu übernehmen.

## Zusammenfassung

Welche Bedeutung hat das Evangelium für die Kultur? Wie verändert sich eine Kultur, wenn sie dem Evangelium begegnet? Diese zentralen Fragen richten sich an alle jene, die im Auftrage der Kirche kompetent sein sollen für die Begegnung mit Menschen anderer Rassen und Sprachen. Es wird immer eine wechselseitige Durchdringung geben von Religion und Kultur. Aber niemals wird man die eine oder andere Komponente als weniger wichtig einstufen können. Religion ist nicht eine schöne Nebensache in dieser Welt, ähnlich dem Fußball; Kultur ist nicht einfach nur Folklore oder Kunst, denn sie bestimmt das Leben der Menschen. Daraus ergibt sich, dass bequeme Neutralität nicht am Platze ist. Vielmehr geht es darum, diese Herausforderungen bei der Begegnung mit der „neuen" Welt auch für das eigenen Leben anzunehmen.

*P. Karl Oerder ist seit 25 Jahren Missionsprokurator der Salesianer Don Boscos in Bonn.*

# D

# Dokumentation

Paul Raabe SVD

# China–Zentrum 2001

中國中心

## 1 Rechtliche, Personelle und Organisatorische Situation

Das China–Zentrum wurde 1988 gegründet. Es zählte im Jahre 2001 29 Mitglieder: Bethlehem Mission Immensee, Deutscher Caritasverband, Fastenopfer Katholisches Hilfswerk Schweiz, Franziskaner, Hermann–Josef Grossimlinghaus (Zentralstelle Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz als Gast), Prälat Heinrich Haug, Institut der Barmherzigen Schwestern vom hl. Kreuz (Ingenbohler Schwestern), Jesuiten Deutschland, Jesuiten Österreich, Katholische Jungschar Österreichs, Kirche in Not/Ostpriesterhilfe, Prof. Dr. Roman Malek SVD, Mauritzer Schwestern/Generalat der Kongregation der Krankenschwestern vom Regulierten Dritten Orden des hl. Franziskus e.V. (Münster, neues Mitglied seit 2001), Misereor, Missio Aachen, Missio München, Missionsbenediktiner St. Ottilien, Missions-Benediktinerinnen von Tutzing, Missionsschwestern vom Heiligsten Herzen Jesu (Hiltrup), Missionsschwestern von der Unbefleckten Empfängnis der Mutter Gottes (Münster), Norddeutsche Provinz der Steyler Missionare, Päpstliches Missionswerk der Kinder, Rheinisch-Westfälische Kapuzinerprovinz, Steyler Mission GmbH, Steyler Missionsschwestern (Laupheim, Nettetal, Wickede-Wimbern), Süddeutsche Provinz der Steyler Missionare, Prof. DDr. Hans Waldenfels S.J.

## 2 Verwirklichung der Satzungsziele

### 2.1 Information und Bewusstseinsbildung über China

*2.1.1 China heute*

Im Jahre 2001 gab das China-Zentrum sechs Nummern (drei Doppelnummern) des Informationsdienstes *China heute. Informationen über Religion und Christentum im chi-*

*nesischen Raum* mit insgesamt 192 Seiten heraus (Nr. 1-2[113-114] bis 5-6[117-118]). China heute zählt 1.544 Bezieher, davon 508 im Ausland. Chefredakteur von *China heute* ist P. Roman Malek.
Inhaltliche Schwerpunkte von *China heute* waren 2001 aktuelle Informationen und Dokumente zur Situation der Religionen und der Religionspolitik in der VR China und zu sozialen Fragen. Hintergrundartikel gab es insbesondere zu den christlichen Kirchen und zu *falungong*. Weitergeführt wurde auch die systematische bibliographische Auswertung relevanter Materialien.

*2.1.2 Vorträge und Veranstaltungen in der Geschäftsstelle*
Bei der Geschäftsstelle in Sankt Augustin wurden 2001 – gemeinsam mit dem Institut Monumenta Serica – die folgenden öffentlichen Vorträge veranstaltet:

- Prof. Dr. Gauvin Alexander Bailey (Clark University, Worcester MA), The Migration of Forms in the Art of the Jesuit Missions in Japan and China, 21. Mai 2001;
- Prof. Dr. He Guanghu (Institut für Weltreligionen, Chinesische Akademie der Sozialwissenschaften, Beijing), The Causes and Features of the „Christianity Upsurge" among the Chinese Intellectuals, 15. Juni 2001;
- Rev. Dionisij Pozdnyaev (Moskauer Patriarchat), Die Russisch-Orthodoxe Kirche in China, 20. Juni 2001;
- Dr. Alexandr V. Lomanov (Institut Dal'nego Vostoka, Moskau), Wissenschaftliche Beschäftigung mit China in Russland heute, 20. Juni 2001;
- Prof. Dr. Philip Clart (University of Missouri-Columbia), Spiritistische Kulte und religiöser Wandel in Taiwan, 27. Juli 2001.

Im Rahmen der Konferenz „Übersetzung und Rezeption. Begegnung des Christentums mit der chinesischen Kultur" vom 6.- 9. Dezember 2001 in Berlin (s.u.) wurden folgende Vorträge öffentlich angeboten:

- Prof. Dr. Michael Lackner (Universität Erlangen), Übersetzen als Gewöhnungsprozess. Austausch von Ideen und Terminologien zwischen dem Westen und China;
- Prof. Dr. He Guanghu (Volksuniversität, Beijing), Zur Übersetzung und Rezeption christlicher Theologie und Philosophie in China;
- Dr. Georg Evers (Raeren, Belgien), Relevante theologische Fragestellungen aus europäischer Sicht;
- Prof. Dr. Lai Pan Chiu (Chinese University of Hong Kong), Chinesische Theologie in Vergangenheit und Zukunft: Aus der Perspektive der Übersetzung und Rezeption zwischen chinesischer und westlicher theologischer Literatur;
- Prof. Dr. Wang Xiaochao (Qinghua Universität, Beijing), Einige Fragen zum kulturellen Zusammenfließen von Christentum und chinesischer Kultur;
- Prof. Dr. Wolfgang Kubin (Universität Bonn), Pekinger Reflexionen.

Erste Jahresakademie des China-Zentrums am 31. Mai 2001: Nach einem Vortrag von Prof. Dr. Carsten Herrmann-Pillath (Universität Witten-Herdecke) zum Thema „Regionale Ungleichheit und Standortwettbewerb: Motor des polit-ökonomischen Wandels" stellten katholische Hilfswerke, die Mitglieder des China-Zentrums sind, ihre Zusammenarbeit mit China vor; es sprachen: Raimund Kern (für Missio Aachen und Missio München); Lioba Stenner (Kindermissionswerk); Jean-Christian Dhavernas (Kirche in Not / Ostpriesterhilfe); Theo Emmenegger (Fastenopfer Schweiz); Michael Kropp (Misereor); Johannes Scholz (Deutscher Caritasverband).
Festakt für Prof. Dr. Chiao Wei, dem am 26. Oktober 2001 anlässlich seines 75. Geburtstags der Freinademetz-Preis der Steyler Missionare verliehen wurde: Den Festvortrag zum Thema „Bemerkungen zur Hermeneutik der sino-christlichen Begegnung" hielt Prof. Dr. Roman Malek.

## 2.2 Förderung der Kontakte und Zusammenarbeit mit chinesischen Partnern

Die Kontaktaufnahme und Zusammenarbeit mit chinesischen Partnern ist seit einigen Jahren einer der Schwerpunkte der Aktivitäten der Geschäftsstelle, obwohl sie sich nach wie vor nicht unproblematisch gestaltet. Eine wichtige Rolle für direkte Kontakte nach China spielen die Seminaristen, Priester und Schwestern, die in Europa studieren oder nach Abschluss ihres Studiums nach China zurückgekehrt sind und Aufgaben in der dortigen Kirche übernommen haben.

*2.2.1 Verbindungen zur Volksrepublik China*
Auch im Jahre 2001 gelangten an die Geschäftsstelle des China-Zentrums eine große Zahl von Schreiben aus China mit der Bitte um Übersetzung und Weitervermittlung von Projektanträgen an die entsprechenden Stellen und Werke. Sie sind oft handschriftlich in chinesischer Sprache verfasst und müssen mühsam übersetzt werden. Die Bereitstellung von Hintergrundinformationen; Weitervermittlung der Anträge; evtl. Geldtransfer; Erbitten und Weiterleitung von Berichten und Abrechnungen umfasste Ende 2001 ca. 180 Anträge.

*2.2.2 Besuche in China*
Vom 23. April bis 9. Mai 2001 organisierte und begleitete das China-Zentrum (K. Feith) eine zweite Reise von Ordensschwestern nach China. Ziel der Reise war es, die Situation von Schwesterngemeinschaften in China im Hinblick auf deren Nöte sowie auf den geplanten Weiterbildungskurs für chinesische Schwestern in Deutschland kennen zu lernen. Die Gruppe besuchte Schwesterngemeinschaften in Shanghai, Chongqing und Wanxian/Sichuan, Jinan, Jingxian, Xianxian, Shijia-zhuang. Überall wurden die Nöte und der Bedarf der jungen Gemeinschaften nach Austausch deutlich. Insbesondere mangelt es an Ausbildungsmöglichkeiten, Möglichkeiten der Formation und spiritueller Ausrichtung.

Vom 9. bis 22. Oktober 2001 war P. Raabe zusammen mit P. Anton Weber SVD zu Besuch in China. Sie führten Gespräche mit 10 Bischöfen in Nanchang (Jiangxi), Shanghai, Jinan (Shandong), Jingxian (Hebei), Xianxian (Hebei) und Beijing. Vom 18. bis 26. November 2001 begleitete K. Wenzel-Teuber Frau Barbara Pauli, Leiterin der Projektabteilung von Missio München, und P. Heinz Becker SVD, Abteilung für Weltkirchliche Aufgaben der Diözese Essen, auf einer Reise nach China und Hongkong.

*2.2.3 Besuche aus China*
Im Jahr 2001 konnte eine erfreuliche Zunahme der Besucherdelegationen aus China verzeichnet werden. Sie nahmen einen großen Raum in der Arbeit der Geschäftsstelle ein.
Vom 26. Januar bis 12. Februar 2001 besuchte Fr. Zhang Shijiang, Direktor der Faith Press in Hebei und Begründer der Stiftung Beifang Jinde (der ersten katholischen sozial-karitativen Einrichtung in der VR China), in Begleitung von Fr. Ren Dahai Sankt Augustin. Die Reise diente dem Kennenlernen verschiedener Einrichtungen in Deutschland, Österreich und der Schweiz zwecks zukünftiger Kooperationsmöglichen. Vom 15. bis 16. Juni 2001 waren Prof. Dr. He Guanghu und Prof. Gao Shining von der Chinesischen Akademie der Sozialwissenschaften in Beijing zu Besuch in Sankt Augustin. Prof. He hielt einen Vortrag, beide führten zudem Gespräche mit der Delegation aus Moskau und den chinesischen Studenten und Schwestern. Am 18. Juni 2001 besuchte eine Delegation der Liangshan-Universität, Sichuan (u.a. der Präsident der Universität) die Institute Monumenta Serica und China-Zentrum. Vom 2. bis 7. Juni 2001 hielt sich der Generalvikar der Diözese Jilin, Dr. Wang Shoushun, zu Besuch in Sankt Augustin auf. Anliegen des Besuchs war das Kennenlernen

von Gemeindestrukturen sowie Gespräche bei den Hilfswerken. Vom 29. August bis 11. September 2001 weilte der Generalvikar der Diözese Shenyang, Fr. Guo Jingcheng, mit zwei weiteren Priestern zu einem Besuch in Deutschland. Das Programm sah Besuche vor, unter anderem in den Diözesen Dresden und Essen zum Kennenlernen der Verwaltungsstrukturen, bei Kirche in Not, den Werken in Aachen, in Köln und Bonn.

Vom 29. August bis 26. September 2001 besuchte Bischof Aloysius Jin Luxian von Shanghai Deutschland, begleitet von Priester Matthias Xu Qifang, Direktor der Medienstelle der Diözese Shanghai und Dozent im Priesterseminar Sheshan. Bischof Jin führte viele Gespräche mit Vertretern von kirchlichen u.a. Einrichtungen in Nijmegen, Hildesheim (Bi. Homeyer), Köln, Bonn, Königstein, Aachen, Sankt Blasien, Rottenburg (Bi. Fürst), Nürnberg (Jesuiten), Wien (Kardinal Schönborn, Jesuitenprovinzialat, Missio Österreich). In Nürnberg hielt Bischof Jin einen öffentlichen Vortrag, ebenso in Mödling auf dem China-Studientag von Missio Österreich. Vom 27. September bis zum 1. Oktober 2001 weilte eine Delegation von Faith Press in Shijia-zhuang/Provinz Hebei in Sankt Augustin.

*2.2.4 Verbindungen zu Hongkong und Macau*

Intensive Verbindungen zum Institute for Sino-Christian Studies in Hongkong entwickelten sich im Zusammenhang mit der gemeinsam veranstalteten Konferenz in Berlin, ebenso neue Kontakte zu Hongkonger Theologen (s. 2.3). Im September 2001 hielt sich Fr. Ron Saucci MM, UCANews, für zwei Tage in Sankt Augustin auf. Mit Fr. Saucci konnte ausführlich die Situation der Kirche in China besprochen werden. Im September und Oktober 2001 besuchte Sr. Beatrice Leung zusammen mit Prof. William Liu (beide Lingnan University, Hongkong) Sankt Augustin, um ein Forschungsprojekt zur Publikation religionspolitischer Dokumente mit P. Malek zu besprechen. Herr Francis Yang von der Fokolare-Gemeinschaft Hongkong hatte am Workshop der Studenten in St. Gabriel, Österreich, teilgenommen und besuchte anschließend Sankt Augustin. Vom 24. November bis zum 1. Dezember 2001 reiste P. Raabe nach Hongkong um zusammen mit K. Wenzel-Teuber am Informal Sharing on China über die katholische Kirche in China und die Arbeit der involvierten Gruppen und Institutionen teilzunehmen. P. Raabe nutzte die Gelegenheit auch zu einem Besuch bei Bischof Domingos Lam und dem neuen Bischofskoadjutor Josef Lai und anderen Kirchenvertretern in Macau.

*2.2.5 Verbindungen zu Taiwan*

Im Rahmen der Anschaffung von theologischer Literatur für die Studenten u.a. gibt es regelmäßige Kontakte mit der chinesischen Provinz der Steyler, ebenso auch zu einer Reihe von Professoren an der katholischen Fu-Jen-Universität (Prof. Mark Fang SJ, Prof. Luis Gutheinz SJ, Prof. Paul Welte OP, Dr. Bonaventura Lin OFM). Intensive Kontakte mit Sr. Agnes Lee SMIC aus Taiwan bestanden im Zusammenhang mit dem Projekt der Schwesternausbildung.

## 2.3 Konferenz „Übersetzung und Rezeption. Begegnung des Christentums mit der chinesischen Kultur" in Berlin

Vom 6. bis 9. Dezember 2001 fand in Berlin die vom China-Zentrum in Kooperation mit dem Institute of Sino-Christian Studies (Hongkong) organisierte Konferenz „Übersetzung und Rezeption. Begegnung des Christentums mit der chinesischen Kultur" statt. Bei der Vorbereitung und Durchführung wirkte auch das Institut Monumenta Serica mit. An der Konferenz nahmen ca. 70 Personen teil. Davon waren 14 Christentumsforscher und Theologen direkt aus der VR China, 6 aus Hongkong und 3 aus Taiwan

angereist. Die übrigen Teilnehmer waren Theologen und Sinologen aus dem deutschsprachigen Raum, aus Russland, England und der Slowakei sowie in Europa studierende oder forschende Chinesen. Inhaltliche Schwerpunkte waren die Fragen nach der Relevanz christlicher Fragestellungen für China, dem Transfer christlicher Inhalte, der Entwicklung einer chinesischen Theologie sowie konkrete Probleme der Übersetzung und der Zusammenarbeit in diesem Bereich. Die Teilnahme einer Reihe führender Vertreter der Christentumsforschung von den staatlichen Universitäten und Akademien Chinas bedeutet wichtige neue Kontakte für das China-Zentrum, die nun weiter gepflegt und ausgebaut werden müssen. Wichtig war auch die Möglichkeit des Gesprächs zwischen den chinesischen Akademikern und den chinesischen Christen, das in Deutschland freier geführt werden konnte als in China; allerdings zeigte sich auch, dass der Abstand zwischen beiden Gruppen nach wie vor sehr groß ist. Die Vorstellung der laufenden Übersetzungsprojekte und -pläne machte deutlich, wie rege dieser Forschungsbereich ist, aber auch, wie notwendig mehr Koordination von Übersetzungsprojekten wäre und wie groß die Kluft zwischen der VR China, Hongkong und Taiwan noch ist.
An die Konferenz schloss sich für die chinesischen Teilnehmer ein Nachprogramm an. Beim Verlag Herder wurde die Möglichkeit der Kooperation im Übersetzungsbereich besprochen.

## 2.4 Kontakte und Zusammenarbeit im deutschsprachigen Raum

*2.4.1 Mitglieder*
Das China-Zentrum unterstützte das Kindermissionswerk bei der Erstellung der Materialien für die Sternsingeraktion 2002 mit dem Beispielland China durch Vorschläge, Bereitstellung von Materialien, Durchsicht von Texten und eigene Beiträge.
P. Raabe und K. Feith beteiligten sich an der Vorbereitung und Durchführung des 17. Steyler China-Treffens zum Thema „Im Geiste des seligen Josef Freinademetz: Christliche Verkündigung in China in Vergangenheit und Zukunft" in Bozen (4.- 8. November 2001).

*2.4.2 Kirchliche Kreise*
Vom 15.-17. Mai 2001 hielt sich Herr Bauernfeind, Missio Österreich, zu einem dreitägigen Besuch in St. Augustin auf, um Materialien für die China-Aktion von Missio Österreich im Rahmen des Weltmissionssonntages 2001 zu sammeln sowie den China-Workshop zu planen. Am 22. September 2001 gestalteten P. Malek, K. Wenzel-Teuber und P. Anton Weber SVD zusammen mit Bischof Jin Luxian und chinesischen Studenten und Schwestern einen eintägigen China-Workshop von Missio Österreich in Sankt Gabriel/Mödling bei Wien.

*2.4.3 Ökumenische Zusammenarbeit*
Vertreter des China-Zentrums nahmen an den Sitzungen des Ökumenischen China-Arbeitskreises am 10./11. Mai 2001 in Luzern und gemeinsam mit dem Schweizer Arbeitskreis am 15./16. November 2001 in Neuendettelsau teil.
Ein Vertreter des Schweizer Kreises nimmt weiterhin als Beobachter an den Sitzungen des deutschen Ökumenischen China-Arbeitskreises teil.
Das China-Zentrum unterhält intensive Kontakte zur China Info-Stelle beim Evangelischen Missionswerk Hamburg. Am 7./8. Juni 2001 nahm A. Ruoß als Gast an den Sitzungen des European Network of Amity Partners (ENAP) sowie des Working Committee on Theological Education in China in Hamburg beim Evangelischen Missionswerk teil.

*2.4.4 Betreuung von in Deutschland studierenden und lebenden Chinesen*
2001 organisierte das China-Zentrum (K. Wenzel-Teuber) das nunmehr 16. Chine-

sisch-deutsche Studententreffen. 57 erwachsene Teilnehmerinnen und Teilnehmer – davon 39 aus der VR China – sowie 10 Kinder kamen zu dem Treffen vom 30. März bis zum 1. April 2001 nach München. Weiteren 73 Erwachsenen und 6 Kindern, die sich ebenfalls angemeldet hatten, musste leider abgesagt werden. Damit lag die Zahl der Anmeldungen so hoch wie noch nie. Das Treffen beschäftigte sich mit dem Thema „Leben in einer anderen Kultur: Ausländer und Minderheiten in China und Deutschland".

Die Gemeinde der chinesischen Katholiken am Rhein trifft sich weiterhin einmal monatlich zu Gottesdiensten im Missionspriesterseminar Sankt Augustin. Seelsorger ist P. Anton Weber SVD. Am 1. Januar 2001 wurde die lange verwaiste Seelsorge für katholische chinesische Studenten in München wieder belebt: P. Dr. Othmar Noggler OFM-Cap., Leiter des Ludwigskollegs, übernahm die Verantwortung für die Seelsorgstelle. Der chinesische Priester Johannes Chen Binshan (z.Zt. zur Promotion in München) übernahm die Feier der Liturgie in chinesischer Sprache.

## 2.5 Kontakte und Zusammenarbeit auf europäischer und internationaler Ebene

Am 28./29. November 2001 waren Margaret Allen und Caroline Fielder von China-Desk des Council of Churches for Britain and Ireland zu Besuch im China-Zentrum. K. Feith und A. Ruoß stellten die Arbeit des China-Zentrums vor; zudem gab es eine Begegnung mit chinesischen Seminaristen.

Im Berichtsjahr wurden auch weiterhin Kontakte zu folgenden Stellen und Personen gepflegt: u.a. China-Desk des Council of Churches for Britain and Ireland (Margaret Allen und Caroline Fielder) US Catholic China Bureau (Sr. Janet Carroll MM), Verbiest Foundation (P. Jerome Heyndrickx CICM, P. Frans De Ridder CICM), P. Angelo S. Lazzarotto PIME (Mailand), Fr. Giancarlo Politi PIME (Rom), P. Jean Charbonnier MEP (Paris), Edmond Tang (London/Birmingham).

*P. Paul Raabe SVD ist Direktor des China-Zentrums in St. Augustin.*

Michael Kropp

# Misereors Entwicklungszusammenarbeit in China

*// Probleme – Herausforderungen – Perspektiven*

## 1. Gesellschaftlicher Umbruch in China – Gewinner und Verlierer

Die letzten zehn Jahre haben in China einen wirtschaftlich motivierten Transformationsprozess gesehen, der einschneidende Veränderungen im sozialen Gefüge und mit Abstrichen auch in der politischen Struktur nach sich zog. Dabei mussten sich die westlichen Beobachter zunächst verabschieden von liebgewonnenen Klischees wie Rote Garden und blaue Ameisen, dem obligatorischen Mao Zedong-Anzug (dessen korrekte Bezeichnung eigentlich Sun Yatsen-Anzug lautet), der Omnipräsenz und Allmacht der Partei sowie der Formel „alles gehört dem Volk" d.h. ist Staatseigentum.

Die ökonomische Öffnung (vehement vorangetrieben seit 1992 unter dem Stichwort „Sozialistische Marktwirtschaft") führte zur Privatisierung weiter Teile der Ökonomie, in der Effizienz und Rendite die neuen Maßstäbe sind mit den markantesten Negativ-Resultaten einer hohen offenen bzw. verdeckten Arbeitslosigkeit (in manchen Regionen mehr als 30 % der berufstätigen Bevölkerung) und mit dem Verfall sozialistisch definierter Sozialstrukturen. Die Danwei als soziale und ökonomische „Mutter", die ihre Mitglieder von der Geburt über den beruflichen Weg bis zur Rente rundum versorgte, hat ihre Funktion verloren. Der Rückzug des Staates aus seiner Versorgerrolle hat ein Vakuum im Bereich der sozialen Grundversorgung hinterlassen. Damit hat ein großer Teil der chinesischen Bevölkerung – dies bezieht sich nicht nur auf die Ärmsten der Armen – keinen Zugang mehr zur Basisgesundheitsversorgung, zu Grundbildung, Ausbildung und zur Alterssicherung. Hiervon sind insbesondere ländliche Regionen in Westchina betroffen (Zugang erhält man nur durch Schmiergeldzahlungen oder mittels „Beziehungen"). Gleichzeitig hat die Kommerzialisierung der sozialen Dienstleistungen, insbesondere im Gesundheits- und Bildungsbereich, für die wohlhabenderen, meist im städtischen Raum angesiedelten Schichten der chinesischen Bevölkerung einen Qualitätsgewinn gebracht. Im Ergebnis führt dies zu einer zunehmenden Polarisierung der Gesellschaft in Gewinner und Verlierer der Reformpolitik und birgt für die Zukunft erheblichen innen- und sozialpolitischen Sprengstoff.

Um es aber nochmals deutlich herauszustellen: Unbestritten existiert heute in China ein sehr viel höheres Maß an Pluralität und Diversität in fast allen Bereichen der Gesellschaft. Die Zunahme einer öffentlichen Meinungsvielfalt ist unübersehbar. In Zeitungen wie der Nanfang Zhoumo (Southern Weekend) werden wirtschaftliche, soziale und in gewissem Maße auch politische Missstände kritisiert und angeprangert. Und wenn auch nicht über Menschenrechte im Allgemeinen und öffentlich gesprochen werden darf, können aktuelle Entwicklungen bzw. konkrete Problembereiche angesprochen und diskutiert werden. Wesentliche Brennpunkte sind hier u.a.:

- Ausbeuterischer Manchester-Kapitalismus mit Lohndumping
- Wachsende Ungleichverteilung des Wohlstandes mit Ost-West-Gefälle;
- Verlust oder Minimierung der sozialen Si-

cherungssysteme (Grundbildung, Gesundheit, Sozialarbeit), da kein Interesse an einem Aufenthalt in unterentwickelten Regionen (z. B. bei Lehrern oder Ärzten), schlechte oder gar ausbleibende Entlohnung; nur unzureichend ausgebildetes Personal;

- Zunahme der Arbeitslosigkeit und der Zahl derer, die nur noch über Naturalien entlohnt werden (WTO-Beitritt verstärkt wohl Effizienzdruck und Massenentlassungen in den Staatsbetrieben); in der Folge sind individuelle und familiäre Existenz bedroht;
- Wachsende Umweltzerstörungen durch fortschreitende Industrialisierung, fehlendes Umweltschutzbewusstsein und Missmanagement;
- Eklatanter Wassermangel in Nord-China und in der Folge lang anhaltende Trockenperioden, Missernten, Mangelernährung sowie andererseits Überschwemmungen in Zentral- und Südchina;
- Korruption in sehr unterschiedlichen Ausmaßen, vor allem auf überregionaler Ebene sowie unterhalb der Kreisebene;
- Klassische marginalisierte Gruppen wie Menschen mit Behinderungen, wirtschaftlich Arme (ca. 250 Mio. Menschen verfügen über weniger als 1 US$/Tag), Angehörige indigener Gruppen (z.B. Tibeter, Mongolen, Yi u.a.) erfahren den Druck der Ökonomie und sozialen Kälte;
- Aufgrund ihrer Religionszugehörigkeit diskriminierte Menschen verlieren zusehends den Kontakt zum ökonomischen Aufschwung; sie werden damit selbst zu einer marginalisierten Gruppe oder nehmen die sozialen Brennpunkten nicht mehr wahr und vermindern dadurch ihre gesellschaftliche Teilhabe/Integration und Akzeptanz (dies gilt insbesondere für die christlichen Kirchen).

Folgen dieser vorgenannten neuen Realitäten sind:

- wachsende Unzufriedenheit in der Bevölkerung, die ihren Ausdruck in zahlreichen lokalen Unruhen und Streiks findet (mehr als dreißigtausend in 2001; meist in Zentral- und Nordostchina) und Furcht der Zentralregierung vor den sozialen Unruhen, die in politischen Umsturz umkippen könnten;
- legale und illegale Migration (Zahlen schwanken zwischen 70-150 Mio.), meist aus den West- und Zentralregionen an die Ostküste, aber auch im Binnenland;
- Suche nach Werte-Orientierung; diese führt meist zur Rückkehr zu traditionellen Strukturen der sozialen Sicherung (gemeinsame Familienherkunft, gemeinsamer Geburts- und Wohnort, gemeinsame Bildungsstätte = san tong = die drei Gemeinsamkeiten);
- Bemühungen der Regierung die Stimmung in der Bevölkerung zu heben durch „Entwicklung der Westregionen-Kampagne" (Xibu Dakaifa), durch gezielte Antikorruptionskampagnen, durch wiederholte Modellversuche neue soziale Sicherungssysteme einzuführen (Kranken-, Arbeitslosen- und Rentenversicherung).

Aus den derzeitigen Entwicklungen mit den gerade genannten Folgen erwachsen der chinesischen Gesellschaft neue soziale Brennpunkte wie:

- psychosoziale Orientierungslosigkeit von neuen sozialen Randgruppen wie z.B. den Arbeitslosen aufgrund mangelnder sozialer Teilhabe
- Gewalt in Familien (insbesondere gegen Frauen)
- Steigende Suizidraten bei Frauen auf dem Lande
- Wachsende Zahl der von Umweltkatastrophen betroffenen Menschen
- Immer lauter sich zu Wort meldende Opfer chinesischer Justizwillkür
- Drogenmissbrauch und Prostitution
- Wachsende Zahl der HIV-Infizierten und AIDS-Kranken (offizielle Zahlen sprechen von 850.000 Personen)
- steigende Zahl von Schulabgängern ohne Schulabschluss

- allein stehende, alte Menschen ohne familiäre oder institutionelle Betreuung und/oder mit nur geringer Rente
- Slumbildung am Rande der Großstädte, Bettler
- Familien mit nur einem Erwerbstätigen tragen erhöhtes wirtschaftliches Armutsrisiko (insbesondere, bei Geringverdienern oder wenn ein Teil behindert ist)
- Steigende Kriminalitätsraten
- Ansteigende Scheidungsraten, temporäre oder dauerhafte Familientrennungen aufgrund von Migration
- Integrationsprobleme von Re-Migranten
- Erschwerte Heiratsvermittlung und Zunahme endogamer Eheverbindungen
- Latenter Generationskonflikt

Trotz aller Bemühungen der Zentralregierung bleibt es sehr fraglich, ob die zentral gesteuerten Entwicklungsaktivitäten Chinas die gerade genannten sozialen Brennpunkte lösen oder abmildern und zu einer gerechteren Gesellschaft führen können, da, wie oben gezeigt, die „Nebenwirkungen" des eingangs erwähnten Transformationsprozesses erheblich sind und die Regierungsmaßnahmen nur sehr bedingt greifen. Insbesondere fehlt es an einem rechtsstaatlichen Verständnis der Trennung von Judikative und Machtapparat. Gleichzeitig nehmen vor dem Hintergrund einer wachsenden Individualisierung Korruption und Eigeninteressen von Einzelnen oder Gruppen zu, so dass eine Rückkehr zu traditionellen Strukturen bei zunehmender Hierarchisierung der Gesellschaft deutlich wird.

Der Rückzug des Staates und die von Pragmatismus gekennzeichnete politische Haltung haben im letzten Jahrzehnt gleichzeitig jedoch auch neue Spielräume für neue soziale Akteure, die weder dem staatlichen noch halbstaatlichen Bereich zugeordnet werden können, eröffnet. In diesem Zeitraum begannen sich zunehmend zivilgesellschaftliche Kräfte in China zu formieren, die sich mittlerweile zu einem zwar noch jungen, aber sehr dynamischen Sektor in der Gesellschaft entwickelt haben.

Leider nahm die chinesische katholische Kirche in der Vergangenheit kaum Anteil an diesem Aufbruch. Die Gründe hierfür sind in einer Gemengelage zu suchen, die bestimmt ist aus politischen Restriktionen, fehlender innerkirchlicher Zusammenarbeit, der starken Konzentration auf eine rein pastoralmissionarische Arbeit, dem Mangel an qualifiziertem Personal, der Dominanz des überalterten Klerus usw. Erst in jüngster Zeit versuchen einzelne Diözesen und insbesondere katholische Laien ihr soziales Engagement in der chinesischen Gesellschaft zu verstärken.

## 2. Misereors Entwicklungszusammenarbeit in China:

Für Misereor hat die Diversifizierung und Pluralisierung neue Möglichkeiten der Entwicklungszusammenarbeit mit China eröffnet. Mit unserer Arbeit wollen wir Chinas zivilgesellschaftliche Kräfte stärken. Es geht dabei um den Aufbau, die Stärkung und Vernetzung lokaler Partnerstrukturen, der sogenannten Nichtregierungsorganisationen (NGOs), innerhalb und außerhalb der chinesischen Kirche. Diese NGOs wenden sich den sozialen Brennpunkten Chinas zu wie z.B. der wachsenden Zahl der Arbeitslosen, den von Umweltkatastrophen Betroffenen, der zunehmenden Gewalt in Familien, den sich immer lauter zu Wort meldenden Opfern chinesischer Justizwillkür, dem Drogenmissbrauch, den HIV-Infizierten oder den steigenden Suizidraten unter Frauen auf dem Lande. Diese Partner erobern sich mit Mut, Flexibilität und Basisnähe mehr und mehr Handlungsspielräume und verschaffen den genannten benachteiligten und marginalisierten Gruppen eine Stimme in der chinesischen Öffentlichkeit.

Im Zuge dieser Entwicklung in China haben sich auch die Qualität bzw. die inhaltlichen Schwerpunkte der China-Förderpolicy von Misereor verändert. So gestalten sich diese derzeitigen wie folgt aus:

1. *Förderung eines verbesserten Verständnisses der „Sozialen Frage"* und damit einer stärkeren Integration sozialer Belange in der chinesischen Gesellschaft. Derzeit konzentriert sich Misereor auf die Förderung systematischer Qualifizierung von Dozenten und Trainern für die Ausbildung von Sozialarbeitern. Langfristige Ziele sind dabei der Einsatz dieser Dozenten als Multiplikatoren zur weiteren Qualifizierung unserer kirchlichen und nichtkirchlichen Partner und im Dialog mit dem Erziehungsministerium das Erreichen einer Zertifizierung des Berufs „Sozialarbeiter". Wichtigste Akteure sind hierbei die Social work-Abteilungen der Polytechnischen Universität Hongkong und der Beijing Universität.
2. *Schaffung und Förderung eines neuen Verständnisses der Zusammenarbeit zwischen Indigenen Völkern und der Hanchinesischen Majorität* vor dem Hintergrund von Friedensarbeit und Konfliktbearbeitung. Der gesellschaftliche Umbruch bedroht die kulturelle Identität und die ökonomischen Lebensgrundlagen dieser Minderheiten. In der Förderung durch Misereor suchen lokale Partner, insbesondere in Südwestchina, zusammen mit diesen Volksgruppen nach Wegen, das Spannungsfeld „Benachteiligung indigener Völker durch die chinesische Kultur- und Politikoberhoheit" sowie Armutsminderung, Erhalt des ökologischen Gleichgewichts und kulturelle Identität mit den Erfordernissen der Moderne in Einklang zu bringen. Wichtigster Partner von Misereor ist dabei das Institute of Biodiversity and Indigeneous Knowledge in Kunming, Provinz Yunnan, Südwestchina.
3. *Stärkung der gesellschaftlichen Verankerung der „ökologischen Frage"* und damit des Bewusstseins für Ökologie und den Schutz natürlicher Ressourcen. Obwohl die wirtschaftliche Öffnung einhergeht mit enormer Umweltzerstörung und dem Verbrauch natürlicher Ressourcen, rückt die Umweltproblematik nur langsam in das Bewusstsein der Bevölkerung. Die von Misereor geförderte Arbeit zielt vor allem auf Bewusstseinsbildung, insbesondere unter Jugendlichen, und die Unterstützung kleiner Grassroot-Umweltschutzgruppen. Wichtigster Partner ist die Umweltschutzorganisation Friends of Nature, die von Beijing aus vor allem in Zentral- und Westchina agiert.
4. *Förderung alternativer bzw. im chinesischen Kontext innovativer Ansätze im Bereich der Armutsminderung* (verbesserte Partizipation der Zielgruppen, gemeindebasierte Arbeit, integrierte Ansätze etc.). Wichtige Partner sind hierbei die chinesisch-internationale Organisation DORS (Development of Rural Sichuan) mit Sitz in der Provinz Sichuan, Westchina sowie die jeweiligen Armutsbüros in verschiedenen Provinzen Zentral-, West- und Südwestchinas.
5. *Förderung der sozialen Verantwortung bzw. gesellschaftlichen Integration der chinesischen katholischen Kirche* durch Heranführen an die vorgenannten vier Schwerpunkte. Im Vordergrund der Förderung durch Misereor stehen der Aufbau von lokalen Trägerstrukturen und deren Qualifizierung und Vernetzung mit anderen kirchlichen wie auch säkularen (zivilgesellschaftlichen) Akteuren. So sollen mittelfristig z.B. kirchliche Mitarbeiter auch in das Sozialarbeiterausbildungsprogramm eingebunden werden. Derzeit konzentriert sich die Förderung auf Zentralchina; weitere Ansätze einer Zusammenarbeit könnten möglicherweise in den Diözesen Nordostchinas, oder dem Beifangjinde-Zentrum in der Provinz Hebei umgesetzt werden.

Die inhaltlichen Schwerpunkte machen deutlich, dass es heute nicht mehr darum gehen kann – gewissermaßen „ergebnisorientiert" – unmittelbare singuläre Maßnahmen wie z.B. Not- und Katastrophenhilfe oder –

wie noch bis Mitte der 90er Jahre - reine Infrastrukturmaßnahmen und die möglichst großflächige soziale Grundversorgung, die ja oftmals nur zur Folge hat, dass der Staat weiter aus seiner Verantwortung entlassen wird (wie z.B. beim Bau von Schulen, Landkliniken, Altenheimen) zu fördern. Vielmehr geht es heute um das Erarbeiten innovativer, basisnaher Ansätze gemeinsam mit den Partnern und Zielgruppen. Unsere Arbeit wird damit zunehmend „prozessorientiert" und der Dialog mit den Akteuren wird wichtigster Bestandteil der Begleitung dieser Prozesse. Die seit einigen Jahren bestehende intensive Begleitung von chinesischen Partnern und Projekten durch einen Misereor-Berater trägt diesen veränderten Anforderungen Rechnung.

Unsere bisherigen Erfahrungen der Arbeit in China zeigen auch, dass die ausschließliche Orientierung an Armutsregionen schrittweise zugunsten eines „ganzheitlicheren" Ansatzes aufzugeben ist, zumal die sozioökonomischen Interdependenzen zwischen Stadt und Land so eng sind, dass eine jeweils separate Betrachtung eines der beiden Bereiche den chinesischen Realitäten nicht entspricht. Es zeigt sich zudem, dass für eine nachhaltige Wirkung von Entwicklungsarbeit neben den bisherigen Partnern zunehmend intellektuelle Eliten, die zwar in Nicht-Armutsregionen agieren, deren Arbeit und Entscheidungen aber wesentlichen Einfluss auf benachteiligte Regionen und Menschen haben, immer wichtiger werden. Dies korrespondiert mit gegebenen Handlungsspielräumen im akademischen Rahmen, so z.B. bei der Frage nach der sozialen Verantwortung von Religionen in der chinesischen Gesellschaft oder im Bereich der Rechts-, Sozial- und Psychosozialberatung oder in der Bekämpfung von gesellschaftlicher Diskriminierung und Marginalisierung von Menschen mit Behinderungen. Dieser akademische Rahmen ist in vielen Bereichen eine wesentliche Voraussetzung und Hilfe für politische Entscheidungsfindung in China und nimmt Einfluss auf das Meinungsbild der Regierungsverantwortlichen. Als Beispiele seien hier das Institut für Weltreligionen der Sozialwissenschaftlichen Akademie Chinas sowie die Social work-Abteilung des Soziologie-Departments der Beijing-Universität angeführt.

## 3. Misereors kirchliche Entwicklungszusammenarbeit in China

Die Position der katholischen Kirche in China ist nach wie vor insgesamt prekär. Dies liegt in der besonderen historischen Vergangenheit (Mission im Schutz der westlichen Kolonialmächte im 19. Jahrhundert), in der traditionellen Haltung chinesischer Regierungen zu den Religionen (der Machtapparat kontrolliert die religiösen Aktivitäten) wie auch in der besonderen internationalen Rolle der katholischen Kirche (Vatikan-Taiwan-VR China bzw. der Problematik chinesische Untergrundkirche/offizielle Kirche) begründet. Für Misereor und seine China-Förderpolicy bedeutet dies, dass die Diözesen je nach ihren politischen Freiräumen und sonstigen Möglichkeiten (Personalqualifikation, Mut der Bischöfe usw.) an die aktuellen sozialen Belange der chinesischen Gesellschaft herangeführt werden sollen. Dies geschieht u.a. durch Qualifizierung von Personal (z.B. durch Exposures bei bereits von Misereor geförderten Partnern u. Projekten) und insbesondere durch den Aufbau von Sozial- und Entwicklungsbüros in den Diözesen als Modell- und Pilotprojekt. Hier werden zunächst diözesane MitarbeiterInnen weiterqualifiziert, um dann die Konzeption und Implementierung von Projekten (z.B. gemeindebasierte Arbeit mit behinderten Kindern oder Arbeit mit arbeitslosen Frauen durch Schwestern oder Laien o.ä.) selbständig zu übernehmen unter intensiver Begleitung durch Misereor oder andere externe Beratungseinrichtungen.

Eine wesentliche Rolle spielt hierbei die zukünftige verantwortliche Einbindung von Schwestern und Laien. Hier sind die Ortsbischöfe wie auch die internationalen kirchlichen Partner aufgefordert, Ideen zu fördern, motiviertes Personal weiterzuqualifizieren, zum praktischen Engagement zu ermuntern bzw. erste Initiativen mit bereits vorhandenem Know-how langjähriger säkularer chinesischer und internationaler Partner zu vernetzen.

Eine weitere noch viel zu wenig genutzte Möglichkeit um die Grundlagen für ein verbessertes Sozialarbeit- und Entwicklungsverständnis bei kirchlichen Mitarbeitern zu legen, wäre das verstärkte Einbringen der Katholischen Soziallehre in die Ausbildung des kirchlichen Nachwuchses an den Seminaren in China sowie in die Fortbildung derjenigen chinesischen Studenten und Schwestern, die im Ausland studieren.

Um die Handlungsspielräume für die katholische Kirche zu öffnen bzw. im Einzelfall zu wahren sowie auch die Arbeit Misereors als einem internationalen katholische Hilfswerk in China abzusichern, ist es notwendig, den Dialog mit politischen Entscheidungsträgern (Ministern, Provinzgouverneuren u.a.), mit staatlichen Institutionen (Ministerien etc.) und halbstaatlichen Organisationen wie z.B. dem Allchinesischen Frauenverband oder der Organisation of Poverty Alleviation auf nationaler Ebene zu führen. Dies bietet uns auch die Chance durch größtmögliche Transparenz für Vertrauen, Integrität und langfristige Zusammenarbeit bei unseren chinesischen Gesprächspartnern zu werben und einen Bewusstseins verändernden Prozess anzustoßen.

In Anbetracht der neuen Handlungsspielräume und der neuen chinesischen Akteure macht langfristig nur eine Verlagerung der Projektträgerschaft auf lokale, d.h. festlandschinesische Trägerstrukturen Sinn. Damit wird sich in der Zukunft auch die Rolle der Misereor-Partner in Macao, Hongkong und auf Taiwan verändert. Diese leisteten in den schwierigen Anfangsjahren wertvolle Dooropener-Arbeit und sind auch heute noch für Misereor wichtige Informationsquellen, insbesondere zur Situation der katholischen Kirche in China. Vor dem Hintergrund des Transformationsprozesses in China und den neuen chinesischen Akteuren bedarf es jedoch nun eines Reflexionsprozesses über die Frage, welche Rolle diese Partner in Zukunft spielen können und wollen. Mögliche Arbeitsansätze könnten hier das Mitwirken am Aufbau lokaler Trägerstrukturen sein, die sich auf die professionelle Personalqualifizierung (Projektmanagement, Grundverständnis von Entwicklungsarbeit und -methodik, Inhalte von Sozialarbeit) sowie auf die Vermittlung eines neuen Selbstverständnisses in der katholischen chinesischen Kirche, das u.a. die Katholische Soziallehre als eigenständige, Beispiel gebende Motivationskraft begreift, konzentrieren.

Abschließend sei nochmals betont, dass unsere Zusammenarbeit mit den Diözesen langfristig immer auf eine verbesserte gesellschaftspolitische Positionierung der katholischen Kirche in China abzielt. Ein stärkeres soziales Engagement der Diözesen ist unseres Erachtens der entscheidende Faktor, um die Kirche zu stärken und ihr zu einem größeren Rückhalt in der chinesischen Gesellschaft zu verhelfen. In Anbetracht eines sinozentrierten Kulturverständnisses, einer sich vom Abendland doch erheblich unterscheidenden Religiosität und einer politischen Haltung, die von repressiv bis laissez-faire reichen kann, ist dabei von Misereor ein sensibles und behutsames, aber auch mutig-beharrliches Vorgehen in Dialog und Zusammenarbeit mit unseren chinesischen Partnern erforderlich.

*Michael Kropp ist als Länderreferent für China im Bischöflichen Hilfswerk Misereor, Aachen, tätig.*

Katharina Wenzel-Teuber

# Leben, Chancen und Herausforderungen der Kirche im chinesischen Kontext

## 1. Chancen und Potentiale

### a. Eine starke Glaubenstradition

Bei aller Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit der Situation: Man begegnet in China einer sehr lebendigen Kirche. Dies belegen auch die Zahlen: 1948, im Jahr vor der Machtübernahme der Kommunisten, gab es 3,2 Millionen Katholiken. Heute schätzt man 12 Millionen (knapp ein Prozent der Bevölkerung), davon etwa die Hälfte im Untergrund. Eine höchst erstaunliche Vervielfachung der Gläubigen also, trotz mehrerer Jahrzehnte der Unterdrückung des religiösen Lebens. Man spürt überall, wie tief der Glaube in der traditionellen katholischen Frömmigkeit wurzelt: Rosenkranz und Kreuzweg, Marienverehrung und Herz-Jesu-Frömmigkeit haben den Katholiken geholfen, die Zeit der Verfolgung zu überstehen. In den vielen Landgemeinden, die keinen eigenen Pfarrer haben, sind Rosenkranz und Kreuzweg auch heute noch die wichtigsten Formen des Gemeindegottesdienstes. Viele Tausende von Katholiken nehmen an den großen Marienwallfahrten im Mai und Oktober teil.

Die meisten der chinesischen Katholiken leben auf dem Land. Die traditionell katholischen Familien (oder besser Clans) bilden das tragende Rückgrat der Kirche. Oft sind sie seit mehreren Generationen katholisch, sie sind stolz darauf, das Katholischsein gehört zu ihrer Familienidentität, die in der chinesischen Kultur eine sehr starke Rolle spielt. In diesen Familien wurde der Glaube weitergetragen, aus ihnen kommen die vielen jungen Männer und Frauen, die in den letzten zwei Jahrzehnten in die Priesterseminare und Schwesternkonvente eingetreten sind. Es ist keine Seltenheit, wenn in einer Großfamilie zwei, drei, vier oder mehr junge Leute, Geschwister, Vettern oder Kusinen, Priester oder Schwestern sind.

### b. Menschliches Potential

Diese jungen Frauen und Männer, die sich entschieden haben, als Ordensfrauen oder Priester zu arbeiten, sind eine weitere enorme Chance und ein großes Potential der chinesischen Kirche: Nach Schätzungen aus dem Jahr 2000 gibt es heute 2.150 Ordensfrauen in der offiziellen und 1.500 Ordensfrauen in der Untergrundkirche; es gibt ferner 1.200 Priester und 1.000 Seminaristen in der offiziellen sowie 1.000 Priester und Seminaristen in der Untergrundkirche.[1] Der weitaus größte Teil der chinesischen Priester und Schwester gehört mittlerweile der jungen Generation an. Die Priesterseminare und Schwesternkonvente mussten in den 80er Jahren praktisch von Null anfangen, nachdem sie mehrere Jahrzehnte lang geschlossen gewesen waren. Hier ist Enormes geleistet worden seit den ersten Anfängen, als die alten Priester und Bischöfe aus dem Gedächtnis sämtliche theologischen Fächer unterrichten mussten. Es ging ja nicht nur darum, den Zustand der frühen fünfziger Jahre wiederherzustellen. Mit großer Energie wurde die Aufgabe angegangen, die nach-

konziliare Theologie aufzunehmen und umzusetzen. Hierbei war natürlich Hilfe aus dem Ausland (u.a. durch ausländische Dozenten und bei der Publikation moderner theologischer Texte in chinesischer Sprache) sehr wichtig.

Chinas Schwesternorden sind unglaublich jung. Es gibt diözesane Kongregationen mit 200-300 jungen Schwestern; in manchen Gemeinschaften hat noch keine einzige Schwester die ewige Profess. Die Schwesternkonvente wurden gegenüber den Priesterseminaren lange Zeit vernachlässigt - in der chinesischen Kirche ist man immer noch stark auf den Klerus konzentriert. Doch erkennen allmählich auch die chinesischen Bischöfe, wie wichtig eine Förderung und bessere Ausbildung der Schwestern ist. Internationale Kongregationen sind in China verboten. Offiziell darf es in China deshalb nur Diözesankongregationen geben.

Immer häufiger hört man jedoch, dass chinesische Ordensfrauen heute wieder Verbindung zu den internationalen Gemeinschaften suchen. Es ist beeindruckend zu sehen, mit wie viel Einsatzbereitschaft und neuen Ideen an vielen Orten junge Leute in der Kirche, in den Seminaren und Konventen arbeiten. Als Träger neuer Ideen geben oft auch die Priester und Schwestern, die im Ausland studiert haben, wichtige Impulse. Die junge Generation der Kirche steht mit einem Bein noch im traditionellen ländlichen Katholizismus, mit dem anderen im Zeitalter von Handy und Internet.

## 2. Herausforderungen und Probleme

Dem großen Potential an Glaubenstraditionen und jungen Menschen stehen aber auch gewaltige Herausforderungen und Schwierigkeiten gegenüber, mit denen die chinesische Kirche konfrontiert ist.

### a. Generationenwechsel und gesellschaftlicher Wandel

In der Führung der chinesischen Kirche steht ein Generationenwechsel, besser gesagt: ein Generationensprung bevor, ein Sprung von der Großväter- und -mütter- auf die Enkelgeneration. Denn chinesische Bischöfe, Priester und Schwestern sind (grob gesprochen) entweder über 75 oder höchstens Anfang vierzig Jahre alt. Dies bedeutet, dass die Jungen sehr früh große Verantwortung übernehmen müssen, ohne dabei auf Rat und Hilfe einer mittleren Generation zählen zu können. In den Seminaren und Konventen liegen der Unterricht und die Leitung fast überall schon in den Händen der jungen Generation. Das bringt einen durchaus positiven Innovationsschub mit sich. Aber auch große Unsicherheit. Es fehlt oft an Erfahrung in Menschenführung, Psychologie und Spiritualität, Ordensleitung, Formation, Formen des Gemeinschaftslebens und der gemeinsamen Entscheidungsfindung etc. Immer wieder hören wir, dass die chinesische Kirche in diesem Bereich dringend auf Hilfe, z.B. durch Fortbildung, aus der Weltkirche, hofft. Die Bischöfe gehören größtenteils noch der alten, sehr alten Generation an.

Diese verdienstvollen Männer führen ihre Diözesen oft sehr patriarchalisch und lassen die Jungen zum Teil nicht recht „zum Zug" kommen, gestehen ihnen keine klaren Kompetenzen zu. Doch gibt es jetzt auch schon die ersten jungen, unter 40jährigen Bischöfe oder Bischofskandidaten; ihre Zahl wird in den nächsten Jahren stark zunehmen.

### b. Neue Wege in der Pastoral und Fortbildung der Laien

Es gibt in der chinesischen Kirche jedoch nicht nur diesen einen großen Generationensprung. In den letzten 20 Jahren hat sich die chinesische Gesellschaft dramatisch verändert, sie ist pluralistischer, moderner und materialistischer geworden. Auch die Jugend

in der Kirche hat sich verändert. Ein junger Dozent an einem nordchinesischen Priesterseminars, 34 Jahre alt und im Ausland ausgebildet, erzählte uns davon. Er sagte, die Jungen, die er jetzt im Seminar unterrichte, gehörten bereits einer ganz anderen Welt an als seine „Nachwende"-Generation, die noch die Ausläufer der Kulturrevolution miterlebt habe. Es sei für ihn nicht immer so einfach, den Zugang zu ihnen zu finden.
Die jetzt 20jährigen sind, zumindest in den Städten, in den neuen Ein-Kind-Familien aufgewachsen. Für die Seminare und Konvente bedeutet die Ein-Kind-Politik, dass die Berufungen vielerorts spürbar weniger werden. Die katholischen Familien sind immer noch die Stütze der chinesischen Kirche, besonders auf dem Land. Doch wird es im immer pluraleren China so selbstverständlich bleiben, dass die Kinder wie ihre Eltern in die Kirche gehen? Auf den Dörfern ist dies zwar weitgehend noch der Fall. Doch hört man beispielsweise bereits, dass junge Katholiken vom Land, die in die Städte ziehen, dort oft nicht mehr praktizieren. Die vorausschauenderen Kräfte in der chinesischen Kirche erkennen nach und nach, dass der gesellschaftliche Wandel auch neue Wege für die Pastoral erfordert. Sie muss offener werden. Die Laien müssen mehr als bisher religiös fortgebildet und in die kirchliche Arbeit eingebunden werden. In einigen Diözesen gibt es dafür seit wenigen Jahren eigene Programme, z.B. Kurse für Laien, die in den Sommerferien in den Priesterseminaren stattfinden. Man denkt dabei auch durchaus missionarisch: Laien können leichter außerhalb des Kirchenraums in der Gesellschaft wirken, was den Priestern und Schwestern nicht erlaubt ist.

### c. Vertiefung der Spiritualität

Ganz wichtig aber und für die Zukunft entscheidend ist die Entwicklung einer starken eigenen Spiritualität der chinesischen Kirche. Der eingangs geschilderte Schatz an traditioneller Frömmigkeit allein wird für die Auseinandersetzung mit der sich rasant verändernden Gesellschaft auf Dauer nicht genügen; er muss sich weiterentwickeln. So hat etwa in den letzten Jahren die Zahl der jungen Priester und Schwestern zugenommen, die ihre Berufung verlassen haben – oft dürfte dabei eine Rolle spielen, dass sie sich spirituell bei ihrer Arbeit in den Gemeinden oder der Auseinandersetzung mit der Gesellschaft allein gelassen bzw. nicht entsprechend vorbereitet und ausgelaugt fühlen. In einigen Diözesen und Kongregationen bemüht man sich deshalb neuerdings, „Auffrischungs"- oder Fortbildungskurse für jüngere Priester und Schwestern einzurichten, die schon eine Reihe von Jahren im kirchlichen Einsatz gestanden haben. Auf das Bedürfnis nach einer neuen oder vertieften Spiritualität für Priester, Schwestern und Laien stößt man bei China-Besuchen sehr oft. Übrigens wird in diesem Zusammenhang (z.B. von chinesischen Bischöfen) immer wieder der Wunsch nach Männerorden oder Priestergemeinschaften geäußert, die in China ja bisher nicht offiziell zugelassen sind.

### d. Überwindung der inneren Abgeschlossenheit, Auseinandersetzung mit Problemen in der Gesellschaft

Eine vertiefte Spiritualität könnte der Kirche auch mehr Kraft und Stand geben, sich gegenüber der Gesellschaft zu öffnen. Bisher ist die chinesische Kirche noch sehr nach innen gerichtet, mit ihren eigenen Problemen beschäftigt, nach außen abgeschlossen. Man kann das aus der Minderheitensituation der Kirche heraus zum Teil verstehen. Doch wird es für die Zukunft der Kirche wichtig sein, dass sie nach Möglichkeiten sucht, auf die im Transformationsprozess befindliche chinesische Gesellschaft und ihre Probleme einzugehen.
Die Menschen in China haben durchaus Anfragen an die Religionen und an die chinesische Kirche. Nach Jahrzehnten politischer

Kampagnen gibt es heute in China keine allgemeinverbindlichen Ideale und Werte mehr, jeder strebt nach Gewinn so gut er kann, manche bleiben auf der Strecke, die Korruption blüht. Von einem geistigen Vakuum ist vielfach die Rede. Viele Menschen suchen wieder nach Orientierung bei den Religionen. Dass das Bedürfnis nach Religiosität vorhanden ist, zeigen u.a. die vielen religiösen Bewegungen, die wie Pilze aus dem Boden schießen.
Aber auch die katholische Kirche erlebt Anfragen suchender Menschen. Es fängt an mit den neugierigen Zaungästen, die man sonntags in jeder Großstadtmesse hinten in der Kirche sitzen sehen kann. Manchenorts beginnen die Gemeinden, auf die Suchenden zuzugehen. Zum Beispiel kann man an der Pfarrkirche einer nordchinesischen Provinzhauptstadt ein großes Schild sehen, in dem Leute mit Fragen zum christlichen Glauben zum Gespräch eingeladen werden; nicht wenige kommen. Die Schwestern in Shenyang haben vor kurzem junge Erwachsene zu einem Seminar über Lebensorientierung eingeladen, es richtete sich eigentlich an junge Katholiken, doch schließlich meldeten sich auch 15 Nichtchristen an, die begeistert mitmachten. Anfragen sind also da, die chinesische Kirche muss sie aber noch mehr entdecken und sich zu eigen machen. Sie muss sich aber auch klar werden und ausdrücken können, was sie den Suchenden zu bieten hat. Auch hierfür ist eine Formation der Laien wichtig.

Die chinesische Gesellschaft steht nicht nur vor geistigen, sondern auch vor massiven sozialen Problemen. Im Rahmen ihrer bescheidenen Möglichkeiten versucht die Kirche, in der Gesellschaft karitativ tätig zu sein, durch kleine Ambulanzen, Altenheime, Behinderten- und Waisenhäuser, Kindergärten etc. –in diesem Bereich engagieren sich besonders die Schwesternkongregationen. Wichtig ist dabei, dass die chinesischen Katholiken allmählich auch selbst ein Spendennetz für die Not in der eigenen Kirche und im eigenen Land aufbauen, auch wenn die meisten sicher nur kleine Spenden geben können. Dies versucht z.B. bereits das junge katholische Sozialwerk Beifang Jinde in der Provinz Hebei, das über die katholische Zeitschrift Xinde / Faith unter den Katholiken in der VR China um Spenden für kirchliche Projekte und Menschen in Not wirbt.

### e. Dialog mit Christentumsforschern

Ein Sonderfall der Auseinandersetzung von Christentum und chinesischer Gesellschaft sind die jüngeren Wissenschaftler, die sich mit dem Christentum beschäftigen. Es gibt unter chinesischen Akademikern seit einigen Jahren ein wachsendes wissenschaftliches Interesse an Religion. Davon ist auch das Christentum betroffen. Eine ganze Reihe von Zentren zur Erforschung des Christentums sind an chinesischen Akademien und Universitäten gegründet worden. Das akademische Interesse an der Lehre des Christentums hat dazu geführt, dass inzwischen eine große Anzahl von Artikeln und Büchern zu Theologie und Christentum von nicht-christlichen Wissenschaftlern geschrieben oder übersetzt wurden. So gibt es derzeit mehr als zwanzig Buchreihen in chinesischen Verlagen, die sich mit dem Christentum befassen. Diese außerhalb der Kirchen publizierten Bücher findet man auch in den ganz normalen chinesischen Buchhandlungen, während die innerkirchlichen Publikationen nur in den Kirchen verkauft werden dürfen.
Die chinesischen Christentumsforscher sind am Austausch mit europäischen Theologen sehr interessiert. Dem China-Zentrum ist es wichtig, diese Kontakte zu intensivieren. Dies geschah zuletzt im Zusammenhang mit der Konferenz „Übersetzung und Rezeption. Begegnung des Christentums mit der chinesischen Kultur", die das China-Zentrum im letzten Jahr mit dem Hongkonger Institute for Sino-Christian Studies in Berlin veranstaltet hat.

In China selbst gestaltet sich der Dialog dieser Akademiker mit den Kirchen jedoch noch schwierig. Es gibt Vorbehalte und Desinteresse auf beiden Seiten. Die Theologie innerhalb der chinesischen Kirche wird von den Akademikern als Dialogpartner noch nicht ernst genommen. Eine weitere Anhebung des theologischen Niveaus an den chinesischen Priesterseminaren (und unter Schwestern), auch durch Studien und Promotion im Ausland, könnte einiges an dieser Situation verändern.

### f. Einheit und Versöhnung

Eine große Herausforderung, von der sehr viel für die Zukunft der chinesischen Kirche abhängt, ist das Problem der Einheit.
Eingangs wurde bereits erwähnt, dass die chinesischen Katholiken etwa zur Hälfte der offiziellen Kirche und zur Hälfte dem sogenannten „Untergrund" angehören. Diese Spaltung ist in erster Linie eine Folge der chinesischen Religionspolitik seit den 50er Jahren.
Die Kirche im „Untergrund" hat sich von Anfang an offen der staatlichen Forderung widersetzt, sich von Rom zu trennen. Sie wird vom Staat als illegal betrachtet. Die Gemeinden des Untergrunds treffen sich meistens in Privathäusern oder auf Plätzen und Feldern im Freien zum Gottesdienst. Mancherorts drückt die Polizei alle Augen zu, doch es kommt auch immer wieder vor, dass sie solche Versammlungen gewaltsam auflöst und Gläubige und Priester verhaftet. In den letzten Jahren ist der Druck auf die Untergrundkirche noch größer geworden, da der Staat versucht, die sogenannte „illegale" Religiosität auszuschalten (eine aktuelle Liste der Verhafteten hat Fides vor einigen Monaten veröffentlicht)[2]. Besonders schwierig ist unter solchen Umständen natürlich die Ausbildung von Seminaristen und Schwestern.

Die offizielle Kirche hat, dank der Anerkennung und damit einem gewissen Schutz des Staates, mehr Freiräume für ihre Arbeit, sie kann offen arbeiten – allerdings kann der Staat diese Freiräume auch jederzeit wieder einschränken. Die offizielle Kirche darf, so bestimmt es die Regierung, keine Verbindung mit dem Vatikan haben. Das ist aber kein theologisches, sondern ein rein politisches Problem. Der Papst wird auch in der offiziellen chinesischen Kirche sehr verehrt. Die Mehrheit der Bischöfe der offiziellen Kirche ist außerdem heute vom Papst im Geheimen anerkannt.
Das Verhältnis zwischen offizieller Kirche und Untergrundkirche ist vielschichtig und für Außenstehende schwer zu durchschauen. Die Situation ist zudem von Ort zu Ort sehr unterschiedlich. In manchen Regionen gibt es nur die offizielle Kirche – d.h. Orte, an denen alle in die öffentlichen Kirchen gehen –, in anderen dominiert die Untergrundkirche, in wieder anderen gibt es beide Gruppen, was oft zu Konflikten führt. Auch darf man sich offizielle und Untergrundkirche nicht als in sich homogene Gruppen vorstellen. Es gibt auch Konflikte und Fraktionsbildungen, die innerhalb der beiden Gruppen verlaufen, zum Beispiel entlang von Clan-Grenzen. Die innerkirchlichen Strukturen sind oft äußerst intransparent, was auf Dauer schädlich ist.
Diese Spaltung der Kirche ist sehr schmerzlich und bedeutet ein großes Hindernis für ihre Entwicklung und ihre Stellung in der chinesischen Gesellschaft. Aber eine Versöhnung ist sehr schwierig. Es muss viel Verbitterung und Misstrauen überwunden werden. Die Unfreiheit durch den Druck der chinesischen Religionspolitik macht offene Aussprachen oder Vermittlung von außen (besonders durch Rom) äußerst schwierig. Eine Normalisierung der Beziehung zwischen Vatikan und Beijing könnte helfen, klare Kommunikationskanäle zwischen Rom und der chinesischen Ortskirche zu schaffen und manche Probleme zu regeln – allerdings nur, wenn diese Normalisierung unter für die Kirche akzeptablen Bedingungen angeboten wird. Da-

nach sieht es im Moment aber nicht aus. Ein großes Hindernis sind z.B. nach Meinung vieler die Patriotischen Vereinigungen.
Katholische Brückenorganisationen zu China in aller Welt sollten sich bemühen, Beziehungen zu beiden Gruppen in der chinesischen Kirche zu unterhalten und zu vermitteln, anstatt die Spaltung zu vertiefen.

### Fazit

Die katholische Kirche Chinas steht vor gewaltigen Herausforderungen: Generationenwechsel und gesellschaftlicher Wandel müssen bewältigt, die Spiritualität muss vertieft und erneuert werden, um dem Umbruch standhalten zu können. Die Kirche muss sich öffnen, neue Wege in der Pastoral finden und sich ihrer sozialen Verantwortung stärker bewusst werden. Die restriktive Religionspolitik macht das alles nicht einfacher. Doch die zwei großen Potentiale der chinesischen Kirche – eine Glaubenserfahrung, die durch Zeiten der Verfolgung gestärkt ist, und die vielen jungen Leute, die bereit sind, in der Kirche mitzuarbeiten – lassen für die Zukunft der chinesischen Kirche zuversichtlich sein. Unsere Partnerschaft und Solidarität braucht sie dabei allemal. Und so kann umgekehrt der Lebensmut der chinesischen Kirchen auch erfrischend wirken auf die etwas müden Kirchen in Europa.

[1] Zahlen nach China heute 2001, S. 19.

[2] Namen und Daten abgedruckt in China heute 2002, S.5f.

Schwester Teresa Qui

# Ansprache bei einer Tagung in Sankt Augustin

*China-Zentrum im Juni 2002*

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde und Wohltäter!
Ganz herzlich möchte ich mich für die Einladung durch Herrn Erzabt Jeremias Schroeder von St. Ottilien nach Sankt Augustin bedanken. Auch möchte ich danke sagen für alle Unterstützung durch das China-Zentrum, durch Missio München und allen unseren Wohltätern und den Freunden Chinas besonders hier in Deutschland.
Kurz möchte ich unsere Gemeinschaft bei Ihnen vorstellen: Unsere Gemeinschaft wurde bereits 1933 von dem französischen Ordenspriester P. Charles Lemaire MEP auf Wunsch des französischen Diözesanbischofs Gaspais gegründet. Die Schwestern leiteten katholische Mädchenschulen in der Provinz und arbeiteten in vielen Pfarrgemeinden in pastoraler Tätigkeit. Im Jahre 1950 zählte die Gemeinschaft mehr als 70 Schwestern. Mit der Machtübernahme der Kommunisten begann aber die Leidenszeit. 1953 wurde die Gemeinschaft zwangsaufgelöst. Einige Schwestern wurden inhaftiert, zwei Schwes-

tern wurden unter Zwang verheiratet. Andere gingen in den Untergrund und lebten in Dörfern oder kleinen Wohnungen eine Art klösterlichen Lebens, doch immer in Angst, verraten und entdeckt zu werden. Diese verfolgten Schwestern hielten treu zu ihren Gelübden und versuchten in dieser schweren Zeit, besonders auch während der Kulturrevolution, den Glauben mutig weiterzugeben und zu verkünden.

Im Jahre 1980 lockerte die chinesische Regierung ihre Repressalien gegen die Kirche. Bischof Li wagte den Neuanfang und rief die Schwestern aus dem Untergrund zu einem Neuanfang. Unter extrem einfachen Bedingungen und immer noch als verfolgte Kirche geltend, wurde das klösterliche und geistliche Leben neu entfacht und die ersten Kandidatinnen, zu denen ich selbst gehörte, wurden in die Gemeinschaft aufgenommen. Dies geschah in den ersten Jahren illegal, da die Regierung noch keine Erlaubnis zur Aufnahme von Kandidatinnen gegeben hatte. In den kommenden Jahren wuchs die Gemeinschaft beständig. Derzeit leben in der Gemeinschaft 15 alte Schwestern aus der Zeit vor der kommunistischen Revolution, 30 jüngere Schwestern mit ewigen Gelübden, 50 Schwestern mit zeitlichen Gelübden (Junioratsdauer 9 Jahre), 6 Novizinnen (Noviziatsdauer 2 Jahre), 6 Postulantinnen (Postulatsdauer 2 Jahre) und 8 Kandidatinnen.

Unser Mutterhaus mit dem Noviziat befindet sich in der Stadt Jilin, der gleichnamigen nordöstlichen Provinz Jilin. Dort haben wir auch eine kleine Werkstätte zur Anfertigung für liturgische Gewänder. Daneben befindet sich eine kleine Sozialstation, mit zwei Krankenschwestern besetzt. Die Hauptaufgabe der Gemeinschaft aber ist pastorale Mitarbeit in über 24 Pfarreien. In 2 kleinen Dörfern leiten die Schwestern außerdem noch 2 Sozialstationen. Zwei Schwestern arbeiten im Bischofshaus in der Provinzhauptstadt Changchun, und ebenso arbeiten zwei Schwestern in einem Altersheim für Priester und Schwestern.

Nun möchte ich über die Ausbildungs- und Fortbildungsmöglichkeiten unserer Schwestern sprechen. Dazu möchte ich kurz auf die Bedingungen, die früher herrschten, eingehen. 95 % unserer Schwestern kommen aus ländlichen Bereichen. Dort sind die schulischen Bedingungen weit unter dem Standard. Die Lehrer sind schlecht ausgebildet und die finanziellen Mittel oftmals nicht vorhanden. Vom Kindergarten an muss die Familie die hohen Schulgebühren selbst aufbringen. So beenden viele junge Frauen nach 6 Jahren ihre Schulbildung. Unser Schulsystem ist aber nicht mit dem Ihren zu vergleichen. Die Schwestern, die zwischen 1980 und 1995 eingetreten sind, trafen auch im Kloster desolate Zustände an. Es gab in dieser Zeit keine Bibeln, keinerlei theologische Bücher, nur wenige Priester waren in den Gemeinden eingesetzt und so nicht als Ausbilder vorhanden. Nur vereinzelte ältere Schwestern, die vor der Kulturrevolution eingetreten waren, versuchten, die jungen Frauen zu einem einfachen religiösen Leben anzuleiten. Viele dieser älteren Schwestern waren nicht dafür ausgebildet, jungen Frauen fundiertes Wissen zu vermitteln. Erst nach 1995 durften ausländische Priester und Missionare einreisen und offiziell theologische Vorträge geben. Die ersten Schwestern legten 1988 ihre erste Profess ab. Bis 1999 gab es keine Fortbildungsmöglichkeiten der Schwestern. Es fehlte von Anfang an eine fundierte Schwesternausbildung.

Im Februar 1999 wurde ich zur Generaloberin der Schwesterngemeinschaft gewählt. Mehr und mehr wurde mir klar, dass neben unseren allgemeinen pastoralen Aufgaben auch die Spiritualität der Schwestern wichtig ist, um fundiertes Wissen an die Gläubigen weiterzugeben. Denn ohne fundierte theologische Kenntnisse ist missionarisches Tun unmöglich. So war und ist meine Aufgabe, den Schwestern in ihrem Glauben und Wirken Hilfe zu geben, ihnen theologisches Grundwissen zu vermitteln und spirituelle Stärke zu geben.

So begannen wir mit einem einjährigen Fortbildungskurs für die Schwestern, denen bis jetzt eine solide Ausbildung verwehrt war. In den nächsten 5 Jahren planen wir, jeder Schwester wenigstens einmal die Möglichkeit zu geben, an einem Fortbildungsjahr teilzunehmen. Da die pastorale Arbeit an Weihnachten und Ostern es erfordert, werden die Kursteilnehmerinnen in dieser Zeit in den verschiedenen Pfarreien mithelfen. Zu Beginn des chinesischen Neujahrs haben alle Schwestern 2 Wochen Urlaub. Der Kurs gliedert sich in 2 Teile:

- der erste Teil umfasst Studium von theologischem Grundwissen und Spiritualität,
- der zweite Teil Studium des klösterlichen Lebens in Gemeinschaft.

Daneben gibt es ein 10-tägiges Programm für die Schwestern, wo andere Diözesen z. B. Shenyang, Hebei, Beijing besucht werden zum Austausch mit anderen Gemeinschaften und zur eigenen Horizonterweiterung.
Folgende Unterrichtsfächer beinhaltet der Kurs: Allgemeine Theologie, Bibelstudium, Liturgie, Sakramentenlehre, Katechese, Pädagogik, Ordensleben, Kirchengeschichte, Spiritualität, Geschichte des Ordenslebens und unserer Gemeinschaft, Psychologie für Erwachsene und Kinder, Sozialwesen, Homiletik, Gemeindekatechese, Sozialpsychologie, Ordensrecht, Kirchenrecht, Chinesische Philosophie und Historie. Der Unterricht wird gehalten von Dozenten des Priesterseminars Jilin und von Gastdozenten (Schwestern, Priestern, Laien) aus Hongkong, Singapur, Taiwan.
Durch die finanzielle Unterstützung von Missio München konnten wir offiziell im September 2000 den ersten Kurs anbieten. Jede Schwester schließt den Fortbildungskurs mit einem Schulungs-Zertifikat ab. 2001 haben die ersten Schwestern ihren Kurs erfolgreich abgeschlossen und arbeiten jetzt wieder in den verschiedenen Pfarreien mit den vielfältigsten pastoralen Aufgaben. Alle Schwestern, die an diesem ersten Kurs teilnahmen, empfinden nun, dass dieser Kurs eine große Hilfe für sie war und immer noch ist für die Zukunft. Alle Schwestern sind überaus dankbar für die Gelegenheit, an diesem Fortbildungskurs teilgenommen zu haben.
Und so möchte ich im Namen meiner Mitschwestern Ihnen allen danke sagen für alle Unterstützung im Gebet. Helfen Sie weiterhin mit am Aufbau eines christlichen Chinas. Ich danke Ihnen sehr!

*Sr. Teresa Qui ist Generaloberin einer Schwesterngemeinschaft in China.*

Schwester Cäcilia Höffmann

# Berichterstattung aus dem Forum „China“

Die Kirche Chinas zeigt nach Jahrzehnten der Verfolgung und Trennung von der Weltkirche eine beeindruckende Dynamik und Glaubenskraft mit einer wachsenden Zahl von Katholiken und zahlreichen Berufungen als Priester und Ordensfrau. Die Kirche lebt in einem gesellschaftlichen Umbruch mit wenigen Gewinnern und vielen Verlierern und steht vor großen Herausforderungen, auf die sie nur wenig vorbereitet ist. In der Kirche gibt es nur sehr alte und viele junge Priester und Schwestern, die mittlere Generation und damit die Anbindung an eine lebendige Tradition fehlt fast vollständig. Wir stellen fest:

- Die Kirche Chinas ist immer noch zu wenig im Bewusstsein der deutschen Kirche.
- Die Kirche Chinas hat viele Priester und Ordensfrauen, Männerorden sind aber noch nicht zugelassen.
- Die Ausbildungssituation vor allem vieler Schwestern ist schlecht.
- In der Ausbildung der Priester und Schwestern fehlt es an theologisch gut fundierter Spiritualität.
- Die Schwestern werden mehr gesehen in der Rolle der Unterstützung der Priester als in eigenständiger verantwortlicher Tätigkeit in Kirche und Gesellschaft.
- Es gibt seitens der deutschen Werke und Bistümer eine Vielzahl von Kontakten und Projekten in China.
- Die Kirche Chinas engagiert sich in traditionellen sozial-caritativen Aufgaben, aber es fehlt an Sensibilität für neue gesellschaftliche Probleme.
- Die Kirche Chinas ist in einer Phase der Innenschau und des Aufbaus, es fehlt an Offenheit für die Gesellschaft.
- Die Kirche hat ihre Stärke in einem tiefen Glauben, sie ist nicht vorbereitet auf eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Intellektuellen.

Wir erwarten eine größere Aufmerksamkeit für die Kirche Chinas in Deutschland
Wir bemühen und verpflichten uns:

- Wir fördern die Kontakte der chinesischen Kirche zur Weltkirche, auch durch Studienprogramme im Ausland für Priester, Schwestern und Laien.
- Wir setzen uns ein für eine bessere Schulbildung und Ausbildung für Schwestern in China und im Ausland, u.a. in St. Augustin.
- Wir unterstützen Programme zur Sensibilisierung der Kirche Chinas für soziale Fragen und für die Eigenständigkeit sozialer Programme.
- Wir streben eine „Geberkonferenz“ derjenigen in der deutschen Kirche an, die in China Projekte unterstützen; dabei sollen die Kriterien für unser Engagement in China weiterentwickelt werden.
- Zusätzlich zu den bereits bestehenden Möglichkeiten (z.B. China heute. Informationen über Religion und Christentum im chinesischen Raum) bemühen wir uns um noch mehr Informationen über China und seine Kirche; Vorschläge: Angebot einer Pressemappe, Errichtung einer Datenbank über die Kirche Chinas durch das China-Zentrum, Planung von Reisen nach China mit dem Ziel der Begegnung.

*Sr. Cäcilia Höffmann SSpS ist Generalsekretärin der Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands (VOD).*

Schwester Therese Blum WS

# Als Christin unter Muslimen

Von den 43 Jahren, die ich in Algerien lebte, war ich die meiste Zeit unter den Menschen im Atlasgebirge. Sie sind Berber und Muslime und nennen sich „Imazighen", was „Freie Menschen" bedeutet. Sie sind sehr fleißig, mutig und stolz. Nach mehreren, teils blutigen Aufständen (2001) wurden jetzt ihre Sprache und Kultur in der Staatsverfassung rechtlich garantiert. Ansonsten ist die Landessprache Arabisch und die Religion ist der Islam.

Ich bin eine „Weiße Schwester", eine Missionsschwester Unserer Lieben Frau von Afrika. Vor 130 Jahren wurden wir für Afrika gegründet und leben in internationalen Gemeinschaften. Ein Teil von uns ist von Anfang an für die Mission in Nordafrika bestimmt. Als Hebamme habe ich dort gewirkt und einheimische Mädchen für diesen schönen Beruf ausgebildet. Damit hatten sie eine Chance, als Frau an Ansehen und Wert zu gewinnen. Für je 4050 Dörfer wurden einfache Gesundheitszentren errichtet. Die Bevölkerung half bei der Einrichtung: Betten, Wäsche, Geschirr usw. Aber niemand war ausgebildet für diese Arbeit. Die Mädchen hatten teils Volks-, teils Mittelschulen bei unseren Schwestern besucht, auch Haushaltungsschulen. Dann wurden sie von den Vätern verheiratet, oft schon mit 14 Jahren, und mit 16 waren viele bereits Mutter. Geburtshilfliche Komplikationen, Hausentbindungen, große Kinderzahl und alles, was damit verbunden ist, lastete auf ihnen.

Nun begann der Kampf mit den Vätern und Brüdern. Nur das Vertrauen in uns christliche Schwestern konnte sie bewegen, ihre Töchter in eine Ausbildung zu geben. Das war eine Ehrenerklärung für uns. Zum ersten Kurs kamen 5, zum zweiten schon 30 Mädchen. Als dann die Töchter mit einem Lohn nach Hause kamen, da war die Freude groß: „Meine Querda hat das Dach von unserem Haus bezahlt, meine Malika die Türen und Fenster!" (In diesem Gebiet wird viel gebaut. Wenn dann eine andere Familie für den Sohn um die Hand einer solchen Tochter bat, hieß es: „Nein, noch nicht, weil... (die Ausbildung noch nicht fertig ist)". Auch andere Berufsausbildungen wurden möglich; an der Universität sind inzwischen 2/3 der Studierenden Frauen! Durch diese Entwicklung verschob sich auch das Heiratsalter nach oben, und so wurden viele Probleme verhungert. Von nun an konnten Frauen in diesen einfachen Gesundheitszentren mit wenig Aufwand in der Schwangerschaft betreut werden. Ihre Ängste wurden abgebaut, da sie uns kannten. Sie kamen vertrauensvoll zur Entbindung. Spontan und laut riefen sie zu Gott, zu den Engeln und zu Maria, von Handküssen begleitet: „Stab, Freude, Licht, Tür..." usw. War dann das Kind geboren, so wurde Gott gedankt für „sein Geschenk", wie man die Kinder nennt. Es war jedes Mal ein Fest. Die Familie brachte das Essen, es wurde gefeiert und man freute sich miteinander. Dann kamen Mutter und Kind noch zwei Jahre lang zur Beratung und zum Impfen. Die Leute nannten das Zentrum „Haus Gottes", weil Gutes darin geschieht. „Wo Gutes geschieht, wohnt Gott", sagen sie.

Das Land Algerien war französisch besetzt gewesen. 1955 begann der Partisanenkrieg zur Befreiung und Unabhängigkeit. Vom inzwischen verstorbenen Kardinal Duval bekamen wir damals klare Richtlinien. „Freiheit ist ein großes Gut und steht jedem Menschen zu", sagte er. Und wir halfen wo wir konnten. Der Jubel war groß und unbeschreiblich, als am 2. Juli 1962 die Unabhängigkeit proklamiert wurde. Aber Unabhängigkeit ist noch

nicht Freiheit! 15 Jahre ging es gut, dann kam eine korrupte Regierung an die Macht. Durch Misswirtschaft kamen Not und Unzufriedenheit in die Bevölkerung. Besonders die jungen Menschen waren betroffen, und sie machen den größten Teil der Bevölkerung aus. Das war der Nährboden für die in Afghanistan ausgebildeten Terroristen. Im Namen Gottes versprachen sie den Menschen das Blaue vom Himmel herab. Sie verteilten Nahrung, Kleidung, Schuhe, usw. Viele Not Leidende fielen darauf herein. Als diese Islamisten dann Fuß gefasst hatten, ging es los mit dem Morden:

- Alle, die sich ihrem Fanatismus und ihrer Gewalt nicht unterwarfen, die Elite des Landes: Professoren, Denken, Politiker...
- alle, die die Wahrheit sagten, schrieben oder sangen: Journalisten, Schriftstelle, Sänger...
- die Vorsteher von Moscheen, die sich weigerten, die vorgeschriebenen aggressiven Predigten zu halten
- und die Gläubigen, die in diesen Moscheen beten wollten... viele Menschen aus dem Volk, besonders aus den Dörfern, wenn sie sich weigerten, den Terroristen Nahrung und Unterkunft zu geben, weil sie ihre Lügen durchschaut hatten...
- viele Frauen, die sich weigerten, Schule, Ausbildung, Beruf aufzugeben oder mit ihnen eine Ehe zu schließen... schließlich die Kirche: in zwei Jahren (1994-1996) wurden 19 Ordensleute getötet. Warum? Weil die Islamisten es nicht ertragen konnten zu sehen, wie viel Vertrauen die Menschen zu uns paar Christen hatten.

Einige Beispiele: Sr. Paule-Helene und Frere Henri. Mit Büchern und allem zur Verfügung stehenden Platz halfen sie in einem dicht besiedelten Stadtteil den jungen Menschen beim Studium. Bei der Beerdigung sagte eine Muslimin: „Die werden leben, weil sie für uns gestorben sind! Sie halfen uns, Männer und Frauen zu werden."

Sr. Esther und Caridad: In dem Krankenhaus, in dem sie arbeiteten, wurden Tränen verboten von den Islamisten.
Vier Weiße Väter: Der jüngste, 36 Jahre alt, wurde gefragt, ob er Algerien nicht verlassen möchte. Er sagte: „Nein, ich bleibe, hilflos mit den Hilflosen, schwach mit den Schwachen." Bei der Beerdigung waren alle Geschäfte geschlossen, die ganze Stadt trauerte. Muslime sagten: „Es sind Helden und Heilige: alles haben sie für uns eingesetzt."
Dann die sieben Trappisten: Nach zwei Monaten bangen Wartens und Hoffens wurden ihre Überreste gefunden. Als man ihnen anbot, für einige Zeit Tibhirine zu verlassen und sich an einen sicheren Ort zurückzuziehen, sagten sie: „Können wir den unter die Räuber Gefallenen (=Algerien) verlassen?" Die Nachbarn sagten: „Ohne die Brüder haben wir keine Hoffnung." Sie verstanden sich als „Beter unter Betenden."
Bischof Pierre Claverie: Für die ganze Bevölkerung war er „unser Pierre." Gerne sitzen Muslime an seiner Grabstätte in der Kirche und erzählen ihm Freud und Leid. Sie schalten ihn ein als Vermittler zwischen Gott und sich.

Zu dieser Zeit arbeitete ich an der Universitätsbibliothek in Algier. Was sagten die Studenten und Studentinnen?

- Wer an Gott glaubt, kann nicht töten.
- Für welche Werte lebt und stirbt ein Mensch?
- Unterschiede sind ein Reichtum – warum werden sie bekämpft?
- Ohne Euch keine Hoffnung! Auf wen sollen wir schauen?

Um mich zu beschützen, haben sie mich immer nach der Arbeit nach Hause begleitet.
Eine Gruppe Frauen war betroffen von den vielen Verboten und der Androhung von Höllenstrafen durch die Fundamentalisten. Wir erinnerten uns miteinander an die Geburt und die Erziehung ihrer Kinder. „Würdet Ihr

nun, nach aller Mühe und Liebe, die Ihr aufgebracht habt, Eure Kinder ins Feuer werfen, wenn sie mal etwas Dummes getan haben?" fragte ich. „Oh nein", antworteten sie. „Nun, Gott ist wie eine Mutter", war die frohe und erleichternde Feststellung. All diese Jahre waren und bleiben ein Weg, ein Miteinander im Glauben an den guten Gott, im Glauben an den Menschen, in gegenseitiger Ehrfurcht und Anerkennung. Diese verblendeten Islamisten ahnten nicht, dass sie nicht nur Terror und Leid säten, sondern auch zu einer Herausforderung wurden für den Glauben der Menschen, die guten Willens sind.
Was hören wir jetzt? „Ihr seid ein Segen! Wir wissen, wer Ihr seid: Von Gott geschickt! Ihr habt alles mit uns geteilt, Freud und Leid und sogar den Tod!" Alles wird den Kindern weitererzählt, denn die Erinnerung an liebe Menschen und an das Gute, das ihnen geschah, ist ihre Hoffnung.
Seid 1996 war ich wieder im Atlasgebirge, in der Kabylei, und befasste mich mit den brennenden, aktuellen Fragen des täglichen Lebens: „modernes Stehlen", Beruf und Arbeit, Staatshaushalt, Menschenrechte und Kultur, die menschenverachtende Politik der Regierung... Wir besprechen mit den Frauen Ernährungs- und Erziehungsfragen, Fernsehen, Familie, Tradition. Und besonders: Was ist der Glaube? Was will Gott von uns? – Ich lebe dann einige Tage mit den Menschen in den Dörfern, im Sommer unter dem Sternenhimmel, im Winter um das Herdfeuer. Eine Mitschwester arbeitet in einem Näh-Zentrum und bildet Mädchen aus.
Die einfache Bevölkerung schätzt unser Mitleben mehr als irgendeine Arbeit, die wir tun. Die Menschen wollen uns Freude machen: Choral in Algier, ein Kreuz zu meinem Goldenen Jubiläum, Rosensträucher auf den Gräbern der Mönche und ein Kreuz für den Friedhof, Schweigemärsche und Kerzenbrennen, Gemälde und andere Kunstwerke, Bücher...
Im letzten Jahr wurde von der Regierung ein Augustinus-Kongress organisiert. Man erinnert sich der Vergangenheit, aber wir sind, jeder einzelne, ganz konkret in der Gegenwart aufgerufen, unser Christsein zu leben und zu vertiefen. Das ist ein Dialog mit der ganzen Existenz. Unsere kleine Kirche von Algerien lebt diese Situation mit den Muslimen, die auf unserer Seite stehen, und das ist das Volk! Hier, so kann man sagen, wird der interreligiöse Dialog gelebt, gelebt – und nicht gesprochen. Er wird Begegnung.
Alle sollen für uns beten! Fragen wir uns: Was ist ein Christ? Was ist ein Muslim? Was ist ein Mensch? Vertrauen wir auf Unsere Liebe Frau von Afrika, „Lalla Myriam", wie die Muslime sie nennen. In ihrer Basilika in Algier findet man immer viele Muslime, Männer und Frauen, die beten und Kerzen anzünden.

*Sr. Therese Blum arbeitet als Missionarin in Algerien.*

Kleine Schwester M. Mechthild

# Dialog der Kulturen und Religionen am Beispiel „Islam und Christentum“

*Zeugnis aus dem afrikanischen Kontext*

## Der geschichtliche Weg der Kirche in Libyen

Es mag von Interesse sein, zunächst den geschichtlichen Weg der Kirche in Libyen kurz zu verfolgen, ehe dann von einer mehr persönlichen Erfahrung die Rede sein wird. Die Kirche in Libyen geht bis auf den Ursprung des Christentums selbst zurück: mehrmals berichtet die Apostelgeschichte von Ereignissen und Personen, die auf die Anwesenheit von Christen hindeuten. Die koptische Kirche hält nach ihrer Tradition dafür, dass der Evangelist Markus aus Zyrene (im Nordosten Libyens) stammte, wo er im Jahr 40 n. Chr. viele Juden und Griechen dem Christentum zuführte. Später, in seiner Blütezeit, zählt Libyen bis zu 13 Diözesen.
Vom 7. bis zum 11. Jahrhundert verschwindet das Christentum völlig aus Libyen; die Gründe dafür liegen im Dunkel. Im 13. Jahrhundert berichtet die Geschichte aufs Neue von missionarischen Gruppen, die sich vor allem um Gefangene und Sklaven kümmern, die die kleine christliche Gemeinde in Libyen darstellen. Die mohammedanischen Behörden achten und schützen sie. 1911 beginnt ein starker italienischer Einfluss auf das Land, der die Kirche deutlich prägt. 1969 übernimmt Mohammed El Ghaddafi in einer unblutigen Revolution die Regierung. 1970 beschlagnahmt der Staat alle Güter der Kirche. Die italienische Bevölkerung wird aus dem Land ausgewiesen, und offen bleibt nur die St. Franziskus-Kirche in Tripolis. Insgesamt 10 Priester werden der Kirche erlaubt sowie eine größere Zahl von Ordensschwestern. Ein wichtiges Ereignis in der Geschichte der Kirche und ihrem Verhältnis zum Land, zur Welt des Islams und des Christentum ist 1976 der Islamisch-Christliche Dialog, der auf hoher Ebene in Tripolis stattfindet in Zusammenarbeit von Libyen und dem Hl. Stuhl, und in dessen Folge die Kirche in Benghazi den Christen zurückgegeben wird, die dann später zweiter Bischofssitz wird. 1997 kommt es zu diplomatischen Beziehungen zwischen dem Hl. Stuhl und dem libyschen Staat, die der Kirche eine Identität verleihen und die Beziehungen zum Staat klarer machen.
Auffallend ist in den letzten Monaten ein steigendes Interesse von libyscher Seite her am Dialog der Kulturen und Religionen. So findet im März dieses Jahres ein internationaler Dialog in Tripolis statt zu dem Thema „Dialog der Kulturen im Zeitalter der Globalisierung“; Veranstalter sind der Dawa Islamya, der eine sehr offene Haltung einnimmt, und der Päpstliche Rat für interkonfessionellen Dialog. Die dritte internationale Konferenz für Europa und den Mittelmeerraum im April dieses Jahres – ebenfalls in Tripolis – hat zum Thema „Dialog zwischen Afrika – Mittelmeerraum – Europa in einer Welt der internationalen Zusammenarbeit – Wirtschaftsentwicklung – Dialog der Kulturen und Religionen“. Weiter wäre zu erwähnen eine Einladung an unseren Bischof von Tripolis und den Priester der koptisch-orthodoxen Gemeinde zu einem Gespräch im libyschen Fernsehen über die Beziehungen zwischen der Kirche und dem Islam in Libyen. Die Kirche in Libyen lebt in dem Bewusstsein, dass

lediglich ein Dialog auf allen Stufen des menschlichen Zusammenlebens zu echter Freundschaft führen kann. Soweit zur Geschichte.

## Wie sieht es im normalen Alltag aus?

Als ich 1972 nach Tripolis kam und die Arbeit in der Spülküche der Kinderstation eines Krankenhauses aufnahm, fand ich mich hauptsächlich von Nicht-Libyern umgeben: Ärzte, Krankenschwestern und das meiste Pflegepersonal – unter ihnen Gläubige verschiedener Religionen – waren vom Staat aus dem Ausland gerufen worden und hatten dementsprechend viele finanzielle Vorteile, worin in den meisten Fällen der Grund ihres Kommens überhaupt lag, während das einheimische Personal die unteren Arbeiten tat, die keine besondere Ausbildung benötigten. Lediglich der Direktor war Libyer. Und so war es auf fast allen Gebieten im wirtschaftlichen und sozialen Leben. Das half wenig zum gegenseitigen Verstehen und zu dem Wunsch nach einem Dialog auf unterer Ebene. Ganz allmählich kamen die ersten Ärzte nach abgeschlossener Ausbildung aus dem Ausland zurück. Es wurden Schulen für die Heranbildung von Krankenschwestern eröffnet, medizinische Fakultäten wurden gegründet, sodass sich heutzutage das Bild völlig geändert hat: das gesamte wirtschaftliche und soziale Wesen liegt jetzt in libyschen Händen, wobei man sich die Frage nach dem Wert der Ausbildung und der Verteilung der Kräfte auf Stadt und Land stellen kann. Libyer bevorzugen in den allermeisten Fällen die Hauptstadt, die Möglichkeiten der Weiterbildung und eine vielfältigere Arbeit bietet, während es in den kleineren Ortschaften häufig an Fachkräften fehlt.
Mit der weiten Verbreitung des Fernsehens und vor allem der Anwesenheit zahlreicher Personen anderer Rassen, Kulturen und Religionen, die auf allen Sektoren des wirtschaftlichen und sozialen Lebens eingesetzt sind (aus Polen, den Ostländern, Indien, Pakistan, den Philippinen, Ägypten und neuerdings auch Irak und dem afrikanischen Kontinent), ist das Bewusstsein gewachsen, dass „arabisch" nicht unbedingt gleich „mohammedanisch" ist und dass es auch arabische, meist koptisch-orthodoxe Christen gibt; und da heißt nun „Dialog", den Anderen anzunehmen mit all seinen kulturellen und religiösen Werten und zugleich eine Zusammenarbeit auf der Basis der gemeinsamen menschlichen und religiösen Werte anzustreben. Die Beziehungen von Mensch zu Mensch gehen nicht immer reibungslos vonstatten; so werden z. B. in der Schule Kinder von christlichen Eltern oder aus Mischehen leicht angefeindet, auch wenn sie selbst dem mohammedanischen Glauben angehören.
Im religiösen Gespräch ist häufig das Problem „Jesus, Sohn Gottes ... Dreifaltigkeit ... Ehelosigkeit ..." und der feste Glaube, dass nur Anhänger des Islams ins Paradies kommen; also: warum bekehrst du dich nicht?

## Meine Erfahrung als Kleine Schwester

Die Gründung der Fraternität in Libyen geht auf das Jahr 1957 zurück, also noch in die Zeit der italienischen Vorherrschaft. Die Kleinen Schwestern fanden Arbeit in verschiedenen Fabriken, und es war nicht leicht, als Ausländerin nicht sofort mit dem Gedanken der Kolonisation gleichgesetzt zu werden. Doch da, wo diese Schwierigkeit einmal überwunden war, kam es zu Freundschaften, die bis auf den heutigen Tag andauern und sich von einer Generation zur anderen übertragen. Ja, wir möchten Freundschaft schaffen mit den Menschen, die uns auf- und annehmen, Freundschaft und Wohlwollen auch miteinander im Viertel und bei der Arbeit, Verständigung und Verständnis untereinander, und das in den unzähligen kleinen Dingen des Alltags, im Anteilnehmen an Freu-

den, Sorgen, Leid, im achtungsvollen Hinhören auf den Einzelnen, im Aufmerksamsein auf seine Wünsche und Sehnsüchte...
Seit 1969 leben wir in Tripolis im gleichen Haus, das damals eines der erstgebauten des Viertels war, das mittlerweile ein dicht bewohnter Stadtteil von Tripolis ist. Wir sind sozusagen mit den Erwachsenen alt und mit den Kindern erwachsen geworden und gehören nun wie fast selbstverständlich zu ihnen. Sie wissen um eine jede von uns; sie nehmen an unserem Leben und unseren Festen teil, so wie auch wir um ihr Leben und ihre Feste wissen und ihnen nahe sind. Ein Leben sexueller Enthaltsamkeit ist für den Gläubigen des Islams unvorstellbar. Als nun einmal böse Zungen uns der Prostitution anklagen wollten, verteidigten uns die Nachbarn. Sie achten unsere Gebetszeiten, und bisweilen kommt es zu tieferen Gesprächen und Begegnungen. So geben z. B. das Vater unser oder die Seligpreisungen, die in arabischer Sprache an der Wand zu lesen sind, Anlass zu Fragen und Erläuterungen. Ein solcher Dialog ist jedoch relativ selten. Der Kontakt liegt hauptsächlich im ganz normalen Alltagsleben, in der gegenseitigen Abhängigkeit und in der einfachen Nachbarschaftshilfe.
Als nach der Revolution die Arbeit in der Fabrik für Nicht-Libyer untersagt wurde, fanden wir Aufnahme im Gesundheitswesen. Eine Kleine Schwester war als Kinderärztin tätig in Zusammenarbeit mit libyschen Kollegen. Für andere war die Milchküche der Säuglings- und Kinderstation der Ort, den einheimischen und ausländischen Arbeitskräften nahe zu sein.
Seit Januar letzten Jahres haben wir eine zweite Fraternität in Libyen im gebirgigen Hinterland. Mit Hilfe von libyschen Freunden aus Tripolis fanden wir die für eine Neugründung notwendigen Arbeitsplätze, nämlich als Kinderärztin und als einfache Arbeiterin, weiter im Gesundheitswesen in völlig libyscher Umgebung. Die Erfahrung vieler Jahre im arabischen Milieu war eine gute Hilfe zur Anpassung an eine neue, doch recht verschiedene Umgebung. Eine Arbeitskollegin der Kleinen Schwester, die Ärztin ist, war bei der ersten Begegnung recht misstrauisch und ablehnend; doch als sie merkte, dass sich die Kleine Schwester auf arabisch verständigen konnte, war das Eis bald gebrochen ... und jetzt sind wir Freunde geworden. – Als Rentnerin bin ich daheim und steige gerne in die Kontakte ein, die meine Mitschwestern durch ihre Arbeit aufnehmen. Meine Freude sind die Besuche bei den Nachbarn und die Besorgungen außer Hauses, die mir Gelegenheit geben, Menschen zu begegnen. Gerne nehme ich die kleinen Gesten der Aufmerksamkeit und des Wohlwollens entgegen, die mir die Leute wie selbstverständlich ganz diskret schenken. Eine unserer nächsten Nachbarinnen machte von sich den ersten Schritt auf uns zu, indem sie uns – noch ohne uns zu kennen – als Willkommensgruß eine Schüssel Pflaumen schickte.
Auffallend war seit Beginn, wie wenige Frauen man auf der Straße sieht und wie sehr sie noch verschleiert sind. Oft hatte ich den Eindruck, dass ich die einzige Frau war, die einkaufen ging, und so war der Blick der Männer stark auf mich gerichtet. Mittlerweile haben sie sich an mich gewöhnt, und der neugierige Blick ist oft einer Haltung der Achtung gewichen. Die Kinder in unserem Wohnviertel kennen mich bei meinem Namen – leider habe ich nicht das nötige Gedächtnis, um den ihren gleich zu behalten. Manchmal kommt es auch zu ganz einfachen Begegnungen auf der Straße; ein Lächeln genügt oft, um einen Kontakt herzustellen. Die innere Bereitschaft, den Anderen in sein Leben aufzunehmen, liest sich wohl von der gesamten Haltung ab und überträgt sich leicht. Einmal pro Woche kommt ein Priester aus Tripolis zu uns für die Messfeier, und so tragen wir gemeinsam alle unsere Anliegen sowie die der Menschen, die uns umgeben, vor Gott. Um ein wenig unsere Form des Dialogs zu charakterisieren, möchte ich abschließend den Begriff NAZARETH verwenden und einen Text von Bruder Antoine, einem Klei-

nen Bruder Jesu, zitieren, der meines Erachtens gut das wiedergibt, was wir in der Nachfolge Jesu von NAZARETH leben möchten.

*...NARARETH ist der Ort der Kommunikation, des Hinhörens, des Teilens und der Freundschaft – der Ort, an dem das Wort weitergegeben wird in den gewöhnlichen Unterhaltungen der Menschen.*
*...NAZARETH ist eine bestimmte Weise, den Anderen zu begegnen in Achtung, aufmerksamem Hinhören, ohne sie verändern zu wollen, eine bestimmte Weise mit ihnen da zu sein ohne etwas anderes im Sinn zu haben, als einem jeden so viel Liebe zu zeigen, wie nur möglich.*
*...NAZARETH ist das Bewusstsein, zwecklos, umsonst da zu sein in einer Welt, in der nur Leistung und Gewinn gelten.*
*...NAZARETH ist eine Vorliebe für die armen Mittel, eine Vorliebe für die kleinen Dinge des täglichen Lebens, jene Dinge, die einen unendlichen, ewigen Wert gewinnen,wenn sie in Liebe gelebt werden.*

*Kleine Schwester M. Mechthild ist als Missionarin Libyen tätig.*

Hossein Fatimi

# Dialog

Islam ist die zweitgrößte monotheistische Religion der Welt. Wie das Christentum hat auch der Islam seine Wurzeln in der Religion Abrahams. Wegen der gemeinsamen Wurzeln haben Islam und Christentum viele Gemeinsamkeiten. Um ein friedliches Zusammenleben zwischen Christen und Muslimen zu garantieren, Vorurteile und Ängste abzubauen und Streitigkeiten zu beseitigen, müssen diese Gemeinsamkeiten erkannt und betont werden. Die bedeutendsten gemeinsamen Grundlagen zwischen Islam und Christentum sind Jesus und Maria. Jesus ist im Islam einer der größten Propheten Gottes. Er gehört zum Grundglaube der Muslime, ebenso seine Mutter Maria. Koran, das heilige Buch des Islam, spricht in mehreren Suren (Kapiteln) über Jesus, sein Geburt, seine besondere Stellung beim Gott, sein Leben, seine Botschaft und seine Himmelfahrt und stellt ihn als Messias vor. Maria ist nach dem islamischen Glauben eine der reinsten und frömmsten Frauen der Welt. Eine ganze Sure (Kapitel) im Koran heißt Maryam (Maria). Auch in anderen Suren wird im Koran über Maria gesprochen. Im Bezug auf die Leute der Schrift, Juden und Christen, wird empfohlen mit Ihnen nie anders als in einer möglichst guten Art zu streiten (Koran Sure 29). Als der Prophet zum letzten Mal zu seinen Gefährten sprach, in Mekka, anlässlich der Abschiedswahlfahrt im März 632, bestand er auf der Gleichheit aller Menschen vor Gott, ohne Unterschied der Rasse, des Vermögens oder der Herkunft, wie es im Koran gesagt ist: Als der Vornehmste gilt bei Gott derjenige von euch, der am Frömmsten ist (Koran 49,13). Der Koran erkennt die Echtheit der biblischen Propheten als Boten desselben Gottes an. Die Offenbarungen des mosaischen Gesetzes und des Evangeliums Jesu sind bereits Gottes Wort. Unser und euer Gott ist einer, Ihm sind wir ergeben Koran 29.64). Ein Moslem ehrt Abraham, Moses und Jesus. Der Koran sagt: Wir glauben an Gott und das, was wir und was Abraham, Ismail, Isaak, Jakob und die Propheten von ihrem Herren erhalten haben, ohne das wir bei einem von ihnen einen Unterschied machen (Koran Sure 2, Vers 136).

*Prof. Ing. Hossein Fatimi ist islamischer Theologe und Seelsorger.*

Polykarp Ulin Agan SVD

# Erfahrungen als Christ in der islamischen Gesellschaft in Indonesien

Wenn ich über meine Erfahrungen als Christ in der islamischen Gesellschaft in Indonesien spreche, dann kommen einige Kontexte und Hintergründe zum Vorschein, aus denen meine Gedanken hervorgehen. Ich nenne diese Kontexte und Hintergründe gerne – um im Sinne des großen Philosophen Martin Heidegger zu sprechen – „die Welt der Faktizität meines existenziellen Menschseins". *Erstens*: Ich spreche als jemand, der die Konflikte zwischen Christen und Muslimen und den Fanatismus von beiden Seiten nicht direkt erlebt hat, denn ich komme von der Insel FLORES, deren Bevölkerung überwiegend (87%) Katholiken sind. *Zweitens:* Obwohl ich nicht direkt mit den Konflikten und dem Fanatismus konfrontiert bin, könnte mein Beitrag eine Bereicherung sein, denn ich bin in einer „interreligiösen Familie" aufgewachsen (Meine Mutter war bis vor kurzem Muslimin). *Drittens*: Ich spreche hier auch als katholischer Priester, Steyler Missionar, der nun sein achtes Lebensjahr in Europa/Deutschland verbringt; eine Zeitspanne, die mein „Bewusstsein zwischen zwei Welten" prägt und mich immer wieder fordert, so dass ich – hoffentlich – in der Lage bin, die Situation meines Landes Indonesien in der Konfrontation mit den christlichen bzw. westlichen Werten wahrzunehmen.

## Erfahrungen zur Einführung

Ich möchte nun zwei kleine Erfahrungen zur Sprache bringen. Das Erste ist eine persönliche Erfahrung. Nach der Priesterweihe in Sankt Augustin bei Bonn durch Bischof Walter Kasper (dem damaligen Bischof des Bistums Rottenburg-Stuttgart) habe ich nach fünf Jahren Aufenthalt in Deutschland die Gelegenheit gehabt, nach Hause zu kommen, um dort meine Primiz-Messe mit den Gläubigen und den Angehörigen zu feiern. Es war für mich eine Überraschung, dass die Großfamilie meiner Mutter ein Fest des Glaubens organisiert hat, in dem sie die Katholiken eingeladen hat, mitten in einem muslimischen Ambiente, direkt vor der Moschee, mit mir das Fest des Glaubens zu feiern. Außer Katholiken waren auch viele muslimische Gläubige dabei, nicht als Zuschauer, sondern als „Mitbeteiligte", als sogenannte Gastgeber.

Das Zweite ist die Erfahrung eines christlichen Abgeordneten. Oktober 1993. In jener Zeit war ich in Jakarta (der Hauptstadt Indonesiens). Ich wartete auf das Einreisevisum der deutschen Botschaft in Jakarta, um nicht als „Illegaler" den deutschen Boden betreten zu müssen. An einem Rekreationsabend in unserer Niederlassung in Jakarta sprach ein christlicher Abgeordneter seine Frustration aus, wie seine christliche Existenz ihm das Leben nicht leicht mache. Oft fühlte er sich in der Art und Weise versucht, ob es nicht besser wäre, wenn er sein Christsein verlassen würde, um einen höheren Posten bei der Regierung zu bekommen. Er wusste nämlich, wie schwierig es war, als Christ einen höheren Posten zu erhalten, obwohl er genau wusste, dass er fähig genug war, einen höheren Posten zu bekleiden. Eine nicht leichte Versuchung zwischen Macht und Glauben.

## Markante Punkte für die Reflexionsbasis

### 1. Das Phänomen des Fanatismus bzw. des Fundamentalismus

Der religiöse Fanatismus bzw. Fundamentalismus ist in aller Munde, besonders nach dem Weltereignis, dem 11. September. Seitdem ist Fundamentalismus im Auge der westlichen Welt identisch mit dem Islam. Wenn man das Wort „Islam" hört, denkt man sofort an die militanten und kämpferischen Taliban, an den Hauptakteur des 11. September, Osama Bin Laden, an die Selbstmordaktionen in Palästina, an die islamischen Terroristen in Indien, an die kämpferischen Jihad–Gruppe in Indonesien, und so weiter, und so fort. Es ist wirklich zu bedauern, dass der Islam, der sich im Grunde genommen für den Frieden einsetzt – wie aus dem abgeleiteten Wort „Islam = Friede" zu sehen ist –, mit den Aktionen gegen den Frieden und die Menschlichkeit identifiziert wird. Freilich tun solche Aktionen gegen den Frieden und die Menschlichkeit „den frommen und guten Muslimen" weh; denn diese Aktionen widersprechen in ihren Augen der wahren Lehre des Islams. In den indonesischen Medien, versuchen z.B. die islamischen Intellektuellen, die zur modernen islamischen Organisationen gehören – wie z.B. NU (Nadrathul Ulama), zu der auch Kiai Hadji Abdulrahman Wahid (der ehemalige Präsident Indonesiens) gehört – durch ihre aufbauenden Aufsätze in den Zeitungen ihre Gläubigen zu überzeugen, dass die Gewalt im Namen des Islams nicht zu dem Wesen des Islams gehöre, und dass der Kampf seitens der Amerikaner und Europäer gegen den Terrorismus nicht ein Kampf gegen den Islam sei.

Bezüglich der fundamentalistischen Aktionen sehe ich im Kontext Indonesiens vier Hauptursachen für die Gewalt im Namen der Religionen. Die Erste ist der Mangel an Wissen über die anderen Religionen. Die Gewaltaktionen im Namen der Religion kommen oft von denjenigen, die von der Lehre anderer Religionen nichts wissen wollen und die ihre Religion als die einzig wahre Religion betrachten. Sie bauen hiermit eine Mauer der Isolation, um den Einfluss anderer Religionen zu blockieren und dabei unternehmen sie den Versuch zu propagieren, dass der Dialog im Grunde ein Kampf sei, andere Menschen für die eigene Religion zu gewinnen. Wegen dieser Isolation, getrieben von der Angst vor Vereinnahmung, lassen sie ihr Angstgefühl in Aggressionen hervortreten. Dabei müssen sie ein „schwarzes Schaf" finden, an dem sie ihre Aggressionen ausleben können. Viele Institute, Hochschulen und Universitäten sind sich dieser Realität bewusst, wenn sie ein Studienprogramm der Religionen entwerfen, in der Hoffnung darauf, dass durch das Wissen über andere Religionen eine Haltung des Respekts entwickelt werden kann. Im Missionspriesterseminar Sankt Paul – Ledalero – auf Flores – z.B., nimmt Islamologie einen wichtigen Platz im Studienplan ein. Auch in anderen Universitäten und Hochschulen, die sowohl von der Regierung als auch privat unterhalten werden, werden die Möglichkeiten gegeben, das Studium über andere Religionen (Phänomenologie der Religionen) zu absolvieren im Hinblick auf das Streben nach gegenseitigem Respekt und Toleranz.

Das Zweite ist der Mangel an Verwurzelung in der eigenen Religion und die falsche Interpretation bzw. Auslegung der Schrift und Tradition. Meiner Meinung nach wurden die menschlichen Tragödien, die schon viele Jahre dauern, von denjenigen auf die Bühne gebracht, die sich selber als religiös proklamieren, im Grunde aber nicht in der Lehre der eigenen Religion verwurzelt sind. Außerdem ist die falsche Interpretation der Botschaft der Schrift und Tradition nicht zu übersehen. Diese beiden Ursachen werden vor allem dann zur ernsthaften Gefahr, wenn

diejenigen, die von der eigenen Religionslehre nicht viel wissen und die deshalb die heilige Schrift und Tradition nach dem Maßstab ihrer eigenen Interessen interpretieren, die Intellektuellen sind, die das Feuer des Hasses anzünden wollen. „Die einfachen Gläubigen" sind sehr leicht durch die ideologischen Parolen beeinflusst worden und so sind sie auch sehr einfach für die Gewalt zu mobilisieren durch die Manipulation der Sprache.

Außer den beiden genannten Mängeln ist die Voreingenommenheit, dass das soziale und caritative Engagement einer Religion im Grunde eine Art Missionierung anderer Gläubiger sei, eine nicht unwichtige dritte Ursache für die fundamentalistischen Aktionen. Die menschlich-caritativen Tätigkeiten, sowohl von Seiten der Christen als auch der Muslime, die an alle – ungeachtet ihrer Glaubenszugehörigkeit – gerichtet sind, wurden oft als eine Vereinnahmungstaktik angesehen. Es ist kein Wunder, dass ein solches Engagement Misstrauen erweckt, was aber dann zu den gewaltsamen Aggressionen führen kann.

Die letzte, aber nicht die unwichtigste Ursache ist „die ins Stocken geratene Wirtschaftsentwicklung". In der „Orde Baru"-Zeit (Orde = die Ära, Baru = Neu), in der die Wirtschaftsentwicklung Indonesiens wie ein Wunder war *(deshalb wurde Soeharto der Vater des Aufbaus des Landes genannt)* und die Konflikte zwischen den Ethnien wegen des Übermaßes der militärischen Macht unter Soeharto noch unter den Teppich gekehrt wurden, war die Toleranz der Religionen in Indonesien ein Musterbeispiel für die anderen muslimischen Länder Asiens. Aber nach der wirtschaftlichen Krise in Asien, die von Japan im Jahre 1997 ausging und in deren Folge die Wirtschaft Indonesiens in abschreckender Weise „zu Boden ging", was den Sturz von Soeharto verursachte, wurden plötzlich „schwarze Schafe" gesucht. Diese Suche mündete letztendlich in der „empfindlichsten Wunde", nämlich in den religiösen und ethnischen Minderheiten. Die religiöse und ethnische Minderheit war ein Objekt der Unzufriedenheit.

## 2. Die familiäre Beziehung steht über religiösen Belangen

Gemäß meiner persönlichen Erfahrung nimmt die familiäre Beziehung innerhalb der Gesellschaft den wichtigsten und ersten Platz ein und nicht die religiöse Verbundenheit. Das gemeinsame Kulturerbe und die Großfamilienbeziehung stehen über den religiösen Belangen. Dies kann man verstehen, denn die großen Religionen, die dann versuchten, ihren Einfluss in der Gesellschaft einzusetzen, kamen erst später. Das Fundament des gemeinsamen kulturellen Erbes und die familiäre Verbundenheit gingen damit nicht verloren. Es gibt zum Beispiel das „Adat-Fest", das alle Familien, sowohl Christen als auch Muslime verbindet; und bei diesem wird nicht nach der unterschiedlichen Religion gefragt. Nimmt man an diesem „Familienfest" teil, ist die Frage nach der Religion sekundär geworden.

Meiner Meinung nach sind diese Werte der familiären und kulturellen Solidarität das Bindeglied für die ausgeübte und noch auszuübende Toleranz. Die Gewaltaktionen im Namen der Religionen, die bis heute geschahen und noch geschehen, kamen meistens von „draußen". Ein Beispiel: Bei den Skandalen der Entehrung des Leibes Christi durch unbekannte Leute auf Flores vor vier, fünf Jahren oder bei den Skandalen der Beleidigung der Muslime durch das Hineinwerfen von Schweinefleisch in die Moschee wurde im nachhinein festgestellt, dass diese nicht von den Leuten vor Ort, sondern von Provokateuren aus anderen Regionen unternommen wurden, um den Zusammenhalt der Leute vor Ort auseinander zu bringen. In Ende (Mitte Flores) haben z.B. die muslimi-

schen Gläubigen den Fall ihrer Glaubensbrüder aus der anderen Region, die als Provokateur bei dem Skandal der Entehrung des Leibes Christi festgestellt wurden, selbst in die Hand genommen und verurteilt. Auch bei den schon sechs Jahre andauernden menschlichen Tragödien in Ambon (Moluken) ist die Rolle der Provokateure von „außen" nicht zu übersehen. Diese Tragödie wurde größer und unerträglicher durch das Kommen der „Jihad-Gruppe" aus den muslimischen Regionen, die im Namen Allahs ihre Glaubensschwestern und -brüder schützen wollten. Ihr kämpferisches Wollen entzündete das Feuer des Hasses und führte zur unvermeidlichen Auseinandersetzung, sogar zum Massenschlachten.

### 3. Das Kreuz, eine Minderheit zu sein.

Die am Anfang erzählte Geschichte über den Abgeordneten, der seine Existenz als Christ zwischen Glauben und Macht in ihrer Problematik beschrieb, ist ein gewöhnliches Phänomen, das oft die Minderheitsgruppe betrifft. Die Weltgeschichte weist uns darauf hin, dass das Leben als Minderheit in einer Diasporasituation nicht leicht ist. Diese Situation ist noch schwieriger, wenn die Menschen sich in einer dialektischen Situation zwischen „Glauben und Macht" befinden. Am Anfang des Orde Baru-Regimes (1965) hatten viele Christen eine führende Rolle in der Regierung. Dies ist den christlichen Missionaren zu verdanken, die die christlichen Intellektuellen zum weiteren Studium nach Europa geschickt haben. Ihre Auslandserfahrung bzw. ihr Auslandswissen und die Konfrontation mit den eigenen Werten machten sie kompetent in vielen Bereichen, so dass ihnen die führenden Posten in der Regierung anvertraut wurden.

Diese Situation änderte sich durch die Weckung des muslimischen Bewusstseins in den letzten beiden Perioden des Soeharto-Regimes. Im neuen Kabinett Soehartos gibt es fast keine Christen mehr, denen ein hoher Posten anvertraut wurde. Man fragte: Gibt es wirklich keine qualifizierten Christen, die in der Regierung ihre Stimme erheben können, oder ist dies eine Benachteiligung, die als selbstverständlich angenommen wird? Die andere Sorge, die am Gesicht der Christen zu lesen ist, ist nun das Streben der vielen muslimischen Gruppen, die das „Syariah Islam" in die Verfassung (Grundgesetz) einführen wollen. Zwar wurde seit dem Jahr 1945, in dem Indonesien seine Unabhängigkeit erklärt hatte, immer wieder versucht, diesem „Syariah Islam" seinen Platz in der Verfassung zu sichern, aber dank den christlichen Führern, die ihre Bedenken äußern konnten, konnte dies nicht geschehen. In den letzten Jahren ist der Kampf um die Etablierung des „Syariah Islam" in der Verfassung deutlich bemerkbar. Als Beleg dafür ist das „Ja-Wort" der Regierung in Jakarta für einige Länder bzw. Provinzen, wie die Provinz „Aceh", wo die Bevölkerung fast zu hundert Prozent aus Muslimen besteht, anzusehen. Diese Zustimmung der Regierung in Jakarta machte den Weg frei für die anderen Provinzen, um ihren Anspruch auf die Durchführung des „Syariah Islams" in ihren Provinzen durchzusetzen. Vor einigen Wochen sprachen einige christliche Stellvertreter mit dem Vizepräsident *Hamzah Haz* über ihre Sorge und drückten dabei ihren Wunsch aus, dass die Regierung in gerechter Weise handeln und sich nicht nach der Stimme und dem Anspruch der Mehrheit des Landes richten sollte.

## Schlusswort

Mein Vortrag über *meine* Erfahrungen als Christ in der islamischen Gesellschaft Indonesiens hat nicht die Erhebung des Anspruches der christlichen Religion auf ihre Rechte und das Malen eines unfreundlichen Bildes des Islams zum Ziel. Ich möchte nur meine persönlichen Erfahrungen, mein Wissen

und meine Einschätzung über die Realität des aktuellen Zustandes zur Sprache bringen. Wenn ich vom Fundamentalismus spreche, dann meine ich nicht nur den Fundamentalismus des Islams, sondern auch den anderer Religionen, einschließlich des Christentums. Ich bin mir bewusst, dass die fundamentalistische Gruppe der Religionen eine sehr ernsthafte Gefahr für die Menschheit im Allgemeinen ist.

Wenn ich mich am Ende dieses Beitrages fragen darf, was soll in diesem Sinne meine Aufgabe als Priester sein, so kann ich sagen, dass die dringendste Aufgabe darin besteht, nach innen die Verwurzelung in die Wahrheit des eigenen Glaubens zu fordern und sich nach „außen" für den aufrichtigen Dialog einzusetzen. Ich bin der Meinung: nur die Gläubigen, die in der Wahrheit ihres Glaubens verwurzelt sind, können auch die Wahrheit des Glaubens anderer Religionen respektieren, ohne dabei den Halt in Bezug auf die fundamentale Option ihrer Religion zu verlieren. Über den aufrichtigen Dialog lasse ich den Kardinal Francis Arinze zum Wort kommen: „Es ist der Versuch, dem anderen zuzuhören und seine Religion zu verstehen – in der Hoffnung, Möglichkeiten einer Zusammenarbeit zu finden. Der Dialog ist getragen von der Hoffnung, dass der Partner dieses Anliegen teilt und erwidert. Echter Dialog ist ja keine Einbahnstraße, sondern ein wechselseitiges Geschehen, das von allen Offenheit und Hören sowie aktives Sich-Einbringen verlangt".

Ich hoffe, das ist nicht nur der fromme Wunsch eines Träumers, sondern etwas, das realisierbar sein kann, auch wenn Geduld aufgebracht werden muss.

*P. Polykarp Ulin Agan SVD stammt aus Indonesien.*

Dr. Thomas Lemmen

# Der Islam als Herausforderung für das Christentum

*„Seid stets bereit zur Verantwortung jedem gegenüber, der von euch Rechenschaft fordert über das, was an Hoffnung und Glauben in euch ist!" (1 Petr 3,15)*

Der katholische Fundamentaltheologe Hans Zirker hat in seinem 1989 erschienenen Buch *Christentum und Islam. Theologische Verwandtschaft und Konkurrenz* eine theologische Untersuchung über das Verhältnis der beiden Religionen vorgelegt. Darin bezeichnet er die Beziehung beider zueinander als „ein ausdrücklich asymmetrisches Konkurrenzverhältnis", was er mit den folgenden Worten erklärt: „Der Islam sieht sich bereits mit der Verkündigung des Korans durch Mohammed auf die Christen verwiesen und zu ihnen in Konfrontation versetzt, während er umgekehrt seinerseits für das Christentum als die geschichtlich frühere Religionsgemeinschaft selbstverständlich kein ursprüngliches Thema sein kann. Daraus folgt, dass sich die wechselseitige Konkurrenz für den Islam als ein *fundamentales* Moment der *Offenbarungsgeschichte* darstellt, dem Christentum dagegen als ein *beiläufiges* Moment der *späteren* Kirchengeschichte".[1]
Was dieses „asymmetrische Konkurrenzverhältnis" im Einzelnen bedeutet und welche Konsequenzen es zur Folge hat, ist der Gegenstand meiner weiteren Ausführungen.

Aus christlicher Sicht ist der Islam eine Religion *nach Christus*. Sechs Jahrhunderte nach Christus entstanden, steht er historisch und theologisch außerhalb des heilsgeschichtlichen Rahmens der Judentum und Christentum umfasst. Anders als die heidnischen Religionen im Umfeld der ersten christlichen Gemeinden lässt er sich nicht im Sinne einer „praeparatio evangelica" (so der Titel eines Werks des Eusebius von Caesarea), einer Vorbereitung für das Evangelium auf das Christentum hinordnen. Da er die christliche Lehre bereits kennt und voraussetzt und ihren zentralen Inhalten – der Inkarnationslehre und der Trinitätslehre – widerspricht, vermag man in seinen Lehren nicht jene „spermatikoi logoi", jene Samenkörner der göttlichen Wahrheit zu entdecken, die Justin der Märtyrer in den vorchristlichen Religionen seiner Zeit finden konnte. Vielmehr ist der Islam aus der Sicht der griechischen und lateinischen Apologeten eine nachchristliche und eine nichtchristliche Religion. Nicht wenige von ihnen bestritten eine ihm eigene theologische Relevanz und sahen – wie zum Beispiel Johannes von Damaskus – im Islam lediglich eine christliche Häresie. Die Vorstellung des Islams als einer Irrlehre bestimmte die theologische Wahrnehmung über die Jahrhunderte. Die vom Heiligen Thomas vorgenommene Differenzierung zwischen Muslimen und Heiden gegenüber Juden und Häretikern stellte zwar eine theologisch weitergehende Reflexion dar, insofern sie die Annahme gemeinsamer Glaubensvorstellungen im Rückgriff auf die Vernunft voraussetzte, in der Wertung ließ sie jedoch letztlich kein anderes Urteil zu. Daher konnte der Islam theologisch gesehen keine Herausforderung für das Christentum darstellen, da er nichts anzubieten hat, was theologisch über das Christusereignis hinaus weist. Somit erscheinen die Anfangsworte des Hebräerbriefes „Viele Male und auf vielerlei Weise hat Gott *einst* zu den Vätern gesprochen durch die *Propheten*; in dieser *Endzeit* aber hat er zu uns

gesprochen durch den *Sohn*" wie ein Diktum im Hinblick auf die theologische Relevanz des Islams. Wo der Islam seinerseits die theologische Relevanz des Christentums bestritt, zog er sich eine theologische Verurteilung zu. So fasste Adel Theodor Khoury das Ergebnis der theologischen Auseinandersetzungen der Byzantiner mit dem Islam mit den folgenden Worten zusammen: „Muhammed ist ein falscher Prophet; der Koran ist eine falsche Schrift; der Islam ist eine falsche Religion."[2]

Demgegenüber bestimmt der Islam sein Verhältnis zum Christentum (und Judentum) aus einer grundlegend anderen Perspektive und gelangt zu anderen Schlussfolgerungen. Der Koran bezeichnet Juden und Christen als *ahl al-kitab*, d.h. als *Leute der Schrift*. Mit dieser Bezeichnung bringt er zum Ausdruck, dass Juden und Christen durch ihre Gesandten heilige Schriften übermittelt bekommen haben und sie daher Angehörige von Offenbarungsreligionen sind. Damit unterscheiden sie sich von den Mekkanern zu Muhammads Zeiten, die wegen ihres Unglaubens und Götzendienstes *kafirun*, d.h. Ungläubige, genannt werden. Der Koran hält damit drei Kategorien für die Bezeichnung der Angehörigen verschiedener religiöser Bekenntnisse in seinem Umfeld bereit. Unter die Kategorie der *Muslime* fallen diejenigen, die Muhammads Verkündigung angenommen haben: „Und wer hat eine schönere Religion als der, der sich völlig Gott hingibt und dabei rechtschaffen ist und der Glaubensrichtung Abrahams, als Anhänger des reinen Glaubens, folgt?" (Sure 4,125). Demgegenüber fallen diejenigen, die seine Botschaft ablehnen und weiter bei ihrem Götzendienst bleiben, unter die Kategorie der *Ungläubigen*: „Richte dein Gesicht auf die Religion als Anhänger des reinen Glaubens, und sei nicht einer der Polytheisten. Und rufe nicht anstelle Gottes an, was dir weder nützt noch schadet. Wenn du es tust, dann gehörst du zu denen, die Unrecht tun" (Sure 10,105 f.). Zwischen beiden stehen als dritte Kategorie die als *Leute der Schrift* bezeichneten Juden und Christen: „Abraham war weder Jude noch Christ, sondern er war Anhänger des reinen Glaubens, ein Gottergebener, und er gehörte nicht zu den Polytheisten" (Sure 3,67). Der Koran nimmt somit eine differenzierte Haltung gegenüber den Nichtmuslimen ein und unterscheidet zwischen Ungläubigen und Schriftbesitzern, was sich im Umgang mit Angehörigen der beiden Gruppen fortsetzt.

Diese Unterscheidung beruht darauf, dass aus der Sicht des Korans Juden und Christen aufgrund ihrer heiligen Schriften Anteil am Offenbarungsgeschehen haben und daher zumindest prinzipiell den Glauben an den einen Gott mit den Muslimen teilen (vgl. Sure 29,46). Das ergibt sich aus muslimischer Sicht daraus, dass die verschiedenen Offenbarungsreligionen in einem inneren theologischen Zusammenhang stehen und aufeinander Bezug nehmen. Die heiligen Schriften der Juden und Christen sind dieser Sicht zufolge ebenso wie die Verkündigung des Korans durch den Propheten Muhammad göttlichen Ursprungs. Sie sind Abschriften einer im Himmel aufbewahrten Urschrift, *umm al-kitab* genannt, d.h. *Mutter des Buchs* (vgl. Sure 13,39; 43,4), die nacheinander herabgesandt und durch die Propheten verkündet wurden.

Dahinter steht die Vorstellung einer Uroffenbarung Gottes, die zu Anbeginn der Schöpfung an die Menschheit ergangen ist und in der Stiftung einer Urreligion mündet. Sie besteht darin, dass der Mensch seiner wesensmäßigen Anlage zur ausdrücklichen Anerkennung Gottes folgt und sich dem Willen Gottes unterwirft. Seine Religion kann daher folgerichtig als *Islam*, d.h. als *Hingabe* oder *Unterwerfung* unter Gottes Willen, bezeichnet werden. Damit entspricht der Mensch sowohl seiner Bestimmung als auch dem Anspruch Gottes an ihn, was in Sure 3,19 mit folgenden Worten zum Ausdruck kommt: „Die Religion bei Gott ist der Islam." Indem der Mensch an Gott glaubt und sich ihm gläubig hingibt, folgt er seiner schöpfungsmäßi-

gen Bestimmung. Diese Ansicht bestätigt der Koran, wenn er über die Religion feststellt: „Und richte dein Gesicht auf die Religion als Anhänger des reinen Glaubens. Das ist die Schöpfung Gottes [natürliche Beschaffenheit / fitra, Th.L.], die Er für die Menschen festgelegt hat. Die Schöpfung Gottes kann nicht abgeändert werden. Das ist die richtige Religion" (Sure 30,30). Adel Theodor Khoury spricht in diesem Zusammenhang von einem „Urpakt", den Gott in der Uroffenbarung mit der Menschheit geschlossen hat und der am Tag der Auferstehung eingelöst wird, indem die Menschen für ihren Glauben oder Unglauben zur Rechenschaft gezogen werden. Khoury charakterisiert diesen Urpakt mit folgenden Worten: „Diese Vorstellung von einer Uroffenbarung und einem Urpakt zwischen den Menschen und Gott besagt, dass die Erkenntnis Gottes, die Anerkennung seiner absoluten Souveränität und damit verbunden der Gehorsam der Menschen und ihre Ergebung in den Willen Gottes (isl(m) im Herzen eines jeden Menschen verankert sind, jedem Menschen zugänglich sind und auch die Pflicht eines jeden Menschen darstellen. Das ist die fundamentale und allgemeingültige Form der Religion, die mit dem Beginn der Geschichte verkündet und verpflichtend gemacht worden ist und mit dem Islam ihre letztgültige Gestalt gefunden hat. So wird auch der Islam im Koran als die schöpfungsmäßige Religion bezeichnet (vgl. 30,30)."[3] Der Koran bringt diese Vorstellung mit folgenden Versen zum Ausdruck: „Und als dein Herr aus den Lenden der Kinder Adams ihre Nachkommenschaft nahm und gegen sich selbst zeugen ließ: 'Bin Ich nicht euer Herr?' Sie sagten: 'Jawohl, wir bezeugen es.' (Dies,) damit ihr nicht am Tag der Auferstehung sagt: 'Wir ahnten nichts davon', oder auch nicht sagt: 'Unsere Väter waren doch zuvor Polytheisten, und wir sind nur eine Nachkommenschaft nach ihnen. ...' So legen Wir die Zeichen im einzelnen dar, auf das sie umkehren" (Sure 7,172-174).

Damit sind alle Menschen prinzipiell auf Gott ausgerichtet und zum Glauben an ihn aufgerufen. Über ihr Menschsein hinaus verbindet sie diese gemeinsame Bestimmung. Doch geht der Koran davon aus, dass diese schöpfungsmäßige Einheit der Menschheit im Lauf der Geschichte verloren gegangen ist und sich in verschiedene religiöse Bekenntnisse aufgespalten hat. Aus diesem Grund sah Gott sich nach islamischer Auffassung veranlasst, seine Gesandten mit göttlichen Botschaften zu den verschiedenen Völkern zu senden und sie zum Glauben an ihn aufzurufen. Diesen Vorgang fasst der Koran in folgendem Vers zusammen: „Die Menschen waren eine einzige Gemeinschaft. Dann ließ Gott die Propheten als Freudenboten und Warner erstehen. Er sandte mit ihnen das Buch mit der Wahrheit herab, damit es zwischen den Menschen über das urteile, worüber sie uneins waren" (Sure 2,213).

Die Menschheitsgeschichte durchzieht eine lange Kette von Propheten, deren Namen der Koran zum Teil kennt und von deren Schicksal er mehr oder weniger ausführlich zu berichten weiß. Eine Zusammenfassung der Prophetengeschichte findet sich in Sure 4,163-165: „Wir gaben dir [Muhammad, Th.L.] eine Offenbarung, wie Wir Noach und den Propheten nach ihm offenbart haben. Und Wir offenbarten (auch) Abraham, Ismael, Isaak, Jakob und den Stämmen, Jesus, Ijob, Jonas, Aaron und Salomo. Und Wir ließen David eine Schrift zukommen. Und (Wir schickten) Gesandte, von denen Wir dir früher erzählt haben, und (auch) Gesandte, von denen Wir dir nicht erzählt haben ... Gesandte als Freudenboten und Warner, damit die Menschen nach dem Auftreten der Gesandten keinen Beweisgrund gegen Gott haben." Der Inhalt der prophetischen Verkündigung ist im Wesentlichen gleich, alle Propheten rufen ihre Zeitgenossen zum Glauben an den einen Gott auf. So wird beispielsweise dem Propheten Muhammad in Sure 21,25 mitgeteilt: „Und Wir haben keinen Gesandten vor dir geschickt, dem

Wir nicht offenbart hätten: 'Es gibt keinen Gott außer Mir, so dienet Mir.'" Damit sind alle diese Gesandten von Adam bis Muhammad Zeugen der einen Wahrheit.

Innerhalb der Prophetengeschichte sind einige Hauptetappen festzustellen, die mit der Herabsendung und Aufzeichnung eines Buchs verbunden sind und in die Entstehung einer Religionsgemeinschaft münden, deren Anhänger sich auf ihren Propheten, seine Botschaft und sein Buch beziehen. Der Koran verzeichnet vier Propheten als Empfänger einer heiligen Schrift: Mose empfing und verkündete die Tora, David den Psalter, Jesus das Evangelium und Muhammad den Koran. Bis auf David werden diese Hauptepochen prophetischer Verkündigung nacheinander in Sure 5,44-48 aufgezählt: „Wir haben die Tora hinabgesandt, in der Rechtleitung und Licht enthalten sind, damit die Propheten, die gottergeben waren, für die, die Juden sind, (danach) urteilen, und so auch die Rabbiner und die Gelehrten, aufgrund dessen, was ihnen vom Buche Gottes anvertraut wurde und worüber sie Zeugen waren. ... Und Wir ließen nach ihnen Jesus, den Sohn Marias, folgen, damit er bestätige, was von der Tora vor ihm vorhanden war. Und Wir ließen ihm das Evangelium zukommen, das Rechtleitung und Licht enthält und das bestätigt, was von der Tora vor ihm vorhanden war, und als Rechtleitung und Ermahnung für die Gottesfürchtigen. ... Und Wir haben zu dir [Muhammad, Th.L.] das Buch mit der Wahrheit hinabgesandt, damit es bestätige, was vom Buch vor ihm vorhanden war, und alles, was darin steht, fest in der Hand habe."

Diese Darstellung beschreibt die Ereignisse jedoch nicht allein in ihrer zeitlichen Abfolge, sondern vor allem in ihrer qualitativen Bedeutung für das Offenbarungsgeschehen. Es handelt sich dabei nicht nur um historisch, geographisch und sprachlich voneinander verschiedene Offenbarungsereignisse, sondern vielmehr um Aussagen von unterschiedlicher Relevanz, insofern sie in dieser Reihenfolge eine inhaltliche Steigerung darstellen und auf Muhammads Verkündigung des Korans als Höhepunkt und Abschluss hinauslaufen. Die verschiedenen Offenbarungsschriften sind zwar inhaltlich identisch und bestätigen einander (Tora > Evangelium > Koran), sie stellen aber gleichzeitig eine Korrektur der vorausgehenden religiösen Überzeugungen der jeweiligen Anhänger dar (Muslime > Christen > Juden). Daraus ergibt sich nicht nur eine historische, sondern auch eine inhaltliche Hierarchie, die auf den Islam als Abschluss des Geschehens hinausläuft. Die Verkündigung des Korans schafft dabei keine neue Religion („Sprich: Ich bin keine Neuerscheinung unter den Gesandten." Sure 46,9), sondern stellt die von Anbeginn der Schöpfung an offenbarte Religion wieder her („Die Religion bei Gott ist der Islam" > Judentum > Christentum > Islam). Dahinter steht eine Vorstellung, die Hans Zirker zutreffend als die „Restauration der verderbten Ordnung"[4] bezeichnet. Die Geschichte ist aus islamischer Sicht davon gekennzeichnet, dass die Menschen stets vom wahren Glauben an Gott, wie er ihnen durch die Propheten verkündet wurde, durch ihre Verfehlungen und falschen Vorstellungen abgewichen sind. Daher musste Gott immer wieder Propheten zu ihrer Rechtleitung und zur Wiederherstellung des ursprünglichen Gottesglaubens senden. Somit durchzieht das immer gleiche Muster von *Verfehlung* und *Rechtleitung* die Geschichte, bis es mit der Verkündigung Muhammads an einen Höhepunkt und Abschluss gelangte. Zirker schreibt dazu: „Es gibt den *einen* ursprünglichen Heilswillen Gottes, die eine, von Anfang an bestehende 'verpflichtende Abmachung' zwischen Gott und den Menschen; erst aufgrund der menschlichen Verfehlungen kommt es zu einer *Vielzahl von Geschichten*, die aber immer wieder zu der *einen* Ordnung zurückführen sollen, die den Menschen an ihrem Anfang gegeben wurde. ... In der Verkündigung Mohammeds und seiner Gründung einer muslimischen Gemeinschaft 'erfüllt sich' demnach nicht eine

Vorgeschichte, sondern diese soll gerade behoben werden, soweit sie schlecht war; wiederhergestellt aber, soweit sie dem Willen Gottes entsprach."[5] Dieser Vorstellung zufolge ist das „Buch mit der Wahrheit" auch an Juden und Christen herabgesandt worden, bevor sie sich von der darin zugrunde gelegten Wahrheit durch ihr falsches Verhalten entfernt haben. Die Vorhaltungen, die der Koran den Juden macht, reichen vom Undank gegenüber Gottes Gnade (vgl. Sure 2,47-61) bis zum Vorwurf der Verheimlichung der Schrift (vgl. Sure 2,159), ihrer Verfälschung (vgl. Sure 2,75) oder willkürlichen Auslegung (vgl. Sure 2,85). Ferner hält er ihnen ungerechtes Verhalten gegenüber ihren Mitmenschen vor, das in Zinsnehmen und Betrug zutage tritt (vgl. Sure 4,161). Darüber hinaus greift er in Sure 9,30 heftig eine Gott gleiche Verehrung des Propheten Esra an: „Die Juden sagen: 'Uzayr ist Gottes Sohn.'"

Somit sandte Gott den Propheten Jesus mit dem Evangelium, um die Menschen zum rechten Glauben und rechten Verhalten zurückzuführen (vgl. Sure 5,46). Doch auch den Christen macht der Koran wie zuvor den Juden den Vorwurf, von der ihnen verkündeten Wahrheit abgewichen zu sein. Ihre Verfehlungen sind überwiegend theologischer Natur und bestehen im Wesentlichen im Glauben an die Göttlichkeit Jesu und an die Dreifaltigkeit Gottes (vgl. Sure 5,72-77). Weiterhin geht der Koran davon aus, dass Jesus nicht am Kreuz gestorben sei, sondern vielmehr von Gott in den Himmel erhoben wurde, von wo aus er am Ende der Zeit erscheinen werde (vgl. Sure 4,157-159). Damit entbehre der christliche Glaube an Jesu Tod und Auferstehung jeder Grundlage. Der Koran lässt dabei keinen Zweifel daran, dass die christlichen Glaubensvorstellungen nicht auf Jesus selbst zurückgehen, sondern vielmehr auf eine falsche Lehre, die nach seiner Verkündigung eingesetzt habe. In Sure 5,116-118 wird Jesus beim Endgericht (vgl. V. 109) bemüht, um gegen den Glauben der Christen Zeugnis abzulegen: „O Jesus, Sohn Marias, warst du es, der zu den Menschen sagte: 'Nehmt euch neben Gott mich und meine Mutter zu Göttern?'" Jesus distanziert sich von dieser Lehre: „Es steht mir nicht zu, etwas zu sagen, wozu ich kein Recht habe. ... Ich habe ihnen nichts anderes gesagt als das, was Du mir befohlen hast, nämlich: 'Dienet Gott, meinem Herrn und eurem Herrn'". Er macht ferner deutlich, dass er nur für die Zeit seines irdischen Daseins Zeuge über das Tun der Christen sein kann: „Ich war Zeuge über sie, solange ich unter ihnen weilte. Als Du mich abberufen hast, warst Du der Wächter über sie. Und Du bist über alle Dinge Zeuge". Nach muslimischer Auffassung gehen die Verfälschungen der Lehre Jesu auf die Verkündigung des Apostels Paulus und die Lehrentscheide des Konzils von Nizäa (325) zurück. So trägt eine Schrift des Theologen Ibn Taymiyya (gest. 1328) den bezeichnenden Titel *Die richtige Antwort auf diejenigen, die die Religion des Christus veränderten*. Unter Muslimen hat das sogenannte *Barnabasevangelium* große Beachtung und Verbreitung gefunden. Hierbei handelt es sich um ein angeblich auf den Apostel Barnabas zurückgehendes Evangelium, das einer Legende zufolge im fünften Jahrhundert im Grab des Apostels auf Zypern entdeckt wurde. Ein Manuskript des vermeintlichen Evangeliums ist im 16. Jahrhundert in italienischer Sprache aufgetaucht und bot die Textgrundlage für weitere Übersetzungen. Dem Vorwort der deutschen Textausgabe von 1994 zufolge soll 1986 in der Türkei ein aramäisches Manuskript entdeckt worden sein. Das Barnabasevangelium findet das große Interesse von Muslimen, weil es das islamische Jesusbild gegen die vermeintliche Verfälschung durch Paulus bestätigt. Die Authentizität des Manuskripts aus dem 16. Jahrhundert konnte bislang nicht überzeugend nachgewiesen werden. Vielmehr ist davon auszugehen, dass es sich dabei um die Fälschung eines frühchristlichen Texts durch einen spanischen Morisko im 16. Jahrhundert handelt. Ein ara-

mäischer Originaltext ist bislang nicht vorgelegt worden.

Aufgrund der Verfehlungen der Christen sah Gott sich nach muslimischer Auffassung veranlasst, zur Wiederherstellung des rechten Glaubens erneut einen Propheten zu senden. Diesmal sandte er den Propheten Muhammad, dem er durch den Erzengel Gabriel den Koran offenbarte (vgl. Sure 5,48). Seine Sendung bestand im Wesentlichen darin, die Menschen zum Glauben an den einen Gott aufzurufen: „Sprich: O Menschen, ich bin an euch alle der Gesandte Gottes, dem die Königsherrschaft der Himmel und der Erde gehört. Es gibt keinen Gott außer Ihm. ... So glaubt an Gott und seinen Gesandten, den ungelehrten Propheten, der an Gott und seine Worte glaubt, und folgt ihm, auf dass ihr die Rechtleitung findet'" (Sure 7,158). Die Verkündigung Muhammads bedeutete nicht nur eine Korrektur der bestehenden religiösen Verhältnisse, sondern gleichzeitig die Wiederherstellung der Religion vom Anfang der Menschheitsgeschichte. Indem er die Menschen zum Glauben an Gott ruft, führt er sie ihrer schöpfungsmäßigen Bestimmung zu. Als eine Art Resümee seines Wirkens ist in Sure 5,3 zu lesen: „Heute habe Ich [Gott, Th.L.] euch eure Religion vervollkommnet und meine Gnade an euch vollendet, und Ich habe daran Gefallen, dass der Islam eure Religion sei." Damit ist die Offenbarungsgeschichte an ihren Ausgangspunkt zurückgekehrt und gleichzeitig an ihr Ende gekommen. Denn der Islam ist von der Überzeugung getragen, dass es nach Muhammad keine weiteren Propheten mehr geben kann. Er ist Höhepunkt und Abschluss der prophetischen Geschichte, weshalb der Koran ihn als „Siegel der Propheten" (vgl. Sure 33,40) bezeichnet. Dies ist der Fall, weil seine Verkündigung keiner nachträglichen Korrektur bedarf. So heißt es in Sure 3,110 über die Muslime: „Ihr seid die beste Gemeinschaft, die je unter den Menschen hervorgebracht worden ist. Ihr gebietet das Rechte und verbietet das Verwerfliche und glaubt an Gott."

Hierfür gibt es aus muslimischer Sicht einen überzeugenden Grund: Während die Offenbarungsschriften der Juden und Christen nicht mehr in ihrer ursprünglichen Fassung erhalten sind, weil sie nachträglich verändert wurden, ist die Verkündigung Muhammads den Muslimen bis auf den heutigen Tag unverändert erhalten geblieben. Unmittelbar nach seinem Tod haben seine Gefährten die einzelnen Textstücke gesammelt und zusammengestellt. Während der Regierungszeit des Kalifen Utman (644-656) erfolgte die endgültige Festlegung eines verbindlichen Textbestands. Daraus schließen die Muslime, dass ihnen der Koran in der von Muhammad verkündeten Form vorliegt und sie damit einen unmittelbaren Zugang zum Wort Gottes haben. Daraus ergibt sich ein Verständnis der Bedeutung dieser Offenbarungsschrift für die Muslime, das Hans Zirker folgendermaßen zusammenfasst: „Der Koran, den Mohammed verkündete, gilt als die irdische Ausführung der himmlischen Urschrift, der 'Mutter des Buchs' (13,39). ... Der Islam sieht sich grundsätzlich nicht wie das Christentum vor die Aufgabe gestellt, sich die Offenbarung Gottes über geschichtliche Erinnerungen zu vergegenwärtigen; sie ist ihm vielmehr immer in der Gestalt, in der sie von Mohammed vermittelt wurde, unmittelbar gegenwärtig."[6]

Dieser theologische Zusammenhang hat bestimmte Auswirkungen auf das Verhältnis der Muslime zu den Schriftbesitzern. Obwohl sich Juden und Christen aufgrund der Teilhabe am Offenbarungsgeschehen deutlich von den heidnischen Mekkanern unterscheiden, stehen sie unter dem Vorwurf, von der Wahrheit abgekommen zu sein. Der Koran ruft sie daher auf, zur Botschaft ihrer Gesandten zurückzukehren: „Sprich: O ihr Leute des Buches, ihr entbehrt jeder Grundlage, bis ihr die Tora und das Evangelium und das, was zu euch von eurem Herrn herabgesandt wurde, einhaltet" (Sure 5,68). Indem sie aber bei ihren Glaubensvorstellungen bleiben und Muhammads Verkündigung ablehnen, zie-

hen auch sie sich das Urteil des Unglaubens zu: „Die Juden sagen: 'Uzayr ist Gottes Sohn.' Und die Christen sagen: 'Christus ist Gottes Sohn.' Das ist ihre Rede aus ihrem eigenen Munde. Damit reden sie wie die, die vorher ungläubig waren" (Sure 9,30). Mit Muhammads Verkündigung des Korans und der Wiederherstellung der reinen Gottesverehrung haben Judentum und Christentum aus muslimischer Sicht ihre theologische Rechtfertigung verloren, und an ihre Stelle tritt der Islam: „Er [Gott, Th.L.] ist es, der seinen Gesandten mit der Rechtleitung und der Religion der Wahrheit gesandt hat, um ihr die Oberhand zu verleihen über alle Religion. Und Gott genügt als Zeuge" (Sure 48,28). Der Koran spricht die Schriftbesitzer in Sure 5,15 f. mit folgenden Worten an: „O ihr Leute des Buches, unser Gesandter ist nunmehr zu euch gekommen, um euch vieles von dem, was ihr vom Buch geheimgehalten habt, deutlich zu machen und um vieles zu übergehen. Gekommen ist zu euch von Gott ein Licht und ein offenkundiges Buch, mit dem Gott diejenigen, die seinem Wohlgefallen nachgehen, die Wege des Friedens leitet und sie aus den Finsternissen ins Licht herausbringt mit seiner Erlaubnis; und Er leitet sie zu einem geraden Weg."

*Thomas Lemmen ist Mitarbeiter im Bundesministerium des Inneren.*

1 HANS ZIRKER: Christentum und Islam – Theologische Verwandtschaft und Konkurrenz, Düsseldorf 1989, S. 26.

2 ADEL THEODOR KHOURY: Der Islam in der Sicht christlicher Theologie, in: ANDREAS BSTEH (Hrsg.): Christlicher Glaube in der Begegnung mit dem Islam, St. Gabriel 1996, S. 274.

3 ADEL THEODOR KHOURY: Der Islam. Sein Glaube – seine Lebensordnung – sein Anspruch, Freiburg–Basel–Wien 1988, S. 84.

4 HANS ZIRKER: Christentum und Islam, S. 64.

5 Ebd., S. 68f.

6 Ebd., S. 80+90.

## Thesen zum Vortrag

1. Christentum und Islam haben eine unterschiedliche Wahrnehmung voneinander, woraus sich eine andere theologische Standortbestimmung im Verhältnis zueinander ergibt.
2. Das Christentum gehört aus islamischer Sicht (wie das Judentum) in den Zusammenhang der Selbstmitteilung des göttlichen Willens im Verlauf der Menschheitsgeschichte hinein.
3. Die Beziehung zwischen Gott und Mensch ist davon gekennzeichnet, dass der Mensch seinem Wesen nach zur Unterwerfung und Hingabe unter Gottes Willen bestimmt ist.
4. Die Geschichte ist vom stets gleichen Muster der menschlichen Verfehlung und der göttlichen Rechtleitung geprägt. Die Rechtleitung erfolgt durch die Sendung der Propheten.
5. Dieses Muster findet auch im Hinblick auf das Verhältnis zum Judentum und Christentum seine Anwendung.
6. Der Islam anerkennt eine gemeinsame Grundlage der Angehörigen der drei monotheistischen Religionen im Glauben an den einen Gott.
7. Gleichzeitig ist er sich weitreichender Unterschiede bewusst, die auf eine nachträgliche Veränderung der beiden anderen Religionen zurückgehen.
8. Dialog bedeutet aus islamischer Sicht die Aufforderung an die Schriftbesitzer, zu ihrem ursprünglichen Bekenntnis zurückzukehren.
9. Für den Dialog zwischen Christen und Muslimen ergeben sich folgende Konsequenzen:
   - Der Islam geht davon aus, das Christentum in seiner eigentlichen Gestalt zu kennen.
   - Der Dialog hat daher keinen theologischen Erkenntnisgewinn für Muslime zum Ergebnis.
   - Die Berufung auf die Bibel kann kein aussagekräftiges Argument im Disput sein.
   - Die offenbarungstheologischen Grundlagen sind in beiden Religionen anders: Das Wort ist Mensch geworden (Inkarnation) – Das Wort ist Buch geworden (Inlibration).
   - Daraus ergeben sich andere theologische und anthropologische Schlussfolgerungen.
   - Das Grundverhältnis beider Religionen zueinander ist somit von Gemeinsamkeiten und Unterschieden geprägt.
10. Der Dialog hat zur Aufgabe, „dass die Nichtchristen von den Christen richtig gekannt und gerecht eingeschätzt werden, und dass die Nichtchristen ihrerseits Lehre und Leben der Christen entsprechend kennen lernen und schätzen können" (Papst Paul VI.).
11. Verstehen und verstanden werden sind Grundvoraussetzungen das gesellschaftliche Verhältnis zueinander zu verbessern.
12. Der angestrebte Dialog kann sich auf verschiedenen Ebenen entfalten: Dialog des Lebens, Dialog des Handelns, Dialog des theologischen Austausches, Dialog der religiösen Erfahrung.

M

Mitteilungen der Ordenskorrespondenz

abgeschlossen am 10. Februar 2003

# Aus dem Vatikan

## Papst bittet Europäischen Konvent, spirituelle Dimension nicht zurückzuweisen

Papst Johannes Paul II. hat den europäischen Integrationsprozess begrüßt und vor der Gefahr einer Zurückweisung der geistigen Dimension gewarnt, welche die Gläubigen ausgrenzen würde.

Bei der Audienz für die beim Heiligen Stuhl akkreditierten Diplomaten bezeichnete der Heilige Vater das „Europa von heute, geeint und gleichzeitig erweitert", als ein Zeichen der Hoffnung.

„Dieses Europa hat es geschafft, die entstellenden Mauern einzureißen. Es hat sich aufgemacht, zunächst etwas auszuarbeiten und es dann zu erbauen, das imstande ist, Einheit und Verschiedenheit, nationale Souveränität und gemeinsames Handeln, wirtschaftlichen Fortschritt und soziale Gerechtigkeit zu vereinigen". „Dieses neue Europa bringt jene Werte mit sich, die 2.000 Jahre lang eine Denk- und Lebensweise befruchtet haben, von der die ganze Welt profitiert hat. Unter diesen Werten fällt dem Christentum eine Schlüsselrolle zu, da es einem Humanismus Raum gegeben hat, der seine Geschichte und seine Institutionen geprägt hat". Daher, so der Papst, haben der Heilige Stuhl und die Gesamtheit der christlichen Kirchen bei den Redaktoren der künftigen europäischen Verfassung darauf bestanden, dass die Kirchen und religiösen Institutionen Erwähnung finden.

Die künftige Verfassung wird derzeit vom Europäischen Konvent verfasst. Der ist ein offenes Forum für die Politik und die Zivilgesellschaft, welcher der ehemalige französische Präsident Valéry Giscard d'Estaing vorsteht. „Es scheint wünschenswert, dass unter voller Achtung der Religionsungebundenheit (Laizität) drei komplementäre Elemente anerkannt werden: Die Religionsfreiheit, und zwar nicht nur in ihrer individuellen und kultischen, sondern auch in ihrer ge-

sellschaftlichen und körperschaftlichen Dimension; die Gelegenheit zum Dialog und zur organisierten Beratung zwischen den Regierenden und den Glaubensgemeinschaften; die Achtung des rechtlichen Status, den die Kirchen und religiösen Institutionen in den Mitgliedsstaaten der Union bereits genießen". „Ein Europa, welches seine Vergangenheit leugnete, welches das religiöse Faktum leugnete und überhaupt keine religiöse Dimension hätte, bliebe entblößt angesichts des ehrgeizigen Projekts, das seine Energien mobilisiert, nämlich das Europa für alle zu errichten!" (zenit)

## Neuer Aufbruch des geweihten Lebens im dritten Jahrtausend

Die vatikanische „Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des Apostolischen Lebens" – früher kurz „Religiosenkongregation" – hat bereits am 19. Mai 2002 eine Instruktion unter dem Titel Neubeginn in Christus – Ein neuer Aufbruch des geweihten Lebens im dritten Jahrtausend veröffentlicht. Diese Instruktion erschien kürzlich als Heft 155 in der Schriftenreihe „Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls" des Sekretariats der Deutschen Bischofskonferenz (Bonner Talweg 177, 53129 Bonn, Tel. 0228/103-205, Fax 0228/103-330) und kann dort bestellt werden (Einzelexemplare kostenlos).

## Neue Informationstechnologie nicht unterschätzen

Ordensleute sollten sich der Bedeutung der neuen Informationstechnologie bewusst werden und zu diesem Zweck mit Experten dieser Branche zusammenarbeiten. Dies betonte der Verantwortliche der Universitätsinstitute der Salesianer, Pater Carlos Garulo, bei einem Studienseminar für Ordensobere zur Anwendung von Informationstechnologien in den Generalaten des Ordens, das Ende Dezember in Rom veranstaltet wurde. In seinem Vortrag wies Pater Garulo auf die Vorteile der Nutzung von elektronischen Mitteln hin: eine angemessene Nutzung bringe vor allem eine Zeit- und Kosteneinsparung mit sich und biete außerdem neue Möglichkeiten. Dabei dürfe man nicht vergessen, dass die Arbeit „im Netz" vor allem „Dialog zwischen Menschen" bedeute, weshalb Maschinen und Instrumente im Hintergrund stünden. In diesem Zusammenhang erinnerte er auch an die Informatikkurse für Universitätsdozenten. Außerdem erläuterte er die Veranstaltung von online-Konferenzen, die von seiner Arbeitsgruppe bereits durchgeführt werden. Abschließend nannte er zwei Prioritäten: einerseits die Erarbeitung eines „umfassenden gemeinsamen Handlungsprogramms" zur Planung der Entwicklung und des Wachstums der Kongregationen und andererseits die notwendige Fortbildung der Ordensmitglieder „zur Entstehung einer neuen Mentalität und zur Motivierung zur Auseinandersetzung mit konkreten Themen". (fides)

## „Gemeinschaft der Seligpreisungen" päpstlich anerkannt

Die „Gemeinschaft der Seligpreisungen" – eine „neue Bewegung" (Movimenti) in der katholischen Kirche – ist seit Dezember 2002 päpstlich anerkannt. Der Päpstliche Laien-Rat hat die „Gemeinschaft der Seligpreisungen" als „pia unio" (fromme Vereinigung) akzeptiert. Das Dekret der Anerkennung wurde am 31. Januar 2003 für zunächst vier Jahre in Rom übergeben. Kennzeichnend für die 1973 in Frankreich entstandene Gemeinschaft ist die Einbeziehung von Elementen der jüdischen und der christlich-orthodoxen Spiritualität, aber auch das Zusammenleben von Familien und geweihten Personen in der gleichen Kommunität; nach aussen am auf-

fallendsten ist die Bedeutung des liturgischen Tanzes in der Gemeinschaft.
Die Gemeinschaft wurde in Frankreich von zwei Ehepaaren unter dem Namen „Der Löwe von Juda" gegründet. Der Gründer Ephraim Croissant war ursprünglich evangelischer Pastor; seine Spiritualität hatte aber eine starke eucharistische und marianische Ausrichtung, schliesslich konvertierte er zur katholischen Kirche. Anfangs bestand die Gemeinschaft fast nur aus Familien, die in Armut und Gebet in einem Haus in der Diözese Albi (Frankreich) lebten. Der zuständige Bischof anerkannte die Gemeinschaft 1979 und weihte ihren Gründer zum ständigen Diakon. Heute umfasst die Gemeinschaft 1.500 Gläubige aller Lebensstände – sowohl Ehepaare als auch geweihte Personen – in mehr als 70 Niederlassungen weltweit. Seit 1991 trägt sie den Namen „Gemeinschaft der Seligpreisungen" (Beatitudes). Jedes Haus wird von einer geweihten Person als „Hirte" oder „Hirtin" oder auch von einer Familie geleitet. (kipa)

## New Age

Der Vatikan warnt vor der Ausbreitung der Lehren des New Age und der Esoterik. Die päpstlichen Räte für Kultur und interreligiösen Dialog haben ein Grundsatzpapier vorgestellt, in dem deren Ideen als Irrlehren verurteilt werden. Bei der Vorstellung des Dokuments mit dem Titel „Jesus Christus, Überbringer des Lebendigen Wassers" sagte der Präsident des Päpstlichen Kulturrats, Kardinal Paul Poupard: „Das Phänomen des so genannten 'New-Age' bildet heute mit seinem Cocktail aus heidnischen Glaubensüberzeugungen, gnostischen Theorien, seiner Mischung aus Praktiken und Doktrinen eine der wichtigsten religiösen und kulturellen Herausforderungen."
Die katholische Kirche will in einen kritischen Dialog mit der Bewegung treten, die Ende der 60er Jahre in den USA entstand, betonte der Präsident der Päpstlichen Rates für den Interreligiösen Dialog, Erzbischof Michael Fitzgerald: „Im Verhältnis mit den anderen Religionen vermeidet die Kirche aber alles, was bestimmten Vorstellungen Glauben schenken könnte, die bei New Age vorhanden sind, z.B. der These der Einheit der Religionen, der Vorstellung, das alle Wege gleich sind, die Einschätzung, dass die vorchristlichen Religionen besonders authentisch sind. Oder auch die Idee, dass der Mensch jede Religion selbst schaffen kann, wie ein Handwerker oder ein Chemiker." Stattdessen müsse Klarheit über das geschaffen werden, was Christentum und New Age trennt, heißt es in dem Dokument. (rv)

## Transsexuelle dürfen nicht Mitglieder in Ordensgemeinschaften werden.

Das geht aus einer Note des Vatikans hervor, die ein italienischer Nachrichtendienst veröffentlichte. Der Vatikan hat den Text, der auf die Glaubenskongregation zurückgehen soll, bei Redaktionsschluß der OK noch nicht veröffentlicht. Nach Agenturangaben heißt es in der Note: Falls ein Kandidat ein Verhalten zeige, das auf Transsexualität hindeute, müsse der Ordensobere ein gründliches medizinisches und psychiatrisches Gutachten erstellen lassen. Liege ein schwerer und irreversibler Befund von Transsexualität vor, könne der Bewerber (oder die Bewerberin) nicht gültig in einen Orden oder ähnliche Gemeinschaften aufgenommen werden. Wenn ein Mitglied solcher Gemeinschaften sich absichtlich einem geschlechtsumwandelnden Eingriff unterzogen habe, müsse er aus seinem Kloster ausgewiesen werden.

# Aus der Weltkirche

## 2002: 25 Missionare für ihren Glauben gestorben

25 Missionare sind im vergangenen Jahr nach vatikanischen Angaben als Märtyrer für ihren Glauben gestorben. Die größten Verluste gab es in Kolumbien, meldet der vatikanische Missionspressedienst Fides. Dort kamen ein Bischof – Isaias Duarte Cancino von Cali –, sieben Priester, eine Ordensfrau sowie ein Seminarist gewaltsam ums Leben. Insgesamt starben in Amerika 14 Missionare, zehn in Afrika und einer in Asien. Die Statistik von Fides erfasst nur die belegten Fälle von Morden an Bischöfen, Priestern, Ordensleuten und Seminaristen.

## Togo

Der Provinzial der Jesuitenprovinz Lomé hat das neue AIDS-Netzwerk der Jesuiten vorgestellt. Das Projekt will die Betreuung von Aids-Infizierten, die Begleitung von Personen, die sich um Aids-Kranke kümmern, und die Aids-Vorbeugung fördern. Das Projekt erstreckt sich über 25 afrikanische Länder.

(rv)

## China

Die weiblichen Ordensgemeinschaften erleben in der Volksrepublik eine unverhoffte Renaissance. Das geht aus einer Studie hervor, die jetzt in der Zeitschrift „Kirche Asiens" veröffentlicht wurde. Waren 1986 nur 250 Ordensfrauen in China tätig, so sei ihre Zahl auf 4.000 gewachsen – wobei kein Unterschied zwischen Angehörigen der offiziellen Amtskirche und der mit Rom verbundenen katholischen Kirche gemacht wurde, sagte Studienleiterin Schwester Beatrice Leung Kit-fun von der Universität Lingnan in Hongkong. Sie bedauerte allerdings, dass viele im Ordensleben eine Flucht in materielle Sicherheit sehen. Ausserdem sei das Bildungsniveau der Novizinnen sehr niedrig, weshalb ihnen selten verantwortungsvollere Tätigkeiten übertragen werden könnten, zitiert die Nachrichtenagentur Apic aus der Studie.

(rv)

## Italien

Der Generalabt des Trappistenordens, Bernardo Olivera, hält eine Integrierung Homosexueller ins Klosterleben unter bestimmten Bedingungen für möglich und hat sich gegen eine Tabuisierung der Sexualität in den Orden gewandt. Olivera äusserte sich in Santiago de Chile.

Der Generalabt des strengsten Zweigs der benediktinischen Ordensfamilie betonte, ein Mensch mit homosexueller Veranlagung könne ins Klosterleben eingebunden werden. Voraussetzung sei allerdings dieselbe Anstrengung zur Beherrschung seiner Sexualität wie dies von Heterosexuellen verlangt werde. Olivera warnte davor, das Thema Sexualität im Kloster als Tabu zu behandeln. Eine solche Haltung sei „sehr gefährlich", weil ein Klima der Verneinung und des Verbergens die Integrierung der homosexuellen Veranlagung erschwere. „Schädlich" für das Ordensleben wäre nach den Worten des argentinischen Ordensmannes jedoch auch das andere Extrem der Forderung nach homosexueller Selbstverwirklichung. Wer in ein Kloster aufgenommen werden wolle, müsse neben dem Wunsch zum gemeinschaftlichen Leben auch „geistige und affektive Gesundheit" mitbringen.

(Kipa)

## Vereinigte Staaten

Die Ordensoberen der USA haben die neuen Missbrauchs-Richtlinien der Bischöfe kritisiert. Es sei nicht in Ordnung, die männlichen Orden ungefragt einfach mit einzubeziehen. Ein Vertreter der Ordensoberen bekräftigte, sie wollten sich nicht um die Verpflichtung der Normen drücken. Aber die Orden wollten ihre legitime Autonomie bei der Umsetzung ihrer Werte bewahren. Führende amerikanische Ordensleute haben derweil die US-Regierung vor einem Präventivschlag gegen den Irak gewarnt. Anstatt eine Koalition des Krieges zu errichten, solle sie auf internationale Zusammenarbeit mit friedlichen Mitteln setzen, so ein gemeinsamer Brief der US-Orden.

Die Vorsitzenden der US-amerikanischen und englischen Konferenz der Ordensoberen haben die Schaffung eines palästinensischen Staates als „Bedingung für den Frieden im Heiligen Land" bezeichnet. Frieden könne nur erreicht werden, wenn die „ungerechte Besatzung" beendet sei und das palästinensische Volk in Sicherheit „in seinem eigenen Staat leben könnte". So heißt es in einer in Washington veröffentlichen Erklärung der Ordensleute. Diese hatten zuvor für eine Woche Israel und die Palästinenser-Gebiete besucht.

## Europa

Zwischen dem Salzburger Land und Bayern ist ein neuer „Europäischer Pilgerweg" geplant. Es handelt sich um eine 600 Kilometer lange Wegstrecke, die zu Fuß oder mit dem Fahrrad bewältigt werden kann, wie die Diözese Passau berichtet. Der Pilgerweg soll entlang historischer christlicher Stätten, Klöstern, Kirchen und Wallfahrtsorten führen. Er verläuft vom Mondsee über Altötting, Niederalteich, Metten nach Weltenburg und Plankstetten. (rv)

## Birma

In Birma gibt es trotz aller Schwierigkeiten der Evangelienverkündigung und trotz aller Diskriminierung eine lebendige Kirche. Es ist eine Kirche, „die nicht auf die Mission der Evangelisierung verzichtet, und hier noch mehr, weil sie den Armen, Leidenden und Unterdrückten nahe ist". Doch sie braucht auch mehr Aufmerksamkeit und Personal, damit die Menschen sie weiterhin wahrnehmen als „ein Garten der Freiheit". So drückte es Pater Vito del Prete bei der Eröffnung des Kongresses „Die Religionsfreiheit: nicht gewährtes Menschenrecht in Birma" aus. Er ist erfahrener Missionar und Sekretär der Päpstlichen Missionsunion.
1988 hat Birma offiziell den Namen Union von Myanmar angenommen. „Die regierende Militärjunta verfolgt die katholische Kirche seit über vierzig Jahren und verletzt die Menschenrechte", so Pater del Prete. Derzeit „können die Missionen keine Schulen unterhalten, Christen ist es verboten, in irgend einer Weise öffentlich ihren Glauben kundzutun, jegliches Apostolat oder Versammlung. Und man zieht die Komplizenkommunitäten der Guerilleros im Norden in Betracht".
„Gegenüber dem 'staatlichen' Buddhismus ist die Lage anders. Er ist nicht authentisch, sondern der Bevölkerung aufgezwungen – ein Versuch, das soziale Gewebe unter Kontrolle zu halten. Auch der Islam mit seinen 400.000 Gläubigen wird toleriert". (zenit)

## Italien

Mario Botta, italiensischer Architekt, möchte gern ein Kloster bauen. „Ich bin zutiefst davon überzeugt, daß Architektur ein Spiegel der Gesellschaft ist. Eine schlechte Gesellschaft kann keine gute Architektur haben." Das meint der Schweizer Architekt Mario Botta (in einem Interview mit der „Süddeutschen Zeitung"). Er beklagt, daß die Architektur ihre einstige Vorläuferrolle in den

Künsten und Geisteswissenschaften eingebüßt hat, weil sie heute mehr als früher den materialistischen und kapitalistischen Marktgesetzen unterliegt und zu wenig auf ihre öffentliche und soziale Gestaltungskraft achtet. „Sie gibt sich damit zufrieden, Oberfläche zu sein, zu brillieren, Bild zu sein, mit der großen Geste zu überzeugen. Wahre Architektur versucht aber einen Raum zu organisieren. Natürlich muß sie dem Betrachter wie dem Benutzer eine Emotion vermitteln, aber das muß mit Hilfe einer Struktur geschehen... Architektur muß erlebbar sein im strukturellen, nicht im dekorativen Sinn." Daher könne man an der Architektur gnadenlos die Geisteshaltung ihrer Auftraggeber oder – kollektiv – den Zustand des städtischen Miteinanders erspüren. „Wenn uns die physische Stadt heute nicht mehr gefällt, dann weil die soziale Stadt dahinter häßlich ist... Entweder man schafft Wohnwerte, arbeitet also für die Stadt, oder man arbeitet gegen sie. Jede Architektur kann heute mit diesem Maßstab gemessen werden."Anders als beim Bau repräsentativer Einkaufszentren, Firmenzentralen oder Museen, wo viele technische Vorgaben und Einzelinteressen eine Rolle spielen, erlebt Botta gerade beim Kirchenbau anregende Arbeitsbedingungen. „Es ist ein wenig paradox: Weil die Kirche nicht mehr im Mittelpunkt der Öffentlichkeit steht, kann der Architekt gerade bei Kirchenbauten über die Bedingungen des Raumes nachdenken, was ja seine vornehmste Aufgabe ist." Der Reporter fragt: „Sie haben Banken und Kirchen gebaut, eine Synagoge, Wohnhäuser, Villen und Museen, Kulturzentren und Bibliotheken; hat einer wie Sie noch einen Traum?" Darauf Botta: „Ich würde gerne ein Kloster bauen. Weil das Kloster so etwas wie eine kleine Idealstadt ist – eine totale Struktur. Wer in ein Kloster eintritt, wählt eine in allen Momenten vorbestimmte Form von Leben. Die Architektur ebenso wie die Landschaftsgestaltung muß dort also total im Dienst der Harmonie des Menschen stehen. Das würde ich gerne einmal versuchen..." (CiG)

## Polen

Der Salesianerorden in Polen hat der Regierung des Landes vorgeworfen, den Fall eines betrügerischen Ordensmitglieds zu benutzen, um die ganze Gemeinschaft in den Schmutz zu ziehen. „Es ist offensichtlich eine politische Entscheidung getroffen worden, auf die Salesianer einzuschlagen und den Fall in den Medien hochzuspielen, um uns als eine Horde von Dieben darzustellen", sagte der in Warschau ansässige Provinzialvikar des Ordens, Krzysztof Szymczak, vor Journalisten. Szymczak äußerte sich besonders empört über die jüngste Verhaftung von zwei Salesianerpriestern im Zusammenhang mit dem von einem dritten Ordensmann, Ryszard Matkowski, begangenen Betrug. Matowski sei inzwischen suspendiert. Die beiden Verhafteten hätten seit einem knappen Jahr mit den Behörden zusammengearbeitet; es gebe keinen Grund für ihre Verhaftung, so der Generalvikar. Allein der Schuldige müsse juristisch zur Rechenschaft gezogen werden. Auch könne der Orden nicht für die privaten Schulden eines einzelnen Mitglieds verantwortlich gemacht werden. Diese Ansicht vertritt auch der Anwalt des Ordens, Krzysztof Wyrwa. Matkowski, dessen Verhaftung inzwischen von einem Gericht angeordnet worden sei, habe gemeinsam mit Bankangestellten „eine Geldwäscheaktion in großem Stil durchgeführt", so Wyrwa. Nach polnischen Medienberichten geht es um einen Betrag von umgerechnet 120 Millionen Euro. Würde der Salesianerorden in Polen haftpflichtig gemacht, bedeutete dies den finanziellen Ruin. (DT)

## Zentralafrikanische Republik

„Vergesst dieses Land nicht", mit diesem Appell haben sich die Comboni-Missionare an die Weltöffentlichkeit gewandt. Sie forderten ein Ende der Gewalt in der ehemaligen französischen Kolonie und Beistand für die von

Rebellen bedrohte Bevölkerung. Leider würden die internationalen Medien wenig über das Leiden der Menschen berichten. Die Christen in aller Welt forderten die Missionare auf, für das Land zu beten. Unterdessen wurde bekannt, dass die Missionsstation der Comboni-Missionare in Dekoa überfallen worden ist. Darüber erhielt die Missionsnachrichtenagentur Misna mit Bericht. Wie es heißt, haben Milizen die Station und das angrenzende Krankenhaus geplündert und dabei Wertsachen und ein Auto erbeutet. Die Missionare bitten daher die Vereinten Nationen um Hilfe. Der jüngste Überfall gehört nach Agenturangaben zu einer Reihe von Attacken auf Missionsstationen in der Zentralafrikanischen Republik. Seit einem gescheiterten Staatsstreich im vergangenen Oktober setzen bewaffnete Banden die Bevölkerung in Angst und Schrecken.

## Griechenland

Der Streit des Patriarchen von Konstantinopel mit den Mönchen des Klosters Esfigmenou auf dem Berg Athos hat sich weiter zugespitzt. Der Patriarch Bartholomaios I. hatte die Mönche zu Schismatikern erklärt und sie aufgefordert, das Kloster zu verlassen. Da die Mönche dieser Aufforderung nicht nach gekommen sind, soll die Polizei jeden Bruder, der die Abtei verlässt, am Wiedereintritt hindern.

## Korea

Die Kirchen und Glaubensgemeinschaften in Korea engagieren sich gemeinsam für die Versöhnung und die Einheit zwischen Nord- und Südkorea. Dies stellt einen der wichtigsten Punkte des kürzlich vom Nationalrat der koreanischen Kirchen verabschiedeten Programms dar. Diesem gehören acht christliche Gruppierungen an, unter anderem auch die katholische Kirche. Dem Rat der koreanischen Kirchen obliegt es, die Zusammenarbeit der Kirchen auf verschiedenen Ebenen zu intensivieren und den ökumenischen Dialog im Lande zu erleichtern. „Jahrelang haben sich die Vertreter der christlichen Konfessionen getroffen, um gemeinsame Initiativen im Bereich Gerechtigkeit, Frieden, Kultur, Theologie und der Menschenrechte zu fördern", sagte Bischof Boniface Choi Ki-san von Inchon gegenüber der Missionsagentur des Heiligen Stuhls FIDES.
Der Bischof ist auch Präsident der bischöflichen Kommission zur Förderung der christlichen Einheit und des interreligiösen Dialogs. „Nunmehr sind diese Beziehungen im Nationalrat der koreanischen Kirchen offiziell", so der Bischof.
Es sind unter anderem gemeinsame Gebetstreffen, theologische Seminare und der Ausbau der Kooperation bei Programmen zur sozialen Hilfe und Unterstützung geplant. „Einer der ständigen Punkte auf dem Arbeitskalender der christlichen Kirchen in den nächsten Jahren wird das Engagement für die Einheit Koreas, also die Wiedervereinigung von Nord- und Südkorea sein. In der jüngsten Vergangenheit haben sich die religiösen Führer nach Nordkorea begeben und wurden dort gut aufgenommen. „Nun geht es darum, auf diesem Weg weitergehen", so Bischof Choi.
Auch der Vorsitzende der lutherischen Kirche in Korea, Lee Hong Yeol sagte, dass „der Rat versucht, eine positive Rolle im Dialog der verschiedenen christlichen Gruppierungen zu spielen und die interreligiösen Spannungen zu erleichtern". Die koreanischen Zivilbehörden haben dieses Engagement der christlichen Kirchen begrüßt und ihrer Hoffnung Ausdruck verliehen, diese Bemühungen mögen dem ganzen Land zu Gute kommen. (Zenit)

Erstmals haben sich Anfang Dezember 2002 in Südkorea die Oberen der katholischen Männer- und Frauenorden zu einer nationalen Konferenz getroffen. 48 Ordensfrauen und 30 Priester oder Brüder beschäftigen sich bei dem Treffen in Seoul mit der Bedeutung der Ordensgemeinschaften für die Kirche des

Landes, wie die asiatische katholische Nachrichtenagentur Ucanews meldete. Weiter sei es um eine verstärkte Kooperation zwischen den weiblichen und männlichen Gemeinschaften gegangen, etwa in der Ausbildung oder bei der Durchführung von Veranstaltungen.

## Türkei

Weil er einen 26-jährigen jungen Mann getauft hat, wird in der Türkei gegen einen italienischen Kapuzinerpater ermittelt. Man hat ihm auch den Pass abgenommen und ihn dadurch daran gehindert, in seine Heimat zurückzukehren.
Seit 45 Jahren befindet sich der 70-jährige Pater Roberto Ferrari als Missionar in Kleinasien, wo die Kapuziner einige Häuser und Missionen unterhalten, unter anderem in Konstantinopel. „In der Mission von Iskenderun an der syrischen Grenze taufte Pater Roberto einen 26-jährigen jungen Mann, der inständig um die Spendung des Sakramentes gebeten hatte, nachdem er angemessen vorbereitet worden war", so berichtet ein Mitbruder, Pater Mario Cappucci. „Trotzdem zeigte der junge Mann den Missionar danach bei den türkischen Behörden an, die ihm den Pass wegnahmen und in Untersuchungshaft steckten" so Pater Cappucci, Kaplan des Krankenhauses Santa Maria Nuova im oberitalienischen Reggio Emilia.
Pater Cappucci kennt und liebt die Türkei und zeigt sich ob der Reaktion überrascht: „Ich bin dreißig- bis vierzigmal als Wallfahrtsleiter und als Besucher unserer Häuser in diesem Land gewesen. Ich habe gute Beziehungen mit den Fremdenführern und mit verschiedenen Behörden. Niemals hätte ich so etwas erwartet". „Selbstverständlich ist die Lage in der Türkei komplex, doch dieses schwerwiegende Vorkommnis ist besorgniserregend", fügt er hinzu. Obgleich die Verfassung Religionsfreiheit garantiert, gibt es in dem ganz überwiegend islamischen Land starken gesellschaftlichen Druck gegen den Übertritt zum Christentum. In einigen Gegenden decken die Behörden die Verfolgung der christlichen Gemeinschaften, besonders der Chaldäer. „Warum erklärt sich die Türkei als laizistischer (nicht religiös gebundener) Staat und steckt einen Mönch, der einen konvertierten Muslim tauft, in Untersuchungshaft? Warum dürfen die Ordensleute ihren Habit nicht tragen?", so fragt Pater Cappucci. „Ein nicht religiös gebundener Staat befasst sich nicht mit solchen Angelegenheiten. Und so etwas passiert in einem Land, das in die EU will, in der die Menschenrechte die Grundlage des laizistischen Staates darstellen", so der Mönch. Zudem muss darauf hingewiesen werden, dass „Pater Roberto ja kein unschuldiges Kind getauft hat, sondern einen Erwachsenen, der dies wollte", so Pater Cappucci.
Unterdessen hat auch EU-Kommissar Günter Verheugen auf Anfrage eines griechischen EU-Parlamentariers festgestellt, dass die christlichen Kirchen in der Türkei nach wie vor Probleme mit ihren Eigentumsrechten an Gotteshäusern, Klöstern und Schulen haben. Es habe sogar Enteignungen gegeben.

## Bolivien

Nach heftigen Auseinandersetzungen zwischen demonstrierenden Kokabauern und dem Militär in Bolivien scheint nach Ansicht des Vorsitzenden der Bolivianischen Bischofskonferenz, Kardinal Julio Terrazas, die Demokratie im südamerikanischen Land in ernsthafter Gefahr zu sein. Die katholische Kirche verurteile die gewaltsamen Konflikte, bei denen in dieser Woche mehrere Menschen ums Leben gekommen sind, so der Kardinal. Er rufe die Konfliktparteien dazu auf, gemeinsam eine friedliche Lösung der wirtschaftlichen und sozialen Probleme zu finden. Die Kirche sei – wie auch früher – dazu bereit, zwischen Regierung und demonstrierenden Gruppen zu vermitteln.

Wie Terrazas Adveniat berichtete, herrsche in Bolivien nach zahlreichen Protesten eine spannungsgeladene Ruhe. Straßen würden sporadisch blockiert. Die Fronten zwischen den Kokabauern unter der Führung von Evo Morales und der Regierung seien verhärtet. Morales habe den Rücktritt des Präsidenten Gonzalo Sánchez de Lozada wegen „Unfähigkeit, die sozialen Probleme des Landes zu lösen" gefordert. Beide Konfliktparteien seien bewaffnet. In der Krisenregion Chapare gebe es eine starke Militärpräsenz. Die Auswirkungen der Proteste seien erheblich: Täglich entstünde ein Schaden von sechs Millionen US-Dollar am Bruttosozialprodukt. Fünf der acht Millionen Bolivianer leben unterhalb der Armutsgrenze.
Dem Erzbischof von Cochabamba, Tito Solari, zufolge sei es schwierig, mit Morales zu verhandeln, da er sich außerhalb der Verfassung positioniert habe. „Die Demokratie unseres Landes steht kurz vor dem Kollaps", so Solari. Es bestünde jedoch die Hoffnung, dass die Regierung unter Sánchez de Lozada für einen Dialog mit den Protestgruppen offen sei. Die Kokabauern protestieren unter anderem gegen die von den USA geforderte völlige Vernichtung ihrer Kokafelder und gegen die Einrichtung einer amerikanischen Freihandelszone (ALCA). Dies ist nach Ansicht des Bischofs nachvollziehbar, denn „allem Anschein nach wird die Freihandelszone vor allem den USA zugute kommen, nicht aber den armen Ländern." Bezüglich des Kokaanbaus gab Solari zu bedenken, dass der Drogenhandel kein internes Problem Boliviens sei: Rauschgift werde vor allem in den reichen Ländern des Nordens konsumiert. Um den Bauern in den armen Ländern eine Lebensgrundlage zu sichern, sei es hauptsächlich nötig, die internationalen Märkte für ihre Produkte zu öffnen. „Die Europäische Union könnte mit gutem Beispiel vorangehen", sagte Solari. – Terrazas wie Solari hatten als Gäste der Bischöflichen Aktion Adveniat in Deutschland über die schwierige Situation Boliviens berichtet.
(adveniat)

## Philippinen

Ordensleute des Landes haben gegen die jüngst abgeschlossenen Verträge zwischen der US-amerikanischen und der philippinischen Armee protestiert. Diese verletzten die die Souveränität und die Verfassung des Landes, so Schwestern des Guten Hirten, Kamillianer und Franziskaner bei einer Kundgebung in der Nähe des Präsidialamtes in Manila, an der auch Vertreter protestantischer Kirchen teilnahmen. Der Vertrag, der von Militär-Verantwortlichen unterzeichnet worden war, müsse vom philippinischen Senat überprüft werden, forderten die Ordensleute. (rv)

## Äthiopien

Vor einer großen Hungerkatastrophe in dem afrikanischen Land hat die Flüchtlingsorganisation des Jesuitenordens gewarnt. In den 80er Jahren hätten Verzögerungen bei der Auslieferung von Lebensmittelhilfen zu fast einer Million Toten in Äthiopien geführt. Die Nahrungs- und Wasserknappheit habe bereits zu Binnenflüchtlingsbewegungen geführt. Sollte es zu regelrechten Massenbewegungen kommen, könnte die kommende Saatsaison und damit die nächste Ernte ausfallen. (rv)

## Brasilien

Die Missionstätigkeit der brasilianischen Kirche in Zahlen: 1.556 Missionare wirken in 89 Ländern. Insgesamt sind 1.556 brasilianische Missionare im Ausland tätig, davon sind 1.248 (80%) Frauen und 308 Männer. 98,5% der Missionare gehören einem religiösen Institut an, 1% kommt aus dem Diözesanklerus und bei 0,5% handelt es sich um Laien. Von den männlichen Missionaren sind 15% Priester. Von den zehn Ordenskongregationen, die

die meisten Missionsschwestern ins Ausland entsenden, handelt es sich bei der Hälfte um brasilianische Einrichtungen. 75% der erfassten Missionare sind im rein religiösen Bereich tätig; 25% auf sozialem, erzieherischem und kulturellem Gebiet. Insgesamt arbeit brasilianische Missionare in 89 verschiedenen Ländern: 40% in Amerika, 35% in Afrika, 19% in Europa, 5% in Asien und 1% in Ozeanien.
Nach Angaben der Ordensinstitute sind nur 6% der ihrer Mitglieder im spezifisch missionarischen Bereich der Erstverkündigung tätig. Die Erstverkündigung findet vor allem in Asien (13%) und Afrika (7%) in Ländern mit überwiegend nichtchristlicher Bevölkerung statt. In den Vereinigten Staaten betreuen die Missionare vorwiegend lateinamerikanischen Einwanderer (40%). In Afrika widmen sich 32% der Missionare ausschließlich einer Tätigkeit im Erziehungs- und Sozialwesen. Insgesamt sind 1,2% aller im Ausland tätigen brasilianischen Missionare im kulturellen Bereich als Universitätsdozenten, in den Medien oder bei Verlagen tätig. (fides)

## Deutschland

Eine religiöse Oper begeistert Hamburg. Lange Zeit war Francis Poulencs (1899-1961) Oper „Dialogues des Carmélites" (Dialog der Karmelitinnen) kein Thema für Regisseure und Intendanten der international renommierten Opernhäuser. Das Stück galt als sentimental, katholisch und in seiner Fragestellung zu weltfremd für eine heutige Inszenierung. Es erzählt das Schicksal eines Pariser Karmelitinnen-Klosters während der Französischen Revolution. Unter dem absurden Vorwand, eine konterrevolutionäre Verschwörung angezettelt zu haben, wurden in dieser religionsfeindlichen Zeit sechzehn Ordensfrauen zum Tod durch die Guillotine verurteilt. Singend und betend traten sie aufs Schafott. Der Stoff hat katholisch geprägte Künstler inspiriert: Georges Bernanos schuf ein Drama, Gertrud von Le Port die Novelle „Die Letzte am Schafott", auch Graham Greene versuchte sich an dem Thema. Der musikalischen Aufarbeitung als Oper durch Francis Poulenc blieb jedoch größere Resonanz versagt. Die Uraufführung in Mailand 1957 fand ein geteiltes Echo. Nun wurde – ausgerechnet im religiös wenig interessierten Hamburg – dieses Stück wieder aufgeführt und von Publikum und Presse begeistert gefeiert. Manuel Brug, der Kritiker der „Welt", meint: Auch wenn Nonnen die Hauptfiguren sind, „was sie verhandeln, ist ergreifend universell: Die Angst des Menschen zu existieren, Sehnsucht und Suche nach Sinn, Trost und (Er)lösung; schließlich die Überwindung eines kleinlich irdischen Seins, das Aufgehen als noch so schwaches Licht im Universum. Welches künstlerische Ausdrucksmittel könnte für solches besser geschaffen sein als die unmittelbar emotional berührende Gattung der Oper?" Eine andere, beunruhigend-kritische Sichtweise betont Werner Burkhardt von der „Süddeutschen Zeitung": „Lange dauert sie an, die Ruhe vor dem Sturm. Rituale, jahrhundertealt, regeln den Tagesablauf, scheinen dem Leben im Kloster der Karmelitinnen Sicherheit zu gewähren. Wer sich so in Bescheidenheit übt, ganz der Kraft des Gebets und der Gemeinschaft vertraut, glaubt, den Klang der aufgeregten Zeit überhören zu dürfen. Wie sehr die Menschen, und nicht nur die Nonnen, sich da täuschen können, zeigt Francis Poulenc in seiner Oper." Dass sich die Regisseure heute wieder an solche sperrigen wie feinsinnigen Stoffe wagen, ist vielleicht auch ein Zeichen für eine neue Aufmerksamkeit in der Kunst gegenüber dem Religiösen – jenseits von Pathos und Kitsch. (CiG)

## Deutschland

Mehr als siebenhundert Trauergäste haben am 7. Februar im Limburger Dom Abschied von P. Werenfried van Straaten, dem Gründer des Hilfswerks „Kirche in Not" genommen. Papst Johannes Paul II. hatte den Verstorbenen in einem Kondolenzschreiben gewürdigt. Als eine „Ikone der Nächstenliebe" bezeichnete der Präfekt der vatikanischen Kleruskongregation, Kardinal Dario Castrillon Hoyos, den Gründer des internationalen katholischen Hilfswerks Kirche in Not/Ostpriesterhilfe bei dessen Requiem im Limburger Dom. Kardinal Castrillon Hoyos war Hauptzelebrant der Trauerfeier, an der mehr als siebenhundert Gäste und siebzig Priester aus der ganzen Welt, von Brasilien bis China, teilnahmen. Kardinal Castrillon Hoyos äußerte sich überzeugt, dass das Werk Werenfried van Straatens auch in Zukunft „wunderbare Früchte in der ganzen Welt tragen" werde.
Auch der Limburger Bischof Franz Kamphaus, der an gleicher Stelle vor drei Wochen den Festgottesdienst zum neunzigsten Geburtstags van Straatens geleitet hatte, würdigte den Verstorbenen in seinem Grußwort. Es sei für ihn ein „denkwürdiger Tag, an dem wir Weltkirche erfahren". Dieser Weltkirche hätte Werenfried van Straaten sein Leben lang gedient. Papst Johannes Paul II. bezeichnete Pater Werenfried in einem Kondolezntelegramm als „herausragenden Apostel der Nächstenliebe" mit „beispielhaftem apostolischen Eifer".
Im Namen der Deutschen Bischofskonferenz sprach deren Vorsitzender, Kardinal Karl Lehmann, „Kirche in Not" sein „tiefes Mitgefühl" aus und würdigte die „große Lebensleistung" Pater Werenfrieds, der „für viele über die Grenzen Deutschlands und Europas hinaus zum Symbol der helfenden und Brücken bauenden Liebe geworden" sei. Sein Leben und Wirken nannte Kardinal Lehmann einen „nicht mehr weg zu denkenden Beitrag zur vorbildhaften Versöhnungsarbeit".

Pater Werenfried van Straaten war am 31. Januar, im Alter von neunzig Jahren in seinem Wohnort Bad Soden verstorben.

(Kirche in Not)

Der vom Vatikan mit einem Redeverbot belegte Benediktinerpater und Zenmeister Willigis Jäger plant, ein eigenes Meditationszentrum in Holzkirchen/Würzburg zu eröffnen. Nach Informationen der fränkischen „Mainpost" will der 77-Jährige gegen Ende des Jahres in den renovierten Benediktushof einziehen. In dem ehemaligen Benediktinerkloster solle „ein Platz der Meditiation und Spiritualität für alle Suchenden" entstehen, betonte Jäger. Geplant seien unter anderem Seminare, in denen Texte christlicher Mystiker behandelt werden, und Kurse für sakralen Tanz. Ein Sprecher des Bistums Würzburg bezeichnete das Vorhaben des Paters auf Anfrage als dessen Privatsache. Unterstützt wird es von dem 1989 gegründeten Verein Spirituelle Wege, einem Zusammenschluss der Schüler des Zen-Meisters. Jäger hofft in Holzkirchen fortzusetzen, was im Haus St. Benedikt sein Ende gefunden hat, wie der Pater auf seiner persönlichen Homepage www.willigis-jaeger.de schreibt. „Es wird eine Wirkungsstätte für mich; vor allem aber auch für alle, denen die spirituellen Wege am Herzen liegen." Zusammen mit Jäger will sich nach Presseangaben auch die Nürnberger evangelische Pfarrerin Doris Zölls mit ihrer Familie im Benediktushof niederlassen. Sie ist eine Zenschülerin des Paters. Die Unternehmerin Gertraud Gruber aus Rottach-Egern hatte im Herbst 2002 den Benediktushof gekauft. Der Verein plane nun, mit der Käuferin eine Betriebsgesellschaft zu gründen. Mit der Investorin sei man überein gekommen, dass sie die Immobilie zur Verfügung stelle und der Verein das Mobiliar aufbringe. Spendenaufrufe laufen bereits.

# Aus den Ordensobernvereinigungen

## Ökumenisches Friedensgebet 2003

In Zusammenarbeit mit dem Internationalen Katholischen Missionswerk missio in Aachen haben die Vereinigung Deutscher Ordensobern (VDO) und die Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands (VOD)eine Gebetskette für den Frieden gestartet. In die Gebetskette reihen sich das Internationale Katholischen Missionswerke missio in München, das Päpstliche Missionswerk der Kinder (PMK), das Päpstliche Missionswerk der Frauen (PMF), das Evangelische Missionswerk in Hamburg (EMW), sowie die Arbeitsgemeinschaft der Missionsprokuren im Deutschen Katholischen Missionsrat (DKMR) ein.
In dem Aufruf heißt es: „Mit dieser Gebetseinladung rufen wir dazu auf, für einen 'gerechten Frieden' für die Region des Vorderen Orient, insbesondere am Persischen Golf, zu beten. In der Verbundenheit mit den christlichen Kirchen des Nahen Ostens greifen wir deren Bitte um Solidarität auf. Wir schließen uns überdies dem eindringlichen Friedensappell von Papst Johannes Paul II vom 13.01.03 an. Mit dieser Gebetseinladung verweisen wir auf die Kraft des christlichen Zeugnisses und auf das Vorbild der Gewaltfreiheit Jesu."

## Personelles

Seine dritte Amtszeit als Provinzial der **Süddeutschen Provinz der Salvatorianer** hat ***P. Walter Winopal SDS*** kürzlich begonnen. Er wurde beim Provinzkapitel vom 5. bis 8. September 2002 auf dem Klosterberg in Passau als Provinzial postuliert. Die Postulation wurde vom P. General bestätigt.

***P. Alfons Minas SDS***, seit April 2001 Provinzial der **Norddeutschen Provinz der Salvatorianer** mit Sitz in Hövelhofen-Klausheide bei Paderborn, wo er seit 1971 als Direktor des Salvatorkollegs, einer Einrichtung für Erziehungshilfe, tätig war, hat Anfang September 2002 seinen Sitz nach Münster verlegt. Die Salvatorianer haben nach 87 Jahren erfolgreicher Erziehungsarbeit mit verhaltensgestörten Jugendlichen und jungen Volljährigen diese Niederlassung in Hövelhofen am 6. September 2002 verlassen. Die Erziehungsarbeit dort wird von anderen fortgesetzt. Die neue Adresse von Provinzial P. Minas lautet: 48153 Münster, Düesbergweg 133, Tel. 0251/78907-0, Fax 0251/789023.

Am 24. September 2002 haben die Mönche der **Benediktinerabtei Maria Laach** nach dem altersbedingten Ende der Amtszeit von Abt Anno Schoenen unter dem Vorsitz von Abt Franziskus Heereman als dem Delegaten des Abtpräses der Beuroner Benediktinerkongregation für die Abtei Maria Laach ***P. Benedikt Müntnich OSB*** (49) zum Abt auf zwölf Jahre gewählt. Der neue Abt wurde in Treis-Karden an der Mosel geboren und trat 1974 in die Abtei ein. Er studierte Theologie in Trier und Salzburg und wurde 1981 zum Priester geweiht. Seit zwanzig Jahren ist er Novizenmeister des Klosters, in dem rund 60 Mönche leben. Die Benediktion des neuen Abtes erfolgte in Maria Laach am 7. November 2002 durch den Trierer Bischof Dr. Reinhard Marx.

Neues Mitglied der VOD ist die **Schwesterngemeinschaft H.H.C.J. (HANDMAIDS OF THE HOLY CHILD JESUS)**. Die Schwesternschaft setzt sich derzeit intensiv mit der Frage auseinander, warum man gerade in Deutschland tätig sein möchte. Oberin der

deutschen Mission: ***Sr. Eucharia Osuji***, Erlenstr. 35, 44795 Bochum. Vor Redaktionsschluß teilte das Generalsekretariat der VOD mit, dass Sr. Eucharia im Dezember 2002 in Nigeria tödlich verunglückt ist. Sie war 35 Jahre alt.

Franziskanerinnen von Schönbrunn, Prälat-Steininger-Str. 1, 85244 Schönbrunn-Röhrmoos, Neuwahl: **Generaloberin *Sr. M. Johanna Süß*** Vorgängerin: Sr. Benigna Sirl

Kongregation der Schwestern vom hl. Josef, Franz-Ludwig-Str. 7, 54290 Trier Wiederwahl: **Generaloberin *Sr. Pia Leufgen***

Ursulinenkloster St. Joseph, Neustadt 535, 84028 Landshut, Neuwahl: **Oberin *Sr. Andrea Wohlfarter***, Vorgängerin: Sr. Philomena Merkel

Karmelitinnen, Edith-Stein-Karmel, Neckarhalde 64 und 66, 72070 Tübingen, Wiederwahl: **Priorin *Sr. Anna Maria Strehle***

Nach eingehender Befragung der Mitbrüder der **Süddeutschen Provinz der Salesianer Don Boscos** hat Generaloberer Don Pascual Chavez und sein Rat am 12. Dezember 2002 ***P. Josef Grünner SDB*** ab 15. August 2003 zum Provinzial der Süddeutschen Provinz ernannt. Er wird dann Nachfolger von P. Heribert Bihlmayer SDB, der seit 1991 Provinzial ist und in dieser Zeit auch viel für die VDO getan hat als Vorsitzender der Kommission Bildung und Erziehung (1991-1997), als Mitglied des VDO-Vorstands (1997-2001) und seit 2001 als Zweiter Vorsitzender der VDO. Der designierte Provinzial, Pater Grünner, ist derzeit Provinzvikar, Personalreferent und Beauftragter für die Jugendpastoral der Süddeutschen Provinz der Salesianer Don Boscos.

Am 15. Januar 2003 hat der Generalobere der Hünfelder Oblaten, P. Wilhelm Steckling OMI, mit seinem Rat nach Konsultation der Provinz ***P. Theo Gildehaus OMI*** für ein zweites Triennium zum Provinzial der **deutschen Ordensprovinz der Hünfelder Oblaten** (OMI) ernannt.

## Schwesternschaft der Krankenfürsorge des Dritten Ordens feiert 100-jähriges Ordensjubiläum

Die Schwesternschaft der Krankenfürsorge des Dritten Ordens in München feiert ihr 100-jähriges Ordensjubiläum und das 90-jährige Jubiläum ihres Krankenhauses in Nymphenburg. Der Weg dieser Ordensgemeinschaft ist geprägt von Menschen, die die Entwicklung der jeweiligen Zeit aufmerksam wahrgenommen haben und sich führen liessen auf Wegen, die am Anfang der Gründung so niemand ahnen konnte. Nach dem Vorbild der hl. Elisabeth, leben sie seither aus dem franziskanischen Geist im Dienst Gottes und der Menschen.

## Heiligsprechung von Arnold Janssen steht bevor

Kürzlich erfolgte die Unterzeichnung des Dekrets für den Heiligsprechungsprozess des seligen Arnold Janssen, Gründer der Ordensgemeinschaften der Steyler Missionare (SVD), der Steyler Missionsschwestern (SSpS) und der Anbetungsschwestern (S.Sp.S.AP). Arnold Janssen war auch wesentlich beteiligt an der Entstehung der Superiorenkonferenz (erstes Treffen 1898), der heutigen VDO. Das entsprechende Dekret war von der Kongregation für Selig- und Heiligsprechungsprozesse ausgefertigt worden. Am 20. Dezember 2002 fand in der vatikanischen Sala Clementina dessen Verlesung und Unterzeichnung durch Papst Johannes Paul II. statt. Die Verlesung und Unterzeichnung der Dekrete war noch nicht die offizielle Ankündigung der Heiligsprechung selbst. Der

letzte Schritt wird in einem Konsistorium vorgenommen. Diese Versammlung der Kurienkardinäle mit dem Papst wird in den ersten Monaten dieses Jahres stattfinden.

(Quelle: steyl aktuell (sta) 1/2003).

## Pressestelle der VDO hat Arbeit aufgenommen

Inzwischen ist die „Pressestelle" im Generalsekretariat der VDO arbeitsfähig. Herr Arnulf Salmen, seit September Referent für Medien- und Öffentlichkeitsarbeit, steht Medienvertretern als Ansprechpartner für Informationen über allgemeine Ordensfragen zur Verfügung. Der Pressestelle geht es in erster Linie um die Präsenz der VDO in den Medien, und zwar in Hinblick auf Themen, die die Orden gemeinsam betreffende. Dabei ist sie auf eine intensive Zusammenarbeit mit den Medien- und Öffentlichkeitsbeauftragten der verschiedenen Ordensgemeinschaften angewiesen. Im Einzelnen umfasst die Arbeit der Pressestelle u.a. folgende Elemente:

- Verbreitung von Nachrichten und Stellungnahmen aus Vorstand und dem Generalsekretariat, Berichterstattung über Mitgliederversammlungen
- Präsentation aus der Arbeit der Kommissionen und Arbeitsgemeinschaften, die für die Öffentlichkeit interessant sind
- Ansprechpartner für Journalisten in ordensspezifischen Fragen (Bereitstellung präziser Informationen, Vermittlung zwischen Journalisten und einzelnen Orden bei konkreten Projekten)
- Erarbeitung von Material zur Präsentation der VDO bei Veranstaltungen
- Redaktion, Gestaltung und Aktualisierung der Broschüre „Atem holen" sowie deren Präsentation in den Medien
- Gestaltung der Internetplattform „orden.de".

Mitteilungen der Pressestelle werden auch auf der Internetplattform „orden.de" in einer Rubrik „Meldungen" im Menü „Weitere Infos" veröffentlicht. Inzwischen ist auf „orden.de" die Internetsuche nach Adressen von Ordensgemeinschaften wieder möglich. Eine eigene Rubrik ermöglicht die Online-Suche nach Klöstern, die Gastaufenthalte in ihrer Gemeinschaft ermöglichen. Die Daten, auf die das Suchprogramm zurückgreift, entsprechen den Angaben in der aktuellen Ausgabe der Broschüre „Atem holen", die von den deutschen Ordensoberenvereinigungen herausgegeben wird. Anders als in der gedruckten Broschüre „Atem holen" können in der Online-Version nun jederzeit Aktualisierungen vorgenommen werden.

## Gesamtafrikanische Ordenskonferenz geplant

Die männlichen und weiblichen Ordensgemeinschaften Afrikas planen eine gesamtafrikanische Ordenskonferenz. Bei einer Tagung im Juli 2003 sollen die 36 nationalen Ordensverbände die Schaffung einer gemeinsamen kontinentalen Dachorganisation vorbereiten. Die beiden weltweiten Dachverbände der Männer- und Frauenorden – die Union der Generaloberen (USG) und die Internationale Union der Generaloberinnen (UISG) – unterstützen die Einrichtung einer gesamtafrikanischen Ordenskonferenz. In einem Brief erläuterten sie ihre Gründe: Die Orden verzeichneten in Afrika starken Zuwachs. Außerdem gelte es, die „gemeinsame Berufung" der afrikanischen Ordensleute für ihren Kontinent deutlich zu machen und das Wirken der Orden in Afrika besser zu koordinieren.

## Dachverband Solwodi-Stiftung gegründet

Vor nunmehr 18 Jahren wurde in Kenia von Schwester Lea Ackermann eine Fraueninitiative zur Erschliessung neuer Wege für eine Einkommensbeschaffung und deren Sicherung entwickelt, später auch mit Bildungs-

veranstaltungen für die vom Sextourismus ausgebeuteten Frauen. Nach ihrer Rückkehr nach Deutschland gründete Schwester Lea hier Solwodi e.V. für Frauen in Not in Boppard-Hirzenach. Die immer häufiger auftretende Problematik des Frauenhandels, Öffentlichkeitsarbeit und Beratungstätigkeit, die ehrenamtliche Tätigkeit von Männern und Frauen für Solwodi führten dazu, dass nach und nach neue Kontakt- und Beratungsstellen im ganzen Bundesgebiet entstanden. Am 23. Oktober gründete Solwodi einen Dachverband, der die vier Landesvereine Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz, Niedersachsen und Bayern auf Bundesebene zusammenführt in der Rechtsform der Stiftung, um langfristig die finanzielle Struktur der Solwodi-Vereine zu sichern.
Neben den weiterhin notwendigen Spenden und der Möglichkeit einer Zustiftung gibt Schwester Lea eine Anregung: alte Münzen und Scheine aus der Zeit der DM sind ihr sehr willkommen und können an ihre Adresse geschickt werden in: Propsteistrasse 2, 56154 Boppard-Hirzenach, Tel. 06741-2232 oder Fax 06741-2310

## Orden und BDKJ wollen weiter zusammenarbeiten

Bei einem ersten Treffen von Verantwortlichen für die Jugend- und Berufungspastoral der Orden im Erzbistum Bamberg mit Vertretern des Erzbischöflichen Jugendamtes und des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) wurde nach einem Austausch über die Nachwuchssituation in den Orden und deren jugendpastorale Aktionen Überlegungen angestellt für eine engere Zusammenarbeit. Erste Frucht war die gemeinsame Vorbereitung und Begleitung der Diözesanjugendwallfahrt im Jahr 2002. Das Engagement der Orden für Jugendliche reicht von Wander- und Fahrradwallfahrten bis zur Begleitung junger Menschen im Lebensalltag. Trotz Nachwuchsmangel und zunehmender Distanz junger Leute zur Kirche blicken die Ordensgemeinschaften positiv in die Zukunft. Vom ersten Ordenstreffen zur Jugendpastoral seien nicht nur konkrete Impulse ausgegangen, resümierte Pater Georg Matt SDB von der Diözesanstelle Berufe der Kirche, vor allem hätten die Ordensleute Solidarität und Ermutigung erfahren.

## Vorsorge für Unfall, Krankheit und Alter: Vollmacht, Betreuungs- und Patientenverfügung

Auch schon in jüngeren Jahren können Ordensmitglieder durch einen Unfall oder eine unerwartete Krankheit in eine Lage kommen, in der sie auf die Hilfe anderer angewiesen sind und ggf. nicht mehr selbst Entscheidungen treffen können. Dies gilt insbesondere auch für ältere und alt gewordene Menschen. Deshalb ist es dringend angeraten, schon beizeiten Vorsorge zu treffen für solche Situationen. Auch wenn uns als Ordensleuten nahe liegt, dass im Fall einer gesteigerten Hilfsbedürftigkeit oder Notlage oder einer alters- oder krankheitsbedingten Entscheidungsunfähigkeit die Ordensgemeinschaft bzw. deren Leitungsverantwortliche (Obere/Oberinnen) die nötigen Schritte veranlasst und die Sorge und Verantwortung übernimmt, bedarf es doch nach den Regeln des Sozialstaates einer auch im zivilen Bereich anerkannten Willensäußerung in Form einer Vollmacht, einer Patientenverfügung bzw. einer Betreuungsverfügung. Der Professvertrag allein genügt da nicht, erst recht nicht unser Selbstverständnis, dass eigene Mitbrüder und -schwestern und die Oberen uns mindestens ebenso nahe stehen wie leibliche Verwandte oder sogar vorrangig zuständig und im Notfall auskunfts-, vertretungs- und entscheidungsberechtigt sind.
Um sicherzustellen, dass im Bedarfsfall unsere Ordenszugehörigkeit und unsere Bindungen an die eigene Gemeinschaft auch wirklich respektiert wird und dass die „rich-

tigen" (von uns gewollten) Personen Auskünfte erhalten und Entscheidungen treffen können – z.B. bei anstehenden Operationen oder Eingriffen, bei der Verlegung in eine Pflegeeinrichtung, bei der Wahl von Schmerztherapie und lebensverlängernden Maßnahmen etc. –, ist es erforderlich, frühzeitig die erforderlichen Vollmachten und Verfügungen ausgestellt zu haben und diese in überschaubaren Zeiträumen zu erneuern. Ein wichtiger Grundsatz ist dabei:

- Vollmachten und Verfügungen müssen ad personam ausgestellt sein. Es genügt nicht, dies in allgemeiner Form zu tun wie etwa: „... bevollmächtige ich den jeweiligen Provinzial, die jeweilige Oberin ...". Wer sollte das auf die Schnelle prüfen können, wenn jemand mit einer solchen Vollmacht kommt und wer kennt außerhalb des Ordensbereichs Fachbegriffe wie „Provinzial", „Guardian" oder „Oberin"?
- Zu vermeiden ist – auch bei der Nennung des konkreten Namens einer bevollmächtigten Person – die Erwähnung momentaner Amtsbezeichnungen, und zwar nicht nur deshalb, weil „draußen" kaum jemand unsere ordensspezifischen Rang- und Dienstbezeichnungen kennt und einordnen kann, sondern vor allem auch deshalb, weil beispielsweise in einem Betreuungsfall niemand zum Betreuer / zur Betreuerin bestellt werden darf, der/die erklärtermaßen dort eine Leitungsfunktion (z.B. als Oberer/Oberin, Ökonom/Ökonomin etc.) hat, wo jemand betreut werden soll (vgl. § 1897 Abs. 3 BGB). Jemand, der in einer Betreuungsverfügung namentlich als wünschenswerter Betreuer/Betreuerin ohne momentane Amtsbezeichnung namentlich genannt ist, ist vielleicht gar nicht mehr in diesem Amt, wenn die Betreuungsvollmacht „gebraucht" wird. (Bisherige Bemühungen, den Behörden oder einem Vormundschaftsgericht klar zu machen, dass im Ordensbereich die Oberen kraft Amtes sogar die Erst-Zuständigen sind in der Sorge um und die Verantwortung für die ihnen anvertrauten Ordensmitglieder, und dass gerade sie möglicherweise sogar vorrangig als (auch zivilrechtlich) zu bestellende Betreuer in Frage kommen, sind bisher gescheitert. In keinem strittigen Fall ist es bisher gelungen, dazu eine gerichtliche Entscheidung zu erwirken, da die zu betreuenden Ordensmitglieder, um die es in den anhängig gemachten Verfahren ging, vor einer richterlichen Entscheidung jeweils verstarben. – Dennoch scheint es Möglichkeiten zu geben, mit hochrangigen Juristen diese grundsätzliche Frage noch einmal zu erörtern und zu einem von uns gewünschten Ergebnis zu kommen.)

Es wird immer wieder nach guten – vielleicht sogar schon in der Praxis erprobten – Vorlagen für die entsprechenden Vollmachten und Verfügungen gefragt. Auch wenn zahlreiche Formulierungsvorschläge und Mustertexte existieren, scheint es wirklich allseits zufriedenstellende Modelle doch nicht zu geben, da es immer wieder kluge Leute gibt, denen dies und das noch fehlt oder die noch bessere Mustertexte kennen. Deshalb wird auch weiterhin darauf verzichtet, ordensspezifische Modelle für Patientenverfügung, Vorsorge- und Betreuungsvollmacht etc. vorzustellen und deren Verwendung zu empfehlen.

Hingewiesen werden kann aber auf eine bereits in 5. Auflage erschienene Publikation des Bayerischen Staatsministeriums der Justiz mit dem Titel „Vorsorge für Unfall, Krankheit und Alter durch Vollmacht, Betreuungsverfügung, Patientenverfügung", die auch von juristischen Fachleuten für eine der besten Veröffentlichungen zu diesem Thema gehalten und deshalb besonders empfohlen wird. Darin finden sich u.a. Antworten auf folgende Fragen:

- Wofür sollte ich denn überhaupt Vorsorge treffen?
- Was spricht für eine Vollmacht zur Vorsorge?
- Was ist eine Generalvollmacht und genügt

sie zur Vorsorge?
- Muss eine solche Vollmacht eine bestimmte Form haben?
- Muss ich einen Missbrauch der Vollmacht befürchten?
- Wo bewahre ich die Vollmacht auf?
- Ab wann und wie lange gilt die Vollmacht?
- Wie kann ich dem Bevollmächtigten meine Vorstellungen verdeutlichen?
- Was kann geschehen, wenn ich keine Vollmacht erteilt habe?
- Was ist eine Betreuungsverfügung?
- Muss der Betreuer meinen Willen beachten?
- Was kann in einer Betreuungsverfügung alles geregelt werden?
- Welche Form muss eine Betreuungsvollmacht haben?
- Was ist besser: eine Vollmacht oder eine Betreuungsverfügung?
- Wer entscheidet über meine ärztliche Behandlung?
- Was versteht man unter einer Patientenverfügung?
- Wie formuliere ich eine Patientenverfügung?
- Genügt allein die Abfassung einer schriftlichen Patientenverfügung?

Dann folgen zahlreiche Mustertexte, beispielsweise:
- Vollmacht mit Betreuungsverfügung
- Betreuungsverfügung
- Hinweise zu den eigenen Wertvorstellungen (grundsätzliche Überlegungen zu Leben und Sterben) und ein Formblatt dazu als ergänzende Erläuterung zur Patientenverfügung
- Patientenverfügung mit Erläuterungen
- Anpassung der Patientenverfügung bei schwerer Krankheit mit Notfallplan

Die genannten Mustertexte sind in einem Anhang nochmals als heraustrennbare Vorlagen angedruckt, die man sofort verwenden kann. Ebenso gibt es ein ausfüllbares Kärtchen im Scheckkarten-Format, das man immer bei sich tragen kann, um zu erklären, dass es eine Vollmacht, eine Betreuungsverfügung, eine Patientenverfügung gibt, die im Notfall zu beachten ist/sind, und wer die benannte Person des eigenen Vertrauens ist, mit der umgehend Kontakt aufgenommen werden soll. Die Publikation kann kostenlos bestellt werden beim Bayerischen Staatsministerium der Justiz, Referat Öffentlichkeitsarbeit, Prielmayerstraße 7, 80097 München.

## Aktionsbündnis gegen AIDS gegründet

„Kampf gegen AIDS ist nur noch in Solidarität möglich!" „Kein Land der Erde kann allein gegen AIDS kämpfen!" Aus dieser Erfahrung wurde im Dezember 2000 die Ecumenical Advocacy Alliance (Globales ökomenisches Aktionsbündnis) gegen AIDS gegründet, heute eine Plattform von mehr als 1000 grossen Werken, Organisationen und Basisgruppen, die in unterschiedlicher Weise an dem Thema HIV/AIDS arbeiten und durch die Koordination ihrer Aktivitäten einen Beitrag zur Bewältigung dieses globalen Problems leisten wollen.
Durch diese Gründung angeregt, entstand in Deutschland das Aktionsbündnis gegen AIDS. Die Gründungsversammlung fand am 16./17. November 2002 in Wesseling statt. Das Deutsche Institut für ärztliche Mission e.V. (DIFÄM) ist Rechtsträger der Kampagne. Im Kampagnenrat ist von katholischer Seite ausser Misereor, Missio, dem Missionsärztlichen Institut auch das Netzwerk Afrika-Deutschland (NAD), ein Zusammenschluss von in Afrika tätigen Ordensgemeinschaften. Das Aktionsbündnis hat sich zur Aufgabe gesetzt, HIV/AIDS in der Öffentlichkeit und bei politischen Entscheidungsträgern so zu thematisieren, dass ein Beitrag zu den internationalen Anstrengungen zur Überwindung dieser humanitären Katastrophe geleistet wird, entsprechend der Verpflichtungs-Erklärung der Sonder-Generalversammlung der Vereinten Nationen zu HIV/AIDS vom Juni 2001. Die Kampagne des Aktionsbündnis-

ses gegen AIDS ist bis zum 31.12.2005 geplant. Ordensgemeinschaften sind zur Mitgliedschaft eingeladen. Adresse: AIDS-Kampagnenbüro, DIFÄM, Postfach 1307, 72003 Tübingen Tel. 07071/206- 504 , Fax /206-510

## Zeitschrift „Wegbereiter" vollendet 50. Jahrgang

Der „Wegbereiter", Magazin für Berufe der Kirche, blickt auf 50 Jahre seines Erscheinens zurück. Die vom Salvatorianerorden in München herausgebrachte Vierteljahreszeitschrift zur Weckung und Förderung kirchlicher Berufe wurde von Pater Paschalis Schmid 1953 unter dem Titel „Priestersamstag" begründet. Seither sind 198 Ausgaben erschienen. Zeitweise betrug die Auflage rund 100.000 Exemplare; heute sind es 37.000 Stück.
Bezogen wird das 24 Seiten starke, mit modernem vierfarbigen Layout gestaltete Heft vor allem von den Mitgliedern des Päpstlichen Werkes für geistliche Berufe (PWB). Verbreitet ist der „Wegbereiter" besonders in Süddeutschland, wo der Vertrieb von den sieben Bistümern Augsburg, Bamberg, München, Regensburg, Passau, Rottenburg-Stuttgart und Würzburg unterstützt wird. Die 1967 erfolgte Umbenennung kennzeichnet auch die Entwicklungsgeschichte des Magazins. Stand am Anfang ausschließlich die Förderung von Priester- und Ordensberufungen im Mittelpunkt, so richtet sich seither der Blick auf alle Berufe der Kirche. Chefredakteur ist seit 1991 Pater Konrad Werder. (Quelle: KNA 37/11.09.2002).

## Jubiläum im Gasthaus

Die Gastkirche Recklinghausen feiert in diesem Jahr ihr 600-jähriges Bestehen (1403-2003); gleichzeitig besteht die Offene Gemeinde der Gastkirche 25 Jahre lang (1978-2003). Bei der VDO/VOB-Mitgliederversammlung 2002 stellten Br. Thomas Bischop und Pfr. Bernhard Lübbering dieses Gemeinschaftsprojekt der Canisianer und der Diözese Münster vor. Dessen Vortrtrag zum Thema „Gasthaus: Geistliches Zentrum mitten in der Stadt – mitten im Volk" hat die Ordenskorrespondenz in ihrer Ausgabe 4/2002 dokumentiert. Die Jubiläen in Recklinghausen begannen am 20. Januar 2003 mit einer Eucharistiefeier; am 19. Februar 2003 hielt der Münsteraner Kirchenhistoriker Prof. Dr. Arnold Angenendt einen Vortrag zum Thema „Die Spitalsbewegung im Spätmittelalter". Das Festhochamt anlässlich der Jubiläen fand am 22. Februar 2003 in der Propsteikirche statt.

## Als die Klöster untergingen

Das Württembergische Landesmuseum Stuttgart bereitet in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur eine Große Landesausstellung Baden-Württemberg vor unter dem Thema: Alte Klöster – neue Herren. Säkularisation im deutschen Südwesten.
Die Landesausstellung ist zu sehen vom 12. April bis 5. Oktober 2003 im Neuen Kloster, Bad Schussenried (Landkreis Biberach/Riss), montags bis donnerstags 10 – 18 Uhr, freitags 10 – 16 Uhr, samstags/sonntags 10 – 19 Uhr. Eintrittspreis 8 EUR, ermäßigt 6 EUR, Schüler im Klassenverband 3 EUR, Kinder bis 14 Jahren frei. Kontaktadressen: Zentrale Informations- und Buchungsstelle zur Landesausstellung, Klosterhof 1, 88427 Bad Schussenried, Tel. 07583/927030, Fax 07583/927032, eMail: landesausstellung@web.de und Württembergisches Landesmuseum Stuttgart, Schillerpl. 6, 70173 Stuttgart, Tel. 0711/279-3400, Fax .../295361, eMail: info@landesmuseum-stuttgart.de.

## Säkularisation in Westfalen und im Rheinland

200 Jahre sind vergangen, seitdem die deutschen Länder 1803 durch einen Beschluss des Reichstags das Recht erhielten, die geistlichen Territorien und Klöster zu säkularisieren. Allein in Westfalen gingen daraufhin acht Benediktinerinnenklöster und fünf Benediktinerklöster unter. Erst als das Kloster Maria Hamicolt 1891 von „Benediktinerinnen vom Hl. Sakrament" besiedelt wurde, konnte das benediktinische Leben in Westfalen wieder Wurzeln schlagen. Die Mönche von Gerleve erinnern mit einer eigenen Internet-Seite an die Säkularisation der westfälischen Benediktinerklöster: http://www.benediktiner-orden.de/users/gerleve/saekularisation/saek.html.

## Bedarfsorientierte Grundsicherung ab 1.1.2003

Die Rentenversicherungsträger schreiben zur Zeit aufgrund eines gesetzlichen Auftrags alle Rentnerinnen und Rentner an, deren Einkünfte nach vorliegenden Erkenntnissen monatlich 844,00 Euro nicht übersteigen, und weisen auf die ab 1. Januar 2003 geltende „bedarfsorientierte Grundsicherung" hin. Damit sollen die Einkünfte zum Lebensunterhalt, soweit sie bisher gering waren, auf ein vertretbares Mindestniveau angehoben werden. Für Ordensmitglieder kommt eine solche Grundsicherung jedoch nicht in Betracht. Wie schon aus dem Anschreiben der Rentenversicherungsträger hervorgeht, werden Grundsicherungsleistungen „nur bei Bedürftigkeit im Sinne der Sozialhilfe" gezahlt. Eine solche Bedürftigkeit kann es bei Ordensmitglieder nicht geben, da die Versorgungszusage und -verpflichtung der Ordensgemeinschaft aufgrund des Professvertrages immer Vorrang hat vor staatlichen Versorgungsleistungen. Deshalb kann es z.B. auch kein „Pflegewohngeld" für pflegebedürftige Ordensmitglieder geben, die in externen stationären Einrichtungen gepflegt werden.
Die wahrscheinlich an alle (oder die meisten) rentenberechtigten Ordensmitglieder gehenden Schreiben der Rentenversicherungsträger kann man ohne weiteres ignorieren und vernichten. Der beigefügte Fragebogen ist nicht zu beantworten; es besteht kein Anspruch auf eine „bedarfsorientierte Grundsicherung", da die mit der Annahme der Profess zugesagte Versorgung durch die eigene Ordensgemeinschaft immer Vorrang hat vor staatlichen Zuwendungen.

## Meisner: „Rückgang der Orden nicht aufzuhalten"

Eine düstere Einschätzung der Entwicklung der Ordensgemeinschaften im Erzbistum Köln hat Kardinal Joachim Meisner auf der Herbstsitzung des Priesterrates in Bensberg abgegeben. Wie die Kirchenzeitung Köln vom 15. November 2002 berichtet, habe Meisner zugleich auf das Ansteigen der Geistlichen Gemeinschaften verwiesen und von einer „Umschichtung in der Physiognomie der Kirche" gesprochen. Vor dieser „Wirklichkeit" dürfe man die Augen nicht verschließen. Geistliche Gemeinschaften könnten, so der Artikel, als eine neue Kraftquelle wahrgenommen werden, die das Leben der Gemeinden befruchten solle und keine Gegenbewegung zum „Niedergang der Orden" darstelle. Als Zeichen dieses „Niederganges" wertet der Artikel, dass das Durchschnittsalter der im Erzbistum tätigen Ordenspriester 58 Jahre betrage und „nur" sechs Ordensgemeinschaften einen Alterdurchschnitt unter 47 Jahren hätten. Der allgemeine Rückgang verdecke die außerordentlichen Leistungen der Orden. In diesem Kontext sähen sich Geistliche Gemeinschaften aber nicht als Alternative zu den Orden „sondern fördern sie".

## Salesianerhochschule Benediktbeuern verleiht Ehrendoktorwürde an Sieger Köder

Der schwäbische Priester und Künstler Sieger Köder (78) hat die Ehrendoktorwürde der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Salesianer Don Boscos in Benediktbeuern erhalten. Dies teilte die dortige Theologische Fakultät mit. Die erstmals von der Hochschule vergebene Ehrenpromotion wurde Köder am 31. Januar zum Don-Bosco-Fest überreicht. Mit Köder werde ein Mann geehrte, der es in hervorragender Weise verstehe, den Symbolgehalt der Heiligen Schrift für die heutige Zeit zu erschließen, begründete der Rektor der Hochschule, P. Karl Bopp SDB, die Entscheidung. Während Theologieprofessoren oft eine Sprache benutzten, mit der religiöse Normalverbraucher wenig anfangen könnten, schaffe es der Künstler durch seine Bilder, die Menschen in das biblische Geschehen hineinzunehmen. (Quelle: Heinrichsblatt Nr. 3 vom 19.01.2003 S. 2).

## Sieger-Köder-Ausstellung „Bilder der Bibel" im Kloster Nütschau

Zum Jahr der Bibel findet im Kloster Nütschau vom 1. Mai bis Pfingstmontag, 9. Juni 2003, eine Ausstellung von Arbeiten des Pfarrers und Malers Sieger Köder statt. Öffnungszeiten sind montags bis samstags 9.00-11.30 Uhr und 15.00-17.00 Uhr, sonntags und Christi Himmelsfahrt 10.30-11.30 Uhr und 15.00-16.00 Uhr. Führungen sind samstags um 16.00 Uhr und sonntags um 10.30 Uhr; Führungen für Gruppen nach vorheriger Vereinbarung (Tel. 04531/5004-140). Meditationen zu Bildern von Sieger Köder werden mittwochs um 19.30 Uhr angeboten. Die Eröffnung der Ausstellung findet am 1. Mai 2003 um 15.00 Uhr statt.

## Kurs: Bibliodramaleitung

Einen „Ausbildungskurs zur Befähigung in Bibliodramaleitung" hat das Institut für Wissenschaftliche Weiterbildung (IWW) der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar in Kooperation mit dem Forum Vinzenz Pallotti und dem Geistlichen Zentrum Vallendar ausgeschrieben. Das Angebot versteht sich als Antwort auf die Nachfrage nach kompetenter Ausbildung in ganzheitlicher kreativer Bibelarbeit. Der Kurs umfasst unter anderem sechs Kurswochen in der Zeit von Oktober 2003 bis Juni 2005 sowie vier Supervisionstreffen. Veranstaltungsort ist das Forum Vinzenz Palotti, Palottistr. 3, 56179 Vallendar. Anmeldeschluss: 31.07.2003. Weitere Informationen und Anmeldung bei Ausbildungsleiter Jürgen Steffes-Ollig SAC, Palottistr. 2, 56179 Vallendar. Tel. 0261/6408-406, Fax .../6408-404

## Treffen von Ordensarchivaren und -archivarinnen in Köln

Auf großes Interesse ist laut einem Bericht der Kölner Kirchenzeitung die Einladung zu einem ersten Regionaltreffen der Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchivare (AGOA) gestoßen. 43 Archivarinnen und Archivare nahmen an dem Treffen im Maternushaus in Köln teil, das in Zusammenarbeit mit dem Historischen Archiv des Erzbistums und der Dom- und Diözesanbibliothek Köln durchgeführt wurde. Auch im kirchlichen Raum sei die Bedeutung der Überlieferung in den Ordensarchiven längst anerkannt, meint die Kirchenzeitung. Für die fachlich „im Normalfall" nicht ausgebildeten Ordensarchivare habe sich hier eine Gelegenheit zum gegenseitigen Kennenlernen, zum Austausch von archivischen Problemen und Informationen geboten. Es sei geplant, die Anregungen aus den Gesprächen des Tages im Rahmen einer fachlichen Fortbildung aufzugreifen. Geleitet wurde das Regionaltreffen von den AGOA-

Vorstandsmitgliedern Dr. Wolfgang Schaffer, Wissenschaftlicher Archivar beim Rheinischen Archiv- und Museumsamt des Landschaftsverbandes Rheinland und Vertreter der Schwestern vom Guten Hirten sowie Schwester Marianne Stracke, Salvatorianerin aus Kerpen.

## Geld oder Buch: Die Zukunft historischer Bibliotheksbestände

Nachdem der Verkauf historischer Bibliotheksbestände – auch aus Klosterbesitz – einige Unruhe und auch öffentliche Reaktionen zeitigte, ergreifen kirchliche Einrichtungen aus eigener Betroffenheit – aber auch aus Kenntnis gleichartiger Problemlagen im staatlichen und kommunalen Bibliothekswesen – die Initiative, ein Forum zur Diskussion der Standpunkte zu bieten. Deshalb findet auf Einladung der EKD am 28. April 2003 in Hannover ein Kolloquium zum Thema „Geld oder Buch: Die Zukunft historischer Bibliotheksbestände" statt. Mitveranstalter sind die Arbeitsgemeinschaft Katholisch-Theologischer Bibliotheken (AKThB), der Verband kirchlich-wissenschaftlicher Bibliotheken (VkwB) in der Arbeitsgemeinschaft der Archive und Bibliotheken in der EKD und die Niedersächsische Landesbibliothek Hannover.

## Mönchengladbach erhält Franziskaner-Bibliothek

Die Stadt Mönchengladbach erhält eine wertvolle Franziskaner-Bibliothek mit 10.000 Bänden aus der Zeit vor 1800 und 50 Drucken aus der Zeit um 1500. Oberbürgermeisterin Monika Bartsch und Provinzialminister Klaus-Josef Färber von der Kölnischen Franziskaner-Ordensprovinz unterzeichneten einen Schenkungsvertrag über die Altbestände der Bibliothek „Wissenschaft und Weisheit". Die Bände sollen katalogisiert und restauriert werden. Die Stadtbibliothek will sie für Forschungszwecke und zur öffentlichen Nutzung zugänglich machen. Neben theologischen Schriften handelt es sich um Werke der Philosophie, Geschichte, Kunst, Literatur und Archäologie. (Quelle: DT 4/03)

## Christen für Abschaffung der Folter

Die „Aktion der Christen für die Abschaffung der Folter" (ACAT), hat sich mit der Bitte an das Generalsekretariat der VDO gewandt, im Ordensbereich über die Zielsetzungen der Organisation zu informieren. Dieser Bitte entsprechen wir gern. Die ACAT ist eine ökumenische Menschenrechtsbewegung, in der sich Christen gegen Folter und Todesstrafe engagieren. Sie wurde 1974 von zwei Frauen der Reformierten Kirche in Frankreich gegründet. Heute zählt die ACAT 35.000 Mitglieder in 33 Ländern. Die Länderorganisationen haben sich in der Internationalen Föderation FIACAT zusammengeschlossen. Diese hat einen Beraterstatus bei der UNO und dem Europarat und bei der Organisation für die Einheit Afrikas. In Deutschland ist die ACAT Mitglied im Forum Menschenrechte, in dem 42 Organisationen zusammenarbeiten. Gebet für die Folteropfer und die Folterer, sowie eine Briefaktion an die verantwortlichen Regierungen sind die zwei Säulen der ACAT-Arbeit.
Seit der Gründung haben besonders klösterliche Gemeinschaften und Kommunitäten in Frankreich die Spiritualität der ACAT geprägt und durch Gebet und Briefaktion mitgetragen. Ihre langjährigen Erfahrungen im Gebet und Engagement haben Gemeinschaften und einzelne Personen in einer Broschüre veröffentlicht. ACAT möchte diese meist spirituellen Erfahrungen gerne an die Orden in Deutschland weitergeben und lädt zum Mittun ein, denn: Die ACAT in ihrem Kampf ge-

gen Folter und Todesstrafe ist so wirksam, wie es Menschen und Gemeinschaften gibt, die sich von dieser Aktion anstecken lassen und mitarbeiten an der zugesagten Gottesebenbildlichkeit des Menschen.

## Oase und Lebensschule: Eröffnung des Oblaten-Jugendbüros im Kloster Hünfeld

Das als Tagungs- und Exerzitienhaus bekannte Bonifatiuskloster der Oblaten in Hünfeld – 1975 Gastgeber für eine außerordentliche Mitgliederversammlung der VDO und seit vielen Jahren Standort einer der beiden Studienwochen des DKMR für Urlaubermissionare – hat sich zum „Geistlichen Zentrum" fortentwickelt mit einer Kombination aus lebendiger Gemeinschaft mit Ausstrahlung, Bildungshaus mit viel Eigenangeboten und Jugendzentrum als Oase und Lebensschule. Kürzlich wurde dort das Oblaten-Jugendbüro eröffnet als Nachfolgeorgan für die Jugendkommunität der Oblaten in Lahnstein, die dort seit 1995 bestand. Leiter des Geistlichen Zentrums ist der frühere Provinzprokurator der deutschen Ordensprovinz und langjährige Generalökonom der Kongregation, P. Alfons Keuter OMI. Informationen über die Jugendarbeit und Exerzitienangebote der Hünfelder Oblaten sowie das Bonifatiuskloster sind im Internet unter der Adresse www.bonifatiuskloster.de abrufbar. Auskünfte erteilt das OMI-Jugendbüro, Klosterstr. 5, 36088 Hünfeld, Tel. 06652-94-711, eMail: jugendarbeit@oblaten.de .

## Entwicklung braucht Entschuldung

Im Bündnis „erlassjahr.de – Entwicklung braucht Entschuldung" vertritt Schwester Dr. Gerburgis Barbier CPS (Paderborn-Neuenbeken) die Ordensobern-Vereinigungen. Sie berichtete am 19. Januar 2003, dass derzeit 831 Mitträger, vor allem aus dem kirchlichen Bereich, zu diesem Bündnis gehören. Zentrales Anliegen des Bündnisses sei im Jahr 2002 die Forderung nach einem fairen und transparenten Schiedsverfahren gewesen. Als Erfolg sei zu verzeichnen, dass seit Eröffnung der Fairness-Ring-Aktion bereits 60.000 Unterschriften gesammelt worden sind. Ferner habe der Bundestag die Bundesregierung aufgefordert, sich für die Einführung eines Internationalen Schiedsverfahrens einzusetzen. In seiner Berliner Rede habe sich Bundespräsident Rau für ein internationales Insolvenzverfahren ausgesprochen, ebenso wie die Enquete-Kommission zur Globalisierung. Auch in den Koalitionsvertrag sei die Forderung nach einem Insolvenzverfahren aufgenommen worden.
Die Zusammenarbeit von „erlassjahr.de" mit Partnern im Süden habe deutlich intensiviert werden können. Stark geprägt worden sei die Debatte in der Mitträgerversammlung des Bündnisses von den Reformvorschlägen des Internationalen Währungsfonds (IWF). Seit November 2001 liege ein IWF-Konzept für eine Verfahrensform im internationalen Schuldenmanagement vor. Dabei greife das IWF-Konzept einige Elemente eines insolvenzrechtlichen Verfahrens auf, lasse zentrale Merkmale rechtsstaatlicher Verfahren aber unberücksichtigt. Nach Ansicht von „erlassjahr.de" bleibe das vorliegende Reformkonzept auf halbem Wege stehen. So enthalte es u.a. keine Sicherung des Existenzminimums des Schuldners; der Schiedsrichter – die sogenannte „neutrale Instanz" – habe keine Entscheidungsbefugnis und sei vom IWF abhängig etc. Die Diskussion im IWF am 18. Dezember 2002 über die anstehende Reform des Internationalen Schuldenmanagements habe „erlassjahr.de" zum Anlass für eine Fax-Aktion an die deutschen Entscheidungsträger genommen: Per Fax sollten der Exekutivdirektor in Washington, Karlheinz Bischofsberger, und die Referatsleiterin im IMF, Silvia Maria Zehe, aufgefordert werden, das IWF-Konzept abzulehnen.

Auch im Jahr 2003 soll der Reformvorschlag des IWF weiterhin beeinflusst werden. Daneben soll der 50. Jahrestag des Londoner Schuldenabkommens vom 27.02.1953 in seiner Bedeutung bekannt gemacht und das Thema „Entschuldung" auf dem Ökumenischen Kirchentag in Berlin prominent dargestellt werden. – Ein weiteres Thema der Klausurtagung lautete „Illegitime Schulden", zu dem ein Arbeitskreis gebildet wurde, der erstmals im Januar zusammenkommt.

## Mönche und Manager bringen Benediktinerstift Admont zur Blüte

In den Wirtschaftsbetrieben der Abtei, die einen Jahresumsatz von 130 Millionen Euro haben, arbeiten 1000 Menschen. Das Stift ist der größte Arbeitgeber der Region Ennstal-Gesäuse. Das abgelegene Kloster im rauen Norden der Steiermark ist reich – so reich, dass es im Mai das kontrastreichste Privatmuseum eröffnen wird (Umbaukosten 11 Mio. ) und auf 100.000 Besucher im Jahr hofft. Bisher locken Bücher und Berge „nur" etwa 50.000 Tagestouristen: In Stift Admont befindet sich der größte klösterliche Bibliothekssaal der Welt, der sich 70 Prachtmeter lang entfaltet – eine Universalbibliothek mit mehr als 200.000 Bänden, 1.400 Handschriften und 530 Inkunabeln. In den klimatisierten Stahlschränken lagert u.a. eine Handschrift aus dem 9. Jahrhundert.
Durch konsequentes Management hat das 1074 gegründete älteste Kloster der Steiermark früh genug erkannt, sich von traditionellen – einst bewährten, später lähmenden – Strukturen zu trennen und neue aufzubauen. Seit 1955 liegen seine wirtschaftlichen Geschicke in der Hand von weltlichen Angestellten; heute beschäftigen die stiftseigenen Wirtschaftsbetriebe 1000 Mitarbeiter. Spielten früher der Forst und die Jagd eine tragende Rolle – das Stift besitzt 27.000 Hektar Land – so ist das heute die Holzfabrikation. Die Abtei nährt sich redlich durch zwei Betriebe: Die DANA-Türenfabrik als Marktführer mit 380 Mitarbeitern ist Österreichs größter Hersteller von Zargen und Türen (jede zweite Tür in Österreich stammt aus Stift Admont), und die STIA (Abkürzung für „Stift Admont") produziert Naturholzböden, dessen Landhausdielenprogramm weltweit exportiert wird; nebenbei betreibt der Industriebetrieb ein umweltfreundliches Biomasse-Heizkraftwerk. Darüber hinaus bilden die Forstwirtschaft, Landwirtschaft und Gärtnerei sowie die eigene Bauabteilung und die Kulturabteilung bedeutende Wirtschaftsbereiche des Stiftes.
Von den 26 Mönchen der Abtei ist die Hälfte meist „draußen in der Welt" unterwegs, zum Studium oder zur Betreuung der 27 inkorporierten Pfarreien. Abt Bruno Hubl: „Unsere Wirtschaft dient nicht einem Selbstzweck, sie ist nicht unser Lebensinhalt. Vielmehr betrachten wir diese als Mittel, um das Leben in seiner religiösen, kulturellen und materiellen Dimension zu fördern. ... Wir führen ein Pflegeheim und ein Gymnasium und unterstützen einige Entwicklungsprojekte." Und erst die Gewinne der Betriebe ermöglichten das millionenschwere Museumsprojekt. Benediktinerstift Admont, A-8911 Admont 1, Tel.: 0043/3613/2312-601, Fax: 0043/ 3613/2312-610 , eMail: kultur@stiftadmont.at , Homepage: http://www.stiftadmont.at (Quelle: FAZ Nr. 297, 21.12.2002, S. 13)

## Neuregelung für Minijobs ab 01.04.2003

Die beiden Gesetze „Moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt" sind am 1. Januar 2003 in Kraft getreten. Damit ist der Weg für die so genannten Hartz-Reformen frei. Ausgenommen davon ist die Neuregelung der Minijobs, die ab 1. April 2003 gelten wird. Arbeitgeber, Finanz- und Sozialversicherungsbehörden benötigen noch etwas Zeit, um die-

ses neue Instrument der Arbeitsmarktpolitik reibungslos einzuführen. Die Neuregelungen sehen für den Niedriglohnbereicht („Minijobs") folgendes vor:

Grundzone bis 400 Euro. Die „Grundzone" umfasst Arbeitsverdienste bis 400 Euro. Sie ähnelt der bisherigen Regelung zur geringfügigen Beschäftigung (325-Euro-Jobs). Ab 2003 sind Beschäftigte mit diesem Einkommen von Steuern und Sozialabgaben befreit. Arbeitgeber und Arbeitgeberinnen zahlen pauschal 25 Prozent Abgaben, bei haushaltsnahen Minijobs nur 12 Prozent. Davon entfallen 12 Prozent auf Rentenversicherungsbeiträge, 11 Prozent auf Krankenversicherungsbeiträge und 2 Prozent auf Steuern. Bei haushaltsnahen Dienstleistungen betragen die Sätze 5 Prozent auf Rentenversicherungsbeiträge, 5 Prozent auf Krankenversicherungsbeiträge und 2 Prozent auf Steuern.

Gleitzone von 401 bis 800 Euro

An die Grundzone schließt sich die „Gleitzone" an. Hier zahlen die Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer noch nicht die vollen Sozialversicherungsbeiträge. Mit zunehmendem Einkommen steigen sie aber stufenweise an. Allerdings nur so weit, dass steigendes Bruttoeinkommen auch einen Nettolohnanstieg nach sich zieht. Ab einem Einkommen von 401 Euro entfallen auf die Arbeitgeber Sozialabgaben in Höhe von 21 Prozent. Die Beschäftigten haben nur 4 Prozent zu entrichten. Die Abgaben steigen bei einem Verdienst von 800 Euro bis auf 21 Prozent.

Bisher gilt: Geringfügig Beschäftigte sind in der Sozialversicherung grundsätzlich versicherungsfrei. Arbeitgeber zahlen pauschal 22 Prozent Abgaben. Davon entfallen 12 Prozent auf Rentenversicherungsbeiträge und 10 Prozent auf Krankenversicherungsbeiträge; pauschale Lohnsteuer fällt nicht an.

Es werden zwei Arten von geringfügiger Beschäftigung unterschieden: Die geringfügig entlohnte Beschäftigung und die kurzfristige Beschäftigung.

Bei der geringfügig entlohnten Beschäftigung kommt es auf die wöchentliche Arbeitszeit sowie das monatliche Arbeitsentgelt an. Versicherungsfreiheit in allen Zweigen der Sozialversicherung liegt vor, wenn

- die Beschäftigung an weniger als 15 Stunden in der Woche ausgeübt wird und
- das monatliche Arbeitsentgelt 325 Euro nicht übersteigt.

Hat ein Mitarbeiter mehrere Beschäftigungsverhältnisse, müssen sie zusammengerechnet werden.

Eine kurzfristige Beschäftigung liegt grundsätzlich immer dann vor, wenn das Beschäftigungsverhältnis von vornherein auf höchstens zwei Monate bzw. 50 Arbeitstage befristet ist. Vorbeschäftigungen werden dabei unter bestimmten Voraussetzungen angerechnet.

Ausgenommen von der Versicherungsfreiheit wegen Geringfügigkeit sind

- Auszubildende und Praktikanten (also auch Postulanten und Novizen!),
- Teilnehmer an einem freiwilligen sozialen oder freiwilligen ökologischen Jahr sowie
- Personen, die nach einer längeren Krankheit wieder in das Erwerbsleben stufenweise eingegliedert werden sollen.

## 2. Internationaler Sommerkurs Gregorianik

Die Folkwang Hochschule Essen und die Internationale Gesellschaft für Studien des Gregorianischen Chorals (AISCGre) veranstalten vom 3. bis 10. August 2003 den 2. Internationalen Sommerkurs Gregorianik. Das Dozententeam besteht aus der Kölner Benediktinerin Sr. Dr. Emmanuela Kohlhaas OSB, dem Leiter der Essener Bischöflichen Kirchenmusikschule Jörg Stephan Vogel und dem Professor für Gregorianik und Liturgik an der Folkwang Hochschule, KMD Prof. Dr. Stefan Klöckner (Gesamtleitung).

Eine umfassende Einführung in das Phänomen Gregorianischer Choral in allen relevanten Bereichen wird angeboten, so dass Neuzugänger/-innen sehr willkommen sind.

Gleichzeitig bestehen auch Unterrichtsangebote für Fortgeschrittene – besonders im Bereich der paläographischen Studien.
Neben der Möglichkeit, täglich einen Gottesdienst zu besuchen, mündet das Kursangebot in der gemeinsamen Feier des Pontifikalamtes in der Abteikirche von Essen-Werden am 10. August.
Für ein außerordentliches Rahmenprogramm wurden Prof. Dr. Erich Zenger, Professor für Altes Testament/Psalmen an der Universität Münster, Prof. Dr. Dieter Torkewitz, Professor für Musiktheorie an der Folkwang Hochschule Essen-Werden und Dr. Herbert Fendrich, Dezernent des Bistums Essen für Kunst angefragt.
Eine Gebühr von 225 Euro, ermäßigt 140 Euro, wird für die Unterbringung mit Frühstück, Abendessen, Kursgebühr, Kursmaterial und Bustransfer erhoben (80 Euro ohne Übernachtung, Mahlzeiten).
Alle weiteren Informationen und das Formular zur verbindlichen Anmeldung können sie unter folgender Adresse anfordern: Internationaler Sommerkurs Gregorianik 2003 e-Mail: Inga. Behrendt@web.de, Folkwang Hochschule, Klemensborn 39, D-45239 Essen-Werden, Fax: 0201/4903-288

## Unser Webtipp: http://www.gebete.de/

Hinter der Domain www.gebete.de steht Bruder David Ilgen OSB von der Benediktinerabtei in Ettal, der seit längerem schon sehr aktiv den guten Webauftritt der Abtei gestaltet. Unter www.gebete.de befindet sich eine gute Sammlung von alten und neuen Gebetestexten für verschiede Anlässe und Zielgruppen.
(Quelle: Redemptoristen Newsletter 5/2002).

## Richard Henkes (1900-1945) – Pallottiner, Glaubenszeuge, Martyrer

Am 25. Mai 2003 wird der Bischof von Limburg in der Marienkirche der Pallottiner in Limburg feierlich das Bischöfliche Erhebungsverfahren für die Seligsprechung des Pallottiners Richard Henkes eröffnen. Ein feierliches Hochamt wird der Bischof von Ostrava-Opava Frantisek Lobkowicz zelebrieren. Das Provinzkapitel der Limburger Pallottinerprovinz hatte im Januar 2001 beschlossen, einen Seligsprechungsprozess für den Pallottinerpater einzuleiten, der von 1931 – 1943 im deutschen Osten mit ganzem Einsatz gearbeitet hat. Schon im Heiligen Jahr 2000 hatte die tschechische Bischofskonferenz einstimmig zugesagt, eine Seligsprechung mit ihren Mitteln zu unterstützen. So soll der heroische Entschluss von P. Richard Henkes gewürdigt werden, sich freiwillig für die Pflege typhuskranker Tschechen im KZ Dachau einschließen zu lassen. Er infizierte sich dabei und starb am 22. Februar 1945, also kurz vor Ende des zweiten Weltkrieges, als Martyrer der Nächstenliebe und der Versöhnung.
Richard Henkes wurde am 26. Mai 1900 in dem Dorf Ruppach nahe bei Montabaur geboren. Er besuchte das Studienheim der Pallottiner in Vallendar. Bevor er 1918 zum Kriegsdienst nach Darmstadt einberufen wurde, legte er am Gymnasium in Montabaur das Einjährigen Examen ab. Ende 1918 konnte er nach Vallendar zurückkehren, machte 1919 das Abitur und trat bei den Pallottinern ein. 1921 legte er die erste Profess ab, wurde 1925 in Limburg zum Priester geweiht und wurde ein begeisternder Lehrer in den Nachwuchsschulen der Pallottiner in Schönstatt, Alpen und nach einem Jahr Unterbrechung durch eine schwere Lungen-Tbc wieder in Schönstatt. 1931 wurde er in die Schule nach Katscher versetzt und 1937 nach Frankenstein. Neben seinem Lehrerberuf wurde die religiöse Auseinandersetzung mit

dem Nationalsozialismus seine zweite große Berufung. Dieser vertrat eine unchristliche Weltanschauung, bekämpfte die christlichen Kirchen, tötete behinderte Menschen und verfolgte vor allen Dingen in zunehmendem Maß die Juden und rottete sie schließlich brutal aus. In dieser Zeit vertrat P. Henkes mutig und öffentlich die Werte des Christentums in der Schule und zunehmend in Exerzitien für die Jugend und in seinen Predigten. Bereits 1937 wurde er nach einer Predigt in seiner Heimat Ruppach angezeigt; wegen einer angeblichen Verunglimpfung des Führers in Katscher wurde 1937/38 gegen ihn ein Prozeß am Sondergericht in Breslau durchgeführt, der aufgrund des Amnestiegesetzes nach dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich ohne Urteil blieb. Die Oberen nahmen den gefährdeten Mitbruder aus dem Schuldienst. Danach arbeitete er als Jugendseelsorger, Exerzitienmeister – vor allen Dingen in Branitz, wo er 1940/41 seinen Wohnsitz hatte – und als bekannter Prediger im deutschen Osten, zuletzt als Pfarrer in Strandorf (1941–1943). Durch diese Tätigkeiten und seine offene Sprache wurde er den staatlichen Machthaber immer mehr ein Dorn im Auge. Mehrfach wurde er von der Gestapo vorgeladen.

Am 8. April 1943 wurde Richard Henkes wegen einer Predigt in Branitz schließlich von der Gestapo verhaftet und in das KZ Dachau gebracht. Dort musste er wie alle anderen unter menschenunwürdigen Bedingungen Zwangsarbeit leisten. Dabei blieb er im Glauben stark, teilte seine Lebensmittelpakete mit vielen anderen und ermutigte seine Mitgefangenen. Im KZ lernte er den späteren Prager Erzbischof und Kardinal Beran kennen und schätzen. Trotz einer geringen Sprachbegabung erlernte er bei ihm die tschechische Sprache, weil er nach dem Krieg als Seelsorger im Osten bleiben wollte. Ab Frühjahr 1944 arbeitete er mit ihm zusammen als Kantinenwirt auf Block 17, wo vorwiegend Tschechen waren. Als das Ende des Krieges schon absehbar wurde, brach im KZ Dachau die zweite große Typhusepidemie aus. Noch ehe am 11. Februar Freiwillige unter den deutschen Priestern für die Pflege gesucht wurden, hatte sich P. Richard Henkes im Wissen um die eigene tödliche Bedrohung bei den Typhuskranken von Block 17 einschließen lassen. Nach wenigen Wochen infizierte er sich und innerhalb von fünf Tagen raffte ihn der Tod dahin. Richard Henkes war seinem Meister Jesus Christus gefolgt, der gesagt hat: Es gibt keine größere Liebe als wenn einer sein Leben hingibt für seine Freunde (Joh 15,13). Es konnte erreicht werden, dass sein Leichnam einzeln verbrannt und geborgen wurde, die Asche wurde 1945 auf dem Friedhof in Limburg beigesetzt.

Die deutschen Pallottiner sehen in Richard Henkes einen mutigen Kämpfer gegen jede Form der Menschenverachtung, einen vorbildlichen Zeugen des christlichen Glaubens und einen Martyrer der Nächstenliebe. Überlebende Priester des KZ Dachau haben schon 1985 seine Seligsprechung angeregt. Die Pallottiner und die tschechischen Bischöfe hegen die Hoffnung, dass der deutsche Pallottinerpater Henkes und der tschechische Erzbischof Beran, für den schon früher ein Seligsprechungsverfahren eingeleitet wurde, zu Brückenbauern der Versöhnung zwischen den beiden Völkern werden.

Menschen aus Schlesien, Oberschlesien und dem Ostsudetenland, die P. Richard Henkes gekannt haben, werden gebeten, sich bei dem Postulator zu melden: P. Dr. Manfred Probst SAC Pallottistr. 3 56179 Vallendar Tel. 0261/6402-238 oder 6402-0 (Email: mprobst@pthv.de).

Manfred Probst SAC

# Weggemeinschaft Ökumene und Spiritualität – Begegnungsort Kloster Neresheim

Nicht mehr lange ist es bis zum ersten Ökumenischen Kirchentag, der vom 28. Mai bis zum 1. Juni 2003 in Berlin unter dem Motto „Ihr sollt ein Segen sein" stattfinden wird. Viele Erwartungen, Hoffnungen aber auch offene Fragen verknüpfen sich mit diesem Großereignis. Welche Signale werden von Berlin ausgehen und wird der anschließende ökumenische Prozess beflügelt werden? Werden Christen durch ihr gemeinsames Zeugnis wirklich in Kirchen und Gesellschaft „ein Segen" sein?

Im Mai 2002 begegneten sich im Klosterhospiz Neresheim alte katholische Orden, neuere evangelische Kommunitäten und Bruderschaften sowie neue geistliche Bewegungen und Gemeinschaften aus dem katholischen und evangelischen Raum unter dem Leitthema: „Durchbruch zur Mitte – die geistliche Dimension der Ökumene". Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus über 30 verschiedenen Gruppierungen teilten ihre Erfahrungen, begegneten und bestärkten sich im Gespräch, in Meditation und Gebet und erlebten Gemeinschaft in der Mitte des Glaubens. Dieses Erlebnis schenkte Zuversicht.

Die Teilnehmergruppe richtete ihren Blick bereits voraus auf Berlin, nahm das Gelingen des ökumenischen Kirchentags als Anliegen auf und setzte ihre Hoffnung auf geistliche Impulse und begleitendes Gebet. Es drängte die Teilnehmer dieser Tagung ebenso nach einer Fortsetzung und breiteren Beteiligung an den Begegnungen im Kloster Neresheim, einem Ort mit langer ökumenischer Tradition. Dabei sollte einerseits das bisherige Proprium (unter anderem Stundengebet, Meditation, Kleingruppengespräch im Wechsel mit Vortrag und Diskussion) beibehalten werden, aber es sollten auch neue Schwerpunkte gesetzt werden. Die geistliche Ökumene soll die Mitte bilden und Christen in einer „Weggemeinschaft Ökumene und Spiritualität" über Konfessionsgrenzen hinweg zusammenführen.

Eingeladen und herausgefordert werden in erster Linie Angehörige von Orden, Kommunitäten, Bruderschaften, geistlichen Bewegungen und Gemeinschaften aus dem katholischen, evangelischen und freikirchlichen Raum. Wie dies bisher bereits in vielen geistlichen Zentren geschieht, können und sollen sie eine Vorhut auf dem Weg zueinander bilden, ein Beispiel der „Einheit in versöhnter Verschiedenheit" geben und die Verwirklichung des Testaments Christi „dass alle eins seien" betend erbitten. Sie können ihrerseits die Ökumenische Arbeit in den Kirchengemeinden befruchten und so zu Hoffnungsträgern für die ersehnte Einheit der Christen werden.

In diesem Sinne fand im Oktober 2002 eine Planungssitzung im Kloster Neresheim für eine zweite Begegnungstagung „Ökumene und Spiritualität" unter Teilnahme von Abt Norbert Stoffels (Abtei Neresheim) Weihbischof Thomas Maria Renz (Diözese Rottenburg-Stuttgart) , Prälat Hubert Bour (Diözese Rottenburg-Stuttgart), Pater Beda Müller (Abtei Neresheim), Pfarrer i. R. Gottlob Hess (Ottmaring), Sr. Monika Gaub (Diakonie Neudettelsau), Dr. Annette Gerlach (Fokolar Heidelberg), Sven Sonne (Johanniter Schorndorf), Ulrich Schneider (Klosterhospiz Neresheim) und Prof. Dr. Hildegard Kasper (Schwäbisch Gmünd) statt.

Die geplante zweite Tagung zum Bereich „Ökumene und Spiritualität" wird nun zwischen dem Ökumenischen Kirchentag in Berlin und dem Katholikentag in Ulm 2004 vom 12.10. bis zum 15.10.2003 stattfinden. Dies wird eine gute Möglichkeit zur Zwischenbilanz und zur Vergewisserung Ober die nächste Wegstrecke sein.

Die Thematik dieser Tagung schließt sich an das Jahr der Bibel 2003 an und lautet „Wort Gottes – Quelle der Einheit". Dieses Thema soll einerseits über Vorträge / Impulsreferate und andererseits in Liturgie, Meditation

und im Erfahrungsaustausch zum „Leben mit dem Wort" erschlossen werden. Wir sind sehr dankbar, dass Bischof Dr. Joachim Wanke aus Erfurt bereits ein Grundsatzreferat zugesagt hat.
In einer weiteren Planungssitzung am 29. März 2003 wird ein detailliertes Programm ausgearbeitet und anschließend werden entsprechende Einladungen ergehen. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Mai-Tagung 2002 möchten wir aber schon heute auf diese zweite Begegnungstagung hinweisen, sie alle herzlich einladen, sich den Termin vorzumerken und ihn auch anderen Gemeinschaften und Interessierten mitzuteilen.Die Tagungen zu „Ökumene und Spiritualität" sollen in Neresheim im 1-2-jährigen Turnus weitergeführt werden. Als thematische Perspektive für eine Folgetagung ist vorgesehen: „Gebet – Quelle der Einheit".
Tragen wir die Hoffnung und den Impuls weiter, dass viele Christengemeinden sich als Weggemeinschaft zur Einheit der Christen verstehen und dass die geistliche Ökumene mehr und mehr zur Seele der Ökumenischen Bewegung wird.

Hildergard Kasper

## Werkstattbericht

*Zum Stand der Vorbereitungen zur Mitwirkung der Orden beim Ökumenischen Kirchentag 2003 in Berlin*

Unter dem Motto „Ihr sollt ein Segen sein", findet vom 26. Mai bis zum 1. Juni 2003 der Ökumenische Kirchentag in Berlin statt. Die drei Ordensobern-Vereinigungen VDO, VOB und VOD haben bei ihrer gemeinsamen Sitzung im Herbst 2001 eine Arbeitsgruppe ins Leben gerufen, deren Aufgabe es ist, die Ordensaktivitäten beim Ökumenischen Kirchentag vorzubereiten und die gemeinsamen Ordensauftritte bei künftigen Katholikentagen zu gestalten.
Der Arbeitsgruppe, die seit Anfang 2002 tätig ist, gehören zwei Mitschwestern und zwei Mitbrüder an (Sr. Katharina Maria Finken SPSF, Sr. Petra Maria Hothum SND, P. Norbert Ribartsch OSCam und Fr. Eduard Bauer OH). Die Vorbereitungsarbeiten nahmen bisher sieben Sitzungstermine in Anspruch, die dankenswerterweise immer in Mainz bei den Dominikaner stattfinden konnten. Schwester Katharina Maria leitet die Vorbereitungsgruppe und koordiniert die Kontakte zur Kirchentagsleitung und zum Generalsekretariat der Vereinigung Deutscher Ordensobern.
Zunächst war die Arbeitsgruppe damit befasst, das Motto des Kirchentages „Ihr sollt ein Segen sein" auf die Wirklichkeit der geistlichen Gemeinschaften hin zu übersetzen. In einem zweiten Arbeitsschritt einigte man sich dann darauf, auf dem Kirchentag zwei Schwerpunkte zu setzen: gemeinsamer Stand auf der AGORA (Kirchenmeile im Messezentrum) und Präsenz im geistlichen Zentrum.
Thematisch und inhaltlich wird das Ordensleben in vier Bereichen dargestellt. Unter der Fragestellung „Ordensleben – ein Segen?" wird zunächst die Geschichte des Ordenslebens betrachtet. Ein weiterer Schwerpunkt beschäftigt sich mit der Darstellung des verbindlichen Lebens im Orden nach den evangelischen Räten. Dass das Leben in Gemeinschaft ein großes Geschenk, aber auch eine große Herausforderung ist, versucht der Bereich „Versöhnte Verschiedenheit" darzustellen. Schließlich wird auf die unterschiedlichen Orden und geistlichen Gemeinschaften sowie wie auf deren spezielle Aufgabengebiete eingegangen.
Die Arbeitsgruppe hat sich bemüht, die verschiedenen Ordensgemeinschaften und geistlichen Verbände für eine aktive Mitgestaltung am Stand auf der AGORA und im geistlichen Zentrum des Kirchentags zu gewinnen. Sicherlich wird es auf dem Ökumenischen Kirchentag auch Gemeinschaften geben, die sich in separaten Aktionen vor-

stellen. Das gemeinsame Auftreten wird aber von der Vorbereitungsgruppe favorisiert, und sie lädt alle dazu ein.
Die beiden zentralen Aktionen auf dem Ökumenischen Kirchentag in Berlin werden zusammen mit den evangelischen Schwestern und Brüdern durchgeführt.
Im geistlichen Zentrum werden Schwestern und Brüder nach dem Vorbild der „Kirchentagsklöster" authentisches Ordensleben darstellen und die Besucher zum „Schnuppern und Mitleben" einladen. Dazu gehören Räume der Stille und Betrachtung, Chorgebet, klösterliche Arbeit und Gespräche über Fragen des geistlichen Lebens.
Die Zuständigkeiten in der Vorbereitungsgruppe für den Ökumenischen Kirchentag wurden aufgeteilt. Schwester Katharina Maria Finken ist verantwortlich für die Koordination mit Kirchentagsleitung und Ordensobern-Vereinigungen und für die Projektgruppe „Geistliches Zentrum"; außerdem trägt sie die thematische Verantwortung für den Bereich Ordensgeschichte. Schwester Petra Maria Hothum hat die thematische Verantwortung für den Bereich „Versöhnte Verschiedenheit". Pater Norbert Ribartsch kümmert sich um die finanziellen Dinge, trägt die thematische Verantwortung für die unterschiedlichen Apostolatsformen und ist ebenfalls mitverantwortlich für die Projektgruppe „Geistliches Zentrum". Frater Eduard Bauer kümmert sich um die Vorbereitungstreffen für die AGORA und ist verantwortlich für Bildungsbeschaffung, grafische Gestaltung und Ausgestaltung des AGORA-Standes; außerdem trägt er die thematische Verantwortung für den Bereich „Verbindliches Leben nach den evangelischen Räten" und erstellt die Protokolle der Arbeitsgruppensitzungen.

Bei der gemeinsamen Sitzung der Vorstände von VDO, VOB und VOD im Ende November 2002 in Benediktbeuern wurden die Planungen der Vorbereitungsgruppe und ihr Engagement anerkennend und dankbar gewürdigt. Damit verbunden war der Wunsch, dass dieses gut eingespielte Team auch die Präsenz der Orden auf dem Katholikentag 2004 in Ulm organisieren möge.

*Frater Rudolf Knopp OH, Provinzial der Münchener Provinz der Barmherzigen Brüder*

# Neue Bücher

## Bericht

Heinz Giesen C.Ss.R, Hennef

### WAHRHEIT UND VERSTEHEN DES NEUEN TESTAMENTS

Theoretische und praktische Anleitungen zum Verstehen des Neuen Testaments

Das NT ist in einer uns fernen Zeit und Welt entstanden. Für uns Christen ist es ein Erbe, das es immer wieder neu zu erwerben gilt. Nur wenn wir anerkennen, dass das NT unter uns zu einem großen Teil fremden Bedingungen entstanden ist, können wir einen angemessenen Zugang zu ihm gewinnen. Gleichzeitig aber muss festgehalten werden, dass ein solcher Zugang bei allen Verstehensschwierigkeiten tatsächlich auch möglich ist. Ansonsten wäre die Beschäftigung mit den biblischen Texten sinnlos. Alle drei vorzustellenden Bücher wollen auf ihre Weise helfen, das NT besser zu begreifen.

#### 1. Leseperspektiven für die Lektüre des Neuen Testaments[1]

Reinmuth knüpft an die Entdeckung des Lesers durch die Kulturwissenschaften am Ende des letzten Jahrhunderts an, um Lesepers–pektiven für die Lektüre des NTs zu entwickeln. Er beginnt mit der These, dass sich die Vielzahl unterschiedlicher Texte des NTs der „Jesus-Christus-Geschichte" verdanken. Im Überlieferungsprozess dieser Geschichte wurde manches nicht mehr Verständliche vergessen, anderes hinzugefügt, manches anders erzählt, um es so zu bewahren für eine neue Zeit, und kommentiert, um es vor Missverständnissen zu schützen. Im NT gibt es zwar widersprüchliche Aussagen. Das gilt indes nicht für alle von Reinmuth angeführten Beispiele. So ist die „Jungfrauengeburt" keineswegs eine Alternative zur Davidssohnschaft Jesu. Sie wurde nicht aus Jes 7,14 LXX gewonnen, sondern belegt. Texte, in denen Josef Vater Jesu und Maria und Josef seine Eltern genannt werden, sind kein Gegenargument, da jüdisches Recht die Vaterschaft nicht mit der Zeugung, sondern mit der Annahme des Kindes durch den „Vater" begründet. Zutreffend betont Reinmuth dagegen, dass sich Jesu Handeln und Reden auf den Gott Israels bezieht. Darin ist Jesus für manche so unerträglich, dass sie seine Hinrichtung betreiben. Die Jesus-Christus-Geschichte ist somit immer zugleich eine Got-

tesgeschichte. Der Verf. beobachtet sodann richtig, dass die Jesus-Christus-Geschichte sich von einer historisch-kritischen Konstruktion des Lebens Jesu unterscheidet. Die Geschichten des NTs gehen zwar auf Begegnungen von Menschen mit Jesus zurück, ihre Erinnerungen sind jedoch nicht die uns überlieferten Texte selbst. Deshalb stellt sich die Frage nach der Wahrheit dessen, was in der Jesus-Christus-Geschichte an Erwartungen und Erfahrungen weiter gegeben wurde. Diese Problematik hat vor allem Johannes in seinen Abschiedsreden bedacht. Er unterscheidet ausdrücklich eine Christuszugehörigkeit vor und nach Ostern. Obgleich das NT sich auf die Jesus-Christus-Geschichte bezieht und nicht auf den historischen Jesus, ist die historische Rückfrage notwendig, da die Texte auf wirklich geschehene Geschichte zurückgehen.

Weil Erkennen geschichtlich-kulturell bedingt ist, beachtet man heute stärker den konstruktiven Charakter dessen, was eine Gesellschaft für wahr oder besser für richtig hält. Auch das Verhältnis von Erkenntnis zur Wirklichkeit wird als Konstrukt verstanden, sodass Wissen zur Projektion einer „Welt" wird, die die Realität ersetzt. Sinn ist das Produkt einer konstruktiven Leistung, die auf der Ebene des Subjekts und auf der intersubjektiven Ebene (Kultur, Sozialität) stattfindet. Intersubjektivität meint die kommunikative Verständigung von Subjekten über die Wahrheit. Wir rezipieren fast alles, was Bedeutung hat und als wahr gilt, aus unserem kulturell geprägten Vor-Wissen. Auch neutestamentliche Texte rekonstruieren das Vergangene und konstruieren seine Bedeutung in den Kontexten ihrer Wirklichkeit. Darin, dass sie grundsätzlich danach fragen, wie Gott in der Geschichte Jesu Christi gehandelt hat, unterscheiden sie sich vom Wahrheitsanspruch der Geschichtswissenschaft.

Im zweiten Kap. geht es Reinmuth zunächst um die Übersetzungsproblematik, aber auch um Fragen der Textkritik. Danach zeigt er, dass Jesu Reden und Handeln wie das der Propheten Zeichenhandlungen sind, die die Zuwendung Gottes zu den verloren Scheinenden sichtbar machen wollen. Gemeinsam ist Jesu Reden und Handeln ein metaphorischer Grundzug. Bei der Metapher geht es um das Überschreiten von einem Bereich unserer Sprache in einen anderen. Die Referenz der Metapher ist nicht die abendländische Metaphysik, sondern es sind die Diskurse in ihrer ursprünglichen Verwendung. Die Metapher greift auf den Erzählinhalt zurück und erfasst ihn in seiner Bedeutung. Sie wahrt die Unanschaulichkeit Gottes in der Anschaulichkeit des Handelns Gottes in der Jesus-Christus-Geschichte. In ihrem metaphorischen Grundzug ist die Sprache kreativ und erzeugt stets neue Bedeutungen. Hier liegt ein unmittelbarer Bezug zur Frage nach der Wahrheit neutestamentlicher Texte.

Im dritten Kap. zeigt Reinmuth am Beispiel der Begegnung Jesu mit der Samariterin (Joh 4), dass Johannes die Wahrheit in Kommunikation und im Austausch denkt und dadurch die Lebenssituation der Frau anspricht. Das NT entbindet nicht davon, selbst Antworten zu finden und die Lebenswahrheit zu erkennen. „Lebenswahrheit" ist mehr als reine Faktizität; sie kann zwar mit Hilfe von Tatsachenwahrheit, nicht aber als Tatsachenwahrheit vermittelt werden. Das NT nennt die unableitbare Wahrheit der Jesus-Christus-Geschichte, die weder bewiesen noch falsifiziert werden kann, auch Offenbarung. Offenbarung fordert den Kontext der Lebenswahrheit. Sie ist konkrete Verstehenserfahrung.

Mit ihren eigenen Vorstellungen und ihrem eigenen Verstehen erzählen die Autoren des NTs die Jesus-Christus-Geschichte nach. Die Darstellungsweise ihrer Fragen, Themen und Deutungen lässt die Beziehung zwischen dem Text und seiner Wirklichkeit erkennen. Dargestellt wird immer nur eine konstruierte Realität. Die Konstruiertheit aber wird durch die Darstellung weithin unsichtbar; sichtbar bleiben muss indes, dass das Er-

zählte vermittelbar ist. Texte haben verschiedene Möglichkeiten, sich auf Texte zu beziehen (Intertextualität). Die Intertextualität eines Textes fragt nach den Textbezügen, die der implizite Leser realisieren kann. Dadurch, dass die neutestamentlichen Autoren ihren Hörern zu zeigen versuchen, dass und wie die Jesus-Christus-Geschichte aus dem in der Schrift bezeugten Handeln Gottes zu verstehen ist, erweisen sie sich als Schriftinterpreten. Ihre Erzähltexte sind narrativ konstruierte Rahmen, in denen die Erfahrung von Wirklichkeit vermittelt werden kann. Weil alle Erfahrung sprachlich bedingt und folglich geschichtlich ist, kann sie nur durch sprachliche Codes (Modelle, Symbole, Metaphern u.a.) vermittelt werden.

Die Texte des NTs entstanden, um Abwesendes anwesend zu machen. Auswahl, Anordnung und Darstellung der Erzählinhalte gehen allein auf die Gestaltungsabsicht des Autors zurück. Grundthema ist die Lebenswirklichkeit des Glaubens, für die die repräsentierte Wirklichkeit konstitutiv ist. Die Darstellung der Wirklichkeit in Texten ist deshalb nicht daran zu messen, ob sie möglichst genau wiedergeben, was geschehen ist. Die Frage nach der Wahrheit ist nicht mit der Feststellung der Tatsächlichkeit von Sachverhalten zu verwechseln. Denn Erinnerung bleibt nur lebendig, wenn sie mit Erfahrung von Sinn oder Suche nach Sinn, der sich als „Mehr" gegenüber dem Faktischen erschließt, verbunden ist. Das Erinnern des Vergangenen wird so zu neuer und jetzt gültiger Lebenswahrheit. Weil uns nicht die Ereignisse selbst, sondern nur Texte, die sich auf sie beziehen, verfügbar sind, müssen wir uns primär um diese und ihre Textualität bemühen. Textualität meint die Texthaftigkeit und die vielfältigen damit verbundenen Merkmale des Textes als Text (Kohärenz, Kohäsion, Intentionalität, Akzeptabilität, Informativität, Situationalität und Intertextualität).

Insofern jeder Text ein Versuch ist, sich zu verständigen, sind schriftliche Erzähltexte kommunikative Handlungen. Deshalb ist nach der Kommunikationsabsicht der narrativen Darstellung eines Erzählinhaltes zu fragen. Erzähltextanalytisch ist vorausgesetzt, dass methodisch zwischen „Erzählsituation" und „erzählter Situation" zu unterscheiden und ihre gegenseitige Beziehung zu beachten ist. Die inhaltlichen Elemente einer Erzählung sind an eine bestimmte Verlaufsstruktur gebunden. Es ist auch auf die Gestaltung von Erzähltexten (Erfordernisse der Detaillierung, Kondensierung und der Gestaltschließung) zu achten. Detaillierung betrifft die Genauigkeit der Ausmalung von Inhalten, die eine Erzählung hinreichend anschaulich und verständlich macht. Kondensierung ist die Bündelung, Raffung oder Zusammenfassung als Gegenbewegung zur Detaillierung, die Wichtiges und Unwichtiges zu unterscheiden hilft. Gestaltschließung ist die Pflicht jedes Erzählers, die Verlaufsstrukturen wieder zu schließen.

Wie das Erzählen folgt auch das Argumentieren bestimmten Regeln und Voraussetzungen, die für die kommunikative Gemeinschaft des argumentativen Diskurses bedeutsam sind. Der Diskurs ist eine Art „Sprach-Raum", der gesellschaftlich vorgegeben ist. Der Sprechende und noch mehr der Sprechenlernende begibt sich in diesen Raum. Jeder Diskurs wird somit zuerst passiv erfahren. In jeder Gesellschaft gibt es verschiedene Diskurse zugleich. Weil diese geschichtlich und kulturell gewachsen sind, ist der Geltungsbereich und -anspruch ihrer Wirklichkeitsannahmen in historischer Perspektive relativ. Unter den verschiedenen Diskursen gibt es einen vielfachen Austausch. Argumentation setzt immer Kommunikation voraus, die von einer problematischen Situation veranlasst ist. Argumentative Texte des NTs beinhalten niemals das Problem selbst, sondern Versuche, sich sprachlich über sie zu verständigen (Problemlage). Argumentativ kann man sich nur verständigen, wenn man Argumenten eine Problemlösung zutraut. Bei Überzeugungen, Wil-

lensentscheidungen, Gefühlen u.a. versagen rationale Begründungsmechanismen. Man kann nicht alles argumentativ in Frage stellen, wohl aber die Geltungsansprüche, die einem nicht bestreitbaren Ereignis zugemessen werden. Durch sie entsteht erst eine Problemlage. Wer argumentative Texte des NTs studiert, muss sich die ursprüngliche argumentative Situation des Textes und die erkennbare Problemlage vergegenwärtigen sowie danach fragen, wie die Partner die betreffende Problematik interpretiert haben könnten. Schließlich ist zu analysieren, wie die Problemlage durch den Text bearbeitet ist, und welche Absicht der Verf. mit welchen sprachlichen Mitteln verfolgt.

Abschließend wendet sich Reinmuth der Kanonfrage zu. Die Entstehung des Kanons ist das Ergebnis eines geschichtlichen Prozesses. Die nunmehr sinnfällig gewordene Unterscheidung zwischen der einen Geschichte, die die Schriften bezeugen, und ihren vielen Interpretationen gehört zu den Voraussetzungen neutestamentlicher Lektüre. Die Verf. des NTs bilden eine große Interpretationsgemeinschaft, die in der Rezeption eines Textes oder einer Textgruppe bzw. eines Kanons verbunden ist. Die Kirche hat mit den Grenzen des Kanons gleichsam ihre eigene Identität und damit ihre eigenen Grenzen umschrieben. Die Kanonisierung hat für alle ausgewählten Schriften einen neuen Kontext geschaffen.

## 2. Wahrheit und mystische Wirklichkeit[2]

Auf dem Hintergrund, dass nicht nur Kritiker von außen, sondern auch die liberale Exegese die Wahrheit vieler neutestamentlicher Aussagen bestreiten, fragt Berger nach den Wahrheitskriterien und deren Anwendung in der Diskussion um das NT und damit nach der Glaubwürdigkeit seiner Berichte. Er entwirft Umrisse einer Exegese, „die dem Phänomen des Christentums als Religion gerecht zu werden versucht", um so Exegese und Spiritualität zu versöhnen (9). Die Bibel kennt einen Wahrheitsbegriff, der nicht nur danach fragt, ob Erkanntes und die Rede über Erkanntes richtig ist, sondern die Seinsmächtigkeit Gottes behauptet, die über den Tod erhaben ist. Sich auf den biblischen Text einzulassen und seinem Bekenntnis zuzustimmen, bedeutet Teilhabe an dieser Wahrheit Gottes.

Die liberale Exegese begründet ihr Misstrauen gegenüber den Evangelienberichten damit, dass sie vernunftwidrig, Erzählungen des ATs nachgebildet sind oder nicht zum Evangelium passende, fremdartige Stoffe und nicht jüdische bzw. zu jüdische Elemente enthielten (Teil I). Das NT glorifiziere Jesus zudem maßlos und verkündige ihn trotz der Schweigegebote als Messias. Dieses Urteil gründet auf wenig ertragreiche religionsgeschichtliche Parallelen. R. Bultmanns Ansatz ist zwar subtiler, insofern er bei der Logik und Kohärenz der Texte einsetzt. Weil meist allein gestützt auf seinen subjektiven Eindruck, ist das Ergebnis seiner Bemühungen nicht wertvoller. In der so genannten Kerygmatheologie wird das, was den Evangelisten wichtig ist, für belanglos oder gar für falsch erklärt.

Der Verlust an Geschichte wird im protestantischen und katholischen Bereich unterschiedlich kompensiert: Für Protestanten braucht wirklicher Glaube keine Anhaltspunkte in der Historie; für Katholiken ersetzt der Heilige Geist in der Kirche alles, was an historischer Grundlage fehlt. Beide beachten nicht, dass das NT von Zeugen spricht. Die liberale Exegese nimmt oft eine einlinige Entwicklung der frühchristlichen Theologiegeschichte an. Zudem wird das liberale Schema der Parusieverzögerung wirksam, die schließlich zu einer wachsenden Ent-Eschatologisierung geführt haben soll. Die katholische Dogmatik von G. Hasenhüttl wendet die Ergebnisse der liberalen protestantischen Exegese (Bultmann) anstelle des Wortes Gottes voll auf die Systematik an und reduziert die Theologie auf das, was man im Sinn philosophischer Anthropologie über

den Menschen und zwischenmenschliche Kommunikation sagen kann. Die Selbstbanalisierung des Christentums erreicht hier ihre Talsohle. Die blinde Übernahme der Ergebnisse liberaler protestantischer Exegese habe in der katholischen Kirche zu einer schleichenden Protestantisierung und zu einem ökumenischen Scherbenhaufen geführt, da der liberale Protestantismus nicht zum katholischen Erbe und schon gar nicht zur Bibel passe.

E. Troeltschs Kriterien der Kritik (es gibt nur Grade der Wahrscheinlichkeit, keine endgültige Gewissheit), der Analogie (die Naturgesetze sind universal gültig) und der Korrelation (alles ist kausal zu erklären) beherrschen die liberale Hermeneutik. Das Kriterium der Kritik ist zu akzeptieren, wenn es nicht zum dialoglosen Solipsismus führt. Abzulehnen sind indes die Kriterien der Analogie und der Korrelation, da sie nicht alle Bereiche der denkbaren Wirklichkeit zu erklären vermögen. Nur ein schonendes methodisches Prüfverfahren der Texte, das nicht von der sachfremden Naturwissenschaft, sondern von den Texten ausgeht, kann den von Troeltsch ausgelösten umfassenden Rationalismus überwinden, der Glaube an Gott nur so weit zulässt, wie er Glaube an die Vernunft ist.

Zur Wiederentdeckung der Geschichtlichkeit (Teil II) haben in jüngerer Zeit die Disziplinen der „Alten Geschichte" und der Archäologie die Exegese positiv beeinflusst. Mit deren Methoden lassen sich jedoch nicht alle Berichte des NTs als historisch erweisen. Das gilt z.B. für die Auferstehung, die zwar keine Alltagsrealität, sehr wohl aber eine Realität ist. Berger führt für derartige Realitäten den Begriff der „mystischen Faktizität" ein. Der Nachweis, Jesus habe bestimmte Worte nicht gesprochen und bestimmte Taten nicht getan haben können, ist nicht zu erbringen. Negative Kriterien (Gemeindebildung, Differenzkriterium u.a.) sind ebenso wenig beweiskräftig wie das Plausibilitätskriterium, wonach etwas Individuelles im Kontext des Judentums des 1. Jh. n.Chr. für die Authentizität von Jesustraditionen spreche (Theißen/Winter), da Individualität als neuzeitliches Kriterium zur Willkür herausfordert. Das Kriterium der „Tendenzsprödigkeit", wonach ein vom Evangelisten gegen seine eigene theologische Tendenz aufgenommenes Jesuswort authentisch ist, lässt sich nirgendwo verifizieren. Jesu Taten sind im Ganzen Zeichenhandlungen, die etwas beginnen, das am Ende seine Erfüllung findet. Ähnlichkeiten mit Erzählungen im AT (Berufungs-, Speisungsberichte, Totenerweckungen) sollen die Berichte in dessen religiös-theologische Welt einbetten, lassen ihre Historizität jedoch nicht zweifelhaft erscheinen. Hier geht es vielmehr um die Identität und Legitimität des Wundertäters. Berger weist zu Recht die weit verbreitete These zurück, Jesus habe sich über den Zeitpunkt des Endes geirrt. Für Mk 9,1 lässt sich das auch zeigen, wenn man die Voraussage Jesu, dass einige der Umstehenden den Tod nicht kosten werden, bevor sie die Herrschaft Gottes in Macht als gekommene sehen, nicht in der Verklärungsgeschichte erfüllt sieht.[3] Die Auferstehung Jesu ist ein nicht mit den Mitteln des Historikers kontrollierbares Geschehen, das sehr wohl in der Geschichte erfahrbar war und wirkmächtig ist.

In Teil III fragt Berger nach den von der Bibel selbst vorausgesetzten Wahrheitskriterien. Widersprüche zwischen den Berichten zeigen, dass es für Christen Wichtigeres gibt als (Nicht-)Widersprüchlichkeit: Die Berichte sind Familiengeschichten der christlichen Gemeinden, in denen die Freundschaftsbeziehungen unter den Christen mit Christus und das Mitbetroffensein des Kosmos Wahrheitskriterien sind. Wegen der großen Bedeutung, die der Legitimität in frühchristlicher Zeit zukommt, hat die Kirche den Kanon geschaffen, in dem sie ihren Glauben wieder erkennt. Wenn der Mensch sich auf die Wahrheit Gottes einlässt, nennt man das Glauben. In ihm gewinnt er Stand und hat Anteil an der Stabilität Gottes. Da nach bi-

blischem Verständnis sich am Ende zeigt, was wirklich ist, hängt alles davon ab, auf wessen Seite man dann steht.

In Teil IV fragt Berger zunächst nach dem Realitätscharakter von Erscheinungen (Verkündigung Mariens, Ostervisionen), von für unsere Begriffe extremen Wundertaten (Ostern u.a.) und der Wiederkunft des Menschensohnes auf den Wolken des Himmels sowie nach der Bedeutung der Existenz Gottes, der Engel und Dämonen (Teufel), aber auch der Wirksamkeit der Sakramente. In der modernen Theologie hält man den Realitätscharakter dieser Größen weithin für dubios oder für nicht gegeben. Um die genannten Phänomene zu erfassen, weitet Berger den Begriff des Faktums. Zu den Fakten zählt alles Vorgegebene, nicht nur das kausal Erklärbare. Wer sich nicht weigert, nur im Experiment wiederholbare Wirklichkeit anzuerkennen, vermag die Theologie von dem Zwang zu befreien, ihren Gegenstand der Kontrolle der Kriterien Troeltschs und damit zugleich jedem Modernisierungszwang zu unterwerfen. Die Theologie soll zwar das Gespräch mit den Humanwissenschaften (philosophische Anthropologie, Psychologie und Soziologie) suchen, darf sich ihnen jedoch nicht unterwerfen. Ausgehend von dem von Nikolaus von Cues entwickelten Prinzip der „Verschiedenheit in der Einheit" unterscheidet Berger vier Räume von Wirklichkeit (exakte Wissenschaften, Weisheit und Werte, Kunst, Mystik). Dem mystischen Bereich der Wirklichkeit gilt sein besonderes Interesse. Zur mystischen Wirklichkeit zählt er „Ereignisse von der Jungfrauengeburt bis zur Realpräsenz des Herrn beim Abendmahl, vom Gehen Jesu auf dem Meer bis zur Himmelfahrt, von der Auferweckung des Lazarus bis zur Wiederkunft Christi" (119). Mystische Fakten sind wirkliche Ereignisse mit entsprechenden Erfahrungen. Weil Gott, Engel, Mächte und Gewalten zum mystischen Bereich gehören, ist die Frage nach ihrer Existenz falsch gestellt, da sie mit wissenschaftlichen Mitteln nicht nachzuweisen sind. Nach biblischem Verständnis ist Gott selbst zwar unsichtbar, seine Taten und seine wunderbaren Schöpfungswerke führen jedoch zum Lobpreis und zum Befolgen seiner Gebote. Für die Bibel ist es entscheidend, ob man sein Leben auf Gott oder auf Götzen wie Baal baut. Auch Jesu Taten fordern eine Parteinahme heraus. Man kann sie auf Gott oder auf Beelzebul zurückführen.

Mystisches Geschehen (Zeichenhandlungen Jesu und Sakramente) realisiert sich im Unterschied zum irdischen Leben immer punktuell. Das Gegenstück zum Punkt, die Dauer, ist in der Alltagswirklichkeit komplementär. So geschieht die Bekehrung punktuell, als Konsequenz ergibt sich dann die Treue ein ganzes Menschenleben lang. Der mystische Bereich ist zweigeteilt: Gott mit seinem Hofstaat der Engel einerseits und der Teufel und die Dämonen andererseits. Der unsichtbare Bereich ist somit zugleich gefährlich und segensreich. Den Unterschied zwischen Alltagswirklichkeit und der mystischen Wirklichkeit Gottes gibt es, seitdem die Bibel zwischen Schöpfer und Geschöpf unterscheidet. Nimmt man das NT als Zeugnis der mystischen Wirklichkeit Gottes wahr, wird man es auf Dauer nicht als Lüge und Halbwahrheit wahrnehmen müssen. Was das bedeutet, illustriert Berger an den Beispielen des Leibes des Auferstandenen und der Jungfrauengeburt.

Wie Berger zu zeigen vermag, konvergieren die uns aus der Mystik bekannten Sprachformen überraschend mit den modernen Auffassungen über die schöpferische Funktion der Sprache, die Wirklichkeit ordnet und gestaltet. Sprache bedeutet deshalb auch Teilhabe an Macht und Vollmacht, hat aber auch eine therapeutische Funktion, die neue Schöpfung bewirkt. Der mystische Bereich steht dem Alltagsbereich nicht einfach dualistisch gegenüber. Gott (oder der Teufel) wirkt vielmehr auf die Alltagswirklichkeit ein. Das Einwirken Gottes in die Alltagswelt kann durch die prophetische Linie oder durch die mystisch sakramentale Linie ge-

schehen, die sich komplementär zueinander verhalten. In seinem Schlusswort spricht Berger dann von der Notwendigkeit einer neuen Exegese, die auch Anleihen aus der Alten Kirche und dem Mittelalter fruchtbar macht, wie er selbst es im vorliegenden Buch praktiziert hat. Zuzustimmen ist auch seiner Reserve gegenüber der Literarkritik.

### 3. Neutestamentliches Basiswissen[4]

Der „Grundkurs Bibel – Neues Testament" hat sich als grundlegende Einführung in das NT zum Ziel gesetzt, ein Basiswissen zu vermitteln. Er ist als Jahreskurs gedacht und muss sich deshalb auf wesentliche Themen beschränken. Schwerpunktmäßig soll mit zentralen neutestamentlichen Inhalten und Themen ebenso vertraut gemacht werden wie mit exegetischen Methoden und Möglichkeiten der Bibelarbeit in der Gruppe. Die Teilnehmenden sollen dazu befähigt werden, selbstständig mit der Bibel umzugehen und Bibelkreise zu leiten. Vor allem durch erfahrungsbezogene Zugänge zu den Texten soll das eigene Glaubensverständnis vertieft werden. Die Zielsetzung des Grundkurses hat auch die Textauswahl bestimmt. Auf der Vermittlung eines Grundwissens liegt zwar die Priorität des Werkbuchs, zugleich werden aber auch wichtige Einzelthemen (z.B. Auferstehung) oder Einzelgattungen (z.B. Gleichnisse) und große theologische Zusammenhänge (z.B. die Theologie eines Evangelisten) behandelt. Der auf ein Jahr angelegte Grundkurs berücksichtigt zudem den Ablauf des liturgischen Jahres und geht auf Glaubensprobleme unserer Zeit ein. Er umfasst acht Wochenenden mit neun Kursteilen. Es versteht sich von selbst, dass der Grundkurs auch in einem anderen Rhythmus durchgeführt werden oder auch Grundlage für den Religionsunterricht sein kann.
Die Kursteile weisen jeweils drei Teile auf: Theologische Schwerpunkte bieten zusammenfassend die theologischen Inhalte des jeweiligen Kurteils, die als Grundlage für das Referat am Sonntagmorgen und als Information für die Kursleitung dienen. Ein Verlaufsplan gibt detailliert vor, wie das Wochenende zu gestalten ist. In zwei Parallelspalten finden sich die wichtigen theologischen und erfahrungsbezogenen Inhalte ei–nerseits und die notwendigen methodischen Schritte andererseits. Dazu werden weitere organisatorische Hinweise gegeben. Auf den Arbeitsblättern findet man die Arbeitsmaterialien für die Kursleitung sowie Kopiervorlagen für die Teilnehmenden. Am Schluss gibt es jeweils einige Literaturhinweise. Für jeden Kursteil befinden sich im Anhang zwei oder drei Farbkopien, die es ermöglichen, Farbfolien herzustellen.
Der Grundkurs behandelt folgende Inhalte: 1. Das Evangelium nach Markus; 2. Wunder und Gleichnisse Jesu, Reich Gottes in der Botschaft und Praxis Jesu; 3. Die Passion Jesu. Die Deutungen der Evangelien im synoptischen Vergleich – die Johannespassion; 4. Die Botschaft von der Auferstehung Jesu. Von den ältesten Bekenntnissen zu den Ostererzählungen; 5. Die Apostelgeschichte. Das Pfingstereignis und der Ursprung der Kirche; 6. Die Bergpredigt; wie hat Jesus Gemeinde gewollt? 7. Paulus – Zeuge und Apostel Jesu Christi. Leben und Lehre; 8. Das Evangelium nach Johannes. Die Deutungen der Evangelisten im synoptischen Vergleich; 9. Die Erzählungen von der Kindheit Jesu. Die Vorgeschichten der Evangelien und ihre Christologie. Zusätzlich werden in jedem Kursteil u.a. übergreifende Themen in Exkursen (z.B. „Das jüdische Dämonenverständnis zur Zeit Jesu"; „Der Sabbat"; „Die Parabeltheorie des Markus"; „Jesu Leben – das Lösegeld für viele"; „Die biblische Rede von den 'Armen'"; „Wie man zur Zeit des Paulus Briefe schrieb"; „Rechtfertigung"; „Der Jünger, den Jesus liebte"; „Zur Jungfrauengeburt") behandelt und Anregungen für den Gottesdienst gegeben. Weitere Themen sind für Regionaltreffen aufbereitet.
Methodisch geht der Grundkurs nach einem Drei-Phasen-Modell vor, das vom Schweizer

Ökumenischen Arbeitskreis für Bibelarbeit in den Gemeinden entwickelt wurde. Ausgangspunkt ist der Zugang zu den Texten vom eigenen Leben her (projektive Phase). Dieser methodische Schritt kann auch zur Motivierung der Teilnehmenden führen. In der „analytischen Phase" geht es darum, den Bibeltext u.a. mit Hilfe der historisch-kritischen Methode zu erschließen, während die „Aneignungsphase" die gewonnenen Erkenntnisse hin zu Handlung, kreativer Gestaltung, Gebet oder Feier führt.

## 4. Abschließende Bemerkungen

Alle drei vorgestellten Bücher sind auf ihre Art Wege zu einem besseren Verstehen des NTs. Reinmuths „Hermeneutik" zeigt, auf welche Weise die modernen Kulturwissenschaften dazu beitragen können. Er macht deutlich, dass der neutestamentliche nicht mit dem naturwissenschaftlichen Wahrheitsbegriff übereinstimmt. M.E. greift er jedoch zu kurz, wenn er meint, dass der Lukasprolog (Lk 1,1-4) nur auf die Zuverlässigkeit der Glaubensaussage ziele. Lukas geht es durchaus auch um Geschehenes, wenn man ihn auch nicht mit einem modernen Historiker gleichsetzen darf. Obwohl vornehmlich für Anfänger konzipiert, ist Reinmuths Hermeneutik keine leichte Lektüre.
Bergers „Weg zum Verstehen der Bibel" ist im guten Sinn eine Streitschrift. Er entlarvt die liberale protestantische Bibelauslegung, die weithin auch in die katholische Exegese und Theologie eingedrungen ist, als ein rationalistisches Unternehmen, das Gottes Handeln in der Geschichte durch den menschlichen Verstand und die Naturgesetze begrenzt. Auf diese Weise wird sie nicht der gesamten Wirklichkeit gewahr. Die aus seiner Sicht positiven Ergebnisse der historisch-kritischen Forschung erkennt er jedoch ausdrücklich an. Durch seinen Begriff der mystischen Wirklichkeit wird Berger nicht nur der Unterscheidung von Schöpfer und Geschöpf gerecht, sondern vermag zugleich zu zeigen, wie auch nichtirdische Geschöpfe (Engel, Teufel usw.) in die Schöpfung eindringen können und wie eine Verbindung zu dieser Wirklichkeit möglich ist. Das dahinter stehende Gottesbild ist theistisch, während die liberale Forschung zumindest weithin eher deistisch denkt.
Der „Grundkurs Bibel – Neues Testament" unterscheidet sich von den beiden Hinführungen zum Verstehen des NTs dadurch, dass er weniger als diese die Verstehensbedingungen reflektiert, sondern direkt in die Auslegungspraxis einführt und deren Bedeutung für das Leben des Christen offen legt. Dem dient auch die hervorragende didaktische Aufbereitung der behandelten Stoffe. Auch wenn man in Einzelfragen zuweilen anders urteilen wird, als das im Grundkurs geschieht, ist er genauso wie die beiden anderen Bücher zu empfehlen.

---

1 REINMUTH, Eckart: HERMENEUTIK DES NEUEN TESTAMENTS. Eine Einführung in die Lektüre des Neuen Testaments. UTB 2310. Göttingen 2002: Vandenhoeck & Ruprecht. 118 S., kt., EUR 14,90 (ISBN 3-8252-2310-8).

2 BERGER, Klaus: SIND DIE BERICHTE DES NEUEN TESTAMENTS WAHR? Ein Weg zum Verstehen der Bibel. Gütersloh 2002: Chr. Kaiser/Gütersloher Verlagshaus. 213 S., Klappenbroschur, EUR 19,95 (ISBN 3-579-05193-8).

3 Vgl. H. Giesen, Herrschaft Gottes - heute oder morgen? Zur Heilsbotschaft Jesu und der synoptischen Evangelien (BU 26), Regensburg 1995, 106-110.

4 GRUNDKURS BIBEL - NEUES TESTAMENT. Werkbuch für die Bibelarbeit mit Erwachsenen. Hrsg. vom Katholischen Bibelwerk und Barbara D. Leicht, 2 Bände. Stuttgart 2002: Verlag Katholisches Bibelwerk. Ca. 600 S., Ringordner mit einer Einführung und 8 Kursteilen, EUR 68,- (ISBN 3-460-32615-8).

# Neue Bücher

## Rezensionen

### Orden und Spiritualität

KOSTER, Dirk:

### FRANZ VON SALES.

Eichstätt 2002: Franz-Sales-Verlag. 288 S., ca. 50 Fotos, Klappenbroschur, ca. EUR 39,90 (ISBN 3-7721-0240-9).

Franz von Sales war der Reformbischof nach dem Trienter Konzil und zugleich ein Lehrer tiefgehender Frömmigkeit, einer der qualifiziertesten Schriftsteller seiner Zeit und seit 1923 obendrein Patron der journalistischen Zunft; außerdem ein Menschenkenner par excellence, dessen Methoden noch heute für die Seelsorge von unschätzbarem Wert sein können, schließlich der Gründer eines Frauenordens, der Schwestern von der Heimsuchung Mariens, und darüber hinaus Patron vieler anderer Gemeinschaften, allen voran die Oblaten des heiligen Franz von Sales und die Salesianer Don Boscos. Franz von Sales gehört zu den facettenreichsten Heiligen der Kirchengeschichte. Grund genug also, sich mit ihm zu befassen, um tieferen Einblick nicht nur in die Kirchen- und Geistesgeschichte des nachtridentinischen Zeitalters zu bekommen, sondern auch um eine Theologie und Religiosität kennen zu lernen, die echter Glaube zum Leben ist.

Beides leistet die vorliegende neue Biografie des Heiligen, die der holländische Sales-Oblate Dirk Koster verfasst und die der Eichstätter „Franz-Sales-Verlag" herausgegeben hat. Gut recherchiert, engagiert verfasst und interessant geschrieben ist das Buch zweifelsohne ein gelungenes Werk, das den Lebensweg des Doctor amoris – des Lehrers der frohen Gottesliebe – in schillernden Farben zeigt und dabei auch dem historischen Umfeld gebührenden Platz einräumt. Zum Lesevergnügen wird die Biografie nicht zuletzt auch durch ihre vielen ansprechenden Illustrationen.

Man darf somit berechtigt hoffen, dass das Buch eine große Leserschaft findet. Und es wäre genauso wünschenswert, würde es neugierig auf den heiligen Franz von Sales machen, einen Theologen, der den Menschen gerade in unserer Zeit unerhört viel zu sagen hat.

Raymund Fobes

## „LASST EUCH VOM GEIST ERFÜLLEN!“ (EPH 5, 18).

Beiträge zur Theologie der Spiritualität. Hrsg. vom Institut für Spiritualität.
Reihe: Theologie der Spiritualität, Beiträge, Bd.4.
Münster 2001: LIT Verlag. 307 S., geb., EUR 20,90 (ISBN 3-8258-5195-8).

Diese Buch enthält eine detaillierte, meist akademische Auseinandersetzung mit den Grundfragen und den zentralen Themen christlicher Spiritualität aus biblisch-historischer, systematisch-theologischer und praktisch-theologischer Sicht. Sie verfolgen zum einen das Ziel, zur Profilierung eines Lehrfaches „Theologie der Spiritualität“ beizutragen; zum anderen sind die Autoren – es handelt sich leider ausnahmslos um Männer – bemüht, die traditionellen Motive und Inhalte christlicher Spiritualität vor dem Hintergrund des modernen Zeitgeistes für interessierte und lesekundige Laien zu entfalten. Dazu gehören die ausführlichen „Überlegungen zum Begriff der Spiritualität“ von Bernhard Fraling, die Ausführungen zum Weg als Grundmotiv der Spiritualität in den Weltreligionen von Kees Waaijman und die Vorgaben von Thomas Dienberg zur „Einübung in geistliche Vollzüge“. So fundiert und kenntnisreich die Beiträge allesamt auch sind und so sehr es zu begrüßen ist, dass in diesem Buch eine umfassende Einsicht in die große Denk- und Praxis-Tradition der christlichen Spiritualität gewährt wird – eine Bezugnahme zu den spirituellen Strömungen der Gegenwart und eine Auseinandersetzung mit neueren Formen von Spiritualität, die sich im Raum der Kirche – beispielsweise in den Lebens- und Wirkfeldern der Diakonie – entwickelt haben, wäre sehr wünschenswert gewesen. Leider fehlen Bezüge zur feministischen Spiritualität nahezu ganz. Doch diese Desiderate dürften sich in weiteren Bänden der Reihe „Theologie der Spiritualität“ beheben lassen.

Matthias Hugoth

## IM EINSATZ FÜR DIE KIRCHE.

Hrsg. von Stephan ACKERMANN und Felix GENN.
Festschrift für Johannes Günter Gerhartz.
Würzburg 2001: Echter Verlag. 237 S., kart., EUR 19,80 (ISBN 3-429-02422-6).

Die Leser dieses Sammelbandes werden zunächst nach Rom zu den historischen Stätten des Glaubens geführt, wo sich der Geist der Geschichte, der sich in Kirchen- wie in Lehrgebäuden manifestiert, mit dem Zeitgeist der Moderne trifft und zur Auseinandersetzung zwingt. Die Beiträge stellen eine hervorragende Einstimmung in die beiden folgenden umfangreichen Abschnitte „Christliches Zeugnis in heutiger Zeit“ und „Im Lebensraum der Kirche“ dar, in denen es zum einen um eine Standortgewinnung der Christen unter den Bedingungen der Gegenwart und die Chancen des Glaubens in der Welt und zum anderen um Formen eines geistlichen Lebens in den Lebens- und Wirkräumen der Kirche geht. Die Beiträge sind recht unterschiedlich gestaltet und reichen vom persönlichen Bekenntnis – z.B. von Bischof Hermann Josef Spital in seinem Artikel „Ich glaube gern“ – über eine Auseinandersetzung mit Fragen des Ordens- und Priesterlebens (z. B. Karl Hillenbrand: „Eignungskriterien für den Priesterberuf“) bis zu meditativen Texten (z. B. Franz-Josef Steinmetz: „Leben aus dem Tod? Gedanken zu den sieben Worten Jesu am Kreuz“). Der Band bietet einen lebendigen Eindruck von ausgewählten signifikanten Denk- und Wirkfeldern der Kirche im Spannungsfeld zwischen Tradition und Moderne.

Matthias Hugoth

MERTON, Thomas:

## REFLEXIONEN UND MEDITATIONEN.

Gedanken über meine Bücher. Hrsg. und mit einer Einführung von Robert E. Daggy. Langwaden 2001: Bernardus-Verlag. 170 S., kt., EUR 12,68 (ISBN 3-934551-26-2).

Bei den gegenwärtigen Bemühungen in der ökumenischen Theologie und in den diversen Feldern pastoraler Arbeit um einen Dialog zwischen den Menschen unterschiedlicher Religionen und Spiritualitäten werden die Vordenker solcher Bewegungen wieder modern. Zu diesen gehörte zweifellos auch der Trappist Thomas Merton. Er hat sich nicht nur zeitlebens in seinem Denken und Schreiben um eine zeitgemäße, den Menschen der Moderne mögliche Kontemplation und eine Reform des mönchischen Lebens bemüht, er war auch ein Mittler zwischen den religiösen Welten des Westens und des Ostens. Von seinem Suchen und Finden, seinem Fragen und Entdecken, seinem Denken und Glauben zeugen seine zahlreichen Schriften, die vielen Leserinnen und Lesern in diesen Zeiten des Umbruchs Halt und Orientierung geboten haben. In den Vorworten und Einführungen hat Merton jeweils diese Schriften zusammengefasst und auf den Punkt gebracht. Sie sind in diesem Buch gesammelt und für die Leser von heute aufbereitet. So bietet dieses Buch für die Merton-Kenner viel Stoff für eine Relecture und für diejenigen, die nach Grundlagen und Formen eines geistlichen Lebens suchen, eine Fülle von Einsichten und Erkenntnissen, aus denen sich Ansätze für eine in der Mönchstradition und in der Weisheit des Ostens verwurzelte und zugleich zeitgemäße Spiritualität entwickeln lassen.

Matthias Hugoth

BADER, Wolfgang / HAGEMANN, Wilfried:

## KLAUS HEMMERLE.

Grundlinien eines Lebens.
Reihe: Zeugen unserer Zeit.
München 2000: Verlag Neue Stadt. 284 S., geb., EUR 19,80 (ISBN 3-87996-520-X).

Im Mittelpunkt der Kritik, die immer wieder an der Kirche geübt wird, stehen meist vor allem die Bischöfe als die Repräsentanten der Amtskirche und als Personifizierung einer Institution, deren Pläne und Handlungsweisen vielen undurchsichtig und suspekt erscheinen. Wie auch immer diese Kritik im Einzelnen zutreffen mag, beschäftigt man sich eingehender mit den Menschen, die da ins Visier genommen werden, dann ergibt sich in der Regel ein differenzierteres Bild: Da gibt es oft Persönlichkeiten, auf die jene generelle Kirchenkritik nicht so ohne weiteres zutrifft, die vielmehr als Menschen überzeugen und in ihrem Denken und Handeln sogar imponieren. Zu diesen Kirchenpersönlichkeiten gehörte zweifellos Klaus Hemmerle, Theologe, Philosoph und über die deutschen Grenzen hinweg anerkannter Wissenschaftler, aber auch Menschenfreund, Seelsorger, Bischof und ein „Original von Mensch". Alle diese Seiten dieses beeindruckenden Mannes werden in dem vorliegenden Buch offenge-

legt. Angefangen von seiner Zeit als Schüler und Theologiestudent in Freiburg über seine Arbeit als Professor an der Bonner, Bochumer und Freiburger Universität, als Geistlicher Direktor des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken bis zu seinem Wirken als Bischof von Aachen werden die Lebenswege Hemmerles lebendig nachgezeichnet und mit vielen Zitaten von ihm selbst, von Wegbegleitern, Freunden, Kollegen und Mitstreitern bebildert. Den Lesern wird auf diese Weise ein Mann der Kirche und ein Freund der Menschen nahe gebracht, der mit seiner Offenheit und Wärme, seinem nüchternen Realitätssinn, seinem klaren Denken, seiner Gläubigkeit und seinem Humor als der Repräsentant einer menschenfreundlichen und glaubwürdigen Amtskirche gelten kann.

Matthias Hugoth

DEATS, Richard:

## MARTIN LUTHER KING.

Traum und Tat. Ein Lebensbild. Reihe: Zeugen unserer Zeit.
München 2001: Verlag Neue Stadt. 173 S., geb., EUR 14,90 (ISBN 3-87996-535-8).

Martin Luther King ist einer der markantesten Repräsentanten der Bürgerrechtsbewegungen in den USA und eine Symbolfigur des gewaltlosen Kampfes gegen Rassismus und Diskriminierung. Die vorliegende sorgfältig recherchierte und lebendig geschriebene Biographie zeichnet minutiös den Lebensweg dieses imponierenden Mannes nach. Sie zeigt auf, was seine Bewegung des gewaltlosen Widerstandes zugunsten einer Gleichstellung von weißen und schwarzen Bürgern in den USA bewirkt hat, sie zeigt Siege und Niederlagen und die zentrale Rolle, die Martin Luther King für die schwarze Bevölkerung Amerikas und ihren mühsamen Weg zur Gleichberechtigung gespielt hat. Der Vorzug dieses Buches liegt vor allem darin, dass – im Unterschied zu den meisten King-Biographien – der spirituelle Weg dieses Mannes beschrieben wird: wie es ihm gelungen ist, konsequent aus dem Geist Jesu zu handeln und ein Konzept der Gewaltlosigkeit zu entwickeln. Und wie er so zum charismatischen Führer einer Bürgerrechtsbewegung geworden ist, die am Ende die weitgehende rechtliche und politische Aufhebung der Rassendiskriminierung erreicht hat.

Matthias Hugoth

WALTER, Silja:

## GESAMTAUSGABE.

Redaktion: Ulrike WOLITZ. Bd. 1: Frühe Gedichte, Texte, Erzählungen und Spiele, 659 S.; Bd. 2: Monastisches Werk, 558 S.; Bd. 3: Dramatik I: Schauspiele, Hörspiele, Monodrama, 556 S.
Freiburg/Schweiz 1999 ff: Paulusverlag. Geb., je Band EUR 38,50 (ISBN 3-7228-0480-9 / -0503-1 / -0493-0: Bd. 1-3; 3-7228-0479-5: Gesamtwerk).

Unter den zeitgenössischen Dichterinnen und Schriftstellerinnen gehört Silja Walter zu den „Stillen im Land". Im Mittelpunkt ihres umfangreichen Werkes steht der Mensch, allerdings weniger in seinen sozialen und gesellschaftlichen Bezügen und tagespolitischen Kontexten als vielmehr als Sucher nach dem Grund seines Wesens und nach Gott. Neben der Lyrik gehören dazu Erzählungen, Theaterstücke, Mysterienspiele, geistliche Texte und Meditationen, die in der Vergangenheit in verschiedenen Verlagen veröffentlicht worden sind. Nun hat der Paulusverlag die Sammlung und Herausgabe aller Texte in zehn Bänden in Angriff genommen. Herausgeberin ist Ulrike Wolitz, eine der besten Kennerinnen des Werkes von Silja Walter (sie lebt heute als Sr. Agape in der Benediktinerinnen-Abtei Frauenwörth).

Der erste Band enthält frühe Gedichte, Erzählungen und Spiele, in denen Silja Walter den für sie so typischen Schreibstil grundgelegt hat: mal verträumt und romantisch, mal melancholisch und schwermütig, dann wieder heiter und verhalten-beschwingt. Und immer wieder: gläubig und fromm ergeben in die nicht fassbaren, im Schreiben vergegenwärtigten Geheimnisse Gottes und seiner Geschichte mit den Menschen.

Vor allem die Texte des zweiten Bandes, der die monastischen Werke enthält, bietet den Lesern eine „Sprachschule des Glaubens" – nicht im Sinne einer Vermittlung religiöser Inhalte an die Menschen in ihren unterschiedlichen Lebenswelten als vielmehr einer Verständigung mit sich selbst und mit Gott über das, was beide verbindet.

Der dritte Band enthält einen ersten Teil der dramatischen Texte: Schauspiele, Hörspiele und ein Monodrama. Obwohl ihre Themen und Handlungen ganz und gar im gläubigen und liturgischen Kontext bleiben, bieten diese Stücke eine Bühne für die Grundfragen und -anliegen des Menschen überhaupt und also auch für die „Dinge der Welt". Die Herangehensweise an diese „Dinge" allerdings ist die einer geistlichen Schriftstellerin, die in ihrer monastisch-spirituellen Welt ihre ganz eigene Einstellung zu Gott, den Menschen, dem Leben und sich selbst gewonnen hat und in ihren Werken diese Sicht anbietet, anmahnt und ins Wort und Bild bringt. Für die demnächst erscheinenden Bände sind vor allem die Mysterienspiele Silja Walters vorgesehen. Man kann gespannt sein, welche Texte dann zu entdecken sein werden.

Matthias Hugoth

## MEIN GOTT, MEIN GOTT.

Mit Psalmworten biblische Themen erschließen. Ein Praxisbuch für Schule und Gemeinde. Hrsg. von Beate LESSMANN.
Neukirchen -Vluyn 2002: Neukirchener Verlag. 232 S., + CD mit Psalmvertonungen, Paperback, EUR 24,90 (ISBN 3-7887-1851-X).

Der Psalter ist das meistverbreitete und meistbenutzte Gebetbuch der Menschheit. Im Jerusalemer Tempel, überall wo Juden lebten, wurden Psalmen gesungen. Psalmen gehörten und gehören noch heute zu Gottesdiensten in Synagogen und Kirchen, sie sind Gebete des Einzelnen und der Gemeinschaft des alten und des neuen Gottesvolkes geblieben. Dennoch dürfen, ja müssen wir fragen: Passen die Psalmen überhaupt noch in den Mund heutiger Menschen? Können Christen Israels vorchristliche Lieder singen? Können wir die Sprache derer, von denen uns über zweitausend Jahre trennen, zu der unseren machen? Viele Bücher versuchen, auf diese und ähnliche Fragen eine positive Antwort zu geben. Unter ihnen nimmt der hier vorgestellte Sammelband, der Beiträge von vier Frauen und einem Mann enthält, eine Sonderstellung ein, insofern er sich die didaktische Erschließung der Psalmen in Schule und Gemeinde zum Ziel gesetzt hat in der richtigen Erkenntnis, dass Psalmen auch schon zu Kindern unmittelbar reden können, wenn sie nicht als „Texte", sondern in einzelnen elementaren Hauptsätzen vorgetragen werden. Die Auseinandersetzung mit Psalmworten kann auf diese Weise Wege öffnen, im Kontext des eigenen Lebens über Gott nachzudenken.
In der religionspädagogischen Grundlegung (I.) wird zunächst dargelegt, welche Bedeutung Psalmworte aus „uralter Zeit" für das Leben von Einzelnen in einer zunehmend säkularisierten Gesellschaft haben können. Einstiegshilfen für die praktische Arbeit vermittelt ein Überblick über erfahrungsorientierte Zugänge zu Psalmworten (II.), wobei verschiedene Methoden vorgestellt und durch Beispiele aus Schule und Gemeinde illustriert werden. Die darauf folgende Auswahl von Psalmworten soll helfen, einzelne Worte für die eigene Klasse oder Gruppe auszuwählen. Danach werden umfassende Beispiele aus Unterrichtspraxis und Gemeindearbeit vorgestellt (III.), die zeigen, wie die Sprache der Psalmen eine gute Hilfe sein kann, zentrale Themen der Bibel so zu erschließen, dass sie für die Einzelnen und die ganze Gruppe bedeutungsvoll werden. In diesem Kontext werden Praxisbeispiele zur Frage nach Gott, zur Seele als Ort von menschlichen Leiderfahrungen, zum Getragensein in Situationen des Exodus, zur Leiderfahrung Jesu sowie zur Wundererzählung von der Sturmstillung geboten. Die meisten dieser Beispiele sind aus der Arbeit im Religionsunterricht der Grundschule erwachsen, können aber auch auf die Arbeit in weiterführenden Schulen übertragen werden. Der Erfahrungsbericht einer Lehrerin gibt abschließend exemplarisch Einblick in die tiefgreifende Bedeutung, die der Umgang mit Psalmworten für das Leben eines Kindes haben kann (IV.).
Die Vielzahl der Methoden und die Fülle der Anregungen sind beeindruckend. Ihre Brauchbarkeit und ihr Wert erschließen sich aber kaum durch einfaches Lesen, sondern erst in der praktischen Anwendung und Arbeit, die sich von dem hier gebotenen reichen Material inspirieren lassen kann, um in der je eigenen besonderen Situation die dem Worte Gottes und der Fassungskraft heutiger Menschen entsprechende Sprache zu finden. Kein Zweifel, dass dieses anregende Buch auch Erwachsenen neue Zugänge und Sichtweisen eröffnet.

Franz Karl Heinemann

# KIRCHE UND VOLK GOTTES.

Festschrift für Jürgen ROLOFF. Hrsg. von Martin KARRER, Wolfgang KRAUS und Otto MERK.

Neukirchen – Vluyn 2000: Neukirchener Verlag. X, 342 S., Paperback, EUR ca.44,- (ISBN 3-7887-1828-5).

Der mit dieser Festschrift geehrte Jürgen Roloff war von 1975 – 1998 Professor für Neues Testament an der Universität Erlangen-Nürnberg. Viele Jahre vertrat er die Erlanger theologische Fakultät in der Synode der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern. Als Mitglied und dann auch als Leiter der Studienkommission der EKD für Israel und Kirche wirkte er maßgeblich an der vor einiger Zeit verabschiedeten Denkschrift Israel und Kirche III mit. Die lange Liste seiner wissenschaftlichen Veröffentlichungen zeigt, dass ihn besonders die biblische Sicht des Wortes Gottes und des Menschen beschäftigt hat, des Menschen, den dieses Wort erreichen will und der, in dem Maß er von diesem Wort durchdrungen ist, selbst zum Träger der Botschaft für andere werden kann. Ein zweiter Schwerpunkt seines Schaffens galt der Gestalt Jesu, den er immer wieder als zentralen Gegenstand und Inhalt christlichen Glaubens dargestellt hat. Am besten charakterisieren ihn vielleicht seine eigenen Worte, mit denen er eine seiner Predigten über die Johannesoffenbarung einleitete: „Die Bibel ist kein Buch, das Angst macht. Ihre Sache ist es vielmehr, Hoffnung zu geben und Mut zu machen."

Der Titel der Festschrift wurde nicht zufällig gewählt, umschreibt er doch ein Lebenswerk, das durch die intensive Beschäftigung mit dem Thema Israel und Kirche besonders im letzten Jahrzehnt dem Jubilar nicht mehr aus dem Kopf gehen wollte. Die einzelnen Beiträge gelten dem gleichen Thema und wollen auf einen zentralen, vielseitigen Bereich der Theologie und Erforschung des Neuen Testaments aufmerksam machen. Sie schlagen einen Bogen von der Forschungsgeschichte über Voraussetzungen der Ekklesiologie und des christlich-jüdischen Gespräches hin zu den Schwerpunkten im Forschen Roloffs: zu Jesus, der Frühphase der Kirche nach Ostern, der Ekklesiologie und deren Aspekte bei Paulus, den Deuteropaulinen, Evangelien, Apostelgeschichte sowie neutestamentlichen Spätschriften. Die letzten Beiträge spannen den Bogen weiter zu gegenwärtigen Lebensbereichen der Kirche in der Welt, zu Predigt und Religionsunterricht, deren Aufgabe und Bedeutung Roloff selbst mehrfach in Wort und Schrift dargestellt hat.

Es fällt schwer, aus den 19 Beiträgen einzelne hervorzuheben, weil dabei immer die subjektive Interessenlage eine Rolle spielt. Ich kann nur sagen, dass mich persönlich die Ausführungen über „Jesus" von K. Müller, die Aufsätze unter der Überschrift „Von Jerusalem zu Paulus" von N. Walter und U. Schnelle, die Beiträge „Zum Kirchenverständnis der johanneischen Schriften" von U. Wilckens sowie der Beitrag „Und ich werde sie heilen", das Verstockungsmotiv aus Jes 6,9f in Apg 28,26f, von M. Karrer und „Das neue Jerusalem" von F. Hahn besonders angesprochen und bereichert haben. Eine Bibliographie J. Roloffs, die die Publikationen aus den Jahren 1991-2000 auflistet, ferner ein Stichwort- und Stellenregister in Auswahl runden das instruktive Buch ab, das auf Grund der vielen, an Informationen reichen Beiträge, die in der Mehrzahl zentrale und aktuelle Fragestellungen heutiger Theologie behandeln, hoffentlich dankbare Leser finden wird.

Franz Karl Heinemann

GNILKA, Joachim:

## PETRUS UND ROM.

Das Petrusbild in den ersten zwei Jahrhunderten.
Freiburg 2002: Herder. 286 S., geb., EUR 24,90 (ISBN 3-451-27492-2).

Nachdem Gnilka je ein Buch über Jesus und über Paulus vorgelegt hat, zeichnet er nun Leben, Werk und Wirkungsgeschichte des Apostels Petrus bis zum Ende des 2. Jh.s. Dabei verfolgt er ein historisches und theologisches Anliegen zugleich: Es geht ihm um die Darstellung des Lebens, Wirkens und des Martyriums des Apostels und um seine Stellung in der Urgemeinde, auch um die Frage etwaiger Nachfolger. Zunächst kommt er auf die Herkunft des Petrus (Bethsaida, Kafarnaum) zu sprechen (2. Kap.). Es folgt eine Beschreibung der Ereignisse, die alle Evangelien berichten, und des nur bei den Synoptikern berichteten Besuches im Haus des Petrus (3. Kap.). Hier finden sich die zuverlässigsten historischen Spuren. Historischen Fragen gehen auch die Ausführungen über die Missionsarbeit und das Martyrium des Apostels nach (4./5. Kap.). Petrus war erster Leiter der Gemeinde in Jerusalem, wo er vom Herrenbruder Jakobus abgelöst wurde. Besonders wichtig ist hier die Übereinkunft des Petrus mit Paulus auf dem Apostelkonvent über die Frage der Heidenmission in Jerusalem (Gal 2; Apg 15) und die Konfrontation zwischen beiden beim so genannten Antiochenischen Zwischenfall. Paulus wirft Petrus Furcht vor den Juden vor. Nach dem Urteil Gnilkas besteht diese Furcht nicht aus Feigheit, sondern ist in der Sorge des Petrus um die Einheit der Kirche begründet, die er durch die Forderung an die Judenchristen, ihre Gepflogenheiten und Bräuche preiszugeben, gefährdet sah. Selbstverständlich hat auch Petrus diese nicht für heilsentscheidend gehalten. Die nach dem Apostelkonvent vereinbarten „Jakobusklauseln" haben den Weg zu einem erträglichen Zusammenleben in einer gemischten Gemeinde gewiesen. Den vier Evangelien gilt das 6. Kap. Im Zusammenhang mit dem MtEv wird der „Primatstext" (Mt 16,17-19) und mit dem JohEv die Spannung zwischen Petrus und dem Lieblingsjünger besonders beachtet. Die beiden Petrusbriefe verdanken sich nicht einer Petrusschule, sondern nehmen die Autorität des Apostels in Anspruch, um gegenwärtige Probleme ihrer Gemeinden zu klären. Da die beiden Briefe wahrscheinlich in Rom verfasst wurden, lag es nahe, Petrus als Pseudonym zu wählen (7. Kap.).

Im 8. Kap. geht es darum, Zugänge zur römischen Gemeinde, vor allem zu ihrer Position und ihrem Anspruch gegenüber anderen Gemeinden zu gewinnen. Für ihre Inanspruchnahme der Autorität spielt vor allem das Martyrium des Petrus und des Paulus, die weithin zusammengesehen werden, eine Rolle. In den Streitigkeiten um den Osterfesttermin beansprucht der römische Presbyter/Bischof Viktor (189-198) erstmals, über die römische Gemeinde hinaus autoritative Entscheidungen in Kalenderfragen zu treffen und kleinasiatische Gemeinden wegen der unterschiedlichen Datierung des Osterfestes zu exkommunizieren. Irenäus von Lyon gelingt es, zwischen Viktor und Polykrates von Ephesus, seinem Hauptwiderpart, zu vermitteln. Insgesamt sind mehr und mehr Amts- und Sukzessionsstrukturen zu erkennen. Das bezeugen auch die Presbyter-/Episkopenlisten, deren Anliegen es war, den gegenwärtigen Amtsinhaber als Nachfolger der Apostel zu erweisen. Dabei ist man sich allerdings der Sonderstellung der Apostel bewusst. Interessant in diesem Zusammenhang ist die Art der Schriftargumentation. Die Petrusverheißung in Mt 16,17-19 wird von nordafrikanischen Theologen um die Wende des 2. zum 3. Jh. bei der Diskussion der umstrittenen Frage einer zweiten Buße eingebracht. Auffällig dagegen ist, dass man die besondere Stellung des römischen

Bischofs nicht aus diesem Schrifttext ableitet. Die römische Gemeinde hat schon früh de facto eine Sonderstellung in der frühchristlichen Kirche eingenommen. Hier ordnete sich später die Position des römischen Bischofs ein.

Abschließend richtet Gnilka seine Aufmerksamkeit auf die apokryphe Petrusliteratur des 2. Jh.s: das Petrusevangelium, zwei Petrus-Akten und zwei Petrus-Apokalypsen (9. Kap.). Von den Petrus-Akten und Petrus-Apokalypsen stammt je eine aus den Funden von Nag Hammadi in Mittelägypten (1945/46). Gemeinsam ist diesen Schriften, dass sie die Missionstätigkeit des Petrus hervorheben, die ihn schließlich nach Rom bringt. In den Petrus-Akten setzt sich der Apostel vor allem mit Simon Magus auseinander. Sie berichten ausführlich über das Martyrium des Apostels. Hier findet sich auch die bekannte Quo-vadis-Legende.

In den Petrus-Apokalypsen werden diesem (ApkPt NH) bzw. ihm gemeinsam mit anderen Jüngern (ApkPt) im Tempel göttliche Geheimnisse offenbart. Inhalt dieser Geheimnisse sind nicht eschatologische Weisungen wie in Mk 13, sondern Belehrungen über das Jenseits. Die Petrus-Apokalypse aus Nag Hammadi bietet eine gnostische Christologie, wonach nicht der lebendige Jesus, sondern sein fleischliches Abbild gelitten hat. Petrus gilt als Begründer einer christlichen Gnosis. Im Namen seiner Autorität polemisiert die Apokalypse gegen die Großkirche. Vom Petrusevangelium ist uns nur die Passions- und Ostergeschichte überliefert. Für die Benutzung des Pseudonyms Petrus ist allgemein die Absicht maßgebend, den Schriften besondere Autorität zu verleihen.

Gnilkas Darstellung des Lebens und Wirkens des Petrus bis hin zu dessen Märtyrertod in Rom und in die Anfänge der römischen Gemeinde hinein vermittelt wichtige Einsichten auch für die ökumenische Diskussion. Dem Buch ist ein weiter Leserkreis zu wünschen.

Heinz Giesen

BARTH, Gerhard:

## DIE TAUFE IN FRÜHCHRISTLICHER ZEIT.

Neukirchen-Vluyn 2., verb. Aufl. 2002: Neukirchener Verlagshaus. 144 S., Paperback, EUR 19,90 (ISBN 3-7887-1840-4).

Barth geht es in seiner Studie über die Taufe (1. Aufl. 1981) darum, darüber zu informieren, was man heute über Entstehung, Entwicklung und Interpretationen der christlichen Taufe im NT sagen kann. Sie kann auf keinen Befehl des Auferstandenen (Mt 28,19) zurückgeführt werden, da dieser die Taufpraxis zur Zeit des MtEv (vgl. Didache) widerspiegelt. Da die Taufe Jesu durch Johannes keinerlei tauftheologisches Interesse aufweist, kommt auch sie nicht als ihr Ursprung in Frage. Die christliche Taufe, die von Anfang an als selbstverständlich praktiziert wird, knüpft vielmehr an die Johannestaufe an, setzt sich jedoch zugleich von ihr ab. Die Johannestaufe lässt sich aus keinen der uns bekannten rituellen Waschungen (Qumran, Proselytentaufe u.a.) herleiten. Sie ist anders als diese keine Selbstwaschung bzw. Selbsttaufe. Als Taufe angesichts des bevorstehenden Gerichts ist sie eine einmalige Handlung, die Vergebung der Sünden gewährt. In diesem Zusammenhang wäre m.E. darauf hinzuweisen, dass die Johannestaufe sich offenkundig als Erfüllung alttestamentlicher Verheißungen ver-

steht, wobei die verheißene Reinigung durch Wasser und Geist, die bewirkt, dass Israel tatsächlich Gottes Volk wird, einen großen Einfluss auf die Entstehung der Johannestaufe und der christlichen Taufe gehabt hat (Ez 36,24-29a).

Bei der christlichen Taufe finden wir alle Merkmale der Johannestaufe wieder. Sie ist eine einmalige Handlung, da sie ja Initiationsritus ist. Sie wird in der Regel durch Untertauchen vollzogen und ist mit Umkehr und Sündenvergebung verbunden. Das musste die Taufe als Mittel der Bezeugung der heilvollen Zuwendung Gottes in der Begegnung mit Jesus nach den Ostererscheinungen geradezu nahe legen. Durch die Taufformel „auf den Namen Jesu", die die Christusbezogenheit der Taufe ausspricht, wird indes der Unterschied zur Johannestaufe zur Geltung gebracht. Nach frühchristlichem Zeugnis gehören Taufe und Geist zusammen. Die Taufe wird im NT oft als Übereignung des Täuflings an seinen Herrn verstanden, so dass der Täufling zum Eigentum Christi wird, selbst wenn das nicht aus der Taufformel „taufen auf den Namen..." hervorgeht. Es gibt daneben ein sakramentalistisch-magisches Missverständnis der Taufe (1 Kor 15,29), das Paulus energisch zurückweist (1 Kor 10,1ff). Paulus integriert die Taufe in seine Rechtfertigungsbotschaft und Kreuzestheologie. Im Glauben wird das Heil subjektiv angeeignet, in der Taufe objektiv zugeeignet. Da für Paulus die Taufe letztlich eine Weise der Heilsverkündigung ist, begründet sie auch die christliche Ethik. Die Taufe wird auch als Wiedergeburt verstanden (vgl. Jos 3,3.5; 1 Petr 1,3.23). 1 Petr sieht in der Taufe eine Bitte um ein gutes Gewissen (1 Petr 3,21). Dadurch, dass für ihn das gute Gewissen nicht als Gabe gilt, bewahrt er die Taufe vor einem magischen Missverstehen.

Treffend unterstreicht Barth, dass die wenigen ausführlichen Tauftexte nicht darüber hinwegtäuschen können, dass die Taufe im Leben der frühen Christenheit eine sehr große Rolle spielt. Immer wieder werden die Christen an ihre Taufe erinnert, um sie dazu zu motivieren, entsprechend den ihnen in der Taufe geschenkten Möglichkeiten zu leben. Mit der Taufe wird auch die Heilsgewissheit der Christen begründet (1 Kor 1,22; Gal 3,27). Die Tauferinnerung wird zudem im Kontext der Bekämpfung von Irrlehrern eingesetzt (Kol 2,8-20). Taufparänese findet sich ebenfalls im Epheser- und im Hebräerbrief.

Barth geht fernerhin auf den Vollzug der Taufe und die Taufordnung ein, soweit sie sich in den Texten des NTs erkennen lassen. Hinreichende Indizien lassen es als wahrscheinlich erscheinen, dass schon das NT einen der Taufe vorausgehenden Unterricht kennt. Auch die Frage, ob die Taufe durch Ein- oder Untertauchen – letzteres ist wahrscheinlicher – vollzogen wurde, ist nicht sicher zu beantworten. Das NT überliefert zwar kurze Taufbekenntnisse, aber keine liturgischen Formulare für einen Taufgottesdienst.

Abschließend behandelt Barth die Frage nach der Kindertaufe zu neutestamentlicher Zeit. Mit Recht stellt er fest, dass die Aussagen, dass ein ganzes „Haus" getauft wurde, völlig offen lassen, ob dazu auch Kleinkinder zählen. Auch die anderen zugunsten einer Kindertaufe vorgetragenen Argumente (Parallele zur Proselytentaufe; Apg 2,39; Segnung der Kinder durch Jesus in Mk 10,13-16) bestechen nicht. Deshalb ist vom Sinn der Taufe her zu entscheiden. Weil die Taufe nicht im Bekenntnisakt des Täuflings bzw. der Gemeinde besteht, sondern von Anfang an Mittel der Heilszusage und Heilszueignung ist, ist sie trotz des fehlenden Bekenntnisses des Täuflings gültig. Darin, dass die Taufe eine Weise der Heilsverkündigung ist, liegt indes eine Schwäche, insofern der Säugling diese nicht vernehmen kann. Eine Gefahr der Säuglingstaufe sieht Barth auch darin, dass sie zu einem magisch verstandenen Verständnis der Taufe verführen kann. Um das zu vermeiden, empfiehlt er, die Kleinkinder regelmäßig zum sonntäglichen Gottesdienst mitzubringen. In bestimmten Fällen sei ein Taufaufschub allerdings sinnvoll. M.E. sieht Barth richtig, dass das Sakrament der Taufe sozial (ekklesial) vermittelt wird.

In seiner Studie bietet Barth eine gute Übersicht über die Entstehung, Entwicklung und über verschiedene Interpretationen der christliche Taufe im NT. Abgesehen von Einzelheiten ist ihm voll zuzustimmen. So ist die (verbreitete) Annahme, dass Mk 1,11 von Ps 2,7 beeinflusst sei und der Evangelist eine Adoptivchristologie vertrete, m.E. unhaltbar. Denn die himmlische Stimme adoptiert Jesus nicht als den geliebten Sohn, sondern bekennt sich zu ihm.

Heinz Giesen

BERGER, Klaus:

## WIE KOMMT DAS ENDE DER WELT?

Gütersloher Taschenbücher 1455.
Gütersloh 2002: Gütersloher Verlagshaus. 231 S., kt., EUR 9,90 (ISBN 3-579-01455-2).

Berger geht es um die Bedeutung apokalyptischer Texte des NTs für die Christen von heute. Er zeigt, dass solche Texte nicht Angst, sondern Ordnung vermitteln wollen. Der Weltuntergang ist nicht Selbstzweck, sondern eröffnet den Raum für das Neue, das kommt. Apokalyptische Texte betonen, dass Gottes Herrschaft sich in der Geschichte wirklich durchsetzt und die Herrschaft seines Widersachers beendet. Was den Termin des Endes angeht, weist der Verf. mit dem NT jegliche Berechnung zurück; denn die Nähe des Endes ist nicht auf der linearen Zeitlinie gedacht. Dass Gott nahe gekommen ist und seine Kinder nicht allein lässt, das ist die zentrale Botschaft des NTs. Auffällig ist, dass Paulus sowie der Kol und Eph das Ende nicht mit kosmischen Katastrophen verbinden. Allen Texten ist gemeinsam, dass Gott sich am Ende in besonderer Weise den Gerechten zuwendet und alles beseitigt, was hier stört. Darauf richtet sich die Hoffnung der Christen. Auf dem Weg dorthin ist es Aufgabe der Kirche, sich gegen jede Macht zu stellen. Weil das Eigentliche in der Zukunft erwartet wird, sind die tatsächlichen Zustände nicht mythologisierend, sondern realistisch zu bewerten.

Zutreffend stellt Berger fest, dass das Ende der Welt nicht mit dem Reich Gottes in eins zu setzen ist. Voll zuzustimmen ist ebenso seiner Interpretation der zweiten Vaterunser-Bitte, wonach Gott seine Herrschaft durchsetzen soll und wir und andere diese anerkennen sollen. Das aber heißt, dass Gottes Herrschaft schon immer ankommt, wenn Menschen Gott anerkennen. Bergers Ausführungen bestimmt wie ein roter Faden die Einsicht, dass das Entscheidende bereits jetzt geschieht, so dass es am Ende nur klarer erkennbar wird.

Berger zeigt dem Leser in wohltuend einfacher Sprache, wie apokalyptisch-eschatologische Texte heute verstanden werden können. Treffend hebt er dabei die Bedeutung der Botschaft für die Gegenwart des Christen hervor. Auch wenn man ihm nicht in allen Interpretationen folgen kann, verdient die Grundrichtung, gerade dort, wo sie einer Mehrheit von Interpreten widerspricht, Zustimmung. Die Lektüre des Buches empfiehlt sich auch, weil Berger seine Ausführungen immer wieder mit heutigen Alltagsproblemen verbindet.

Heinz Giesen

## WÖRTERBUCH DER FEMINISTISCHEN THEOLOGIE.

Hrsg. von Elisabeth GÖSSMANN, Luise SCHOTTROFF, Agnes WUCKELT u.a., Redaktion: Beata WEHN. Gütersloh 2., völlig überarbeitete und grundlegend erweiterte Aufl. 2002: Gütersloher Verlagshaus. 640 S., geb., EUR 69,- (ISBN3-579-00285-6).

Das Wörterbuch erscheint nach 12 Jahren in einer zweiten Auflage (vgl. OK 33.1992, S. 240 ). Es ist wesentlich umfangreicher geworden (statt 476 Seiten sind es jetzt 628), hat zahlreiche neue Stichworte aufgenommen (statt 95 sind es jetzt 140) und spiegelt so die Zunahme der Erkenntnis (z.B. durch Aufnahme des Artikels *Gender*) und des feministischen Selbstbewusstseins (vgl. z.B. die neuen Artikel *Schamanin, Schönheit, Segen*) wieder. Auch die Indices sind um ein Stellenregister (Bibel, außerkanonische jüdische und frühchristliche Literatur) erweitert. Wieder darf man dem Verlag und den Herausgeberinnen danken, dass sie mit dem Werk diesen Zugang zu ihrer Art, Theologie zu treiben, ermöglicht haben. Das Wörterbuch ist Herlinde Pissarek-Hudelist (1932-1994) gewidmet, die bei der ersten Auflage zu den Herausgeberinnen zählte, dann aber bald verstarb. Neu zu ihrem Kreis kamen hinzu Helga Kuhlmann (Paderborn), Doris Strahm (Basel) und Agnes Wuckelt (Paderborn).

Viktor Hahn

CHENU, M.- Dominique:

## LEIBLICHKEIT UND ZEITLICHKEIT.

Eine anthropologische Stellungnahme, hrsg. vom Institut M.-Dominique Chenu (Espaces Berlin) durch Christian Bauer, Thomas Eggensperger OP und Ulrich Engel OP. Reihe: Collection Chenu, Bd. 1. Berlin 2001: Morus Verlag. 84 S., kt., EUR 6,80,-.

Leben im „Dreizehnten". Beides war für den Dominikaner M.-Dominique Chenu ein Zuhause mit Verpflichtungen und Herausforderungen: das 13. Jahrhundert, dem seine theologisch-philosophische Vorliebe und seine mediävistische Forschung galt, und das 13. Arrondissement in Paris, ein klassisches Arbeiterviertel, in dem er wohnte, lebte und arbeitete – beides in Spannung zueinander und damit alles andere als ein bequemes, anheimelndes Zuhause, eher Kampfplatz streitbarer Begegnung von Wissenschaft und Menschsein, moderner Gesellschaft und Glaube. Chenu war Grenzgänger in bewegten Zeiten einer Neuorientierung der Kirche in der modernen Welt.

Die Jahre im Pariser Dominikanerkonvent Saint-Jacques, von 1942 bis 1954, markieren für den Dominikaner eine Zeit des Exils: in Folge der theologisch-kirchlichen Auseinandersetzungen um seine 1942 auf den Index der verbotenen Bücher gesetzte Publikation „Une école de théologie. Le Saulchoir" musste der Rektor der dominikanischen Ordenshochschule *Le Saulchoir* nach Paris emigrieren. 1954 war mit dem römischen „Aus" für das Experiment der Arbeiterpriester auch die Zeit in Paris unfreiwillig vorerst beendet. In die folgenden Jahre seines zweiten theologischen Exils in Rouen fällt der 1959 auf einem Kongress in Löwen gehaltene Vortrag *Situation humaine. Corporalité et temporalité*, der nun als Band 1 der *Col-*

*lection Chenu* des 2000 neu gegründeten Berliner Forschungszentrums der Dominikaner erstmals in deutscher Übersetzung vorliegt. Die Publikation umfasst eine historisch wie theologiegeschichtlich prägnante Hinführung der drei Herausgeber sowie eine informative werkbiographische Skizze, die den 38 Seiten starken Text des Chenu-Vortrags rahmen.

Wenn sich das Berliner Institut M.-Dominique Chenu der theologisch-philosophischen Grundlagenforschung verpflichtet weiß, so stellt das Opus 1 seiner Schriftenreihe geradezu einen (bisher weitgehend unbekannten) „Klassiker" dominikanisch geprägter Theologie mit Brückenschlägen aus der Vorkonzilszeit des vergangenen Jahrhunderts zur Scholastik vor. In Chenus Rekonstruktion des theologiegeschichtlichen Disputes zwischen neuplatonischem Augustinismus und der Aristoteles-Rezeption des Thomas von Aquin steckt weit mehr, als ein erster Blick auf die mediävistisch-scholastisch anmutende Diskussion um die Kategorien von *situs* und *corpus* erahnen lässt: es geht um materielle Leiblichkeit und geschichtliche Zeitlichkeit des Menschen als Gegenprofil zur geschichtsenthobenen Relecture des platonischen Idealismus augustinischer Positionen und ihr verhafteter theologischer Schulen.

Chenu beleuchtet die Situation der Menschen im 13. Jahrhundert, die die Wiederentdeckung der aristotelischen Philosophie in einer durch politisch-soziale Umbrüche gekennzeichneten Epoche als eine Herausforderung an ihr christliches Denken begriffen. Die realistische Metaphysik des hl. Thomas beinhaltet in diesem Kontext mit der Abkehr vom zyklischen Zeitverständnis philosophischer Prägung einen theologischen Paradigmenwechsel: „Die Zeit geht in die Definition des Menschen ein, gewiss als Hinweis auf die mit seiner Geschöpflichkeit verbundene Schwachheit, aber auch und zuerst als eine wesentliche Koordinate seines In-der-Welt-Seins" (44). Wo Geschichte und Gedächtnis eingeklagt werden, ahnt man etwas von der Dramatik, mit der gleichermaßen die Lehre des Aquinaten von der wesensbegründenden Einheit aus Leib und Seele wie die These vom Dogma inmitten der Geschichte der *Nouvelle théologie* und ihres Vordenkers Chenu das theologisch-kirchliche Establishment der jeweiligen Epoche aufzuwühlen vermochten. Chenus Eintreten für die weltzugewandte, inkarnatorische Theologie des Thomas von Aquin geht über die Wegbereitung des Zweiten Vatikanischen Konzils, seiner Deutung und somit Würdigung der „Zeichen der Zeit" hinaus: Im Eingedenken der Situation des Menschen, in ihrer Verwiesenheit auf die Geschichte ist sie für die theologische Gottesrede verpflichtend und gibt in ihrer Reflexion des Zusammendenkens von christlichem Zeitverständnis und menschlicher Leiblichkeit nachhaltige Impulse.

Die in Umfang und thematischer Konzentration kompakte und somit nicht zuletzt durch die kommentierende Hinführung gut aufbereitete Schrift lässt die nächsten Chenu-Publikationen sowie die weitere Arbeit des Institutes M.-Dominique Chenu in Berlin mit Spannung erwarten.

Ansgar Wallenhorst

## WOZU DAS LEID? WOZU DAS BÖSE?

Die Antwort von Religionen und Weltanschauungen. Hrsg. von †Hermann KOCHANEK. Paderborn 2002: Bonifatius Verlag. 360 S., kt., EUR 25,90 (ISBN 3-89710-163-7).

Es mutet eigenartig an, eine Veröffentlichung vorstellen zu sollen, wenn man vor einigen Tagen an der Beerdigung des Herausgebers teilnehmen musste, der auch unter diesem Aspekt ein viel zu frühes Ende gefunden hat. Wir verdanken ihm eine Reihe interessanter und guter Arbeiten aus seinem weiteren Tätigkeitsbereich und so auch die vorliegende zu einem Thema der Theologie und Geistesgeschichte schlechthin.

Dem Herausgeber ist es gelungen, kompetente Fachleute aus Religionswissenschaft, Theologie und Psychologie für eine Vortragsreihe zu gewinnen, die in dem lange Jahre von ihm geleiteten Bildungshaus der Steyler Missionare in Sankt Augustin gehalten wurde. Namen wie *Karl Hoheisel, Karl-Josef Kuschel, Michael von Brück, Hans Waldenfels* und *Jörg Splett* mögen stellvertretend und werbend in einem genannt sein.

Die einzelnen Autoren behandeln das Problem in fünf Kapiteln, die als *Einleitung* (1) in die Geschichte der Religionen und der christlichen Theologie führen und dann jeweils die Antworten *der Religionen Asiens* (2), *von Stammesreligionen* (3), *der monotheistischen Religionen* (4) und *von Philosophie, Weltanschauungen und Kunst* (5) referieren. Die Referate bieten grundlegende Informationen, wie die einzelnen Religionen und Weltanschauungen sich dem Problem des Leidens und des Bösen stellen und es zu lösen versuchen, und wollen so helfen, sich selbst mit dieser Frage auseinander zu setzen.

Das Buch ist gleichzeitig ein ehrenvoller Abschied von Hermann Kochanek wie auch von dem genannten Bildungshaus, das aus finanziellen Gründen 2001 geschlossen werden musste und dessen Freunden der Herausgeber das Buch widmet.

Viktor Hahn

BALTHASAR, Hans Urs von

## PRÜFET ALLES, DAS GUTE BEHALTET.

Ein Gespräch mit Angelo Scola; Reihe: Neue Kriterien, Bd.3. Einsiedeln, Freiburg, Neuausgabe 2001: Johannes Verlag. 95 S., kt, EUR 9,- (ISBN 3-89411-366-9).

Zweifelsohne kann man ihn einen der Großen katholischer Theologie des gerade zu Ende gegangenen 20. Jahrhunderts nennen. Der Schweizer Hans Urs von Balthasar war freilich ebenso eine außergewöhnliche Persönlichkeit unter den Denkern der Gottesfrage: einer der sich immer lieber als Germanist denn als Theologe auswies, ein ausgezeichneter Kenner der Theologie des Zweiten Vatikanums, obgleich er bei dem Konzil nicht dabei war, und ein Wissenschaftler, der in der Lehre von Gott und Christus ganz entscheidende Impulse setzte, wiewohl er doch nie einen Lehrstuhl an einer Hochschule innehatte.

Als Mensch war er genauso bescheiden wie erfüllt von seiner Liebe zur Kirche. Papst Johannes Paul II. hatte ihn 1988 für sein hervorragendes theologisches Lebenswerk zum Kardinal erhoben, doch diese Ehrung war ihm eher unangenehm. Er hat die Erhebungsfeier selbst auch nicht erlebt. Kurz bevor er seine Reise nach Rom antreten sollte, ist er verstorben. Das war 1988, und drei Jahre zuvor erschien das vorliegende Büchlein „Prüfet alles – das Gute behaltet" – ein Gespräch mit dem italienischen Theologen Angelo Scola, der heute Patriarch von Venedig ist und mit dem Balthasar befreundet war.

Der Dialog zwischen den beiden gibt vielfältige Einblicke in Balthasars Denken. Alles, was er sage, komme aus einer Liebe zur Kirche, bekennt der Schweizer Theologe im Vorwort, und zwar zu „einer Kirche, die 2000 Jahre lang gedauert und immer lebendig war, also nicht bloß als ‚postkonziliare' in die Wiege gelegt worden ist." Da wird deutlich, was immerzu Balthasars Anliegen war: das Betrachten des Ganzen. Und damit macht er auch auf ein weitverbreitetes Missverständnis aufmerksam: Es ist nicht redlich, Theologie erst mit dem Jahr 1965, also mit dem Ende des Zweiten Vatikanums beginnen zu lassen. Die Scheidung von prä- und postkonziliar ist vielmehr ein Axiom, das das Ganze verdunkelt. Stattdessen geht es um

genau das, was der Titel des vorliegenden Büchleins prägnant aussagt: *alles* zu prüfen und das, was gut ist, zu behalten. Und wesentlich zum Guten gehört für Balthasar die Lebendigkeit des Glaubens. Was ihm eine lebendige Kirche bedeutet, das hat Balthasar bereits Anfang der 50er Jahre in seinem Werk „Schleifung der Bastionen" beschrieben. Wesentlich sei der missionarische Charakter der Gemeinschaft der Glaubenden, erläutert der Theologe hier im Interview seinen Ansatz, doch um in solcher Apostolizität wahrhaft wachsen zu können, brauche es eine Assimilation der Kirche an die moderne Welt, und zwar in dem Sinne, „dass sie (nämlich die Kirche, Rez.) an Schätze erinnert wird, die in ihr selber lagen, die sie aber entweder vergessen oder noch gar nicht entdeckt hat."

Tatsächlich ist Balthasar damit zum Vordenker des Zweiten Vatikanums geworden, das in diesem Sinn das „Aggiornamento", das positive Verhältnis zur Welt, betont hat. Die Kirche, so verdeutlicht der eidgenössische Denker näherhin jenes Postulat des Konzils, habe in ihrer Begegnung mit der Welt die Aufgabe, sich ganz und gar auf Christus zu besinnen und mithin zu zeigen, dass nur in ihr Christus zu finden ist. Gerade dies sei der einzige Weg, wieder Menschen für Jesus zu gewinnen. Und dabei gilt es auch zu bedenken, dass die Ecclesia als solche schon von ihrer Struktur her ganz und gar ein Hinweis auf Christus sei. Auf Christus also kommt es an, und so verwundert es nicht, dass Balthasar den Ansatz Karl Rahners vom anonymen Christsein rundweg ablehnt. Nein, Christ ist der, der sich zu Christus bekenne, stellt Balthasar klar – und das besage ja auch schon der Name: Christ nämlich heiße nichts anderes als für Christus Zeugnis abzulegen.

Genauso freilich gehört zu diesem Christsein – so Balthasar – die Bindung an die Kirche. Amt, Tradition und Schrift sind nämlich, so zeigt der Kenner der Theologie des Konzils, untrennbar miteinander verbunden. Dabei kann er sich gut auf die Offenbarungskonstitution „Dei verbum" berufen und verdeutlicht, dass die Kirche nach den Aussagen des Zweiten Vatikanums eben nicht demokratisch, sondern im Letzten christologisch – also auf Christus hin – strukturiert ist: „Wenn dann die communio hierarchia (also die Verbundenheit der Bischöfe untereinander und mit ihrem Oberhaupt, dem Papst, Rez.) und dann auch jedes einzelnen nicht als ausgesprochene Nachfolge Christi verstanden wird, ist alles umsonst. Und entsprechend ist keine pastorale Leitung im katholischen Sinn möglich, wenn sie nicht auf den ‚Leib' und die ‚Braut' Christi zielt, sondern auf ein sich demokratisch fühlendes und gebärdendes Kirchenvolk." (22). Tatsächlich, so führt Balthasar weiter aus, habe das „Aggiornamento" des Konzils denn auch nichts anderes bedeutet, als dass die Kirche „innerlich instand gesetzt werden" sollte, „aus ihren ursprünglichsten Kräften heraus der neuen Weltlage entgegenzutreten" (23). Es sei also keineswegs um eine Verweltlichung gegangen.

Und dann folgt das deutliche Bekenntnis zu Kardinal Ratzinger und Papst Johannes Paul II.: Beide hätten in diesem Punkt völlig recht: „Die nachkonziliaren Wirren sind nicht vom Konzil verschuldet." Ein recht verstandenes „Aggiornamento" brauche hingegen eine Anthropologie, „die unserer Zeit angemessen und dabei christlich ist, nämlich angeleuchtet durch das Licht der Offenbarung." (24) In diesem Sinn ist die Unterscheidung der Geister in unserer Zeit mehr denn je vonnöten; eben die Unterscheidung, ob nun etwas die Kultur aufbaut oder sie zerstört. Um dies nachzuvollziehen, braucht es Kontemplation – und zwar wesentlich christliche Kontemplation, die sich auf den dreifaltigen Gott ausrichtet. Deren Ziel sollte nicht die in erster Linie subjektive Gotteserfahrung sein, sondern das Sich-Vertiefen in das, was Gott uns schenkt.

So liefert Hans Urs von Balthasar in den vorliegenden Texten einen sehr wertvollen Beitrag zur Frage des rechten Umgangs mit dem „Aggiornamento" und mithin den Aussagen des Zweiten Vatikanums. Die 95 Seiten bieten aber noch viel mehr: Einblicke in Fragen der

Begegnung mit dem Judentum, Anmerkungen zu einem recht verstandenen Umgang mit der Heiligen Schrift und Fragen zur Theologie der Befreiung, die im Erscheinungsjahr des Buches ein wichtiges Thema war. Auch hier Balthasars Antwort: Bei allem Respekt vor vielfältigen Ansätzen und Anschauungen, bei denen durchaus einiges für das Christsein förderlich ist, darf doch nie die Besinnung auf Christus, den Mensch gewordenen Sohn Gottes fehlen. Also: „Prüfet alles - das Gute behaltet!" Das Buch zeigt überzeugend, was dieses Gute ist.

Raymund Fobes

MEUFFELS, Otmar:

## THEOLOGIE DER LIEBE IN POSTMODERNER ZEIT.

Würzburg 2001: Echter Verlag. 176 S., kt., EUR 15,40 (ISBN 3-429-02372-6).

Nach einer detaillierten Analyse des Zeitgeistes der Postmoderne und eines ihrer zentralen Kennzeichen, des Pluralismus in den Lebenseinstellungen, -entwürfen und -stilen der Menschen, sucht der Autor nach einem letzten einenden Horizont für die Vielfalt der Möglichkeiten von Lebens- und Weltgestaltung. Dieses Einende sieht er in der Liebe als einem Grundvollzug des Menschseins. Indem der Mensch liebt, sich also um den Anderen kümmert und sich hingibt und ebenso vom Anderen Zuwendung und Hingabe empfängt, eröffnet sich ihm die Möglichkeit, einen festen Grund, Konstanz, letztlich Identität zu finden. Zugleich bleibt er offen auf anderes hin und für immer neue Formen und Entwürfe der Alltagsrealisation. Ist es an sich schon ein kühnes Unterfangen, die Liebe als eine Grundkonstante des Menschseins in der gegenwärtigen postmodernen pluralen Welt begründen zu wollen, so legt der Autor „noch eins drauf", indem er diese Liebe mit der christlichen Liebe als Grundkonstante des trinitarischen Gottesglaubens zusammenzubringen versucht. Für ihn besitzt die Liebe des Menschen nicht nur die Möglichkeit, „in der Differenz die Einheit zu stiften" (S. 37), sie lässt den Liebenden auch an dem umfassenden Geheimnis der Liebe in ihrer Totalität partizipieren: „Diese Integration der Pluralität in eine neue Einheit vollzieht sich aufgrund einer Antizipation jenes Geheimnisses, das als Grund der Liebe selbst Liebe ist und eine Totalität ermöglicht, an der die Menschen teilhaben dürfen und aus der heraus sie ihre eigenen Lebensentwürfe realisieren können: als identitätsstiftende Einheit in der bleibenden Differenz." (ebd.) Für den Gläubigen ist diese Liebe identisch mit Gott, dem Schöpfer dieser Welt, der sich in Jesus als ein liebender Gott, als die Liebe schlechthin erwiesen hat. Die Suche nach einer Einheit in der Vielfalt kommt für den Autor eigentlich erst dort zum Ziel, wo an eine „Letztwirklichkeit" geglaubt wird, wo vor dem Hintergrund der Postmoderne als einer Situation der Offenheit und Vielfalt eine alles durchwaltende Einheit und Relationalität erkannt wird und der Mensch für eine Teilhabe an einem Grund dieser Liebe außerhalb des Menschen bereit ist.

Der Autor leistet keine wirklich radikale Auseinandersetzung mit den Philosophien, den Mentalitäten und Realisationen der Postmoderne – was zwar nicht zu seiner Zielsetzung gehörte, was aber bei seinem Bemühen um ein „christliches Programm einer Einheit in Unterschiedenheit" mit „visionärer Prägekraft" (S. 165) reizvoll und angebracht gewesen wäre. Er legt jedoch den plausiblen, zukunftsfähigen Entwurf einer „Theologie der Liebe in postmoderner Zeit" vor, der nicht nur eine gute Grundlage für eine fruchtbare Auseinandersetzung mit den Menschen und dem Zeitgeist heute bietet, sondern auch eine moderne Aufbereitung des Glaubens an den trinitarischen Gott der Liebe.

Matthias Hugoth

## THEOLOGIE UND PSYCHOLOGIE IM DIALOG ÜBER STERBEN UND TOD.

Hrsg. von Michael SCHLAGHECK.
Paderborn 2001: Bonifatius Verlag. 144 S., kt., EUR 13,30 (ISBN 3-89710-149-1).

Die in diesem Buch enthaltenen Beiträge geben einen fundierten Einblick in den aktuellen Stand der Diskussion über das Verständnis von Sterben und Tod in Theologie und Psychologie. Dabei geht es in erster Linie um eine theoretische Auseinandersetzung mit diesen Verstehensweisen. Die Konsequenzen, die daraus für Ärzte und Pflegende zu ziehen sind, werden nur am Rande behandelt. Dennoch sollte dieses Buch – trotz der hohen Abstraktion einiger recht akademisch formulierten Beiträge – auch von diesen gelesen werden. Denn der gebotene Einblick sowohl in die Befunde der Thanatopsychologie und in die Sichtweisen der Psychoanalyse als auch in das gewandelte Verständnis von Sterben und Tod in der Theologie und Spiritualität enthalten zahlreiche Anhaltspunkte für das Überdenken der eigenen Auffassungen und für eine Weiterentwicklung der Konzepte zur Pflege und Begleitung von sterbenden Menschen. Der Vorteil solcher bilanzierenden und als Grundlage für eine Fachdiskussion gedachten Beiträge liegt darin, dass sie die Komplexität der aktuellen Fragestellungen reduzieren und auf den Punkt bringen, um was es eigentlich geht. Matthias Hugoth

ZULEHNER, Paul M.:

## JEDEM SEINEN EIGENEN TOD.

Für die Freiheit des Sterbens.
Ostfildern 2001: Schwabenverlag. 56 S., Hardcover, EUR 7,80 (ISBN 3-7966-1055-2).

Die jüngsten Gesetzesentscheidungen in Holland und Belgien zugunsten einer Freigabe der aktiven Euthanasie sieht der Autor als Konsequenz eines extremen liberalen Denkens, das die Autonomie des Einzelnen für alle Bereiche seines Lebens und gerade auch für sein Sterben einfordert. Wie frei aber sind die Menschen wirklich, für die ihr Kranksein unerträglich ist, die unter schweren Schmerzen leiden und unter dem Gefühl, den Menschen um sie her zur Last zu fallen? Welche Freiheit wird hier eigentlich eingefordert und wozu? Über solche Fragen denkt und meditiert der Autor in diesem Buch „laut nach" und kommt zu dem Ergebnis, dass es allzu oft materielle Gründe sind, die dafür sprechen, das Kranksein und Sterben eines Menschen zu verkürzen – Kranksein ist teuer, und wer unheilbar krank und dem Tod geweiht ist, kostet „unverhältnismäßig viel". Eine solche Einstellung aber mindert den Blick dafür, dass das Leiden von Kranken und Sterbenden auf anderem Weg gelindert und erträglicher gemacht werden kann. Letztlich steht die Humanität einer Gesellschaft auf dem Spiel, wenn die Entscheidung über die Beendigung des Lebens jedem allein anheimgestellt wird und Medizin und Pflege sich immer selbstverständlicher daran beteiligen, dieses Ende aktiv herbeizuführen. Die Dinge müssen von allen Seiten betrachtet werden. Dies exerziert der Autor hier beispielhaft.
Matthias Hugoth

LEGLER, Erich:

## AUF DICH VERTRAUE ICH.

Mit Kranken und Sterbenden beten.
Ostfildern 2002: Schwabenverlag. 179 S., Hardcover, EUR 13,50 (ISBN 3-7988-1079-X).

Krankheit und erst recht die Konfrontation mit dem Sterbenmüssen löst bei den Betroffenen gewöhnlich Gefühle der Angst, der Hilflosigkeit und Verlorenheit, des Alleinseins und der Verzweiflung aus. Viele besinnen sich auf Gott, erwarten von ihm Hilfe und Heilung; andere stellen Fragen nach dem Warum und Wozu, wieder andere gehen mit ihm ins Gericht, weil er sie nicht vor dem Zustand, in dem sie sich jetzt befinden, bewahrt hat. Und dann gibt es auch solche, die Gott danken wollen für den Beistand, den sie erfahren haben. Oft fehlen bei alledem die Worte. Dem kann das vorliegende Buch abhelfen. Es enthält traditionelle wie auch neue meist vom Herausgeber selbst formulierte Gebete, Gedanken und Meditationen über Gesundsein und Kranksein, über Schuld und Versöhnung, über Angst, Hoffnung und Vertrauen. Und es enthält Texte für die, die sich als Angehörige, Ärzte, Schwestern, Pfleger oder Seelsorger um die Kranken kümmern. In der Sammlung überwiegen die Hoffnungs- und Trosttexte und solche, die dazu ermuntern und anleiten, sich mit sich selbst und mit Gott zu versöhnen. Insgesamt eine gelungene, für die pflegerische und seelsorgliche Begleitung von kranken Menschen hilfreiche Sammlung von Texten zum Innehalten, Nachdenken und Beten. Matthias Hugoth

ESSAU, Cecilia A.:

## DEPRESSION BEI KINDERN UND JUGENDLICHEN.

UTB Wissenschaft, Bd. 2294.
München 2002: Reinhardt Verlag. 220 S., kt., EUR 19,90 (ISBN 3-8252-2294-2).

Dieses Lehrbuch bietet einen Überblick über den aktuellen Forschungs- und Erkenntnisstand zur Depression von Kindern und Jugendlichen. Es führt systematisch in die Klassifikation, Diagnose, Prävention und Therapie der Erkrankungen ein und erörtert die gängigen Erklärungsmodelle zur Entstehung von Depressionen und zur Entwicklung von harmlosen depressiven Symptomen zu klinisch relevanten Krankheitsformen. Es stellt schließlich eine Reihe psychotherapeutischer Richtungen und Präventionsprogramme vor. Die Autorin stützt sich bei ihren Ausführungen sowohl auf eigene Forschungsergebnisse als auch auf die aktuelle, vor allem englischsprachige Fachliteratur. Die Befunde sind vielfach alarmierend: Depressionen bei Kindern und Jugendlichen nehmen nicht nur stetig zu, sie setzen auch immer früher ein, werden häufig chronisch und führen zu beträchtlichen psychosozialen Beeinträchtigungen. Und: die Depressionen von Erwachsenen beginnen häufig bereits in der Kindheit oder Jugend, ohne dass dies von Eltern und Pädagogen bemerkt wird. Die Themen des als Lehrbuch konzipierten Werkes sind akademisch aufbereitet und in erster Linie für Lehre und Studium gedacht. Adressaten sind Studierende und Lehrkräfte der Psychologie, Medizin, Pädagogik und Sozialarbeit. Für Praktiker enthält das Buch viele aufschlussreiche Befunde, wichtige Denkanstöße und brauchbare Handlungsanregungen. Für die pastorale Arbeit mit psychisch kranken Kindern und Jugendlichen gibt es noch sehr wenige Konzepte und erprobte Modelle. Dies liegt auch daran, dass innerhalb der Pastoraltheologie die Rezeption humanwissenschaftlicher Befunde noch immer große Lücken aufweist. Das vorliegende Buch kann dazu beitragen, diese zu schließen. Matthias Hugoth

## NEUES LEXIKON DES JUDENTUMS.

Hrsg. von Julius H. SCHOEPS.
Gütersloh überarb. Aufl. 2000: Gütersloher Verlagshaus. 896 S., Ln., ca. EUR 20,-
(ISBN 3-579-02305-5).

Ein Nachschlagewerk, das sich die Darstellung der Vielfalt und des Reichtums der mehr als 3000 Jahre alten jüdischen Kulturgeschichte zum Ziel gesetzt hat, muss sich mit ungleich mehr Schwierigkeiten auseinandersetzen als jedes andere Lexikon, weil die Vorstellung von der Wirklichkeit jüdischen Lebens verständlicherweise von Bildern des Leidens und der Zerstörung geprägt ist. Jüdische Geschichte ist mit den normalen Kriterien der Geschichtsschreibung schon aus diesem Grund kaum fassbar, zumal man zumindest seit der Aufklärung nicht mehr von einer zusammenhängenden, einheitlichen jüdischen Kulturgeschichte sprechen kann. Das zwang Herausgeber und Mitarbeiter dieser aktualisierten Neufassung der Ausgabe von 1992 zu einer von allgemeinen Enzyklopädien und lexikalischen Nachschlagewerken abweichenden Gliederung und Verteilung des Stoffes dergestalt, dass komplexe Themenbereiche wie „Antisemitismus", „Geschichte des deutsch-jüdischen Verhältnisses", „Kirche und Judentum", „jüdische Philosophie", „Reformjudentum" oder „Zionismus" nicht in der gewohnten Artikelform, sondern als Essays abgehandelt wurden.

Die Neuausgabe des Lexikons richtet sich nicht in erster Linie an jüdische Leser – sonst hätte man sich manchen Beitrag sparen können –, sondern vor allem an eine nichtjüdische Zielgruppe mit einer gewissen Vorbildung, die sich für historische, politische, kulturelle und religiöse Fragestellungen interessiert. Die vertiefte Beschäftigung mit der jüngeren deutschen Vergangenheit hat auch das Interesse an der jüdischen Geschichte gefördert. Dem Rechnung zu tragen, haben sich die Mitarbeiter, über 100 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus 14 Ländern, mit Erfolg bemüht, indem sie die aus der Erstausgabe übernommene Substanz im wesentlichen fortgeschrieben, erweitert und ergänzt haben. Das trifft besonders für die Beiträge über das historische und aktuelle Verhältnis von Juden und nichtjüdischer „Umgebungsgesellschaft" zu, die neu zu thematisieren waren, wobei vor allem die Architektur und Topographie von Gedenkstätten, die dramatisch bedrohten traditionellen, kulturellen, sozialen und religiösen Beziehungsgeflechte in Israel, aber auch biographische Daten und demographische Entwicklungen zu berücksichtigen waren.

Konzeption und inhaltliche Schwerpunkte sind im Vergleich mit der Erstausgabe erhalten geblieben. Es sind dies: 1. Allgemeines Grundwissen über Religion und Kultur des Judentums. 2. Jüdisches Leben in der Antike und im Mittelalter. 3. Geschichte des deutschen Judentums. 4. Geschichte des Judentums in Europa, in den USA und in anderen Ländern. 5. Neubeginn jüdischen Lebens nach dem Holocaust und 6. Entstehung und Entwicklung des Staates Israel. Um die Benutzung des Lexikons zu erleichtern, werden im Anschluss an das Vorwort zur Neuausgabe einige nützliche Hinweise geboten zur alphabetischen Reihenfolge der Stichwörter, zur Schreibweise, zu sprachlichen Angaben, zu Daten und Werktiteln, zur Literatur und zu Verweisen einschließlich der Listen über die Abkürzungen der biblischen

Bücher und rabbinischen Texte sowie ein Verzeichnis der Mitarbeiter/innen zusammen mit ihrem bei den einzelnen Artikeln verwendeten Autorensigel.

Schon nach der Lektüre einiger Artikel und Essays ist klar, dass dieses Lexikon ein gelungenes Werk von hoher Qualität darstellt, dem im deutschen Sprachraum gegenwärtig nichts Gleichwertiges an die Seite zu stellen ist. Vollständigkeit im enzyklopädischen Sinn konnte und sollte nicht erreicht werden. Trotzdem wurde das breite Spektrum der jüdischen Geschichte und Kultur beispielhaft dargestellt und dem Leser auch optisch ansprechend dargeboten. Die einzelnen Artikel sind knapp, nüchtern, präzise und sachkundig abgefasst, was nach den oben angedeuteten Schwierigkeiten bestimmt nicht immer einfach war. Bei dem Bemühen, den Gang der jüdischen Geschichte darzustellen, konnte es nicht ausbleiben, einzelne Elemente nach subjektiver Beurteilung zu betonen, andere dagegen in den Hintergrund treten zu lassen. Das muss kein Nachteil sein, solange ein Autor kühlen Kopf und die Kontrolle über seine Gefühle behält. Es verdient größten Respekt, dass selbst die Autoren, die die für das Judentum besonders bedrückenden und schmerzlichen Erfahrungen zu kommentieren hatten, niemals der Versuchung der Schwarzweißmalerei erlegen sind, ja sogar den Mut aufgebracht haben, neben den nicht zu bestreitenden Verbrechen auch die eventuell vorhandenen positiven Maßnahmen und Taten zu erwähnen. Leider gibt es auch hier zu Lande noch immer antijüdische Ressentiments, die gelegentlich bösartig, meist aber Auswirkungen überkommener Vorurteile oder Ausdruck schlichter Unwissenheit sind. Es leben heute etwa 30000 Juden in Deutschland, wobei die jüdischen Gemeinden in Berlin derzeit prozentual die am schnellsten anwachsende jüdische Gemeinschaft außerhalb Israels darstellen. Das ist gewiss eine Minorität im Vergleich zu den drei Millionen Muslimen, aber für Christen kein Grund, dem Volk, dem auch Jesus entstammte, Respekt und Achtung zu verweigern. Dies Lexikon ist ein unentbehrliches Nachschlagewerk, das in keinem Haushalt fehlen dürfte. Der überraschend günstige Preis sollte die Kaufabsicht erleichtern.

Franz Karl Heinemann

KOTZULA, Stephan:

## KIRCHENGESCHICHTE IN DATEN UND FAKTEN.

2000 Jahre in vergleichender Übersicht.
Leipzig 3. überarb. Aufl. 2002: Benno Verlag. 255 S., geb., EUR 14,90 (ISBN 3-7462-1560-9).

Die Geschichte zu studieren ist kein Luxus, denn nur aus ihrer Kenntnis kann die Wirklichkeit der Gegenwart recht begriffen werden. Geschichte kennen zu lernen, sind immer auch Übersichten hilfreich, was durch eine Synopse, den gleichzeitigen Überblick über bestimmte Bereiche oder Aspekte der Geschichte, nochmals verstärkt wird.

Beides wird in der vorliegenden Kirchengeschichte geboten, die nun in dritter Auflage erscheint und nicht nur markante Ereignisse seit der letzten Auflage nachträgt, sondern durch ein vollständiges Namensregister, wie auch durch ein Sachregister ergänzt wird.

Die Gliederung der Kirchengeschichte umfasst vertikal in 6 Kapiteln I. Die Kirche in der Spätantike (bis ca. 604), II. Die Kirche im Mittelalter (604 bis 1517), III. Die Kirche in der Epoche der Neuzeit (1517 bis 1789), IV. Die Kirche im 19. und 20. Jahrhundert bis zum II. Va-

tikanischen Konzil (1789- 1962), V. Die Kirche ab dem II. Vatikanischen Konzil bis zur Jahrtausendwende (1962-1999) und VI. Die Kirche am Anfang des III. Jahrtausends (ab 2000).

Die horizontale Gliederung geschieht in 7 Spalten, die nebeneinandergesetzt (das Buch liegt im Querformat) einen gleichzeitigen Blick auf die Geschichte unter eben siebenfachem Aspekt erlauben: Weltgeschichte, Glaubensverbreitung, Glaubensentfaltung, Orden-Heilige-Spiritualität, Kirche und Gesellschaft, Liturgie und kirchliches Leben, Christliche Kunst und Musik. Ein gefälliges und brauchbares Unternehmen, für das man dem Herausgeber danken muss.

Viktor Hahn

## EIN BLICK INS PARADIES: 550 JAHRE KLOSTER DALHEIM.

Kalender 2003. Im Auftrag des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, hrsg. von Matthias WEMHOFF; Photos von Axel THÜNKER; Texte von Klemens KOSCH.
Paderborn 2002: Bonifatius Verlag. Format 42 x 29,7 cm., EUR 12,90 (ISBN 3-89710-223-4).

Der Kalender, rechtzeitig zur Besprechung angefordert, wurde vom Verlag leider zu spät zugeschickt, um noch im alten Jahr vorgestellt werden zu können. Die bleibende Schönheit des Kalenders rechtfertigt eine solche aber auch heute noch, zumal solche Kalender ohnehin mehr der Bilder wegen aufgehängt werden, als dass sie zur Datumsanzeige dienten. Für diesen gilt es sicher.

Das vor genau 200 Jahren säkularisierte Kloster der Augustiner-Chorherren feiert in diesem Jahr sein 55o-jähriges Bestehen. 12 stimmungsvolle Farbphotographien vermitteln nicht nur einen gelungenen Eindruck von der großartigen Anlage, sie laden auch, unterstützt durch Texte aus dem monastischen Leben, zum Meditieren ein.

Ein zusätzliches 13. Blatt berichtet kurz die Geschichte des südöstlich von Paderborn gelegenen Areals, das 1979, vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe erworben, restauriert wurde und als westfälisches Klostermuseum dienen wird. Eine Planskizze vermerkt Ort und Blickrichtung der einzelnen Aufnahmen. Ein gelungener Kalender, auf dessen Begleitung durchs Jahr ich mich freue.

Viktor Hahn

## IM KREUZ IST HOFFNUNG.

Kreuzwegandachten.
Leipzig 3. Aufl. 2001: Benno Verlag. 144 S., kt., EUR 8,60 (ISBN 3-7462-1304-5).

Das kleine Buch enthält sieben Vorschläge für Kreuzwegandachten in der Gemeinde. Die Modelle sind alle in ihrer Art unterschiedlich und wollen das Angebot des „Gotteslob" ergänzen. Sie sind meditativ und zeitgemäß und nehmen Bezug auf konkrete Situationen und Anliegen. Gemeinden, die für die Fastenzeit mehrere Kreuzwegandachten planen, werden für diese Handreichung dankbar sein, da sie ihnen die Vorbereitung erleichtert.

Allerdings ist ein Gestaltungsvorschlag (Kreuzweg IV) dabei, der mir problematisch erscheint, da er sich offenbar stark an den bildlichen Darstellungen eines bestimmten Kreuzwegs orientiert, sodass andernorts Bild und Text nicht miteinander in Einklang zu bringen sind. So heißt es z.B. bei der zweiten Station: „Der Stamm des Kreuzes steht schon auf dem Berg Golgota. Fest in die Erde gerammt ... Er (d.h. Jesus) wird den rauhen, klotzigen Querbalken hoch zum Berg tragen" (S. 56). Viele Kreuzwege zeigen Jesus, wie er das gesamte Kreuz trägt, nicht bloß den Querbalken. Den Text abzuändern – auch bei anderen Stationen – verlangt sehr viel Aufwand.

Josef Schmitz

HUBER, Max:

## OSTERN – ERINNERUNG AN UNSERE ZUKUNFT.

Gründonnerstag – Karfreitag – Ostern. Reihe: Konkrete Liturgie.
Regensburg 2002: Fr. Pustet. 128 S., kt., EUR 12,90 (ISBN 3-7917-1800-2).

Das österliche Triduum ist zwar der Höhepunkt des Kirchenjahres, es bedeutet jedoch wegen der dichten Aufeinanderfolge der gottesdienstlichen Feiern für den, der die Gottesdienste gut vorbereiten und dem Anspruch gerecht werden will, den die Verkündigung des Wortes Gottes an ihn stellt, eine große Belastung, der er auf Dauer nur standhalten kann, wenn er Anregungen von außen erhält. Hinzu kommt, dass wir in Deutschland das österliche Triduum noch durch einen zusätzlichen Feiertag (Ostermontag) ergänzt haben.

Max Huber, langjähriger Leiter des Seelsorgeamtes der Diözese Passau, bietet für die Zeit von Gründonnerstag bis Ostermontag einschließlich eine gute Hilfestellung durch eine Sammlung von ausgearbeiteten Predigtmodellen (je 3 für Gründonnerstag und Karfreitag, 6 für Ostersonntag und 2 für Ostermontag). Die Ansprachen sind konkret, anschaulich und lebensnah und erschließen den Festinhalt in gut verständlicher Weise. Abgerundet werden die Modelle durch eine Einführung in die jeweilige Feier, Kyrie-Rufe, Fürbitten und Meditationen, die sich an den Predigtgedanken orientieren. Leiterinnen und Leiter selbständiger Wortgottesdienste an Ostersonntag und Ostermontag finden zusätzlich jeweils ein Tages- und Schlussgebet ohne eucharistischen Bezug.

Josef Schmitz

DOBHAN, Ulrich / KÖRNER, Reinhard:

## LEBENSWEISHEIT FÜR UNSERE ZEIT.

Edith Stein als Lehrerin der Spiritualität.
Leipzig 2001: Benno Verlag. 96 S., Klappenbroschur, EUR 9,90 (ISBN 3 -7462-1495-5).

Für Menschen auf der Suche nach Orientierung ist die heilige Edith Stein zweifelsohne eine gute Wegbegleiterin. Tatsächlich gehört die geborene Jüdin, die erst Atheistin werden musste, um dann im Karmelitenorden wirkliche Erfüllung zu finden und schließlich mit ihrem jüdischen Volk in die Gaskammern von Auschwitz ging, wohl zu den bekanntesten heiligen Frauen des 20. Jahrhunderts. Und das wird auch in der Vielzahl der literarischen Werke über sie deutlich – Bücher, die nicht nur Biografien sind, sondern sich eben auch als Lebenshilfe aus dem Glauben verstehen.

Auch vorliegendes Buch gehört in diese Kategorie. Es befasst sich besonders mit der Spiritualität der Ordensfrau und stellt sie in drei Essays als „Lehrerin der Spiritualität und des spirituellen Lebens vor." (7). Verfasst haben die Texte die beiden Karmeliter Ulrich Dobhan und Reinhard Körner, beide sehr involviert in die Theologie und Biografie Edith Steins. Besonderen Wert legen die Autoren in ihren Texten auf das ganz besondere Wahrheitsverständnis der Ordensfrau sowie auf ihre intensive Beschäftigung mit der Frage nach rechtem Einfühlvermögen in andere Menschen und auch in Gott.

HUNDERTMARK, Peter:

## GOTT IN ALLEN DINGEN SUCHEN.

Geistliche Übungen für ein ganzes Jahr.
Leipzig 2001: Benno-Verlag. 112 S., geb., EUR 12, 50 (ISBN 3-7462-1505-6).

Nein, es ist kein Buch, das man in einem Zug durchliest. Vielmehr handelt es sich bei der vorliegenden Schrift „Gott in allen Dingen suchen" um ein Exerzitienbüchlein, das zum Begleiter auf dem christlichen Weg werden will. Sein Verfasser, Dr. Peter Hundertmark, ist der Leiter der Diözesanstelle für spirituelle Bildung und Glaubensvertiefung im Bistum Speyer. Das Buch, das für jeden Tag des Jahres geistliche Impulse gibt, orientiert sich maßgeblich an den Exerzitien des hl. Ignatius von Loyola. Es nimmt aber genauso Gedanken anderer Gottsucher und vor allem der Heiligen Schrift auf. Das Buch vertritt einen ganzheitlichen Glauben, der in gleicher Weise Kopf, Herz und Hand – also Verstand, Gefühl und körperliche Ertüchtigung – einbezieht.

BEK, Birgit / LINK, Paulin:

## GLAUBEN ERFAHREN UND AUSDRÜCKEN.

Ein Werkbuch zur Arbeit mit biblischen Erzählungen.
München 2002: Bernward bei Don Bosco. 95 S., kt., EUR 12,70 (ISBN 3-7698-1327-8).

Wer tut sich nicht manchmal schwer, zu bestimmten Bibelstellen den Zugang zu finden. Da kommt dieses originelle Buch gerade richtig, denn es hilft, die biblische Szenerie lebendig werden zu lassen, sich in sie hineinzuversetzen und dadurch neue Erfahrungen zu gewinnen. Die unverwechselbaren biblischen Erzählfiguren – genannt Egli-Figuren – , wurden von der Schweizerin Doris Egli geschaffen. Sie wollte biblische Texte nicht nur lesen, sondern auch inszenieren. Tatsächlich bieten die Erzählfiguren eine Möglichkeit, biblische Texte zu verdichten und Szenen plastisch nachzustellen. Viel wichtiger ist aber, dass man durch die Figuren in verschiedene Rollen schlüpfen und dadurch die biblische Botschaft unmittelbarer erleben kann. Glaubensprozesse und Lebensfragen werden verblüffend anschaulich und nachvollziehbar.

Kein Wunder, dass diese beweglichen und zugleich stabilen Figuren bei verschiedenen Veranstaltungen, vor allem aber im Kindergarten und in der Sakramentenkatechese sehr beliebt sind. Die beiden Autorinnen, beide Franziskanerinnen von Reute und versiert in Jugend- und Erwachsenenbildungsarbeit, haben es verstanden, mit den Erzählfiguren vertraut zu machen und schrittweise den Umgang mit der Schrift zu erklären. Sie nennen außerdem zahlreiche Einsatzmöglichkeiten und bieten Anregungen und Modelle für verschiedene Anlässe, die sich bewährt haben. Das Ergebnis ist ein wirklich brauchbares Praxisbuch für die Bibelarbeit, das auch in Deutschland seine Freunde finden wird.

GUNKEL, Lioba:

## „ICH BIN DER WEG“ Joh 14,6.

Meditationen zu den Evangelien der Sonn- und Festtage. Lesejahr A. Band 1: Weihnachts- und Osterfestkreis; Band 2: Im Jahreskreis.
Leipzig 2001: Benno-Verlag. 140 bzw. 143 S., geb. mit Lesebändchen. Je EUR 9,90 (ISBN 3-7462-1471-8, bzw. – 1472-6).

In Fortsetzung der Auslegungen zu den Evangelien des Jahreskreises C (Lukas), die unter dem Titel „Ich bin das Leben“ bereits erschienen sind, bilden die beiden hier vorgestellten Bändchen Meditationen zu den Evangelien des Lesejahres A (Matthäus) unter der Überschrift „Ich bin der Weg“. Der erste Teilband enthält Betrachtungen der Festzeiten Weihnachten (mit Advent) und Ostern / Pfingsten (mit österlicher Bußzeit), der zweite Teilband Betrachtungen der 34 Sonntage im Jahreskreis.

Das Wort „Meditationen“ im Untertitel ist hier wirklich angebracht, denn es geht der Autorin, Sr. Lioba Gunkel OSB, nicht um brandaktuelle, modisch aufbereitete Predigten, sondern um biblisch fundierte und orientierte Auslegungen, die den Kern der biblischen Aussagen freilegen und die die Evangelien als Quelle der persönlichen Beziehung zu Jesus Christus erschließen.Die Liedstrophen und Psalmtexte am Ende der Betrachtungen laden dazu ein, diese persönliche Beziehung zu vertiefen. Das auf mehrere Bände angelegte Werk ist also eher ein Betrachtungs– als ein Predigtbuch, aus dem freilich auch Prediger viel lernen können, weil es vielfältige Anregungen für die eigene Arbeit bietet.

BUTZKAMM, Aloys: „Im Namen Allahs, des Allbarmherzigen." Eine kleine Einführung in den Islam. Paderborn: Bonifatius 2002, 121 S., kt., EUR 12,90, ISBN 3-89710-234-X.

CONZEMIUS, Victor: Gottes Spurensucher. Zwanzig christliche Profile der Neuzeit.Freiburg: Herder 2002, 327 S., geb., EUR 29,90, ISBN 3-451-27897-9.

Dialog. Hrsg. von Bernhard Mensen. Reihe: Akademie Völker und Kulturen. Vortragsreihe 2001/2002, Bd. 25. Nettetal: Steyler Verlag 2002, 106 S., kt., EUR 24,80, ISBN 3-8050-0482-6.

Er lasse sein Angesicht über uns leuchten. Kardinäle meditieren Bilder der Sixtina. Freiburg: Herder 2002, 126 S., Pappband, EUR 19,90, ISBN 3-451-27872-3.

Fioretti. Legenden um Franz von Assisi in Bild und Text. Mit einer Einführung und Kommentar von Anton Rotzetter. Freiburg Schweiz: Paulusverlag 2002, 176 S., 85 Farbbilder, geb., EUR 38,50, ISBN 3-7228-0574-0.

Gottes Kinder. Hrsg. von Martin Ebner u.a. Reihe: Jahrbuch für Biblische Theologie, Bd. 17. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag 2002, XI, 427 S., Paperback, EUR 39,90, ISBN 3-7887-1920-6.

GROOTHUIS, Rainer Maria: Im Dienste einer überstaatlichen Macht. Die deutschen Dominikaner unter der NS-Diktatur. Münster: Regensberg 2002, 620 S., Pappband, EUR 38,-, ISBN 3-7923-0754-5.

HAACKER, Klaus: Der Brief des Paulus an die Römer. Theologischer Handkommentar zum Neuen Testament, Bd. 6. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt $^{2}$2002, XXIX, 333 S., Hardcover, EUR 35,-, ISBN 3-374-01718-5.

HECKEL, Ulrich: Der Segen im Neuen Testament. Begriff, Formeln, Gesten. Reihe: Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, Bd. 150. Tübingen: Mohr Siebeck 2002, IX, 431 S., br., EUR 39,-, ISBN 3-16-147855-X.

JOHNE, Karin: Auf dem Weg zum Licht. Exerzitien im Advent. Leipzig: Benno Verlag 2002, 136 S., Klappenbroschur, EUR 9,90, ISBN 3-7462-1564-1.

KARRER, Martin: Der Brief an die Hebräer. Kapitel 1,1-5,10. Ökumenischer Taschenbuchkommentar zum Neuen Testament, Bd. 20/1. Reihe: GTB - Gütersloher Taschenbücher, Bd. 520. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus / Echter Verlag 2002, 278 S., kt., EUR 27,-, ISBN 3-579-00520-0.

KLAUCK, Hans-Josef: Apokryphe Evangelien. Eine Einführung. Stuttgart: Verlag Kath. Bibelwerk 2002, 297 S., kt., EUR 23,90, ISBN 3-460-33022-8.

KLOSTERKAMP, Thomas: Katholische Volksmission in Deutschland. Reihe: Erfurter theologische Studien, Bd. 83. Leipzig: Benno Verlag 2002, LVII, 365 S., br., EUR 24,-, ISBN 3-7462-1576-5.

KÖRNER, Reinhard: Das Vaterunser. Spiritualität aus dem Gebet Jesu. Leipzig: Benno Verlag 2002, 254 S., geb., EUR 14,90, ISBN 3-7462-1566-8.

LECHNER, Odilo: Weite dein Herz. Lebenskunst aus dem Kloster. München: Heyne 2002, 158 S., geb., EUR 12,-, ISBN 3-453-86151-5.

Lexikon der Pastoral, Bd. 1+2. Hrsg. von Konrad Baumgartner und Peter Scheuchen-Pflug. Freiburg: Herder 2002, 1908 Sp., Pappband, EUR 50,-, ISBN 3-451-22020-2 /-22021-0.

Mit Franziskus durch das Jahr. Hrsg. von Franz Josef Kröger unter Mitwirkung von Reinhard Abeln. Mit Illustrationen von Cornelia Kurtz. Edition T Coelde. Kevelaer: Butzon & Bercker 2002, 207 S., Pappband, EUR 14,50, ISBN 3-7666-2094-0.

PILHOFER, Peter: Die frühen Christen und ihre Welt. Greifswalder Aufsätze 1996-2001. Mit Beiträgen von Jens Börstinghaus und Eva Ebel. Reihe: Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, Bd.145. Tübingen: Mohr Siebeck 2002, XVI, 234 S., Ln., EUR 59,-, ISBN 3-16-14776-6.

POZZOLI, Luigi: Ich sehe einen Mandelzweig. Gedanken für die Fasten- und Osterzeit. München: Verlag Neue Stadt 2002, 95 S., geb., EUR 12,90, ISBN 3-87996-554-4.

SCHWIKART, Georg: Ein gutes Wort für jeden Tag. Mit Illustrationen von Cornelia Kurtz. Kevelaer: Butzon & Bercker 2002, 192 S., Pappband, EUR 14,50, ISBN 3-7666-0477-5.

SUDBRACK, Josef: Mystik. Sinnsuche und die Erfahrung des Absoluten. Darmstadt: Primus Verlag 2002, 184 S., kt., EUR 19,90, ISBN 3-89678-444-7.

Vom Hören zum Ankommen. Texte benediktinischer Spiritualität. Hrsg. von Christian Schütz. Reihe: Täglich ein Text. Mainz: Grünewald 2002, 242 S., geb., EUR 16,80, ISBN 3-7867-2400-8.

Wo Gott die Mitte ist. Ordensgemeinschaften in der Erzdiözese Freiburg in Geschichte und Gegenwart. Hrsg. von Theodor Hogg, Bernd Matthias Kremer. Lindenberg: Fink/ Beuroner Kunstverlag 2002, 264 S., Pappband, EUR 24,-, ISBN 3-89870-058-5/3-8771-093-4.

Wort des Lebens 2003. Kalender. Zwölf Monatsblätter mit je einem Bibelwort und eingesteckter Doppelkarte. München: Verlag Neue Stadt 2002, Format 23 X 31,5 cm, EUR 12,90, ISBN 3-87996-563-3.

*Rezensionsexemplare senden Sie bitte an P. Franz Karl Heinemann CSsR, Kloster Geistingen, Waldstraße 9, 53773 Hennef. Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.*

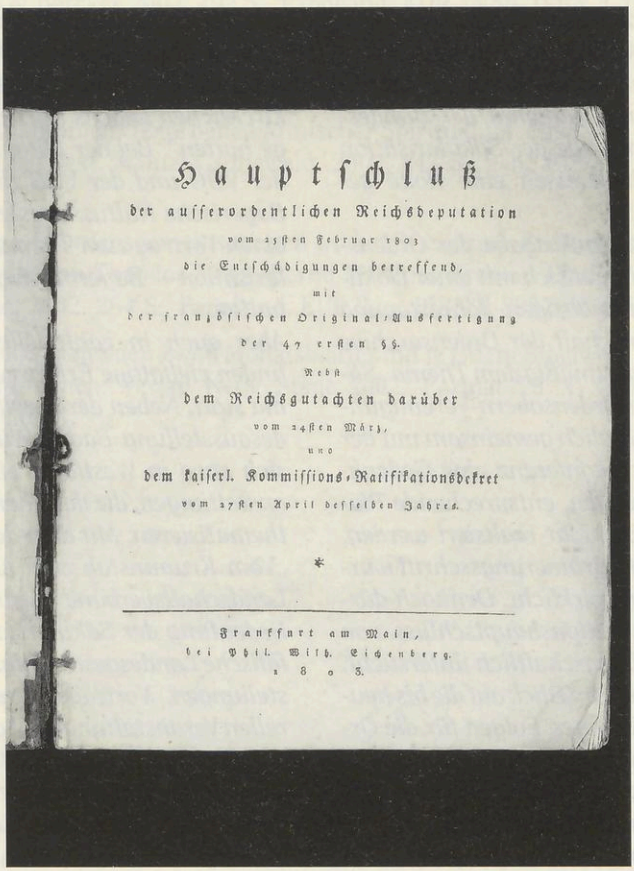
# Vorwort

*Am 11. Mai besuchte Bundespräsident Johannes Rau die baden-württembergische Landesausstellung „Alte Klöster, neue Herren" im ehemaligen Prämonstratenser-Kloster in Bad Schussenried, eines der vielen Projekte, die landauf, landab an die Säkularisation vor 200 Jahren erinnern.*
*Damals habe wie heute Globalisierung stattgefunden, würdigte der Bundespräsident die einschneidenden Ereignisse am Beginn des 19. Jahrhunderts. Die Weichen „zu jenem demokratischen Föderalismus, der unser Land heute prägt und auszeichnet", wären ohne die Bildung größerer Einheiten nicht gestellt worden. Immerhin anerkennt der Bundespräsident, dass im Zuge der Säkularisation vielfältige Einzelinteressen eine Rolle gespielt hätten.*
*Auch die vorliegende Ausgabe der Ordenskorrespondenz widmet sich mit einer Dokumentation der diesjährigen Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive (AGOA) schwerpunktmäßig dem Thema „Säkularisation". Die Ordensobern-Vereinigungen hatten ursprünglich gemeinsam mit der Deutschen Bischofskonferenz eine Gedenkveranstaltung erwogen, entsprechende Pläne konnten jedoch nicht realisiert werden. Auch eine geplante Erinnerungsschrift wurde bislang nicht verwirklicht. Dennoch dürfe der Reichsdeputationshauptschluss von 1803 nicht nur wissenschaftlich untersucht, sondern müsse auch im Blick auf die bis heute spürbaren praktischen Folgen für die Orden gesehen werden, mahnte der Vorsitzende der VDO, P. Eric Englert OSA im Dezember 2002 im Rahmen eines Kontaktgespräches der Ordensobern-Vereinigungen mit der Bischofskonferenz. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert dieses Gespräch auf den Seiten 225-235.*

*Statt einer zentralen Gedenkfeier gab und gibt es jedoch seitens der Orden eine Fülle von dezentralen Veranstaltungen und Würdigungen des Themas. Im Mai lädt z.B. die Benediktinerabtei Scheyern unter dem Motto „Flucuat nec mergitur – Wenn es auch wankt im Sturm der Zeit – geht es nicht unter" zu der Gedenkausstellung „200 Jahre Säkularisation in Scheyern" ein. Im ehemaligen Benediktinerkloster Benediktbeuern erinnern die Salesianer Don Boscos das ganze Jahr mit unterschiedlichen Veranstaltungen an jene Ereignisse im Jahr 1803, die einen so „tiefgreifenden Wandel des katholisch-kirchlichen Lebens in Deutschland zur Folge hatten". Bei der Mitgliederversammlung der VDO und der VOB Ende Juni wird der Bayerische Kultusminister Hans Zehetmair einen Vortrag zum Thema „200 Jahre Säkularisation – Bayerns Weg in die Moderne" halten.*
*Aber auch in zahlreichen Bundesländern finden vielfältige Erinnerungen an das Thema statt. Neben der bereits erwähnten Landesausstellung Baden-Württembergs findet sich etwa in Westfalen eine Fülle von Veranstaltungen, die das Thema Säkularisation thematisieren. Mit dem dezentralen Projekt „Vom Krummstab zum Adler" erinnert der Landschaftsverband Westfalen-Lippe an die Bedeutung der Säkularisation für die westfälische Landesgeschichte. Mit über 400 Ausstellungen, Vorträgen und anderen kulturellen Veranstaltungen in ganz Westfalen beteiligen sich Kreise, Städte und Gemeinden sowie kirchliche und freie Gruppen an dem Projekt. Bereits im Februar veranstalteten die Bayerische Akademie der Wissenschaften und die Katholische Akademie in Bayern eine Tagung zum Thema „Säkularisation in Bayern – Kulturbruch oder Modernisie-*

*rung?" Und im Bayerischen Hauptstaatsarchiv wurde bis zum 18. Mai die Ausstellung „Bayern ohne Klöster? Die Säkularisation 1802/03 und die Folgen" gezeigt.*
*Aus der Fülle der Veranstaltungen ist die bereits erwähnte Jahrestagung der AGOA „Säkularisation in den verschiedenen europäischen Regionen" die wohl wichtigste Veranstaltung der Orden. Archivare und Historiker aus Bayern, Belgien, Österreich, dem Rheinland und der Schweiz referierten im April in Freising über die je unterschiedliche Entwicklung in der Säkularisation – speziell der Orden und Klöster – in ihren Ländern. Am Beispiel der vielfach Jahrhunderte alten Archive der Klöster wird exemplarisch der Kulturbruch deutlich, der mit der Auflösung der Klöster einherging. Im Dokumentationsteil dieser Ausgabe veröffentlicht die Ordenskorrespondenz die Vorträge der Tagung. Dass mit der Säkularisation für die Orden nicht alles zu Ende war, erläutert Dr. Peter Häger in seinem Referat. Er zeigt auf, wie sich im 19. Jahrhundert neues Ordensleben in Deutschland entwickelte.*

*Arnulf Salmen*



Hauptschluß

der ausserordentlichen Reichsdeputation

vom 25sten Februar 1803

die Entschädigungen betreffend,

mit

der französischen Original-Ausfertigung

der 47 ersten §§.

Nebst

dem Reichsgutachten darüber

vom 24sten März,

und

dem kaiserl. Kommissions-Ratifikationsdekret

vom 27sten April desselben Jahres.

Frankfurt am Main,

bei Phil. Wilh. Eichenberg.

1803.

*Der Reichsdeputationshauptschluss, derzeit ausgestellt in der Baden-Württembergischen Landesausstellung in Bad Schussenried, besiegelte die Säkularisation in Deutschland.*

# Bischöfe und Höhere Ordensobere und -oberinnen im Gespräch

*Zur Gestaltung regelmäßiger Treffen der Leitungsverantwortlichen in Diözesen und Orden gemäß „Mutuae Relationes"*

## I. Anliegen der Kontaktgespräche

Ein regelmäßiger Kontakt zwischen den Verantwortlichen der (Erz-)Diözesen und den Orden dient der vertrauensvollen Zusammenarbeit und der notwendigen Abstimmung pastoraler Planungen und seelsorglichen Einsatzes. Dabei kommt der gegenseitigen Information über die pastoralen Schwerpunkte einer (Erz-)Diözese sowie einzelner Ordensgemeinschaften eine besondere Bedeutung zu, die Sendung der Kirche durch das Zeugnis des Lebens und das Zeugnis des Wortes zu stärken.

## II. Orientierungspunkte für die Durchführung der Kontaktgespräche

Jede (Erz-)Diözese wird unter Berücksichtigung der jeweiligen Anzahl von Ordensniederlassungen in ihrem Bereich sowie deren Struktur und pastoraler Schwerpunktsetzung einen auf die konkreten Voraussetzungen bezogenen Stil bei der Durchführung der Kontaktgespräche ausprägen. Unbeschadet der Unterschiedlichkeit können folgende Gesichtspunkte bei der Durchführung zielführender Gespräche hilfreich sein:

1. Wünschenswert sind jeweils getrennt geführte Kontaktgespräche der Frauen- und Männergemeinschaften mit den Diözesanverantwortlichen.
2. Die Einladung wird durch den jeweiligen Ordinarius ausgesprochen.
3. Der Teilnehmerkreis an dem Gespräch wird auf Seiten der Orden als auch der Diözesanverwaltung vorab geklärt, ebenso die zu behandelnden Themen.
4. Neben dem zuständigen Diözesanbischof nehmen bei der Konferenz mit den Höheren Ordensobern nach Möglichkeit der Generalvikar, der Personalreferent sowie der Ordensreferent des Bistums teil.
5. An der Begegnung mit den Höheren Ordensoberinnen nehmen neben dem zu-

ständigen Diözesanbischof der Bischofsvikar für die Frauenorden und/oder der Ordensreferent teil.

6. Eingeladen sind die Höheren Ordensoberen und -oberinnen der Gemeinschaften, die im Bistum eine Niederlassung haben.
   - ◇ Eingeladen sind von den Männerorden die Äbte sowie die Provinz- und Regionaloberen.
   - ◇ Eingeladen sind von den Frauenorden die Äbtissinnen und die Priorinnen der rechtlich selbständigen Häuser sowie die General- und Provinzoberinnen.

   Eine Vertretung wird in der Regel nur von den unmittelbaren Stellvertretern und Stellvertreterinnen wahrgenommen.
7. Die Kontaktgespräche werden möglichst einmal im Jahr durchgeführt Bei den Gesprächen muss ausreichender Zeitrahmen gewährleistet sein.
8. Es empfiehlt sich, das Treffen jeweils abwechselnd in einem Haus des Bistums bzw. der Einrichtung eines Ordens in der Diözese durchzuführen.

## III. Mögliche Inhalte des Gespräches

### 1.Rückblick

Entwicklungen austauschen, die sich seit dem letzten Kontaktgespräch im Bereich Kirche und Gesellschaft angezeigt haben, wenn vereinbart – Stand der vereinbarten Projekte bzw. getroffene Vereinbarungen feststellen.

### 2. Gegenseitige Informationen

a) Aktuelle Entwicklungen in der jeweiligen (Erz-)Diözese
b) Aktuelle Entwicklungen aus den einzelnen Orden, z.B. Eintritte, Austritte, Altersstruktur, Aussprache über die pastorale Situation
c) Pastoral verbindliche Initiativen der Deutschen Bischofskonferenz und gemeinsame Initiativen verschiedener Orden
d) Bericht des Ordensreferenten

### 3. Planungen

a) Pastorale und personelle Planungsvorhaben der (Erz-)Diözesen
b) Pastorale und personelle Planungsvorhaben der Orden, z.B. Schließungen oder geplante Gründungen, neue Schwerpunktsetzungen
c) Abstimmung gemeinsamer Unternehmungen und Vernetzungsaufgaben
d) Thematische Orientierung in möglichen Grundlagenthemen
e) Interessenausgleich zwischen Bistum und Orden bei pastoralen Einsätzen

*Dieses Dokument wurde dem Ständigen Rat der Deutschen Bischofskonferenz von der Kommission IV für geistliche Berufe und kirchliche Dienste zu dessen Sitzung am 20. Januar 2003 in Würzburg als Beschlussempfehlung vorgelegt und von ihm verabschiedet.*

Cäcilia Höffmann SSpS

# Ausländische Ordensfrauen in Deutschland

Ein Blick auf die in Deutschland lebenden und arbeitenden Ordensfrauen im Verlauf der letzten 50 Jahre zeigt nicht nur einen dramatischen Rückgang der Zahl der Mitglieder: von fast 100 000 um 1950 auf weniger als 29 000 am Ende des Jahres 2002 (Statistik der Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands VOD). Der Blick fällt auch auf ein buntes Bild und eine wachsende Vielfalt nicht nur der Charismen und Spiritualitäten, der Formen von Gemeinschaftsleben und der Apostolate, sondern auch der Nationalitäten und Kulturen: etwa 3000 Ordensfrauen aus europäischen Ländern, aus Asien, Afrika und Lateinamerika leben und arbeiten in Deutschland, fast 20 % der unter 55-jährigen Ordensfrauen aus den Mitgliedsgemeinschaften der VOD haben keinen deutschen Pass.

Was sind das für ausländische Ordensfrauen, woher kommen sie, seit wann leben und arbeiten sie in Deutschland? Was ist ihre Motivation, nach Deutschland zu kommen? Wie leben sie in der deutschen Ortskirche, in den Kommunitäten, in den Einrichtungen? Ich möchte gleich zu Beginn sagen: das Bild stellt sich in einer großen Vielfalt dar, es erfährt über die Jahre hinweg Veränderungen und Entwicklungen, so dass die Darstellung der Situation auch beim Versuch einer Differenzierung lückenhaft und fehlerhaft bleibt.

In den 50er Jahren kamen mit den Gastarbeitern Schwestern vor allem aus den südeuropäischen Ländern und nahmen sich in den italienischen, portugiesischen und spanischen Missionen ihrer Landsleute an, übernahmen katechetische, pastorale, soziale Aufgaben in Zusammenarbeit mit den Priestern aus diesen Ländern. Die Aufgabenstellung hat sich bis heute erhalten, eine Integration in die deutsche Ortskirche wurde von diesen Ordensgemeinschaften im allgemeinen nicht angestrebt, sie pflegen eher den Kontakt untereinander, tauschen Informationen aus, treffen sich zu Tagen der Besinnung und Weiterbildung, so z.B. die italienischen Schwestern. Orden aus diesen Ländern haben aber auch in Deutschland Regionen / Provinzen errichtet, eigene Einrichtungen geschaffen und sind in der deutschen Ortskirche tätig in der Jugendarbeit, in Bildungseinrichtungen und Seelsorge, so z.B. die spanischen Schwestern von der Liebe Gottes in Köln.

In den 50er und vor allem ab den 60er Jahren kamen kroatische Ordensfrauen aus verschiedenen Ordensgemeinschaften nach Deutschland. Die Gemeinschaften hatten reichen Nachwuchs, im kommunistischen Jugoslawien konnten sie nur sehr eingeschränkt ihrem Auftrag nachkommen, und so kamen viele nach Deutschland, arbeiteten in den kroatischen Missionen, in Priesterseminaren und Ordenshäusern, in Krankenhäusern und vor allem in Einrichtungen der Altenhilfe, u.a. Barmherzige Schwestern, Schulschwestern vom hl. Franziskus. In den Folgejahren kamen auch polnische Ordensfrauen nach Deutschland, insbesondere aus Gemeinschaften, die sich als Aufgabe die Sorge um ihre Landsleute im Ausland gesetzt hatten. Später kamen auch Mitglieder anderer Orden, die in kirchlichen Einrichtungen katechetische, pastorale, soziale, erzieherische und pflegerische Aufgaben übernah-

men, so z.B. Christus-König-Missionsschwestern, Ursulinen, Schwestern vom hl. Josef.

Nicht wenige Schwestern, die in den 50er und 60er Jahren nach Deutschland kamen, vor allem für ihre hier lebenden Landsleute, haben inzwischen das gesetzliche Rentenalter erreicht und sind in ihre Heimatländer zurückgekehrt. Wenn auch wieder jüngere Schwestern dazu kamen, so ist doch die Gesamtzahl kleiner geworden, bedingt u.a. durch die Nachwuchssituation in den Orden in den Herkunftsländern. Auf die besondere Situation der Ordensfrauen aus Südeuropa, Kroatien und Polen möchte ich in diesem Zusammenhang nicht weiter eingehen.

Eine neue Entwicklung setzte ein mit der Zeit um das Konzil und in der Nachkonzilszeit. In den Orden wurde einerseits die rückläufige Zahl der Eintritte spürbar und konnte nicht mehr übersehen werden. Die Orden entdeckten andererseits als eine Frucht des Konzils neu ihre missionarische Berufung und weltkirchliche Verantwortung. Nicht wenige von ihrer Geschichte und Tradition her deutsche Ordensgemeinschaften gründeten Missionen in Asien, Afrika, Lateinamerika, manchmal im Zusammenhang mit Bistums-Partnerschaften. Die Gründungen wurden mit einem großherzigen Einsatz von Personal und finanziellen Mitteln errichtet und unterstützt, und nach wenigen Jahren traten junge Frauen aus diesen Ländern in die Ordensgemeinschaft ein. Das Noviziat wurde im Heimatland durchgeführt, oder eine erste Gruppe junger Frauen kam für die Formation an die Gründungsstätte nach Deutschland, um dann wieder in ihr Heimatland zurückzukehren und dort zur tragenden Gruppe zu werden für die weitere Entwicklung. Nicht selten wurden auch junge Frauen in Ländern Afrikas und Asiens von Bischöfen, Priestern oder Schwestern für einen Ordenseintritt angeworben, und sie kamen nach Deutschland in die Formation, ohne vorher genau zu wissen, in welche Gemeinschaft mit welcher Spiritualität sie eintraten.

Die von deutschen Ordensgemeinschaften gegründeten Missionen haben heute häufig eine große Zahl junger Mitglieder, während die Ursprungsgemeinschaft sich mit starker Überalterung konfrontiert sieht. Aus den Missionen sind vielfach Regionen oder selbständige Provinzen geworden, z.B. Franziskanerinnen von Reute und Sießen, in einigen Fällen auch eigenständige Kongregationen, z.B. Vinzentinerinnen, Dominikanerinnen, u.a. In den deutschen Gemeinschaften leben und arbeiten schon seit vielen Jahren Schwestern aus diesen Gründungen im ordensinternen Bereich, in ordenseigenen oder anderen Einrichtungen, in Neugründungen und traditionellen Aufgabenbereichen, in der Pflege alter Mitschwestern, als Mitglieder von Leitungsteams auf der Ebene von Provinzialat und Generalat. Manche leben in Kommunitäten zusammen, in denen sie leichter ihre Kultur pflegen und die Spiritualität ihrer Gemeinschaft auf die ihnen vertraute Weise leben können, andere sind mehr oder weniger integriert in die deutsche Kommunität, nicht selten als kleine Minderheit unter vielen deutschen Schwestern.

Diese von Deutschland ausgegangenen Gründungen waren Ausdruck eines Missionsverständnisses der vorkonziliaren und konziliaren Zeit, es war damals wohl kaum im Bewusstsein und in der Absicht der Ordensgemeinschaften, dass damit der Weg zu einer multinationalen und multikulturellen Gemeinschaft beschritten wurde mit Fragestellungen, für die es aus der Vergangenheit keine Erfahrung gab. Mission wurde gesehen als Weg von Europa in die Kontinente, das Ordensleben wurde in der Gestalt, die sich in Deutschland über Jahrzehnte entwickelt hatte, nach Afrika, Asien, Lateinamerika gebracht, selten nur in die Lebensweise der Menschen inkulturiert. Die Begegnung der

Kulturen beruhte auf einer ungleichen Beziehung, einer starken Dominanz der kulturellen Gestalt der Gründungsprovinz und der Gefahr des Aufgesogenwerdens oder Verschwindens der Kultur der Schwächeren. Schwestern verschiedener Nationalität und Kultur kommen bis heute aus unterschiedlich erlebter Geschichte der Ordensgemeinschaft: Schwestern der Mutterhausprovinz haben eine andere Blickrichtung als Schwestern in der von ihnen gegründeten Provinz.

Viele Orden sind multinational geworden mit der Sprache der Gründungsprovinz als gemeinsame Sprache, die selbstverständlich auch die Sprache bei Treffen und Ordenskapiteln war, in der beraten, Beschlüsse formuliert und Dokumente verfasst wurden. Es hat oft lange gedauert, bis durch Simultan-Übersetzungen gewährleistet wurde, dass jede Schwester die Chance bekam, in der ihr vertrauten Sprache ihre Beiträge zu geben, zu verstehen und verstanden zu werden, an Entscheidungsprozessen teilzunehmen, nicht nur die Interessen der eigenen Provinz/Region einzubringen, sondern die Entwicklung der Gesamtkongregation – auch der Gründungsprovinz – mitzugestalten und mitzuverantworten. Die Sprache zu lernen war sicher nicht leicht für alle Betroffenen, sie war Quelle vieler Missverständnisse, schuf aber auch die Voraussetzung, eine Ahnung zu bekommen von der jeweils anderen Kultur. Was im kulturellen Kontext zunächst fremd und unverständlich wirkt, kann neue Perspektiven für alle Mitglieder mit einer pfingstlichen Dynamik eröffnen und das Gründungscharisma neu aufleuchten lassen: Schwestern aus Kolumbien oder Ost-Timor werden die Priorität der Ordensgemeinschaft für Gerechtigkeit und Frieden anders definieren als Schwestern aus Polen und Deutschland.

Viele deutsche Gemeinschaften müssen sich zur Zeit auseinandersetzen mit der Tatsache, dass die von ihnen gegründeten Provinzen eine große Zahl junger, gut ausgebildeter Schwestern haben, während sie selbst zahlenmäßig stark rückläufig sind, kaum junge Mitglieder haben und nach menschlichem Ermessen an das Ende ihrer Geschichte kommen werden. Die Schwestern in diesen Provinzen müssen hineinwachsen in Leitungsaufgaben, nicht nur in der eigenen Provinz, sondern auch für die Gesamtkongregation. Die Zukunft vieler Gemeinschaften scheint nicht in Deutschland zu liegen, die bedrängende Frage kann für sie heißen: werden wir, wollen wir in Zukunft eine Kongregation bleiben, welche Entscheidungen müssen wir dann treffen? Wird die Entscheidung eher so fallen, dass die junge Provinz eine eigene, selbständige Kongregation wird, wie es auch in der Vergangenheit selbstverständliche Tradition vieler Orden war. Der Standort des Mutterhauses in Deutschland hindert manche Gemeinschaft nicht, Überlegungen anzustellen für eine Verlegung des Generalats nach Indien, nach Bolivien, nach Afrika. Manche sind in der Vergangenheit im eigenen Kulturraum unter sich geblieben, haben gute Beziehungen miteinander gepflegt, werden aber kaum mehr die Kraft haben, sich der Herausforderung eines Prozesses der Internationalisierung zu stellen.

In den internationalen Orden, vor allem den weltweit tätigen Missionsorden, die gelebte Internationalität als Wesensmerkmal ihrer Ordensgemeinschaft und Grundprinzip ihrer Lebensgestaltung verstehen, fand eine andere Entwicklung statt. Nach der Anfangszeit, in der aus dem damaligen Missionsverständnis heraus Missionarinnen vor allem aus Europa, aus dem Land der Gründung in die ganze Welt gesandt wurden, wurde bis zum Ende des 20. Jahrhunderts immer selbstverständlichere Praxis, dass jede Provinz Missionarinnen aussendet und empfängt und so immer internationaler wird, – so weit das die politischen Verhältnisse zulassen. Mit dem Bewusstwerden, dass auch Deutschland Missionsland ist, wurden Missionarinnen nach

Deutschland gesandt, um in internationalen Kommunitäten die gemeinsame missionarische Berufung und Sendung zu leben. Gelebte Internationalität wird bereits als Mission verstanden, als Zeugnis für die Universalität der Kirche, für Gottes Liebe, unabhängig von der Kultur, der Rasse, der Sprache oder der Nation, der ein Mensch angehört.

Mit den 70er Jahren setzte eine neue Entwicklung ein, die ich am Beispiel Indiens darstellen möchte. Aus zahlreichen, in Indien gegründeten Ordensgemeinschaften mit vielen jungen Mitgliedern kamen Schwestern nach Deutschland, um auf Bitten indischer Bischöfe und/oder auf Einladung deutscher Gemeinschaften in ihren Einrichtungen eine Ausbildung zu machen, vor allem als Krankenschwester. Diese Ausbildungen wurden gesehen als Beitrag zur Unterstützung der indischen Orden im Sinne von Entwicklungshilfe, aber angesichts der rückläufigen Zahl von Mitgliedern in den eigenen Gemeinschaften auch als Voraussetzung für eine anschließende mehrjährige Tätigkeit im Rahmen eines Ordensgestellungsvertrages. Diese Gestellungsgelder waren ein wichtiger Beitrag, die vielfältigen Dienste und Apostolate, die Ausbildung der vielen jungen Mitglieder in den indischen Orden zu finanzieren. Die Interessen deutscher und indischer Ordensgemeinschaften trafen und ergänzten sich, auch viele kirchliche Träger von Krankenhäusern und Altenheimen sahen einen Weg, nach dem Ausscheiden deutscher Ordensgemeinschaften eine oft jahrzehntelange Tradition mit indischen Gemeinschaften weiterführen zu können. So hat sich in drei Jahrzehnten die Zahl indischer Ordensfrauen bis auf mehr als 1000 aus etwa 40 Kongregationen erhöht. In den letzten 10 Jahren kamen zu den indischen auch mehr als 100 nigerianische Ordensfrauen hinzu.

Die in Deutschland lebenden ausländischen Ordensfrauen aus etwa 80 verschiedenen Kongregationen haben – gleich zu welcher der oben genannten Gruppen sie gehören – viele gemeinsame Fragen und Probleme, vor allem was das Leben in einer fremden Kultur betrifft, aber sie unterscheiden sich auch sehr stark, vor allem, was die rechtlichen Fragen betrifft. Die zu internationalen Gemeinschaften gehörenden Ordensfrauen, die in die deutsche Provinz versetzt wurden und ihr zugehören, müssen sich mit manchen steuer-, versicherungs- und ausländerrechtlichen Fragen weit weniger auseinandersetzen als die Mitglieder der im Ausland ansässigen Orden, die in Deutschland keinen Rechtsträger, keinen Status der Gemeinnützigkeit haben. So wurde 1999 auf Initiative der VOD nach langwierigen Verhandlungen die Vereinigung Katholischer Orden VKO gegründet. Diese Vereinigung tritt auf als inländischer Rechts- und Vermögensträger für die ausländischen Ordensfrauen, die im Einverständnis mit ihrer Ordensleitung Mitglied werden. Die Gestellungsgelder, die für die Schwestern gezahlt werden, werden von der VKO an die Konvente in Deutschland für ihren Lebensunterhalt und projektbezogen an die Ordensgemeinschaften im Ausland weitergeleitet. Die Vereinigung ist in den vier Jahren ihres Bestehens zu einer Fachstelle geworden für die vielfältigen Probleme und Fragen, mit denen sich ausländische Ordensfrauen in Deutschland auseinandersetzen müssen. Sie wird nicht nur von den Schwestern in Anspruch genommen, sondern auch von Einrichtungen, in denen die Schwestern tätig sind, von Mitarbeitern in Caritasverbänden und Generalvikariaten, von Ausbildungsstellen und Behörden.

Aus den vielen Problemstellungen möchte ich einen Bereich herausnehmen, die arbeitsgenehmigungsfreie Aufenthaltserlaubnis ausländischer Schwestern im Rahmen eines Ordensgestellungsvertrages. Bis Mitte der 90er Jahre war es relativ einfach, für Ordensfrauen aus Nicht-EU-Ländern ein Visum für Deutschland zu erhalten, eine Ausbildung

in Krankenpflegeschulen zu machen und in Krankenhäusern und Altenheimen tätig zu werden. Dann wurde die Handhabung zunehmend restriktiv und uneinheitlich, viele Anträge wurden trotz der angespannten Personalsituation im Pflegebereich abgelehnt mit dem Hinweis auf den Arbeitsmarkt in Deutschland.
In langen Verhandlungen durch das Katholische Büro und Vertreter der Ordensobern-Vereinigungen mit dem Bundesarbeitsministerium konnte bei fortbestehender unterschiedlicher Rechtsauffassung eine pragmatische Lösung erreicht werden. Danach darf zwar die Gesamtzahl der in Deutschland im Rahmen eines Gestellungsvertrages in kirchlichen sozial-caritativen Einrichtungen arbeitserlaubnisfrei tätigen Ordensfrauen nicht wesentlich erhöht werden, aber es gibt einen Bestandsschutz auf der Basis der Zahlen vom Juni 2000, bis das neue Zuwanderungsgesetz in Kraft gesetzt wird. Die Ausbildung von ausländischen Ordensangehörigen in ordenseigenen Einrichtungen in Deutschland kann dann zugelassen werden, wenn der Ausbildungsberuf nach der Rückkehr ins Herkunftsland in Einrichtungen des Ordens ausgeübt werden soll. Da die Ordensangehörigen die Ausbildung zur Ordensfrau im Heimatland absolviert haben, wird davon ausgegangen, dass es sich bei der Berufsausbildung um eine qualifizierende Fort- und Weiterbildung handelt. Gleichzeitig wurde als weiterhin unstrittig festgestellt: der Einsatz ausländischer Schwestern der gleichen Gemeinschaft im ordensinternen Bereich und in ordenseigenen Einrichtungen; der Einsatz von Schwestern anderer Gemeinschaften im Klausurbereich, z.B. von kontemplativen Klöstern; die Tätigkeit von Schwestern im kirchlichen, pastoralen, liturgischen und katechetischen Bereich; sowie die Ausbildung zur Ordensfrau, zum Ordensmann in Deutschland. Damit sind bis zu einem späteren Zuwanderungsgesetz die rechtlichen Voraussetzungen für einen weiteren Einsatz ausländischer Ordensfrauen gegeben, gleich zu welcher der oben genannten Gruppen sie gehören (BMA AZ IIa7 - 24283/11 vom 20.06.2002).

Die Mitglieder ausländischer Ordensgemeinschaften leben in größeren und kleineren Kommunitäten zusammen, oft weit voneinander entfernt, und der Schichtdienst in den Einrichtungen erschwert die Gestaltung des Gemeinschaftslebens, vor allem, wenn nur zwei oder drei Schwestern zusammen leben. Die etwa 80 Kongregationen sind von der Gesamtzahl der hier lebenden Schwestern sehr unterschiedlich vertreten: eine Kommunität mit drei oder vier Schwestern, andere mit mehr als 160 Schwestern aus 10 bis 14 indischen Provinzen in vielen über ganz Deutschland verteilten Kommunitäten. Einige Ordensgemeinschaften senden ihre Schwestern schon seit 30 Jahren nach Deutschland, manche erst in den letzten Jahren; einige Ordensgemeinschaften haben ein Rotationsprinzip entwickelt, nach dem sie die Schwestern in einem regelmäßigen Turnus (5 bis 7 Jahre) wieder nach Hause holen und durch neue ersetzen, damit sie ihrer Gemeinschaft nicht zu sehr entfremden; andere Orden lassen eine bestimmte Anzahl von Schwestern als Garanten für Kontinuität und für Leitungsaufgaben über viele Jahre in Deutschland und können dann leichter einige Schwestern in den Kommunitäten austauschen oder sie versetzen; alle haben gemeinsam, dass der Einsatz der Ordensmitglieder nicht auf Dauer geplant ist sondern für eine begrenzte Zeit: Sprachkurs, Kennenlernen der Pflegesituation in Deutschland durch ein Praktikum und Bemühen um die Anerkennung des Berufsabschlusses oder Ausbildung in Deutschland, dann für mehrere Jahre Tätigkeit in einem Gestellungsvertrag in einem Krankenhaus oder Altenheim. Manche Kommunitäten sind sehr gut in die Einrichtung und in die Pfarrgemeinde integriert, mittragend und mitgestaltend, bereichernd und ermutigend aus der Erfahrung von Kirche in ihrem Heimatland. In den letzten Jahren ha-

ben Gemeinschaften sich entschieden, einige Schwestern nicht mit einer vollen Stelle einzusetzen, damit ihnen Zeit und Kraft bleibt für den ehrenamtlichen Dienst in der Gemeinde, für Besuche alter und einsamer Menschen.

Ausländische Ordensfrauen – gleich ob sie zu internationalen, missionierenden Orden mit Sitz in Deutschland gehören oder zu Orden, die ihren Sitz im Ausland haben und ihre Mitglieder nach Deutschland entsenden, um hier im Rahmen eines Gestellungsvertrages tätig zu werden – müssen sich auseinandersetzen mit dem Leben in einer für sie fremden Kultur, ohne dabei die eigene Identität zu verlieren. Daraus klingt eine Erwartungshaltung, die unausgesprochen lässt, dass die Bereitschaft zu einem interkulturellen Dialog, die Bereitschaft zu lernen und Verhalten zu ändern, auch von den deutschen Gemeinschaften in die Begegnung eingebracht werden müssen. Internationalität entsteht nicht einfach dadurch, dass Menschen verschiedener Kulturen unter einem Dach zusammenleben, sie muss ganz bewusst immer wieder neu verwirklicht und gestaltet werden, man muss für sie Sorge tragen und sie aufmerksam pflegen. Ordensleute sind Teil einer multikulturellen Kirche in einer multikulturellen Welt, in der sie ihre prophetische Existenz durch interkulturelle Kompetenz leben sollen. VOD, VKO und die Kommission Weltkirche von VDO/VOD haben deshalb im letzten Jahr zusammen mit der AGEH (Arbeitsgemeinschaft Entwicklungshilfe) in Köln begonnen, ein Konzept zu erarbeiten für ein Seminarangebot zur Begleitung dieses Prozesses. Dabei wurde schnell deutlich, dass ein Curriculum, das allen Erwartungen genügen soll, keiner Gruppe gerecht werden kann. Die Erfahrungen aus einem ersten Kurs im November 2002, an dem 6 Afrikanerinnen und 3 Indonesierinnen teilnahmen, wurden reflektiert und weiterentwickelt für Angebote in 2003: ein Kurs für Ordensleute, die das Ankommen ihrer ausländischen Mitbrüder und -schwestern begleiten; ein Kurs für Mitglieder internationaler Ordensgemeinschaften, die mit ihren deutschen Mitbrüdern und -schwestern in Kommunitäten zusammen leben und arbeiten; ein Kurs für Mitglieder indischer, afrikanischer Ordensgemeinschaften, die für eine begrenzte Zeit in Deutschland leben und arbeiten. Es stehen noch Überlegungen aus, wie die Schwestern auf ihren Einsatz in Deutschland schon im Heimatland vorbereitet werden können, und vielleicht noch wichtiger, wie ihre Rückkehr begleitet werden kann, – denn: niemand bleibt unverändert, der über eine längere Zeit in einer anderen Kultur lebt.

Der Einsatz ausländischer Ordensfrauen in Deutschland ist mehr als die Garantie für die Fortführung einer langen Tradition durch die Frauenkongregationen der letzten Jahrhunderte, mehr als die Übernahme der Rolle, die deutsche Ordensfrauen in sozial-caritativer und pflegerischer Arbeit als Antwort auf Notsituationen gespielt haben, mehr als die Erfüllung der Erwartung von Trägern kirchlicher Einrichtungen für die Prägung ihres Hauses. In den VOD-Mitgliedsgemeinschaften (tätige Orden) ist die Zahl der Schwestern unter 55 Jahren bei etwa 2700, davon haben etwa 500 ausländische Staatsangehörigkeit. Das ist die Zahl der Schwestern, die in 10 Jahren jünger als 65 Jahre alt sind, wobei Eintritte und Austritte nicht berücksichtigt sind. Die Gesamtzahl aller ausländischen Schwestern – aus VOD-Mitgliedsgemeinschaften und Orden, die ihren Sitz im Ausland haben – könnte dann etwa gleich groß sein wie die Zahl der deutschen Schwestern dieser Altersgruppe. Ich sehe eine Herausforderung für die Ordensgemeinschaften am Beginn des 21. Jahrhunderts darin, in einer säkularisierten, multikulturellen Welt Zeugen zu sein für die Universalität der Kirche und die Einheit aller Menschen.

Michael Sievernich SJ

# Sakramentale und nichtsakramentale Vollzüge

*in einer veränderten pastoralen Landschaft*

In der frühen Neuzeit fasste ein Ordensmann, der Volksprediger und Lesemeister Johannes Pauli OFMConv aus dem Elsass, das Problem der damaligen pastoralen Landschaft mit folgender Geschichte zusammen:
Ein griechischer Philosoph und ein Narr, den man als Gelehrten herausgeputzt hatte, sollten miteinander disputieren, aber nur mittels Gesten. Der erste Gestus, den der Grieche zeigte, bestand darin, dass er den Zeigefinger erhob. Er wollte damit sagen, dass es nur *einen* Gott gibt. Der Narr meinte, dass ihm der Philosoph ein Auge ausstechen wolle. Daraufhin erhob er zwei Finger, um anzudeuten, dass er seinem Gegner *beide* Augen ausstechen werde, wenn dieser ihn angreife. Wer den Zeige- und Mittelfinger demonstrativ empor streckt, pflegt dabei den Daumen abzuspreizen, so dass der Narr in Wahrheit *drei* Finger zeigte. Der Grieche nickte befriedigt, denn er war jetzt sicher, dass er richtig verstanden worden war: Hatte er selbst auf den Monotheismus angespielt, so wies nun der andere Gelehrte offensichtlich auf die Trinität hin. Um auszudrücken, dass Gott alle Dinge offenbar sind, zeigte der Grieche jetzt seinem Gegner die flache Hand vor. Der Narr dachte, der Grieche wolle ihm auf die Backe schlagen und ballte daraufhin die Faust, um darzutun, dass er dem Philosophen eins auf den Kopf geben werde. Aber der griechische Philosoph fühlte sich verstanden, denn die Faust, so interpretierte er, wolle zum Ausdruck bringen, dass Gott alle Dinge in seiner Hand „beschlossen" habe. Und so achtete der weise Grieche den Narren als verständig, obwohl dieser die Botschaft des Griechen nur als Droh-Botschaft verstand.[2]

Auch heute scheint es mutatis mutandis auf ähnliche Weise zuzugehen: Das Christentum gestikuliert mit Zeichen und Symbolen, dogmatischen und moralischen Sätzen, liturgischen und caritativen Handlungen, aber viele Zeitgenossen und Zeitgenossinnen scheinen diese Gesten nicht mehr oder noch nicht zu verstehen; einige empfinden sie gar als Drohung oder gar Bedrohung. So wissen in den neuen Bundesländern zahlreiche Jugendliche, von denen sich über die Hälfte auch heute noch der „Jugendweihe" unterziehen, beim Anblick eines Crucifixus nicht mehr, wer der „nackte Mann am Kreuz" ist. In den alten Bundesländern ist diese Grundkenntnis zwar noch weitgehend vorhanden, doch hält ein Urteil des Bundesverfassungsgerichts es mit der im Grundgesetz garantierten Religionsfreiheit für unvereinbar, in den Unterrichtsräumen einer staatlichen Pflichtschule ein Kreuz oder Kruzifix anzubringen; denn man dürfe keinen zwingen, „unter dem Kreuz zu lernen".[3] Zwei nicht ganz untypische Einstellungen zum christlichen Grundsymbol der Erlösung (in der Westkirche), auch wenn sie für die Bevölkerungsmehrheit sicher nicht repräsentativ sind.
Wer es nun unternimmt, nach den sakramentalen Vollzügen der Kirche in unseren Breiten zu fragen, muss sowohl den zeitgenössischen Kontext der späten Moderne ins Auge fassen als auch das Typische der pastoralen Landschaft. Wir gehen das Thema daher in drei konzentrischen Umkreisungen an und fragen zunächst nach der Rolle der Religion in der späten Moderne, bestimmen

dann das Typische der pastoralen Landschaft, um so zu des „Pudels Kern" vorzustoßen, zur Frage der sakramentalen und nichtsakramentalen Vollzüge.

## 1. Religion in der späten Moderne

In der westlichen Moderne hatte man im Zuge der Rationalisierung und der Differenzierung der Lebensbereiche (Säkularisierung) den Rückgang oder gar das Ende der Religion prognostiziert. Spätestens seit den 80er Jahren erfuhr diese allgemeine Erwartung eine überraschende Korrektur, denn in der späten Moderne kommt es zu einer Revitalisierung der Religion und zu einem neuen Nachdenken über ihre Rolle.

Daher wird die Gegenwart durch zwei gleichzeitige, aber gegenläufige Tendenzen bestimmt: Auf der einen Seite ist der unübersehbare Rückgang des kirchlich gebundenen Christentums in den meisten Ländern Europas und insbesondere in Deutschland festzustellen. Auf der anderen Seite ist ebenso unübersehbar ein neu erwachtes Interesse am Religiösen festzustellen, auch wenn diese Tendenz in der Regel nicht mit einer neuen Zuwendung zu den Kirchen verbunden ist.

Was der evangelische Theologe Ernst Troeltsch zu Beginn des 20. Jahrhunderts (1903) feststellte, scheint sich nach dem Modernisierungsschub am Beginn des 21. Jahrhunderts zu wiederholen: „Die große moderne religiöse Bewegung, das wiedererwachte Religionsbedürfnis, bewegt sich außerhalb der Kirchen und zumeist auch außerhalb der Theologie." Aber der Mensch werde, wie stets bisher, das bloß Praktische und Irdische nicht aushalten. „Er wird die Wissenschaft zwingen, ihm die Quelle aller Kraft wieder freizulegen oder freizugeben, die Religion." [4]

Das Christentum als prägende Religion Europas befindet sich im Umbruch. Der Rückgang christlich geprägter und kirchenbezogener Religiosität zeigt sich empirisch in den statistischen und demoskopischen Zahlen, die alle Pfarrgemeinden im Hinblick auf ihre Situation kennen und die für die deutsche Kirche massive Rückgänge in der Partizipation der Gläubigen am kirchlichen Leben zeigen.

So scheint sich die Säkularisierungsthese zu bestätigen, wonach wissenschaftliche Berechenbarkeit und technischer Fortschritt eine rationale „Entzauberung" der Welt (Max Weber) mit sich bringen. Was dabei verlorengeht, darauf hat Jürgen Habermas bei seiner epochalen Rede als Friedenspreisträger am 14. Okt. 2001 in der Frankfurter Paulskirche aufmerksam gemacht. Er, der sich als „religiös unmusikalisch" bezeichnet, aber die religiöse Tradition beerben will, beklagt etwa den Verlust zentraler theologischer Kategorien bei den „ungläubigen Söhnen und Töchtern der Moderne": „Als sich Sünde in Schuld, das Vergehen gegen göttliche Gebote in den Verstoß gegen menschliche Gesetze verwandelte, ging etwas verloren." [5]

Solche Verlusterfahrungen haben mit dazu beigetragen, dass die neue heimliche oder unheimliche Sehnsucht nach Religiösem, auch wenn sie kaum christlich geprägt oder gar kirchlich gebunden ist, die These vom Absterben der Religion in der Moderne als nicht mehr haltbar erweist. Freilich kam diese Entwicklung genauso unerwartet wie die Wiedervereinigung Deutschlands.

Die Moderne erzeugt in hohem Grad neue Risiken und Ängste (Verlust der Transzendenz, Bindungsschwäche, Umweltproblematik), die zu „religionsproduktiven Tendenzen"[6] führen. In der Tat deuten esoterische Lebenshilfe und spiritistische Kulte, das Aufblühen von Mythos und Magie, psychoreligiöse Therapie und ökoreligiöser Holismus auf eine Renaissance des Religiösen hin zu einer neuen synkretistischen „Philosophia perennis" (Ken Wilber), einem neuen Zueinander von Naturwissenschaften, Psychologie und Religion. Auch der Wunsch nach Wiederverzauberung der Welt wächst, ob durch den „kleinen Prinzen" (Saint-Exupéry) oder die

„kleine Momo" (Ende) , den „kleinen Hobbit" (Tolkin) oder den kleinen Zauberlehrling „Harry Potter" (Rowling).
Auf eine Revitalisierung deutet auch ein wachsendes Interesse an „Mystik" hin, ob am mittelalterlichen Meister Eckart oder der Frauenmystik, am muslimischen Sufi, am chassidischen Rabbi oder am buddhistischen Lama, nicht selten als „analoger" Ausgleich bei „digitalen" Berufen in der Informationstechnologie. Auch die Lehren von der Wiedergeburt (Reinkarnation, Seelenwanderung) findet zunehmend Gläubige (man rechnet mit etwa 20% der Bevölkerung), wobei der Unterschied zwischen dem fernen Osten und dem nahen Westen darin bestehen dürfte, dass man in den östlichen Religionen (Buddhismus, Hinduismus) durch sittliche Anstrengung aus dem Rad der Wiedergeburt herauswill, während man im Westen hineindrängt, wohl um die befristete Lebenszeit auszudehnen.
Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte läßt sich schematisch etwa so kennzeichnen: Sagte man in den 70er Jahren: Kirche nein – Jesus ja, so in den 80er Jahren: Jesus nein – Gott ja und in den 90er Jahren: Gott nein – Religion ja. Der religiöse Bezug wird damit immer abstrakter und immer weniger personal.
Die unerwartete Karriere der Religion zeigt sich auch bei dem amerikanischen Theologen Harvey Cox, der in den 60er Jahren Zeitalter der völligen „Religionslosigkeit" heraufziehen sah und vor der törichten Hoffnung warnte, dass die Religion eines Tages wieder ein Comeback feiern könnte. Schon zwei Jahrzehnte später mußte er angesichts der faktischen Entwicklungen diese These revidieren und sieht nun eine Ära des „Wiederauflebens des Religiösen" (religious revival) heraufziehen: „Wenn die Herausforderung der modernen Theologie darin bestand, den Glauben in einer Zeit des religiösen Rückgangs zu bestimmen und zu verteidigen, so besteht die Aufgabe der postmodernen Theologie darin, die christliche Botschaft in einer Zeit zu interpretieren, in der die Wiedergeburt der Religion (rebirth of religion), weniger ihr Verschwinden, die ernstesten Fragen stellt."[7]
Die sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Modernisierungsprozesse führen also keineswegs zur religiösen Ebbe, sondern im Gegenteil zu einer neuen Flut: zur Suche nach den Quellen der Identität, nach neuen Formen der Gemeinschaft und nach tragenden Werten und nach welttranszendenten Kräften.

## 2. Veränderungen in der pastoralen Landschaft

Von blühenden pastoralen Landschaften ist nicht zu berichten, aber auch nicht von pastoralen Katastrophenszenarios, wenn man die unübersehbare Krise der Kirche und der Orden (Nachwuchsmangel) in größere Entwicklungen einordnet. Dann sind über hausgemachten Gründen (wie ängstliches Beharren auf dem status quo, mangelnde Innovationskraft, liberal-anpasserisches oder rigid-autoritäres Verhalten) vor allem Gründe zu nennen, die mit der gesellschaftlichen Situation zusammenhängen und an denen die Kirche wie andere Institutionen des öffentlichen Lebens teilhat.
Im Zug der Modernisierung der Gesellschaft ist sicher ein Rückgang oder Abschmelzen der „Milieus" zu verzeichnen, darunter auch der katholischen Milieus. Daher erscheint die kirchliche Gemengelage diffus und plural. Sie reicht von den traditionellen volkskirchlichen Sektoren in einigen Landesteilen und dem noch immer starken und oft innovationsfreudigen verbandlichen Katholizismus über große kulturchristliche Anteile und die Gruppe der Halbgläubigen und religiös Suchenden bis hin zu den religiös Unmusikalischen und zur verfestigten Areligiosität (östliche Bundesländer). Angesichts dieser kirchlich zerklüfteten Situation steht die Pastoral vor einer doppelten Herausforderung:
(1) Die Pastoral steht vor der Aufgabe, den Sektor der klassischen Gemeindepas-

toral neu zu gestalten. Dabei hat das territoriale Prinzip seine Bedeutung, aber der Zuschnitt der pastoralen Räume paßt oftmals nicht mehr in die Landschaft und bedarf einer neuen Definition. Nicht nur wegen des Priestermangels, sondern vor allem aus pastoralen Gründen scheinen folgende Punkte dringend: größere Pfarrgemeinden mit Mittelpunktkirche und Filialkirchen, in denen sich eine Vielfalt spiritueller Stile entfalten kann; größere Pluriformität gemeindlichen Lebens (kein Einheitsprogramm) und Ausbildung von Schwerpunkten (z.B. Familien, Jugendliche, Predigt, Kirchenmusik...), besonders in urbanen Räumen (Stadtkirche); starker Bezug zu den Nachbarschaften des pfarrgemeindlichen Raums; Vielfalt von Gruppen und Gemeinschaften, die im größeren Pfarr-Rahmen ein ergänzendes Netzwerk „kommunikativer Glaubensmilieus" (M. Kehl) bilden und bei denen spirituelle Gruppierungen wie die Orden oder Geistlichen Gemeinschaften Impulse geben können.

(2) Die Pastoral steht vor der Aufgabe, den kategorialen Sektor pastoral kreativ und pluriform auch auf die neuen Situationen zu beziehen. Dabei ist es wichtig, die bestehenden Zentren in den Blick zu nehmen, ob pädagogischer, monastischer, spiritueller oder diakonischer Art, und sie im Sinn einer missionarischen Kirche zu positionieren. Die Aufgabe besteht darin, wie Paulus in Athen auch auf den „modernen Areopagen" (Johannes Paul II., Redemptoris Missio Nr. 37) den Glauben „zu Markte zu tragen". Hier sind insbesondere die Orden aufgrund ihrer unterschiedlichen Prägungen und geographischen Verbreitung besonders gefordert, ihre Spiritualität neu zu inkulturieren, wenn denn die Aufgabe der Inkulturation nicht nur in fernen Kontinenten, sondern auch in der Kultur der späten Moderne zu leisten ist.[8]
Bei dieser doppelten Aufgabe sind auch die neuen Zielgruppen ins Auge zu fassen: Etwa die verfestigten Agnostiker, denen religiös „nichts fehlt", oder die Halbgläubigen, die über die ästhetische Formensprache der Liturgie, die christliche Tradition oder die geistlichen Stile der Orden einen neuen Zugang zum Glauben und zur Kirche finden. Dabei sind die verschiedenen Milieus der Erlebnisgesellschaft zu beachten und ihre pastoralen Herausforderungen.[9]
Einer aus der Gruppe der „Halbgläubigen" ist der italienische Philosoph Gianni Vattimo, der von einem glühenden Katholiken zu einem Atheisten und dann zu einem Halbgläubigen geworden ist: „Ich gestehe: Wieder in die Kirche gegangen bin ich bisher, ... nur aus feierlichen und zugleich traurigen Anlässen: zu Begräbnissen geliebter Menschen, aber auch Taufen und Hochzeiten; und das eine oder andere Mal, aus vorwiegend ‚ästhetischen' Gründen (die von ‚authentisch' religiösen zu unterscheiden und abzuwerten ich mich hüte), zur lateinisch gesungenen Weihnachtsnovene in einer der seltenen Kirchen, wo sie noch zelebriert wird. Ich bekenne mich nicht mehr zur Verachtung der ‚Halbgläubigen' (nach einem Satz des Evangeliums wird der Herr die Lauen ausspeien), wie ich sie als militanter Katholik gegenüber denen empfand, die nur zu Hochzeiten, Taufen und Begräbnissen in die Kirche gehen."[10]
Gefragt ist hier also biographie-nah die sakrale und die ästhetische Kompetenz.

(3) Nach welchem pastoralen Prinzip ist nun vorzugehen? „Pastoral" hat heute in der Regel einen positiven Klang, führt aber bisweilen auch im kirchlichen Sprachgebrauch abwertende Bedeutungen mit sich. Einerseits bezeichnet „Pastoral" das Gesamt kirchlichen Handelns im Sinn des Grundauftrages der Kirche, Heilszeichen für die Welt zu sein (*Lumen gentium* Nr. 1) und entfaltet sich in viele Felder und Facetten pastoralen Handelns. Andererseits konnotiert der Ausdruck eine gewisse Nachsicht, die Vermeidung der Strenge, bisweilen gar den Gegensatz von Pastoral und Kirchenrecht, z.B. in den dornigen Fragen der Ehepastoral, obgleich doch Pastoral und Recht das „Heil der Seelen" (salus animarum, c. 1752 CIC) als gemeinsame oberste Richtschnur haben.
Das II. Vatikanische Konzil (1962-1965) ist

bekanntlich als „Pastoralkonzil" in die Geschichte eingegangen, d.h. als Konzil, das auf dogmatische Definitionen und erst recht auf Lehrverurteilungen verzichtete. Vielmehr nahm es in seinen 16 Dokumenten eine kontextuelle Verhältnisbestimmung der Kirche nach innen (z.B. *Lumen gentium*) und nach außen (z.B. *Gaudium et spes*) vor.

Die beiden vorausgegangenen Konzilien, das Tridentinum im 16. Jahrhundert und das I. Vatikanum am Ende des 19. Jahrhunderts, sahen ihre Aufgaben bei aller Reformfreudigkeit eher in der Defensive. Sie verteidigten die katholische Kirche gegen die Bedrohung durch die Reformation bzw. durch die „modernistische" Kultur. Das II. Vatikanum bezieht sich aufgrund seines „pastoralen Prinzip" nicht defensiv, sondern positiv und produktiv auf den zeitgeschichtlichen Kontext.

Dieses pastorale Prinzip tritt insbesondere in der Pastoralkonstitution über die „Kirche in der Welt von heute" (*Gaudium et spes*) zutage, deren beide gleichrangigen Teile einerseits über die Kirche und die Berufung des Menschen (Person, Gemeinschaft, Schaffen, Aufgabe der Kirche) handeln und andererseits dringliche Fragen (Ehe und Familie, Kultur, Politik, Wirtschaft, Krieg und Frieden) behandeln.

Warum nun diese Konstitution „pastoral" genannt wird, erklärt die berühmte amtliche Fußnote zu Beginn. „Sie wird 'pastoral' genannt, weil sie, gestützt auf Prinzipien der Lehre, das Verhältnis der Kirche zur Welt und zu den Menschen von heute darzustellen beabsichtigt." (*Gaudium et spes* Nr. 1)

Die Kirche bringt also nach dem pastoralen Prinzip Lehre und Leben in einen Zusammenhang, bezieht den christlichen Glauben auf die sozialen und kulturellen Lebenswelten. Das „pastorale Prinzip" meint keine bloße Pragmatik, sondern die Entscheidung zu einer Pastoral und Theologie mit Zeitindex. Damit wird „zeitlosen" Konzepten der Abschied gegeben. Das „pastorale Prinzip" bedeutet also, sich auf die Kontexte der jeweiligen Lebenswelten einzulassen und in kritischer Zeitgenossenschaft die „ewigen Werte" (valores perennes) mit dem „aufkommenden Neuen" zu einer „richtigen Synthese" zu bringen und zwar durch eine Deutung der „Zeichen der Zeit" im Licht des Evangeliums (*Gaudium et spes* Nr. 4). Die Pastoral der Kirche zeichnet sich demnach durch einen synchronischen Bezug auf die Gegenwart aus, durch „pastorale Zeitgenossenschaft".

Sie entfaltet sich in die verschiedenen Handlungsfelder, die natürlich „ein weites Feld" bilden, wie mancher mit Fontane stöhnen wird, wenn er die Pluralität der Lebenssituationen und der vielfach professionalisierten pastoralen Handlungsvollzüge betrachtet.

Angesichts der Vielfalt der Biographien, Zielgruppen und Situationen scheint eine Konzentration auf die pastoralen „Kernaufgaben" der Kirche unabdingbar. Kriterium des „Rückbaus" ist der „historische Imperativ" (Max Müller), demzufolge die Kirche (und die Orden) in ihrer Pastoral vornehmlich das tun sollen, was nur sie tun können und Dinge zu lassen, die auch andere tun können.

Ein literarisches Beispiel dafür mag die Priestergestalt sein, die Peter Handke in seinem Roman *Mein Jahr in der Niemandsbucht*[11] (1994) schildert. Dieser Priester tut unspektakulär, was sonst keiner kann oder keiner tut: Er feiert Liturgie in der ärmlichen Dorfkirche und er schaut bei den Sterbenden vorbei, denn „die Bedürftigkeit, bei den Uralten gleichwie bei den Jungen, schien gewachsen, dass jemand wie er, da das sonst keiner mehr tat, ... vorbeischaute,... und ihnen die Hand auflegte."(S. 902f)

Des weiteren scheint angesichts der genannten Pluralität eine „polyphone Pastoral" (Zulehner)[12] erforderlich, welche die eintönigen Entwürfe ablöst oder integriert. Dabei wird sich eine pluriforme oder polyphone Gesamtpastoral an den drei kirchlichen Grundvollzügen des Glaubensdienstes (Martyria), des Gottesdienstes (Leiturgia) und des Nächstendienstes (Diakonia) orientieren, die als Grundgesten von Erinnern, Danken, Sorgen zu deuten sind.

## 3. Sakramentale und nichtsakramentale Vollzüge

Welche Chancen und Probleme ergeben sich für die (nicht)sakramentalen Vollzüge in dieser religiösen und pastoralen Landschaft? Hier möchte ich auf (nicht)sakramentliche Feierformen eingehen und auf pastorale Imperative.

### (1) Feierformen

Bei den liturgischen Feierformen gibt es einerseits starken Rückgang bei der Sonntagsmesse, andererseits starke Nachfrage nach den Sakramenten an den Lebenwenden.

1) Sonntagsmesse. Die Teilnahme an der sonntäglichen Eucharistie gehört konstitutiv zum Christsein und ist daher als Kirchengebot unter Sünde verpflichtend (*Katechismus der katholischen Kirche* Nr. 2181). Dennoch sinkt die Zahl der Gottesdienstteilnehmer in den letzten Jahrzehnten stetig ab, von über 50% im Jahr 1950 bis zu 16% im Jahr 2000.

Eine entscheidende Rolle spielte dabei der kulturelle Wandel der 60er und 70er Jahre, wobei ein Ende des Trends nicht abzusehen ist, auch wenn die Kurve inzwischen abgeflacht ist. Zudem gibt es eine „Seniorisierung" und „Feminisierung" der Gottesdienstgemeinden, die weder den Bevölkerungsdurchschnitt noch die Bildungs- und Berufsstruktur repräsentieren. So ist die Zahl der Kirchgänger unter 30 Jahren prozentual nur halb so groß wie diese Altersgruppe in der Gesamtbevölkerung, während die Zahl der Kirchgänger über 60 Jahren prozentual doppelt so groß ist.

Positiv und in absoluten Zahlen gesehen, gingen im Jahr 2000 etwa 4,2 Mio katholische Kirchenmitglieder sonntags zur Messe. Keine andere gesellschaftliche Gruppe in Deutschland vermag regelmäßig so viele Menschen zu mobilisieren. Aber im Vergleich zu früheren Jahren waren es 1970 mehr als doppelt so viel. Die christlichen Kirchen haben einen zunehmenden Anteil an passiven Mitgliedern, die auf aktive Teilnahme weitgehend verzichten, der Kirche aber finanziell und kulturell als „treue Fernstehende" verbunden bleiben.

Bezieht man diese Entwicklung auf andere Größen, dann ergibt sich hinsichtlich der Versorgung mit Priestern, dass diese Zahlen dem Rückgang der Kirchgänger folgen, so dass wir zwar in absoluten Zahlen weniger Priester haben, aber relativ eine ähnliche „Versorgung" wie in volkskirchlichen Zeiten. Anders verhält es sich mit Personen und Institutionen, die in den letzten Jahrzehnten wuchsen oder ausgebaut wurden.

So nahmen zum Beispiel die Gesamtzahlen der Katholiken aufgrund demographischer Entwicklungen und Austritte in nur einem Jahrzehnt von 1990 bis 2000 um 1,5 Mio ab. Das sind bei durchschnittlicher Pfarreigröße von 1500 etwa 1000 Gemeinden weniger. Die Zahl der Pfarreien blieb aber mit gut 13.000 nahezu konstant. Das „institutionelle Kleid" der Kirche ist zu groß und wird immer größer; es entspricht nicht mehr den pastoralen Erfordernissen und muss daher angepaßt werden. Ähnliches gilt auch für das institutionelle „Abspecken" der Orden, das sicher oft schmerzlich empfunden wird, aber auch Chance enthält, wenn es den Orden gelingt, ihre Inspiration und Spiritualität anderen Trägern und Mitarbeitern zu vermitteln.

Auch in anderen europäischen Ländern sind vergleichbare Tendenzen festzustellen, doch mit großen Unterschieden von Land zu Land.[13] Anders sieht die Situation aufgrund der Geschichte und dem anderen Verhältnis zur Religion (civil religion) in den Vereinigten Staaten von Amerika aus, wo der regelmäßige Kirchgang erheblich höhere Bedeutung und Religion in der Öffentlichkeit einen positiveren Stellenwert hat als in Europa.[14] Hier ist es auch gelungen, über das Erwachsenenkatechumenat in den meisten Pfarreien und kraftvolle pädagogische Zentren für Kontinuität zu sorgen. Allerdings klagt auch die

amerikanische Kirche über mangelnden Nachwuchs in den Diözesen und Orden.
In Europa gibt es neuerdings deutliche Anzeichen, dass sich der Trend ändert und zwar in den großen Städten, den Laboratorien der Moderne: So verliert in Österreich zwar das Land viele Kirchgänger, während sich deren Zahl in mittleren Städten stabilisiert und in größeren sogar wächst. Solche Trends geben jeder Stadtkirche Stoff zum Nachdenken über ihre urbane performance. Darüber hinaus stellen die Trendforscher Anzeichen einer Respiritualisierung fest oder gar eine „Desäkularisierung" (Peter Berger) und damit einer Wiederkehr der Religion, freilich in ambivalenten Formen.[15]

2) Sakramentale Rituale. Ein weiterer wichtiger Indikator der religiösen Partizipation ist die Teilnahme an den Sakramenten und Sakramentalien, an der breit entfalteten rituellen Dimension des christlichen Glaubens katholischer Prägung. Dabei stoßen wir auf ein erstaunliches Datum: Die lebensbegleitenden Riten der Kirche, insbesondere die zu den Lebenswenden (Taufe, Eheschließung, Beerdigung), werden hochgeschätzt, auch bei der jüngeren Generation. Das zeigt die Europäische Wertestudie, der zufolge Anfang der 90er Jahre über zwei Drittel aller Europäer eine religiöse Feier bei der Geburt eines Kindes und bei der Hochzeit wünschen.
Generell ergibt sich aus den Umfragen, dass die Nachfrage nach Ritualen an den lebenswenden merklich höher ist als die Nachfrage nach Sonntagsgottesdiensten. Diese biographiegebundenen Rituale (Sakramente) erweisen sich als resistent gegenüber Säkularisierung. Als Hauptform kirchlicher Religiosität scheint sich weitgehend eine Form von „populärer Religiosität" durchzusetzen, die eine enge Beziehung zur Biographie und zur Familie hat, ohne indes allzu sehr in die Gestaltung des alltäglichen Lebens einzugreifen.
Es wächst also die Zahl der Kirchenmitglieder, die fallweise religiöse „Dienstleistungen" der Kirche in Anspruch nehmen und darüber hinaus selbstkomponierte Religiositätsmuster ausbilden. Die kirchlichen Riten zur Lebenswende werden nicht nur zur Hauptform, sondern auch zum „Hauptgrund für die Kirchenmitgliedschaft".[16] Damit wird die Liturgie dort besonders bedeutsam, wo ihr Zusammenhang mit dem Leben (Biographie, Familie, Schicksal) deutlich wird.
Von den Sakramenten erwartet man angesichts der Hoffnungen und Bedrohungen an den Lebenswenden, dass sie das Bedrohliche abwehren und das Erhoffte schützen, sozusagen einen schützenden „Baldachin" über das Leben eines neugeborenen Kindes spannen oder eine Ehe unter den „Schutz und Schirm" stellen.[17] Die Riten geleiten unter diesen Schutzschirm einer umgreifenden transzendenten Ordnung, wo letzter Halt und Hoffnung auf gelingendes Lebens zu finden sind.
Zusammenfassend läßt sich sagen: Der Abschied von der Volkskirche im Sinn eines sozio-kulturellen Milieus, das über 100 Jahre eine große Leistung vollbrachte, nun aber im kulturellen Wandel der späten Moderne „abschmilzt", geht einher mit der Ausbildung einer anderen „Volkskirche" der Kasualfrömmigkeit für die Wechselfälle des Lebens. Da zu diesen Wechselfällen nicht nur die Lebenswenden zählen, die wie Geburt (Taufe), Adoleszenz (Firmung), Eheschluß (Ehe), Berufung (Ordo) sakramental begleitet werden, sondern auch die Erfahrungen der Schuld (Bußsakrament) und der Krankheit (Krankensalbung), verfügen auch diese Wechselfälle über eine sakramentale Begleitung, die im Alltagssakrament der Eucharistie ihren kontinuierlichen Ausdruck findet.

3) Nichtsakramentale Formen. Ausdrücklich forderte schon das Konzil eigene Wortgottesdienste (sacra Verbi Die celebratio) an Vorabenden höherer Feste, an den Wochentagen in der Fasten- und Adventszeit sowie an Sonn- und Feiertagen, wenn kein Priester zur Verfügung steht (*Sacrosanctum concilium* Nr. 35, 4). Diese Situation, dass

kein Priester zur Feier der Eucharistie zur Verfügung steht, ist in Lateinamerika seit langem, in Europa zunehmend gegeben. Wie ist darauf zu reagieren?

In Lateinamerika ist nicht nur die materielle Armut ein existentielles Thema großer Teile der Bevölkerung, sondern auch die traditionelle Armut an Priestern, nicht zuletzt ein Erbe der kolonialen Kirche (Weiheverbot für Einheimische). Angesichts dieser Notlage brachte der Aufbruch der Kirche Lateinamerikas neben den kirchlichen Basisgemeinden auch neue liturgische Feierformen hervor; dazu zählt etwa die „Feier des Lebens" (*Celebración de la vida*), ein frei gestalteter Gottesdienst mit Liedern und Schriftlesungen, szenischen Darstellungen biblischer Erzählungen, Gebeten und Fürbitten. Die Leitung wird von neuen Diensten wie den „delegados (delegadas) de la palabra" wahrgenommen. In Brasilien etwa werden in Ermangelung geweihter Priester etwa 70% der sonntäglichen Gottesdienste in dieser Form gefeiert, geleitet von Laien, mehrheitlich von Frauen.[18]

Auch in Deutschland stellt sich zunehmend die Frage, was zu geschehen habe, wenn kein Priester für die sonntägliche Eucharistie zur Verfügung steht. Die deutschen Bischöfe votieren im pastoralen Notfall für selbständige Wort-Gottes-Feiern, denen bischöflich beauftragte Frauen und Männer vorstehen, und die nur aus besonderen Gründen mit einer Kommunionfeier verbunden sein sollen, um Hochgebet und Kommunionspendung nicht auseinanderzureißen.[19] Der Limburger Bischof Franz Kamphaus hält es für besser, „notfalls nur den einen der beiden Tische zu decken, den des Gottesworts, so reich wie nur eben möglich."[20]

Nicht nur der Priestermangel, auch pastorale Erfordernisse und die Sehnsucht nach Segen für das Leben führen zu neuen Gottesdienstformen. Die mehrheitlich agnostische Situation in den neuen Bundesländern und die bleibende Bedeutung der „Jugendweihe" bewegte Domvikar Reinhard Hauke (Erfurt) dazu, eine „Feier der Lebenswende" zu inszenieren, mit Liedern und Schrifttexten, Symbolhandlungen, Bitten und Segen, als christliche Hilfe für Ungetaufte. Weitere Formen sind:[21]

- Segensfeier für konfessionslose oder kirchenferne Paare;
- Segensfeier für Schwangere oder junge Mütter und ihre Kinder;
- Segensfeier für Kinder (Fest der unschuldigen Kinder), Jugendliche (Pubertät), Senioren;
- Segensfeier für Kranke und Trauernde;
- Umkehrliturgien für Fernstehende (remembering church);
- Morgenlob oder Abendlob als Revitalisierung des Stundengebets;
- Stadtgebet als Versuch, die Stadt ins Gebet zu nehmen (Schwerte);
- Nächtliches Weihnachtslob für Nichtchristen (Erfurt);
- Jugendspezifische Feiern wie Nachtgebete;
- Neuentdeckung der Wallfahrten, sei es der regionalen, aber auch der überregionalen (Santiago de Compostela);
- Exerzitien im Alltag, auch per Internet.

Dem Erfindungsreichtum sind so schnell keine Grenzen gesetzt. Dabei wird man immer im Sinn einer missionarischen Kirche auch die Kulturchristen und Halbgläubigen im Auge haben, aber auch die Nichtchristen und suchenden „Steppenwölfe".

### (2) Pastorale Imperative

In der heutigen religiösen und pastoralen Landschaft scheinen mir zwei einander ergänzende pastorale Imperative von besonderer Bedeutung, ohne damit andere Akzente und Schwerpunkte auszuschließen. Die sakramentalen und nichtsakramentalen Vollzüge sind zum einen mystagogisch und ästhetisch zu gestalten, wobei sich die innere und äußere Gestalt wechselseitig deuten und unterstützen auf dem Weg des suchenden Menschen nach Gemeinschaft mit Gott und mit den anderen.

1) Mystagogie. Wie werden die sakramentalen Vollzüge auf die existentiellen Erfahrungen hin dechiffriert und wie sind existentielle Vollzüge im Licht der sakramentalen Vollzugsformen zu interpretieren? Gibt es so etwas wie eine „Mystik" des Alltags? Oder bleibt das Mystische den großen Mystikern vorbehalten (Meister Eckart, Teresa von Avila)?

Angesichts des Rückgangs der sozio-kulturellen und der pädagogischen Tradierung des Glaubens gewinnt eine Tradierungsform an Bedeutung, die dem einzelnen in seiner Biographie hilft, seine existentiellen Erfahrungen als geistliche Erfahrungen, Erfahrungen des Geistes, wahrzunehmen und zu deuten. Karl Rahners Theologie ist bekanntlich vom Exerzitienbuch des hl. Ignatius und von der „Unterscheidung der Geister" geprägt. Praktisch ausgerichtet, möchte sie zur Gnadenerfahrung hinführen, in die ursprüngliche religiöse Erfahrung, in die Erfahrung Gottes als des fernen und zugleich nahen „Geheimnisses" (Mystagogie).

Bevorzugte „Orte" solcher Erfahrungen des Geistes, sowohl positive wie negative Erfahrungen, können etwa sein: Einsamkeit, Verantwortung, personale Liebe, Schuld, Tod, Treue, Gelassenheit, Erfahrung des Schönen, Beanspruchung durch die Wahrheit. „Man könnte vielleicht sagen, christliche Mystagogie ist *das Bemühen* von jemand, sich oder erst recht einem anderen *eine möglichst deutliche und reflex ergriffene Erfahrung seiner vorgegebenen pneumatischen Existenz zu vermitteln*. Christliche Mystagogie ist auch der Versuch, dem konkreten Menschen verständlich zu machen, dass seine mystische Geisterfahrung ihm geschichtlich greifbar und irreversibel durch Jesus Christus zugesagt ist."[22]

Damit ist ein pastorales Handlungsprinzip gegeben: Mystagogische Einführung in das Gott-Geheimnis des Lebens, so dass die Betreffenden sagen: Was steht meinem Gottesglauben, meiner Bekehrung, meiner Taufe, Firmung, Eheschließung noch im Wege? Um Gott als das Geheimnis des eigenen Daseins anzunehmen, bedarf es also mehr als einer doktrinären Entgegennahme der christlichen Lehre, es bedarf einer Mystagogie in die religiöse Erfahrung und spirituelle Vollzugsformen, die viele heute suchen. In diesen Zusammenhang gehört das oft zitierte Wort Rahners: „der Fromme von morgen wird ein 'Mystiker' sein, einer, der etwas 'erfahren' hat, oder er wird nicht mehr sein, weil die Frömmigkeit von morgen nicht mehr durch die im voraus zu einer personalen Erfahrung und Entscheidung einstimmige, selbstverständliche öffentliche Überzeugung und religiöse Sitte aller mitgetragen wird, die bisher übliche religiöse Erziehung also nur noch eine sehr sekundäre Dressur für das religiös Institutionelle sein kann."[23]

Dieser mystagogische Ansatz ist als Leitidee für viele pastorale Praxisfelder aufgegriffen worden, von der Religionspädagogik und Katechese, über die Jugendarbeit und Seelsorge bis hin zur Liturgie und Sakramentenpastoral. Mystagogie gibt dem sakramentalen Leben das Bewusstsein der göttlichen Tiefe. Ohne Erfahrungsbezug stehen die Sakramente in der Gefahr, bloße Riten zu werden. Gerade die Ordensleute haben eine besondere Aufgabe und Chance, ihre jeweiligen spirituellen Ansätze, ihre Ordensmystik mystagogisch ins Spiel zu bringen.

Die Mystagogie ist auch bedeutsam für die Christusbegegnung im Nächsten, insbesondere im Armen, wenn denn die Kirche „in den Armen und Leidenden das Bild dessen erkennt, der sie gegründet hat und selbst ein Armer und Leidender war." (Lumen gentium Nr. 8). Darauf verweist nicht nur die „vorrangige Option für die Armen", die in der lateinamerikanischen Kirche entdeckt und weltkirchlich aufgegriffen wurde, sondern auch das Wort vom „Sakrament des Bruders", das der Theologe Hans Urs von Balthasar prägte. Die Begegnung mit dem Bruder (und der Schwester, wird man heute ergänzen) mache diesen „zum Sakrament des Wortes Gottes an mich. Dieses Sakrament spendet

sich im Alltag, nicht im Kirchenraum. Im Gespräch, nicht während der Predigt. Nicht in Gebet und Betrachtung, sondern dort, wo das Gebet sich bewährt und die Betrachtung ausmündet in Sendung. Dort, wo es sich entscheidet, ob ich im Gebet wirklich Gottes Wort gehört habe, ob ich im Kirchenraum wirklich Gottes Fleisch und Blut empfangen habe: und die Entscheidung fällt, wie sie fallen soll, wenn sich erweist, dass ich dem Nächsten das Brot und den Wein des Wortes und des eigenen Lebens zu kredenzen gewillt bin." [24]

2) Ästhetik. Die schöne äußere Gestalt kann der mystischen Innenseite des Glaubens dienen. Der Liturgiekonstitution zufolge war die Kirche immer eine „Freundin der schönen Künste". Weil die liturgischen Zeichen und Symbole auf die Schönheit Gottes verwiesen, müßten auch die für den „heiligen Kult" nötigen Dinge würdig und schön sein (*Sacrosanctum concilium* Nr. 122). „Edle Schönheit", die nicht bloßer Aufwand sein soll, habe die Kirchen und ihre Ausstattung auszuzeichnen; und die Bischöfe mögen von den Gotteshäusern Werke fernhalten, die Glauben und Sitten widersprechen oder künstlerisch ungenügend und allzu mittelmäßig sind (*Sacrosanctum concilium* Nr. 124).

Die Schönheit und der künstlerische Rang der erhaltenen romanischen, gotischen oder barocken Kirchen ist unumstritten; daher schätzt eine Zeitgenossin wie die Schriftstellerin Eva Demski die alten Frankfurter Kirchen als „Rasthäuser Gottes mit stiller Bedienung", als kostbare Räume der Stille, die „an Vergänglichkeit erinnern und Ewigkeit verheißen".[25] Viele moderne Kirchenräume machen oft einen diffusen Eindruck, der kaum „Orientierung" schafft. Der Kirchenraum muß ein sakraler, ein ritueller Raum sein, der sich abhebt vom Alltag, diesen ästhetisch unterbricht und auch nicht multifunktional vernutzt werden darf.

Über die Kirchen-Räume hinaus geht es auch um die künstlerische (nicht kunstgewerbliche) Gestaltung der liturgischen Räume, der liturgischen Geräte und Bilder, der liturgischen Kleidung, der liturgischen Choreographie, kurz um das Festliche der gottesdienstlichen und sakramentlichen Feiern. Dazu gehört auch die Pflege der Kirchenmusik sowie der liturgischen Sprache und Gestik, wobei eine pausenlose „Erklärung" der Symbolik zu vermeiden ist, weil es auf das wiederkehrende Ritual und das rhythmische Spiel von Worten und Gesten ankommt. Der schöne Schein der Liturgie und der Sakramente läßt die Transzendenz in der Immanenz transparent werden.

Der amerikanische Moralphilosoph Alasdair MacIntyre, der zur katholischen Kirche konvertierte, macht in seinem Plädoyer für Traditionen auch auf einen Zusammenhang von Religion und Ästhetik aufmerksam, der hier interessieren mag: „Wenn die katholische Messe für Konzerte von Protestanten verfügbar wird, wenn wir dem Evangelium lauschen, weil Bach es vertont, nicht weil Matthäus es geschrieben hat, dann werden kirchliche Texte in einer Form bewahrt, die die traditionellen Bande zum Glauben aufbricht, in mancher Hinsicht auch für diejenigen, die sich nach wie vor zu den Gläubigen zählen. Es ist natürlich nicht so, dass keine Verbindung zum Glauben mehr bestände; man kann die Musik Bachs oder selbst Händels nicht einfach vom christlichen Glauben lösen. Aber die traditionelle Unterscheidung zwischen dem Religiösen und dem Ästhetischen ist verwischt worden."[26]

Die Unterscheidung zwischen liturgischem Vollzug und konzertanter Aufführung bleibt natürlich wesentlich. Eine Liturgie, die zum Konzert wird (mit Beifall), ist ebenso zu kritisieren wie ein Konzert, das sakrale Züge annimmt. Aber unterschätzen wir nicht die Kraft der künstlerischen Gestaltung der Liturgie, die nicht an die Ästhetisierung der Warenwelt anknüpft, sondern im Grund eine Art Inkulturation des in Christus anschaubaren Gottgeheimnisses darstellt.

Angesichts der viel beklagten Exkulturation des Christentums aus der Kultur der Moderne sind die innere und äußere Formensprachen des Spirituellen daraufhin zu prüfen, ob sie mystagogisch tauglich und ästhetisch anziehend sind. Die Kirche und die Orden stehen vor der Herausforderung einer neuen Inkulturation des Christentums in unsere Kultur. Diese Gegenwartskultur ist weder antimodernistisch abzuwehren noch enthusiastisch zu umarmen, vielmehr ist in ihr das Evangelium Jesu Christi in kritischer Unterscheidung der Geister und pastoraler Zeitgenossenschaft freimütig zu bezeugen und sakramental zu feiern.

[1] Vortrag am 22. 01. 2003 bei der Frühjahrssitzung VDO-Kommission Pastorale Grundfragen in Mainz

[2] Die Anekdotensammlung des Barfüßermönchs Johannes Pauli genannt Schimpf und Ernst, hg. von G. Th. Diethmar, Marburg 1856, 6f.

[3] Text des Urteils und der abweichenden Meinungen in: Neue Juristische Wochenschrift 48 (1995) 2477-2483.

[4] Ernst Troeltsch, Zur religiösen Lage. Religionsphilosophie und Ethik, Tübingen 1913, 21.

[5] Jürgen Habermas, Glauben und Wissen. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2001, Frankfurt 2001, 24.

[6] Karl Gabriel, Christentum zwischen Tradition und Postmoderne, Freiburg 1992, 162.

[7] Harvey Cox, Religion in the Secular City. Toward a Postmodern Theology, New York 1984, 12, 20.

[8] Vgl. exemplarisch Michael Sievernich, Von der Akkomodation zur Inkulturation. Missionarische Leitideen der Gesellschaft Jesu, in: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft 86 (2002) 260-276.

[9] Hermann Kochanek, Spurwechsel. Die Erlebnisgesellschaft als Herausforderung für Christentum und Kirche, Frankfurt 1998.

[10] Gianni Vattimo, Glauben – Philosophieren, Stuttgart 1997; vgl. Gerd Haeffner, Morgenröte über Capri. Die Philosophen Derrida und Vattimo zur Rückkehr des religiösen, in: StZ 217 (1999) 669-682.

[11] Peter Handke, Mein Jahr in der Niemandsbucht, Frankfurt 1994.

[12] Paul M. Zulehner, Unternehmen statt Jammern, in: Communicatio Socialis 33 (2000) 267-275, hier 274.

[13] Grace Davie, Religion in modern Europe. A memory mutates, Oxford New York 2000.

[14] Michael Zöller, Washington und Rom. Der Katholizismus in der amerikanischen Kultur, Berlin 1995.

[15] Vgl. Paul M. Zulehner u.a., Kehrt die Religion wieder? Religion im Leben der Menschen 1970-2000, Ostfildern 2001.

[16] Michael N. Ebertz, Erosion der Gnadenanstalt. Zum Wandel der Sozialgestalt von Kirche, Frankfurt 1998, 115.

[17] Vgl. Peter L. Berger, The sacred canopy, New York 1973.

[18] Horst Goldstein, Kleines Lexikon zur Theologie der Befreiung, Düsseldorf 1991, 140.

[19] Zum gemeinsamen Dienst berufen. Die Leitung gottesdienstlicher Feiern. Rahmenordnung für die Zusammenarbeit von Priestern, Diakonen und Laien im Bereich der Liturgie (Die deutschen Bischöfe 62), hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1999, hier Nr. 36.

[20] Franz Kamphaus, Tut dies zu meinem Gedächtnis. Worum es beim Sonntagsgottesdienst geht, Freiburg 1999, 31.

[21] Eine Reihe von Formen sind dokumentiert in: B. Kranemann u.a. (Hg.), Gott feiern in nachchristlicher Gesellschaft. Die missionarische Dimension der Liturgie, Teil 2, Stuttgart 2000.

[22] Paul M. Zulehner, „Denn du kommst unserem Tun mit deiner Gnade zuvor…". Zur Theologie der Seelsorge heute, Düsseldorf 1984, 51. (Gespräch mit Rahner kurz vor seinem Tod).

[23] Karl Rahner, Frömmigkeit früher und heute, in: Schriften zur Theologie, Bd. 7, Zürich 1966, 11-31, hier 22f.

[24] Hans Urs von Balthasar, Die Gottesfrage des heutigen Menschen, München 1956, 216 f.

[25] Eva Demski, Unterwegs, Frankfurt 1988, 156-168.

[26] Alasdair MacIntyre, Der Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart, Frankfurt 1987.

Herbert Schneider OFM

# Todes- und Namenstag der Hl. Klara: 11. August

*„Ich danke dir, dass du mich erschaffen hast!" Klara von Assisi (1193-1253)*

In diesem Jahr 2003 begehen wir das 750. Todesjahr der heiligen Klara von Assisi. Das abschließende Ergebnis ihres Lebens heißt: Dank, geschaffen zu sein! Dieser Dank wird zum Ausdruck gebracht angesichts des Todes. Im Rückblick auf ihr Leben unter dem Ruf Gottes im Evangelium zu einem kontemplativen Leben in Armut sieht sich die heilige Klara so sehr zum Leben geführt und in die Fülle des Lebens angesichts der frei gewählten Armut, dass sie für dieses Leben dankt. Sie betrachtet es als eine besondere Gunst Gottes, in der Armut bis zum Tode immer mehr Gott zu erfahren.

Viele Menschen mögen dies als eine Provokation empfinden. Sie werden fragen: Ist das Ende des Lebens nicht furchtbar? Sollten wir es lieber nicht wahrnehmen und möglichst hinausdrängen, so dass es uns jetzt nicht berührt? Was steht hinter dem zeitlichen Leben? Für die heilige Klara ist es eindeutig das ewige Leben. Genau darin unterscheidet sie sich von einer heutigen Tendenz, das jetzige Leben zu verabsolutieren, denn mit dem ewigen Leben rechnet kaum einer mehr. Erstaunlicherweise stellt man dann bei solchen Menschen fest: wenigstens dann sterben möchte niemand!

In dieser Ambivalenz befindet sich mancher Mensch von heute: Distanz zum ewigen Leben: Mit dem Tod ist alles aus! Zugleich meldet sich in seinem Bestreben, nicht sterben zu wollen, das Verlangen danach, weiter zu leben und ewig zu leben! In dieser Ambivalenz, die der Mensch auf die Dauer nicht ertragen kann, bricht Unruhe und Ratlosigkeit aus. Aber er kann sich nicht entscheiden. Es fehlt ihm etwas, um sich zum ewigen Leben entscheiden zu können und es jetzt schon zu ergreifen. Ihm fehlt die Liebe, in der er sich in das ewige Leben Gottes begibt und von Gott die innere Stärkung der Liebe erhält, die ihn über den Tod hinaus lieben und leben lässt. Nur die Liebe trägt ins ewige Leben.

Dies hat die heilige Klara vollbracht. Indem sie für ihr Leben dankt, bezieht sie sich zentral auf die Liebe zur Liebe Gottes in ihrem Leben, die über den Tod hinaus in das Leben der Liebe Gottes führt. Gabriel Marcel sagte die wichtige Erkenntnis über die Liebe, die dem anderen zusagt: Du wirst nicht sterben! Sie macht den Sterbenden zum Lebendigen. Gott aber sagt dem Menschen zu: Du wirst nicht sterben, denn du sollst in meiner Liebe geborgen sein und leben. Der Dank der heiligen Klara an Gott, dass er sie erschaffen hat, ist der Dank für den Ruf der Liebe und die Aufnahme in die bleibende Liebe Gottes, die den Tod nicht kennt.

Weil die Menschen nicht sterben möchten, aber doch nicht das ewige Leben erstreben, verlegen sie alle Energien auf die Bewahrung und Verlängerung des jetzigen Lebens. Aber Traurigkeit und Trostlosigkeit stellt sich ein, da sie es ja nicht akzeptieren, ewig leben zu wollen.

Die Folge ist ein überzogenes Bedürfnis nach Gesundheit als dem höchsten Gut. Der Gesundheit wird so viel Verehrung und Opfer entgegenbracht wie Gott. Wohlverstanden:

Gesundheit ist ein Geschenk und wir dürfen und sollen sie erstreben, da das Leben eher zu fördern als zu vernichten ist. Es geht hier um den Gedanken des letzten Wertes, den die Gesundheit für manche darstellt, weil sie über die Gesundheit hinaus nichts Positives mehr wahrnehmen. Manche sprechen daher von einer neuen Gesundheitsreligion. Damit ist gemeint, dass Gesundheit als Letztes im Leben gilt und nichts mehr, der man anhängt mit einer letzten Verehrung. Aber es gibt ein Mehr. Es ist die Liebe Gottes und das Leben mit Gott.

Gewiss, mit jeder Gesundheit geht einher die Krankheit, mehr oder weniger stark und bedrängend. Im Leben der heiligen Klara herrschte lange die Krankheit und doch behauptete sie sich als Gesunde. (vgl. 3. Brief, 35) Sie integrierte ihre Krankheit offenbar in die Gesundheit ihres Geistes und ihrer Gottesliebe. Dies ist ein wichtige Vorgang. Welche Gesundheit ist tragend im Leben, so dass auch die Krankheit des Leibes noch einmal von einer Gesundheit getragen ist? Es ist eben die Gesundheit der Liebe. So kann allerdings nur ein liebender Mensch wie die heilige Klara sprechen. Sie hatte eine innere Kraft des Glaubens und damit innerer Selbstbejahung, die sie stark in Krankheit, Leid und Tod machte.

Ich habe einmal beim Sterben einer einsam in Düsseldorf an den Geräten liegenden Frau teilgenommen. Die Angehörigen lebten weit entfernt und baten mich, bei ihr zu sein. Ich wartete bei ihr, die sich nach außen nicht persönlich kundtun konnte. Aber mein Warten hatte tiefen Sinn: denn ich glaubte an ihr inneres Leben und Sterben vor Gott. Ihre innere Gesundheit war wichtig geworden, wo jetzt die äußere Gesundheit nicht mehr zu retten war.

Das Zauberwort heute heißt „Gesundheit". Man muss alle Anstrengungen unternehmen, gesund zu bleiben: Vorsorgeuntersuchungen, ärztliche Kontrolle, angemessene Ernährung, körperliches Fitness-Training, entsprechende seelische Einstellung. Wer will die Bedeutung dieser und anderer Elemente leugnen? Sie sollten praktiziert werden, jedoch nicht ausschließlich. Um diese Ausschließlichkeit geht es. Mit welcher Inbrunst opfert man alles für die leibliche Gesundheit. Die Journale und Magazine bringen immer mehr Beratungen zur Gesundheit. Auch kirchliche Zeitschriften meinen, sie täten gut daran, eine Seite für Gesundheit zu präsentieren. Wer will es abwehren? Darum geht es auch nicht, sind wir doch dankbar für so viele Hilfen im Gesundheitswesen. Aber wo bleibt die seelische Gesundheit? Die uralte Sehnsucht des Menschen nach einem ewigen Leben bei Gott, bei dem es sich gut und gesund sein lässt, reagiert sich aus im Gesundheitswesen.

Und doch gibt es die grundsätzliche Gesundheit von Leib undSeele nicht durch Kuren und Krankenkassen, sondern nur durch Gott.

Dass ein langes Leben nicht unbedingt erfüllter ist als ein kurzes, habe ich bei einem Mitbruder festgestellt, der mit 52 Jahre nach der 29. Operation wegen Krebs starb. Je kränker er wurde, stellte sich in seinem Leben immer mehr Heiterkeit und Dank ein, wie bei der heiligen Klara. In dieser Heiterkeit in Gott konnte er noch bis zu seinem eigenen Sterben hin anderen beim Sterben positiv helfen. Er sagte einmal: Wer gut leben will, muss den Tod annehmen; wer gut sterben will, muss das Leben leben.

Die positive Einstellung der heiligen Klara zum Leben angesichts des Todes zeigt, dass sie es in erster Linie nicht „zu etwas" gebracht hatte, sondern „zu sich selbst", weil sie in Gottes Liebe verbunden lebte. Wer am Ende seines Lebens existentiell wie Klara danken kann, hat es „zu sich selbst gebracht". Es ging ihr nicht darum, sich vor anderen hervorzutun, sondern für sie zu leben. Wegen ihres dankenden Verhaltens lebte Klara ursprünglich, indem sie den auf sie zukommenden Tod annahm und angesichts des Todes ihr Leben bejahte: „Ich danke dir, dass du mich erschaffen hast." Für Klara befreit der Tod zum

ursprünglichen Leben, unverstellt und ohne Masken.

Die Schwestern, die um die sterbende Klara standen, waren zugleich bedrückt über den Weggang ihrer geistlichen Mutter und bestärkt in ihrer eigenen Berufung, wie sich nach dem Tode Klaras zeigte. Warum? Offenbar war es die Weise der heiligen Klara, mit Leben und Tod umzugehen. Klara tröstete ihre Schwestern, indem sie für ihr Leben – auch zusammen mit den Schwestern – dankte. So sehr ihr Körper schwach wurde und sich auflöste, war sie darin doch die Starke und Lebendige. Durch das Verhalten Klaras wurden in den Schwestern Kräfte frei, welche die Zukunft ihrer Berufung lebendig hielten. Die Seele jeder Schwester wurde stark und gesund für das Leben ihrer Berufung, die sie mit Klara teilten.

Was macht also den Menschen gesund und führt ihn weiter im Leben trotz Alter, Krankheit und Tod? Klara sagt es uns: „danken!" Man sagt, „wer dankt, denkt", d.h. er verdankt sein Leben nicht sich selbst, sondern denkt daran, dass er sein Leben von Gott hat. Daher können wir bei Klara auch lernen und feststellen, dass Glauben heißt, dankbar zu sein. Der dankbare Mensch weiß um das Geschenk seines Lebens, das er von Gott hat, dem er es zurückgibt. Das heißt nicht, dass dieses Leben nicht ohne Leid war, denn Klara war lange Jahre krank. Zugleich aber erfuhr sie sich innerlich von Gottes Liebe belebt, der ihr Inneres mit seiner Liebe erleuchtete, wie sie mehrmals, wie z.B. zu Anfang ihres Testamentes, hervorhebt. Diese Liebe Gottes in ihrem Herzen ist ihr lebendiger Lebensimpuls, der sie den Tod bestehen lässt. Weil sie in dieser Liebe verblieb, wurde ihr Leben von Gott her innerlich immer lebendiger, so dass sie in dieser Liebe so stark war, dass der Tod zwar kam, sie aber nicht vernichtete. Der Tod führte sie vielmehr zum eigentlichen Leben der Liebe mit Gott. Wir leben umso mehr, je tiefer wir lieben – wir lieben umso mehr, je tiefer wir den Tod annehmen; denn dann führt uns der Tod nicht in einen Abgrund, sondern in die lebendige Liebe Gottes.

Wir werden alle feststellen, dass wir uns in die Liebe loslassen müssen, wenn wir wirklich lieben wollen und die Liebe finden und leben. Das Du, das ich liebe, ist die Stelle, wo das Ich seine Freude und Erfüllung findet. Im Wissen und in der Erfahrung des geliebten Du Jesu Christi und seines Vaters im Himmel hatte Klara den Platz gefunden, wo sie selbst ihr Leben entfalten konnte. Die Gemeinschaft mit dem Du Gottes hebt mein Ich nicht auf, sondern bestärkt und entwickelt es. Jeder aber muss ganz persönlich diese Erfahrung machen; jeder stirbt seinen eigenen Tod und jeder findet sein eigenes Leben mit Gott, und dann stellt er fest: in der Gemeinschaft der Heiligen.

Vielleicht spürte die heilige Klara, was später der große russische Schriftsteller Dostojewski in seinem Roman „Die Brüder Karamasoff" sagte: „Noch freue ich mich über den täglichen Aufgang der Sonne..., doch liebe ich jetzt schon mehr ihren Untergang... Mein Leben geht zu Ende, ich weiß es und fühle es. Doch fühle ich auch mit jedem sich neigenden Tag, wie sich mein irdisches Leben mit einem neuen, unendlichen, unbekannten, aber schon nahe herankommenden Leben berührt, in dessen Vorgefühl... mein Herz vor Freude erzittert."

# D

# Dokumentation

Wolfgang Schaffer

# Die rheinische Klosterlandschaft

*im Vorfeld der Säkularisation von 1802/03*

## 1. Einleitung

Das Rheinland gehört zu jenen historischen Landschaften des Alten Reiches, die seit jeher durch eine Vielzahl von Ordensgemeinschaften und Klöstern geprägt gewesen sind. Die das Alte Reich prägenden Orden sind im Rheinland durch die Säkularisation fast sämtlich aufgehoben worden, ihre Mitglieder wurden exiliert oder pensioniert, die Gebäude zum Abriss freigegeben oder zweckentfremdet. Damit endete eine Epoche rheinischer Ordensgeschichte, denn die wenigen überlebenden Gemeinschaften gerieten in eine existenzbedrohende jahrzehntelange Krise und die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entstehenden neuen, vor allem weiblichen, Kongregationen trugen in ihrer Mehrheit das Charakteristikum aktiven, d.h. i.d.R. sozial-caritativen Lebens.

Wenn folgend von „rheinischer Klosterlandschaft" die Rede ist, so geht es aus rein pragmatischen Erwägungen heraus nicht um das gesamte Rheinland, sondern exemplarisch um das alte Erzbistum Köln. Dessen Gebiet reichte bis weit in das südliche und sauerländische Westfalen hinein. Wir haben es auf jeden Fall mit einem Gebiet zu tun, in dem geistliche Kommunitäten in höchster Dichte nachzuweisen sind.

Dies lässt sich in Zahlen ausdrücken: Ende des 18. Jahrhunderts gab es im alten Erzbistum Köln 25 Kollegiatstifte und 20 Kanonissenstifte, sowie 319 Konvente von Orden. Hinzu könnte man die 13 Häuser des bereits 1773 aufgehobenen Jesuitenordens rechnen; gar nicht berücksichtigt sind dabei die vielen Beginen-Gemeinschaften. Etwa 2/3 der Klöster und Stifte befanden sich dabei in linksrheinischem Gebiet. Acht Kollegiat- und zwei Kanonissenstifte, zudem 62 Konvente befanden sich Ende des 18. Jahrhunderts allein in der Reichsstadt Köln. Auch ist zu bedenken, dass große Gebiete des Niederrheins und auch die alte Reichsstadt Aachen damals nicht zum Erzbistum Köln gehörten.

## 2. Die Säkularisation

Diese überwiegend Jahrhunderte alten, Konvente fielen fast sämtlich der Säkularisation

der Jahre ab 1802 zum Opfer, die sich auf Grund der territorialpolitischen Verhältnisse linksrheinisch, d.h. unter französischen Vorzeichen, anders gestaltete als rechtsrheinisch, wo die Möglichkeiten des Reichsdeputationshauptschlusses es den neuen Landesherren gestatteten, ihre Suppressionen über Jahre hinweg umzusetzen. In dem hier gegebenen Kontext soll nur kurz auf die entsprechenden Maßnahmen hingewiesen werden, setzen sie doch einen rigorosen Schlusspunkt unter Jahrzehnte, die einerseits von aufklärerischem, d.h. ordensfeindlichem Gedankengut und von Zersetzungserscheinungen, andererseits aber auch von Wohlstand und intakten inneren Verhältnissen in vielen Konventen geprägt waren.

Das seit 1794 dauerhaft von Frankreich besetzte und schließlich annektierte linksrheinische Gebiet sah sich einer zügigen wenn auch modifizierten und abgeschwächten Übertragung der in Altfrankreich gültigen Gesetze ausgesetzt. Bereits seit 1794 engte eine Reihe von Erlassen die Entfaltungsfreiheit der Klöster ein und unterstellte sie einer immer engeren Kontrolle. Seit 1797 waren alle Personalveränderungen in den Konventen untersagt, mit der bezeichnenden Ausnahme einer Übersiedlung in das rechtsrheinische, also nicht-französische Gebiet. Ein vernichtender Schlag gegen die Klöster erfolgte 1798 mit dem Verbot der Aufnahme von Novizen und der Ablegung von Gelübden. Den Versuchen, Ordensleute zum Verlassen des Klosters zu animieren, waren allerdings nicht viele Erfolge beschieden: In Köln traten z.B. ganze acht männliche und fünf weibliche Ordensleute aus ihrem Konvent aus. Ende 1800 folgte schließlich die Aufhebung aller Klöster, aus denen beim Einmarsch der Revolutionsheere mehr als die Hälfte der Mitglieder geflohen war.

Noch bis zum 30. Januar 1802 nahmen die vier rheinischen Departements, die im März 1801 der französischen Republik integriert wurden, eine Sonderstellung innerhalb Frankreichs ein. Durch den Konsularbeschluss vom 9. Juni 1802 wurden dann die rheinischen Kirchenverhältnisse denen Altfrankreichs angeglichen. Sämtliche geistlichen Korporationen und Stiftungen wurden aufgehoben, ausgenommen nur solche Orden, die sich dem Unterricht und der Krankenpflege widmeten. Im Roer-Departement – es umfasste den gesamten nördlichen Niederrhein und hatte seinen Verwaltungssitz in Aachen – entgingen damit elf krankenpflegende, vier unterrichtende sowie zwei „unregulierte" Konvente, die wohl nicht als Klöster angesehen wurden, der Aufhebung. Die zahlreichen vor allem für die Stadt Köln noch feststellbaren Beginen-Konvente bleiben hier außer Acht, da über deren Schicksal noch ein erhebliches Forschungsdefizit besteht.

Im rechtsrheinischen, nicht französisch-besetzten Gebiet, wirkten sich die Verfügungen des Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Februar 1803 aus. In seinem Paragrafen 35 wurde festgeschrieben, dass u.a. alle Güter der fundierten Stifter, Abteien und Klöster an die neuen Landesherren fallen, und zum Zwecke des Gottesdienstes, für Unterrichts- und andere gemeinnützige Anstalten, aber auch Erleichterung der Finanzen genutzt werden sollten. Alle zur Entschädigung angewiesenen Stifter, Abteien und Klöster gingen mit allen Gütern, Rechten, Kapitalien und Einkünften an die neuen Landesherren über.

Die Durchführung des Reichsdeputationshauptschlusses war den einzelnen Landesherren überlassen, d.h. Preußen, Berg, Hessen und Arenberg. Hieraus erklären sich auch die z.T. über Jahre sich hinziehenden Maßnahmen. Ganze sieben Klöster blieben in diesem Gebiet am Ende erhalten. In den neupreußischen Gebieten zogen sich die Säkularisierungen bis 1836 hin. Im Herzogtum Berg wurden die Bettelorden auf den Aussterbeetat gesetzt. Für jeden Bettelorden wurde ein Zentralkloster bestimmt, das nicht in einer größeren Stadt liegen durfte. In dieses waren alle Ordensmitglieder aufzuneh-

men, die nicht als Weltgeistliche eine Tätigkeit übernehmen wollten oder anderswo eine Unterkunft fanden.

## 3. Die rheinischen Kommunitäten in der Krise des ausgehenden 18. Jahrhunderts

Die Säkularisation von 1802/03 als Einziehung und Verwendung von Gütern kirchlichen Eigentums zu nicht-kirchlichen Zwecken bildete den Höhepunkt einer Entwicklung, die bereits vor allem seit dem 16. Jahrhundert Präzedenzfälle kannte Sie stellte darüber hinaus eine radikale gesellschafts- und kirchenpolitische Zäsur dar. Höhepunkte des ausgehenden 18. Jahrhunderts hatten bereits im Jahre 1773 die Aufhebung der Gesellschaft Jesu durch Papst Clemens XIV. sowie die Aufhebung von mehr als 700 Klöstern in den habsburgischen Ländern durch Kaiser Joseph II. 1781 dargestellt.
Zahlenmäßig brachte die Zeit der Aufklärung und der Französischen Revolution die größte Krise in der Geschichte des Ordenslebens. Hatten noch 1775 rund 300.000 Ordensleute in Klöstern und Konventen gelebt, so waren es 1850 nur noch 80.000; nur ein Viertel überlebte somit die Französische Revolution. Die letzten drei Jahrzehnte vor dem Ausbruch der Französischen Revolution waren dabei für die geistlichen Staaten eine durchaus ruhige, wenn auch keineswegs unbewegte Zeit. Im Erzbistum Köln beanspruchte Erzbischof Maximilian Franz seit 1786 die Aufsicht über alle Klöster ungeachtet eventueller Exemtionen, was zu heftigen Konflikten führte.
Es sei auf zwei Beispiele von Klöstern verwiesen, in die Ende des 18. Jahrhunderts offensichtlich aufgeklärtes Gedankengut zu gewissen Auflösungserscheinungen geführt hatte: Für die Benediktinerabtei Gladbach z.B., das heutige Mönchengladbach, sind bei der Abtswahl des Jahres 1799 zwei Parteien überliefert, von denen die eine eine traditionsbewusste und konservative Haltung einnahm, die andere dagegen, beeinflusst von französischem Gedankengut, eine Liberalisierung durchsetzen wollte. In dem Prämonstratenserinnenkloster Ellen ergab 1794 eine Untersuchung, dass eine weltoffene französisch beeinflusste Lebensweise bereits seit langem üblich gewesen und sogar die Klausur abgeschafft worden war. Die Franziskaner wiederum widersetzten sich dem Einfluss der Aufklärung und ggf. auch erzbischöflichen Weisungen und verloren damit letztendlich auch das Wohlwollen des Erzbischofs. Dieser Orden geriet damit umso mehr in das Visier aufgeklärter Polemik, ließ sich doch hier die Kritik an der scheinbaren Nutzlosigkeit der Mendikanten und an ihrem Terminieren augenfällig belegen. Da die Franziskaner zudem gute Beziehungen zum Kölner Nuntius unterhielten, waren Spannungen zur erzbischöflichen Behörde unvermeidlich. Von dieser Entwicklung profitierten wiederum die Minoriten, die auf Grund ihrer wissenschaftlichen Regsamkeit und des Engagements ihrer Bonner Universitätsprofessoren für aufklärerisches Gedankengut gegen Ende des 18. Jahrhunderts im Kölner Erzbistum eine nicht unbedeutende, wenn auch umstrittene Rolle spielten.
Ungünstiger noch sah es für Kommunitäten mit Adelsmonopol aus, die auf dem Hintergrund mangelnder Attraktiviät genötigt waren, auch junge Bürgerliche aufzunehmen. Das für Kurköln durch Erzbischof Max Franz 1789 ausgesprochene generelle Aufnahmeverbot von Bürgerstöchtern in adelige Frauenklöster dramatisierte die Situation in einzelnen Konventen nur noch, wie auch das seitens der französischen Behörden 1798 verfügte generelle Verbot der Aufnahme von Novizen die Situation weiter verschärfte. Die damals noch bestehenden Prämonstratenserinnenkonvente im Erzbistum Köln z.B. machten bei einer Personalstärke von vier bis 15 Schwestern insgesamt gerade noch 50 Konventualinnen aus – bei allerdings zumeist soliden inneren wie ökonomischen Verhältnissen.

## 4. Die Ordensgemeinschaften im Erzbistum Köln

Ein Blick auf die Vielzahl der im 18. Jahrhundert im Erzbistum Köln befindlichen Ordensgemeinschaften erweist schnell auch deren verwirrende Vielfalt, die es im Grunde unmöglich macht, sie mit einem Maßstab zu messen. Einige Impressionen mögen daher an dieser Stelle genügen.

Für das benediktinische Mönchtum gilt das 18. Jahrhundert als eine seiner glanzvollsten Zeiten. Die zehn im Erzbistum Köln bestehenden Benediktinerklöster partizipierten an dem Aufschwung, den der Orden im Hinblick auf die Pflege der Kunst, der kirchlichen Baukunst, literarischer Tätigkeit und wissenschaftlichen Interesses genommen hatten. Acht Klöster gehörten zu Beginn des 18. Jahrhunderts der Bursfelder Reform-Kongregation an und konnten in diesem Rahmen einen florierenden Status halten. Die Abtei Brauweiler bei Köln z.B. war Mitträgerin des Benediktinerseminars, das die Bursfelder Kongregation in Köln unterhielt. Noch in den Jahren 1780 bis 1785 errichtete man barocke Prachtgebäude, die noch heute zu den bedeutendsten Überresten jener Zeit im Rheinland gehören.

Eine Ausnahme machte bezeichnenderweise die jahrzehntelang nicht der Bursfelder Kongregation angehörende Benediktinerabtei Siegburg. Parteienbildung im Konvent, schlechte Verwaltung und hohe Schuldenlast, mangelndes geistiges wie religiöses Leben charakterisierten die dortige Situation. Das Wirtschaftssystem war überholt, und der Einfall der französischen Revolutionsheere machte schließlich auch alle Bemühungen um Schuldentilgung zunichte. Die Kriegssituation verstärkte vielmehr erneut eine Lockerung der Disziplin, aufklärerisches Gedankengut fand Eingang, so dass im Jahre 1799 schließlich vier der zwölf Mitglieder des Konvents den bergischen Landesherrn um Aufhebung der Abtei angingen – ein Vorstoß, der 1801/02 erneuert wurde. Solche Zustände waren indes nicht benediktinertypisch. Im Kreuzherrenkonvent Steinhaus in Beyenburg bei Wuppertal, damals bereits nur noch fünf Personen stark, ist 1783 von Ausschweifungen die Rede, die seit Jahren nicht beseitigt waren. Der Schwarzenbroicher Konventuale Matthias Biergans verließ 1792 ohne Erlaubnis das Kloster, heiratete und tat sich in den Folgejahren als glühender Verehrer und Publizist der französischen Republik und dann Napoleons hervor. Bei aller Tendenziosität seiner Beschreibungen über die Zustände im Kloster bestätigt sich doch der Eindruck, dass die Klosterzucht ziemlich gesunken war, das Leben der Kreuzherren verweltlicht war, so dass diese schließlich mit der Aufhebung des Klosters auch ganz einverstanden waren. Auch im Konvent Glindfeld (Hochsauerland) hatten Strömungen des aufklärerischen Zeitgeistes Eingang gefunden. Die früher übliche Sonntagspredigt der jungen Geistlichen in der Klosterkirche fand nicht mehr statt, Silentium wurde nicht mehr gehalten, man ging auf die Jagd; Trinkgelage und Zölibatsverletzungen hatten berechtigtes Ärgernis in der ganzen Gegend hervorgerufen. Im Kreuzherrenkloster Ehrenstein wurde 1794 ein unrühmlicher Höhepunkt erreicht, als sechs Konventualen dem Prior den Gehorsam verweigerten und in offener Widersetzlichkeit verharrten.

Auch die neun Zisterzienserklöster im Erzbistum Köln zeigen im Verlauf des 18. Jahrhunderts immer wieder Krisenerscheinungen, die zum Teil wieder ausgeglichen werden konnten, zum Teil aber bis in das Ende des Jahrhunderts noch negativ nachwirkten. Ein Priorat hatte sogar 1776 wegen Überschuldung aufgegeben werden müssen. In einem anderen Kloster herrschten Ende des 18. Jahrhunderts tatsächlich zuchtlose Zustände. Auf der anderen Seite stehen jene Zisterzienserabteien aus der Gründungsphase des 12. Jahrhunderts, die sich im 18. Jahrhundert der Barockkultur und teilweise auch der aufklärerischen Weltbejahung geöffnet hatten. Die niederrheinische Abtei Kamp z.B.

war trotz aller kriegerischen Bedrängnisse eine reiche Abtei geblieben und erschloss sich voll dem barocken Lebensstil. Seit Mitte des Jahrhunderts wurde Kamp zum Treffpunkt der gebildeten Schichten der ganzen Umgebung ohne Unterschied der Konfession. Dieser weltoffene, den Wissenschaften und Künsten zugewandte Geist hielt auch in der Folge an. Dies ging allerdings auf Kosten der Ordensregel. Auch die Abtei in Altenberg bei Köln erreichte einen Hochstand an äußerer Geltung und religiösem Leben, von denen eine Reihe barocker Neubauten Zeugnis ablegen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts kam es zu einem abrupten Niedergang, indem auch die letzten Reste monastischer Aszese aufgegeben wurden. Da nicht nur das aszetische und geistige Leben verkamen, sondern infolge der verschwenderischen Hofhaltung des Abtes binnen kurzem die gesamte Wirtschaft des Klosters in Verfall geriet, kam es zu einer förmlichen Auflehnung des Konvents, der den Abt 1796 zum Rücktritt zwang. Gleichwohl: Gegen das moralische Leben der Mönche, die sich im 18. Jahrhundert überwiegend aus bürgerlichen Kreisen rekrutierten, waren bis zum Untergang der Abtei keine Einwendungen zu erheben.

Neben den so genannten fundierten Klöstern standen die Bettelorden, die speziell für bestimmte Seelsorgsaufgaben gegründet worden waren, die Übernahme von Pfarreien dagegen ablehnten. Sie wollten unter Verzicht auf Besitz und Einkünfte auch für die Gemeinschaft ein Beispiel apostolischen Lebens geben und wünschten eine außerordentliche und außerpfarrliche Seelsorge in Predigt, Gottesdienst und Sakramentenspendung zu üben. Franziskaner, Minoriten und Kapuziner waren nicht nur bei der Bevölkerung, sondern auch bei den Kölner Erzbischöfen und ihren Mitarbeitern angesehen; durch ihre umfangreiche seelsorgliche Tätigkeit machten sie sich unentbehrlich. Da sie trotz ihrer Exemtion in allen die Seelsorge betreffenden Fragen der Jurisdiktion dem Ortsordinarius unterstanden, hatte man bei diesen Orden die gewünschte Übersicht und den nötigen Einfluss.

Auffällig zumal mit Blick auf den so genannten Ordensfrühling in der Mitte des 19. Jahrhunderts ist auch die spezifische Situation der weiblichen Kommunitäten, deren Existenz allerdings und gerade im Gegensatz zu vielen männlichen Neugründungen des 16. Jahrhunderts weiterhin durch enge Aufrechterhaltung der Klausurvorschriften und Trennung von der Welt gekennzeichnet war. Ausnahmen bestätigen die Regel, doch liefert dieser Umstand teilweise Erklärungen dafür, warum den weiblichen Kommunitäten eben nicht jene Einbindung und aktive Präsenz in das kirchliche Leben gelang, wie den männlichen, in Seelsorge und Bildung tätigen Kommunitäten.

Höhen und Tiefen finden sich bei den weiblichen Kommunitäten ebenso wie bei den männlichen. Faktisch dienten z.B. die 25 Zisterzienserinnenklöster im Erzbistum Köln zum größten Teil der Versorgung der Töchter aus vornehmen Familien. Als Chorschwestern wurden meist nur Adlige angenommen. Der geringen Bedeutung dieser Klöster im kirchlichen Leben wird es zuzuschreiben sein, dass wir nur wenig über sie wissen. Die im Klevischen und in der Mark gelegenen Klöster waren durchweg arm; Duissern bei Duisburg konnte z.B. im 18. Jahrhundert nicht mehr als sieben Schwestern unterhalten; Schledenhorst bei Rees war zur Aufbesserung ihres Einkommens darauf angewiesen, Damen in Kost zu nehmen. Dem Kloster Hoven bei Zülpich dagegen ging es wirtschaftlich gut, aber hier war und blieb die Disziplin schlecht. In Burtscheid bei Aachen wurde in den achtziger Jahren des Jahrhunderts wieder über Misswirtschaft geklagt, und auch zur geistlichen Leitung war die Äbtissin unfähig. Gleichwohl muss man bei solchen Berichten immer im Hinterkopf behalten, dass sich hier eben auffällige Ereignisse dokumentierten, während die Vielzahl von Klöstern mit „normalen" Zuständen keiner besonderen Erwähnung wert waren.

## 5. Die wirtschaftlichen Verhältnisse

Wie kaum anders zu erwarten, ergeben auch die wirtschaftlichen Verhältnisse der hier in den Blick zu nehmenden Klöster und Ordensgemeinschaften ein höchst disparates Bild. Für die Stadt Köln ist bekannt, dass Ende des 18. Jahrhunderts das Vermögen der geistlichen Institute zu 80-90 % aus Grundbesitz bestand. Von den Männerklöstern verfügten die Augustiner, Kartäuser und Kreuzherren über die größten Kapitalvermögen bei einem wegen seiner Geringfügigkeit fast zu vernachlässigenden Schuldenstand. Das Kölner Kloster der Karmeliter hatte dagegen Schulden in 80 % der Höhe der Kapitalforderungen. Gleichwohl war keines dieser Klöster hoffnungslos überschuldet. Für die Wirtschaft der Kölner geistlichen Institute wurde vielmehr ein durchaus gesundes bis üppiges Fundament konstatiert.

Reichtum und Armut lagen auch bei den geistlichen Kommunitäten zum Teil weit auseinander und sind nichts anderes als das Ergebnis der politischen und fiskalischen Entwicklung, aber auch der Einhaltung der Ordensregeln und der inneren Disziplin. Dabei ist immer zu berücksichtigen, dass im linksrheinischen Raum viele Klöster bereits 1793/94 in der ersten Kriegsphase geplündert worden waren, Konvente zeitweise geflohen waren, dass Kontributionen an die Besatzungsmacht Frankreich zu leisten waren, was wiederum schwere Erschütterungen der inneren Ordnung und Disziplin nach sich ziehen konnte. Unter diesen Bedingungen mussten sich letztlich wirtschaftlicher Niedergang forcieren, das Desinteresse an ökonomischen Dingen sinken, die Verpachtungen sinken und die Zahlungsverweigerungen steigen. In der Benediktinerabtei Grafschaft z.B. wurde in den siebziger Jahren über Uneinigkeit zwischen Abt und Mönchen geklagt, die sich sogar in Tätlichkeiten gegen den Abt entlud und zur Ausweisung einiger Mönche führte. Der Reichtum der Abtei erregte um dieselbe Zeit die arme Landbevölkerung, so dass Erzbischof Clemens August dem Konvent weitere Ankäufe zur Abrundung des riesigen Waldbesitzes untersagte. Auch für eine Reihe von Klöstern der Prämonstratenserinnen ergibt sich ein divergentes Bild: Diese in wirtschaftlicher Hinsicht durchaus als unternehmerisch tätig zu charakterisierenden Institute hatten am Ende des 18. Jahrhunderts – selbst in Bereichen, die ehemals im Wesentlichen auf dem Einsatz ordenseigener Arbeitskräfte beruhten, eine größere Zahl bezahlter Dienstkräfte. Die Gründe dafür lagen zum einen im zahlenmäßigen Rückgang ordenseigenen Arbeitspotentials in Form von Laienschwestern, zum anderen in der vermehrten Zulassung und Aufnahme von Bürgerstöchtern in Klöster mit ursprünglichem Adelsvorbehalt, was zwangsläufig die ehemalige Aufgabenteilung in geistliche und körperliche Arbeiten in Frage stellte. Manches Prämonstratenserinnenkloster hatte zum Zeitpunkt der Säkularisation sogar Schulden beim Dienstpersonal. Das Kloster im niederrheinischen Meer war gleichwohl so wohlhabend, dass es beachtliche Geldsummen als Kredite an rheinische Städte hatte ausgeben können. Im Jahre 1796 konnte das Kloster Füssenich noch über einen Besitz von mindestens 159 ha Land unmittelbar verfügen; das Kloster Meer hatte sogar Zugriff auf insgesamt 691 ha. Die Einnahmen des Klosters Antonigartzem waren demgegenüber so bescheiden, dass kaum die Haushaltungskosten bestritten werden konnten. Die Zisterzienserinnen im Kloster Drolshagen wiederum hatten im Jahre 1803 bei einem Jahreseinkommen von etwa 1.000 Reichstalern Schulden von fast 21.000 Reichstalern – Grund genug für die Konventualinnen, die Aufhebung des Klosters bzw. die Pensionierung nachzusuchen. Überhaupt gewannen die Mitglieder der preußischen Organisationskommissionen, die die Wirtschaftsführung geistlicher Institutionen in Westfalen untersuchten, einen überwiegend schlechten Eindruck. So berichtete die Pa-

derborner Kommission im Oktober 1802 dem preußischen Innenminister, die örtlichen Klöster würden ihr Vermögen auf eine so verworrene und unvollkommene Art verwalten, dass sie selbst davon keine Kenntnis hätten.

## 6. Bildung

Im Schul- und Bildungsbereich engagierten sich eine Reihe von Orden, die damit immerhin in einer Zeit, in der sich öffentliche oder landesherrliche Bemühungen um Schule gerade erst gezielt auszuprägen begannen, lokalen Bedürfnissen zu genügen suchten. Betroffen waren vereinzelte Elementarschulen, insbesondere aber auch das höhere Schulwesen, das die beiden letzten Kölner Kurfürsten schulpolitisch in den Blick zu nehmen suchten. Johannes Kistenich hat unlängst darauf hingewiesen, dass auf dem Hintergrund des seit der Mitte des 18. Jahrhunderts feststellbaren deutlichen Anstiegs der im Schuldienst tätigen Ordensleute die Säkularisation geradezu als „Freisetzung von Lehrkräften" charakterisiert werden könnte. Der viel höhere als bisher in der Forschung angenommene Anteil der Mendikanten im Bildungsbereich wird auf der Grundlage dieser Studie ganz neu zu bewerten sein.
So hatte z.B. das Schulwesen in der Benediktinerabtei Gladbach seit der Reformation eine lange Tradition. Neben der Abteischule gab es noch eine so genannte deutsche Schule, die weniger auf die gelehrten Berufe und den Besuch der Universität zugeschnitten war, und mehr den allgemeinen Bedürfnissen nach Bildung diente. Die benediktinische Schule scheint Ende des 18. Jahrhunderts ganz auf der Höhe der Zeit gestanden zu haben; ihr Zuschnitt entsprach ungefähr dem eines Gymnasiums, das auf die Universität bzw. besonders auf den geistlichen Beruf vorbereitete. 1788 hatte sie zwölf Lehrer.
Im Herzogtum Westfalen gab es 1802 vier Gymnasien, die zwischen 1639 und 1687 im Rahmen der neben den Jesuiten vor allem von den Franziskanern getragenen Erneuerung des katholischen höheren Schulwesens entstanden waren; drei davon waren mit Mendikantenklöstern verbunden. Am Elementarschulwesen waren die Klöster in Westfalen nur in geringem Maße beteiligt als Kollatoren einzelner Lehrstellen und Unterhalter der betreffenden Lehrer. Lediglich ein Kapuzinerkloster unterhielt in seinem Gebäude eine Elementarschule.
Auch außerhalb des Herzogtums Westfalen engagierten sich die Franziskaner im höheren Unterrichtswesen. Noch 1783 wurde auf Verlangen des Erzbischofs eine dreiklassige Lateinschule in Brühl und Lechenich unweit Kölns eingerichtet und durch die Franziskaner betreut. In Düsseldorf besaßen die Franziskaner eine theologische Lehranstalt. Mehr noch als die Franziskaner waren die Minoriten im Bildungssektor tätig. Es fällt auf, dass alle neuen Niederlassungen der Minoriten mit einer Ausnahme mit der Errichtung oder Betreuung einer Lateinschule verbunden waren, die den ersten drei oder vier Klassen des Gymnasiums entsprach und so Zubringerdienste für dieses leistete. Die Minoriten griffen damit in der Nachfolge der Jesuiten ein zeitgenössisches Bildungsdesiderat auf und machten sich dadurch verdient. Im Gegensatz zu den Franziskanern ließen sich die Minoriten darüber hinaus zu allen Zeiten die Pflege der Wissenschaften angelegen sein.
Auch weibliche Ordensgemeinschaften waren im Bildungssektor tätig. Das Benediktinerinnenkloster im westfälischen Odacker bei Warstein unterhielt eine Schule zur Unterrichtung der ländlichen Jugend und ein kleines Internat zur Ausbildung und Erziehung der Mädchen. Das aus der Zusammenlegung von zwei Beginenkonventen im 16. Jahrhundert entstandene Schwesternhaus („St. Barbarakloster") nach der Regel des hl. Augustinus in Recklinghausen übernahm noch 1789 die Mädchenschule in Recklinghausen und stellte auch die Lehrerinnen, nachdem bereits früher Mädchen durch die

Schwestern unterrichtet worden waren. Statutengemäß beschäftigten sich zwei Ordensgemeinschaften ganz speziell mit der Mädchenerziehung. Die im Volksmund Welschnonnen oder Lothringer Schwestern genannten Ordensfrauen (richtig: Chorfrauen von der Regel des heiligen Augustinus in der Kongregation von der seligsten Jungfrau Maria) hatten u.a. Niederlassungen in Essen und Bonn. In Essen unterhielten die Schwestern ein Pensionat für Mädchen, denen sie gegen Vergütung Unterweisung im Schreiben, in der französischen Sprache und in hauswirtschaftlichen Dingen gaben. Später kam ein Externat für Mädchen aus der Stadt und eine Elementarschule für Mädchen hinzu. Nach einigen Krisenjahrzehnten hatte erst 1785 die höhere Schule und 1789 das Pensionat wieder belebt werden können.
Größeren Einfluss erlangte die Gemeinschaft der Ursulinen, die u.a. zum unentgeltlichen Unterricht an der weiblichen Jugend verpflichtet waren. 1618 wurde die Gemeinschaft vom Papst in einen klausurierten Orden umgewandelt, jedoch gestattet, dass seine Mitglieder gleichwohl externe Schulen betreuten und Lehrschwestern zur Förderung ihrer Unterrichtstätigkeit vom Chorgebet befreit würden. In fünf Städten des Erzbistums Köln unterhielten die Schwestern Elementar- und höhere Mädchenschulen, in der Regel verbunden mit Internaten.

## 7. Seelsorge

Die Wahrnehmung von Seelsorgefunktionen durch Ordensleute ist keineswegs selbstverständlich gewesen, in vielen Gemeinschaften war sie vielmehr lange umstritten, galt als Störung kontemplativen Lebens, Auflösung der vita communis und Gefährdung des Armutsgelübdes. Letztendlich waren es vor allem wirtschaftliche und allgemeinkirchliche Gesichtspunkte, die die Orden in der Seelsorge aktiv werden ließen. Allerdings lag im 18. Jahrhundert der Höhepunkt einer von den Klöstern ausgehenden religiösen und seelsorgerischen Aktivität bereits Jahrzehnte zurück. Eine Krise bedeutete dies mitnichten, vielmehr hatten die im 17. Jahrhundert gegründeten und apostolisch ausgerichteten Orden bis in das ausgehende 18. Jahrhundert hinein einen zahlenmäßig durchaus normalen Nachwuchs.
Dadurch, dass Seelsorge im 18. Jahrhundert allgemein im Mittelpunkt innerkirchlicher Reformbestrebungen stand, sind allerdings auch die solche Funktionen ausübenden Orden in die Kritik geraten. Als Ersatz für die Mitglieder des 1773 aufgehobenen Jesuitenordens wurden vor allem Minoriten und Benediktiner eingesetzt, denen größeres Verständnis für aufgeklärte Philosophie und kritische Theologie nachgesagt wurde. Desgleichen machte man die Verwendung von Ordensangehörigen in Seelsorge und Unterricht von Studium und Prüfung an den Theologischen Fakultäten der Hochschulen abhängig und setzte dies gegen allen Protest und Widerstand auch durch. Die Klosterverordnung des Erzbischofs Max Franz aus dem Jahr 1783 mit der Aufforderung, die studierenden Ordensmitglieder möglichst auf die neue Hochschule in Bonn zu schicken, war ein erster Schritt, auch die Klöster in diese Studienreform zur Hebung des Bildungs- und Ausbildungsniveaus besonders der Pfarrseelsorge einzubeziehen. Eingriffe in die klösterliche Exemtion, aber notfalls auch Gewaltmaßnahmen, wie die Schließung des in Bonn bestehenden eigenen Studiums der Franziskaner, wurden ggf. dabei in Kauf genommen.
Manche Ordensgemeinschaften haben in ihrem näheren Umfeld einen so gewichtigen Part in der Seelsorge gespielt, dass ein wesentlicher Teil des Konventes in Einzelfällen gar nicht mehr im Kloster selbst anwesend war. Das älteste der Prämonstratenser-Klöster im Erzbistum, Steinfeld, war seelsorglich sehr aktiv, wenn man neben den vier unmittelbar zu betreuenden Pfarreien auch die zwölf Pfarreien einbezieht, über die das Klos-

ter das Patronatsrecht hatte. Darüber hinaus übernahmen die Steinfelder Seelsorgestellen an Frauenklöstern des Ordens und an Pfarrkirchen, die ihnen nicht selten angetragen wurden. Einige der westfälischen Klöster übten die Kollation verschiedener Pfarrstellen aus. Fast ein Drittel der Pfarrstellen des Herzogtums, insgesamt 36, wurden von Klöstern und Stiften des Herzogtums vergeben, darüber hinaus 15 von auswärtigen Klöstern und Stiften. Allein 16 Pfarreien besetzte die Abtei Grafschaft.

Einen ganz besonderen Stellenwert hatte die Seelsorge bei den Bettelorden, wenn auch gerade die Pfarrseelsorge bei ihnen ausgeklammert blieb. Aus den Gründungsjahren der rheinischen Franziskanerkonvente wird deutlich, dass genau zwei Drittel während des Episkopates Ferdinands von Bayern (1612-1650) entstanden sind. Er hatte die Franziskaner als willkommene Helfer beim innerkirchlichen Wiederaufbau an wichtige Plätze des Erzbistums geholt; das 17. Jahrhundert ist die Zeit der bedeutendsten Wirksamkeit der Franziskaner im Erzbistum Köln geworden. Durch ihre Armut und Selbstlosigkeit, aber auch durch ihre volkstümliche Frömmigkeit haben sie das Vertrauen des Volkes erworben. Durch den ganz neuen Typ der Missionsstation (seit 1644), die nur mit ein oder zwei Ordensleuten besetzt war, fanden sie zu einer fruchtbaren seelsorglichen Breitenwirkung, die vor allem der Diaspora zugute kam. Das Wohlwollen der Kölner Erzbischöfe blieb den Franziskanern erhalten bis zum Anbruch der Aufklärung.

Einen noch stärker volkstümlichen Charakter hatten die Kapuziner, die ihren Akzent vor allem auf Predigt und Volkskatechese sowie andere religiös-erzieherische Übungen zur Festigung und Belebung des Glaubens legten. Bei der Wahl der Niederlassungen im Kölner Erzbistum, die, von zwei Ausnahmen abgesehen, während des 17. Jahrhunderts gegründet wurden, waren hauptsächlich Gesichtspunkte der Gegenreformation und der kirchlichen Restauration maßgebend gewesen.

## 8. Sozial-caritatives Engagement

Organisierte Armenpflege war eine Angelegenheit der Städte und Gemeinden, und Freigebigkeit seitens der Ordensgemeinschaften gehörte eher in den Bereich der Privatwohltätigkeit. Jenes konzentrierte Engagement von Orden und Kongregationen, wie es dann seit dem fortschreitenden 19. Jahrhundert in dem weiten Feld der Caritas gerade im Rheinland zu beobachten ist, verweist auf eine andere Epoche christlicher Caritas. Die Vergabe von Almosen ist dabei nur eine institutionalisierte und damit greifbare Form caritativer Zuwendung, und diese ist vielmehr zu ergänzen durch die nicht mehr messbare Wahrnehmung der so genannten Guten Werke. Eine caritative Grundhaltung wird man keinem der rheinischen Konvente absprechen dürfen, auch wenn der konkrete Beitrag, den die einzelnen Klöster an die Armen, Vagabunden, Behinderten, Reisenden usw. ausgaben, sicherlich kaum zu überbewerten sein wird.

Einige wenige Informationen sind immerhin über ein solches caritatives Engagement der Kommunitäten des Alten Reiches überliefert: Für alle im Filiationsverband Steinfeld oder Hamborn stehenden Prämonstratenserinnenklöster ist bekannt, dass sie im Rahmen ihrer jeweiligen ökonomischen Möglichkeiten zur Unterstützung der Armen, d.h. der Nichtarbeitenden, Bettler, Vagabunden, Arbeitsscheuen, Invaliden und Asozialen verpflichtet waren. Überliefert sind zum Teil Jahresrenten, mit denen vorzugsweise die Klientel der näheren Region bedient wurde. Insgesamt erreichten derartige Gaben, in der Regel in Form von Brot oder Getreide, allerdings kein zu großes Ausmaß. Das Kloster Füssenich lag mit der täglichen Verabreichung von sieben bis acht 13-14- pfündigem Brot noch an der Spitze. Seit Beginn des 18. Jahrhunderts unterhielt das sauerländische Kloster Rumbeck eine kleine Schule, die Töchter aus adligen Häusern oder wohlha-

benden Bürgersfamilien unterrichtet wurden. Das Kloster war Zufluchtsstätte für Arme, Kranke und Notleidende. Im Westflügel des Klostergebäudes war ein Krankenhaus eingerichtet. Die letzte Priorin stiftete einen Armenfonds zur Unterstützung finanziell schlecht gestellter Schüler.
Im Kreuzherrenkloster Glindfeld gab es eine regelmäßige Speisung der Armen, Aufnahme und Beköstigung von Landfremden und Handwerksburschen. Für das Franziskanerkloster in Geseke ist eine ständige Armenfürsorge und Armenspeisung bekannt. Die Kapuziner in Rüthen waren hauptsächlich in der Seelsorge tätig, aber auch auf karitativem Gebiet aktiv. 1779 errichteten sie ein Klosterkrankenhaus; sie bemühten sich auch um die Pestkranken und erbauten für sie ein Seuchen- und Pestkrankenhaus an der Möhnebrücke. Wegen ihrer vielfältigen Tätigkeiten waren auch die Rüthener Kapuziner bei der Bevölkerung sehr beliebt.

## 9. Fazit

Indizien eines Niedergangs bzw. von äußeren wie inneren Auflösungserscheinungen in den Klöstern sind auf der einen Seite zwar nicht zu leugnen, sie scheinen aber andererseits häufig gegenüber jenen Anzeichen, die für Kontinuität, für funktionierende und effiziente Konvente sprechen, etwas einseitig überbetont worden zu sein. Ein Blick auf die Vielzahl und die Vielfalt religiöser Gemeinschaften im Gebiet des alten Erzbistums Köln ergibt ein kaum zu vereinheitlichendes Gesamtbild, das selbst innerhalb von Filiationsverbänden ganz unterschiedliche Ergebnisse liefern kann. Die im 18. Jahrhundert zum Teil immer noch wahrgenommene Funktion von Klöstern als Versorgungsinstituten, sei es für den Adel oder für das gehobene Bürgertum, die starke Verankerung der Klöster durch Grundbesitz, der wirtschaftliche Transfer von Arbeitsleistungen, Renten oder Naturalien und überhaupt die Einbindung der einzelnen Klöster in ganz unterschiedliche territorialpolitische Konstellationen hat zu einer jeweils spezifischen Verwurzelung der Konvente im lokalen und regionalen Umfeld geführt. Damit aber ist auch der individuelle Charakter eines jeden Klosters sehr viel stärker ausgeprägt als ein Jahrhundert später, als die enge Anbindung der Filialen an zentrale Mutter- oder Provinzhäuser ganz andere Möglichkeiten des Zugriffs und der Kontrolle bot. Gleichwohl haben die alten Orden im Rheinland des 18. Jahrhunderts immer noch eine spürbare Rolle gespielt.
Die Tatsache, dass die Klöster auf zahlreichen Betätigungsfeldern Berufschancen, Existenz- und Versorgungsmöglichkeiten boten, verschaffte ihnen zwar nach wie vor Anziehungskraft, ging aber doch nicht selten zu Lasten einer geistlich aszetischen Motivierung. Insgesamt jedoch war das Ordensleben intakt, wenn auch vielfach verbürgerlicht. Der Beitrag, den die Orden in der Pfarr- und Diasporaseelsorge, im Erziehungs- und Unterrichtswesen leisteten, war jedenfalls beachtlich. Die ihnen entgegengebrachte Kritik ist mit Sicherheit in einzelnen Punkten berechtigt gewesen, doch fällt ihre Krisis in eine geistes- wie realpolitische Umbruchszeit; religiöse Institute mögen in solchen Zeiten immer schon etwas zögerlich auf neue Herausforderungen reagiert haben, was die Verwirrungen und Auflösungserscheinungen noch dramatisiert haben mag.

*Dr. Wolfgang Schaffer ist wissenschaftlicher Archivar beim Archivamt des Landschaftsverbandes Rheinland.*

[1] Der Text dieses Vortrages greift in erheblich gekürzter Form zurück auf meinen gleichnamigen Beitrag in: Georg Mölich/Joachim Oepen/Wolfgang Rosen (Hg.), Klosterkultur und Säkularisation im Rheinland, Essen [2]2003, S. 35-70. – Ich widme diesen Beitrag dem Andenken an den am 29. März 2003 verstorbenen Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive (AGOA), P. Laurentius Koch OSB.

Marc Carnier

# Die Aufhebung der Klöster und Abteien

*in den südlichen Niederlanden und im Fürstbistum Lüttich*

Während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war die Kirche in jenem Gebiet, das man heute Belgien nennt, stark durch die kontrareformatorische Begeisterung der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts geprägt. Durch die enormen Geldsummen, die für das Ideal gespendet wurden, war im Land ein sehr dichtes Netz von religiösen Institutionen zu Stande gekommen. Die großen Städte hatten innerhalb ihres Verwaltungsgebietes oft mindestens vierzig Klöster, Abteien und Beginenhöfe (Gent, Brügge, Antwerpen, Brüssel, Lüttich). Im Jahre 1773 zählte das Gebiet des heutigen Belgiens – ohne die 41 Beginenhöfe – um die 400 Männer- und 453 Frauenklöster mit einem Total von etwa 10.000 Religiosen[1].

Die gesellschaftliche Unterstützung dieser vielen Klöster war von altersher ziemlich allgemein, obwohl die Stadtverwaltungen sich seit den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts gegenüber neuen Gründungen innerhalb ihres Gebietes sehr zurückhaltend verhielten. Die Gründe für diese eher distanzierte Haltung waren die stetig wachsenden Klostergüter, vor allem der Klöster mit Klausur, die ja große Gärten brauchten, wodurch die Grundstückpreise und Mieten in die Höhe getrieben wurden, so dass aus manchen Vierteln die niedrigeren sozialen Schichten verdrängt wurden und es zu Unruhen und antiklerikalen Ausbrüchen kam[2]. Außerdem genossen die vielen Klöster sämtliche Privilegien, die sie von Steuern freistellten.

Auch auf dem Lande war der Grundbesitz von Abteien und Klöstern beträchtlich. Genaue Zahlen dazu gibt es nicht, aber im Vergleich zu Frankreich war der Grundbesitz der religiösen Institutionen hier doppelt oder dreifach so groß[3]. Die Güter im von den Franzosen nationalisierten „Département de la Dyle" (Hauptstadt Brüssel), zum Beispiel, umfassten 17 Prozent des gesamten Gebiets, von dem 95 Prozent kirchliches Eigentum war[4].

Die südlichen Niederlande wie das Fürstbistum Lüttich waren eine sehr homogene katholische Region. Protestanten gab es in Handelsstädten wie Antwerpen, aber ihre Zahl war gering. Die Verwaltung, sogar die kirchliche, verhielt sich denen gegenüber eher tolerant, nicht zuletzt weil man sonst Repressalien gegen die katholische Bevölkerung der Vereinigten Niederlanden fürchtete. Eine jüdische Bevölkerung gab es nicht.

Die belgische Kirche wurde aber durch einen ernsten Konflikt zwischen Jansenisten und Ultramontanen gespaltet. Der Jansenismus war hier immer von großer Bedeutung und sogar maßgeblich gewesen. Immerhin war der Gründer des Jansenismus Cornelius Jansenius ein Ordinarius der Katholischen Universität in Löwen und starb als Bischof von Ieper. Auch zwei sehr wichtige kontrareformatorische Bischöfe, Antonius Triest, Bischof von Gent, und Jacob Boonen, Erzbischof von Mechelen, wurden in Rom zeitweilig suspendiert wegen ihrer jansenistischen Ansichten. Die Erlassung und das Nachkommen der Bulle *Unigenitus* (1713) erhöhte die Spannung und führte zu einer dauerhaften Spaltung während des gesamten 18. Jahrhunderts. Der Mecheler Erzbischof de Precipiano (1689-1711) und sein Nach-

folger d'Alsace (1714-1759) erwiesen sich als starke Anti-Jansenisten und konnten vor allem dank der Unterstützung der Stadthalterin Maria-Elisabeth (1724-1741), einer Schwester Karls (des) VI., die Kirche von ihrer jansenistischen Einflüsse 'säubern'. Nach ihrer Regierungszeit aber änderten sich die Verhältnisse vollkommen. Ebenfalls in den österreichischen Niederlanden versuchten der Fürst Karl der VI. und seine Tochter Maria-Theresia, den Einfluss der Kirche und vor allem den Einfluss Roms in den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Bereichen zu beschränken. Kaiserin Maria-Theresia wurde in diesem Streben durch die regalistische und jansenistische Tradition der höheren Beamten der zentralen Brüsseler Verwaltung und einiger provinzialer Justizräte unterstützt. Nach französischem Beispiel wollte man eine belgische Kirche, ein Staatskirchentum, in dem die Prärogativen der örtlichen Kirche statt der römischen betont wurden und in dem weiter nach einer Scheidung der zwei Mächte gestrebt wurde. In geistlichen Sachen hatte die Kirche die absolute Ermächtigung, während die weltliche Obrigkeit allein über die weltlichen Sachen – wie unter anderem die öffentliche Ordnung – entschied. Vor allem die Werke des Löwener Kanonisten Zeger van Espen waren in diesem Zusammenhang in den Niederlanden von großer Bedeutung. Der wichtigste Verteidiger dieser jansenistisch-regalistischen Tendenz war der Vorsitzende des Geheimen Rates Patrice-François de Neny[5]. Als frommer und, der jansenistischen Tradition entsprechend, karger Mann strebte er einer belgischen Kirche nach, in dem die römischen Einflüsse so viel wie möglich zurückgedrängt waren. Es sollte noch erwähnt werden, dass Neny direkte Kontakte hatte zu Geistesgenossen wie Johannes Niklaus van Hontheim, besser bekannt als Febronius, und zu der leitenden Galionsfigur des internationalen Jansenismus Gabriel Dupac de Bellegarde. Diese regalistische und jansenistische Bewegung in den Niederlanden die von Neny verkörpert wurde, war aber nicht antiklerikal und hegte großen Argwohn gegen die Gedanken der französischen *Philosophes*.

Während diese Entwicklungen innerhalb der belgischen Kirche stattfanden, entstand zur gleichen Zeit eine Säkularisation mit der Absicht, die sozial-wirtschaftliche Rolle der Kirche und des Regularordens einzuschränken. Diese doppelte Bewegung wurde auf dauerhafte Weise von Neny beeinflusst und in Wien vom Staatskanzler von Kaunitz, von den bevollmächtigten Ministern in den Niederlanden Botta-Adorno und Cobenzl, vielen anderen Mitgliedern der zentralen Regierungsräte und provinzialen Justizräte unterstützt. Es ist nicht die Absicht, alle Maßnahmen zu erwähnen die getroffen wurden um die Interessen der Kirche dem Staat unterzuordnen. Lediglich die Folgen für das Klosterwesen seien erwähnt.

Die Lage der Klöster in den Niederlanden im 18. Jhd. war wie folgt. Viele Klöster – namentlich Frauenklöster – waren arm. Im Allgemeinen nahm die Zahl der Ordensmitglieder ab, obwohl hier nicht die Rede von einem spontanen Erlöschen sein kann. Sehr wenige Klöster hörten spontan zu existieren auf. Es ist aber schon so, dass die großen Almosen, Vermächtnisse und Dotationen, welche die Klöster im 17. Jhd. bekamen, viel seltener wurden. Die Maßnahmen der Behörde machten es der sowieso schon nicht besonders attraktiven Lage der Klöster nicht einfacher.
Durch das Edikt vom 15. September 1753 wurde eine Amortisation der kirchlichen Besitztümer angekündigt. Die kirchlichen Institutionen wurden dazu gezwungen, ihre Güter, die nicht amortisiert waren, in „lebendige Hände" zu übertragen, so dass viele Grundstücke wieder wirtschaftlich von Nutzen werden konnten. So lautete allerdings der ursprüngliche Plan. Schließlich wurde es aber eine Sache der Steuerplanung und wurde es den Institutionen erlaubt, ihre Güter zu behalten, wenn sie die Amortisation be-

zahlten. Die *Jointe* für die Amortisationen wurde am 22. November 1753 gegründet und funktionierte bis 1759; 1.200.000 Gulden wurden eingezogen[6]. 1771 wurde es den neuen Religiosen verboten, als Ausstattung irgendeine Aussteuer mitzubringen. 1779 wurde diese Regel von Maria Theresia auf Anfrage des Erzbischofs und der Staaten von Brabant flexibler gemacht für aktive Orden (Unterricht und Krankenpflege). Es durfte eine Aussteuer gefordert werden, jedoch nicht mehr als 2000 Gulden. 1772 wurde das Professalter auf 25 Jahre festgelegt.
Die Maßnahmen bewirkten eine reale Abnahme (der Eintritte) in den sechziger und siebziger Jahren; es zeigt sich aber, dass die Zahl der Berufungen Anfang der achtziger Jahre wieder stieg.

Die erste wichtige Aufhebung war, wie überall in Europa, die der Jesuiten. Diese Aufhebung erregte keine allzu große Aufregung; die Behörde reagierte erst nach der päpstlichen Aufhebung vom 21. Juli 1773 (*Dominus et Redemptor*), zum Beispiel im Gegensatz zum großen Nachbarland Frankreich, wo man schon 1764 den Orden abgeschafft und die Jesuiten vertrieben hatte. Die Brüsseler Regierung sorgte dafür, dass so wenig wie möglich französische Jesuiten sich in den österreichischen Niederlanden ansiedelten. Der Aufhebungsentschluss wurde in den Niederlanden am 13. September 1773 bekannt gegeben und in Brüssel wurde für eine zügige, seis nicht immer sehr sanfte, Ausführung der Aufhebung gesorgt, die den österreichischen Erbländern zum Beispiel diente.
Es wurde eine Kommission für die Aufhebung des Jesuitenordens gegründet, bekannt unter dem Namen *comité jésuitique*, welche die Aktion koordinierte. Inventarisation, Aufhebung und Verkauf wurden von Kommissaren aus provinzialen Justizräten betreut. Sie waren auch für die Archive verantwortlich. Die Aufhebung traf die 599 Mitglieder der zwei belgischen Provinzen: 206 in der wallonischen Provinz und 350 in der flämischen (die andere gehörten der englischen Provinz an) und eliminierte 28 Häuser, darunter 19 Kollegs. Die Aufhebung brachte mehr als 10 Millionen Gulden ein, mehr als die gesamten Staatseinkünfte in einem Jahr[7].
Unter Kaiserin Maria-Theresia wurden die erwähnten Maßnahmen für die belgische Staatskirche vor allem in Brüsseler Regierungskreisen geführt (Geheimer Rat, Finanzrat und provinziale Justizräte): Neny und mit ihm eine ganze Beamtengeneration. Wien, namentlich die Fürstin und ihr Staatskanzler Kaunitz, spielten eine eher mäßigende Rolle. Diese Lage veränderte sich aber grundlegend unter Josef dem II., der selber Entscheidungen traf und Brüssel nur die Ausführung überließ. In vielen Fällen verfolgte er die Politik seiner Mutter. Ein erheblicher Unterschied war allerdings, und eben das bewirkte ernste Schwierigkeiten in den Niederlanden, dass er mit seiner Politik eine Gleichschaltung der Habsburgischen Gebiete anvisierte. Das verführte ihn zu einer Menge Entscheidungen, die in den Niederlanden problematisch waren und auch von den Brüsseler Regierungskommissaren bedauert wurden. So zum Beispiel das Toleranzedikt (13/10/1781), das zwar sehr modern war, aber in einem einheitlich katholischem Gebiet wie der österreichischen Niederlanden als unnötig betrachtet wurde. Es gelang Brüssel nur, das Edikt nicht allgemein veröffentlichen, sondern es nur in den wichtigsten kirchlichen und weltlichen Organisationen bekannt machen zu lassen.

Die Säkularisation traf aber nicht nur die Jesuiten. Auch hier war die Gleichschaltung von großer Bedeutung. Am 6. Dezember 1781, einige Tage nach dem Aufhebungsentschluss in Österreich, ließ Joseph seinen Staatskanzler Kaunitz wissen, dass auch die „unnützlichen" belgischen Klöster aufgehoben werden sollten. In den nachfolgenden Jahren wurde nur noch darüber gesprochen, welche Klöster auf die Aufhebungsliste kom-

men sollten. Die österreichische Lage konnte aber nicht ohne weiteres auf die Niederlanden projiziert werden, nicht zuletzt weil es um andere Orden ging. Manche Bischöfe versuchten die Maßnahmen insofern vorwegzunehmen, als sie die kontemplativen Frauenklöster dazu anregten, eine Schule zu eröffnen um ihrer Aufhebung zu entkommen. Diese Strategie war gewissermaßen erfolgreich in einem Bistum wie Antwerpen. Am 17. März 1783 wurde eine erste Aufhebung der nützlosen Klöster, das heißt: vor allem Frauenklöster, erlassen. Es handelte sich insgesamt um 126 Klöster, die im Laufe der Jahre 1783 und 1784 auch tatsächlich geschlossen wurden. Außer den Kartäusern handelte es sich ausschließlich um weibliche Orden und Kongregationen: Klarissinnen, Karmelitinnen, Dominikanerinnen, Annuntiaten, Konzeptionistinnen, Pentitentinnen-Rekollektinnen, Kapuzinerinnen, Kartäuserinnen und Regularkanonissinnen. In einer besonderen Verordnung wurden auch die fünf Klöster des Trinitarierordens aufgehoben. 1784 wurden nochmals 22 Männerklöster, meistens Priorate, aufgehoben. Es handelt sich um Regularkanoniker, Wilhelmiten, Birgitten und Kreuzherren. Die Verwaltung der Güter, die Einnahmen und Ausgaben wurden von der zentralen Staatskasse abgesondert und durch eine „Kommission der Religionskasse" betreut, die im gleichen Jahr mit der Aufhebungsverordnung (1783) gegründet wurde. Diese Institution war den Kollateralräten untergeordnet. Lokal wurde die Verwaltung 36 Empfängern anvertraut. Sie betreuten die Einnahmen, wickelten die Schulden ab, verpachteten das Land, verkauften Mobilien und Immobilien, bezahlten die Renten der ehemaligen Religiosen und betreuten die Archive.
Die Religionskasse hat sogar selber ein schönes Archiv nachgelassen, das uns sehr viel Information über die Klöster vermittelt, über deren Archive, Bücher- und Gemäldesammlungen, über Kauf und Verkauf von Mobilien und Immobilien[8].

Die Aufhebung der nutzlosen Klöster wurde als Teil einer allgemeineren Kirchenreformation dargestellt. Was nun genau das Ziel der Aufhebungen und seiner besonderen Kasse war, darüber herrschte Verwirrung. Der Kaiser selber wollte die Mittel für die Verbesserung der Pfarreien verwenden, während man in Brüssel eher Wohltätigkeitszwecke und das Armutsproblem vor Augen hatte. Die Diskussion war aber insofern nutzlos, als die Religionskasse immer defizitär war. Die Behörde bezahlte den ehemaligen Religiosen großzügige Renten. Die Maßnahmen gegen die Klöster und Abteien hatten die Einnahmen ernsthaft gesenkt, auch die Almosen gingen zurück, und schließlich gab es einige Orden wie die Klarissinnen und Kapuzinerinnen, die die Gewohnheit hatten, mit sehr wenig Mitteln zu überleben. Auch war die Reform der Pfarreien in den Niederlanden eigentlich keine Priorität. Zwar konnte immer einiges verbessert werden, jedoch im Großen und Ganzen war das Netz dicht genug und gab es keinen Mangel an Säkularklerikern. So peinlich die Aufhebung der Religiosen auch war, sie provozierte keine Unruhe und bewirkte keinen Aufruhr. Alles geschah in einem gesetzlichen Rahmen unter der Mitarbeit der Bischöfe, obwohl nicht immer besonders freiwillig. Manche versuchten, wie gesagt, alles Mögliche um die Folgen dieser Maßnahme zu beschränken, wie der Bischof Wellens in Antwerpen, der die Frauenklöster so viel wie möglich Schulen eröffnen ließ. Im Allgemeinen benahm sich die Bevölkerung, d.h. Bürgertum und Säkularkleriker, den Aufhebungen gegenüber eher gleichgültig, obwohl es schon Sympathie gab für die Religiosen die aus ihrem Kloster getrieben wurden.

Weitere Pläne Josef des II., unter anderem die Aufhebung der großen Orden wie Zisterzienser, Benediktiner, Prämonstratenser und Bettelorden wurden nicht durchgeführt, und schließlich wurde durch die Unruhe in den Niederlanden und durch seinen frühen Tod

allen Innovationen ein Ende gesetzt. Vereinzelt wurde noch ein Kloster oder eine Abtei abgeschafft, aber allgemeine Verordnungen gab es nicht mehr.
Die Kirchenpolitik Josef des II. wurde traditionell durch den ultramontanen Teil der Kleriker bekämpft. Die Zentren des Widerstandes befanden sich im Kreis des Mechelner Erzbischofes von Franckenberg und des Antwerpener Bischofs Wellens. Die Haltung der anderen Bischöfe wechselte. Einen anderen Widerstandskreis bildete ein Teil der Professoren der Löwener Universität. Und weiter gab es weiter östlich noch den ehemaligen Jesuiten de Feller, der von Luxemburg aus mit Gleichgestimmten einen wahren Pamphletenkrieg gegen die offizielle Kirchenpolitik führte. Die Kirchenpolitik war aber der Mehrheit der Bevölkerung und der Säkularkleriker egal bis etwa 1786. Die Gründung des Generalseminars am Ende des Jahres 1786 in Löwen, wo alle Säkularkleriker wie Regularkleriker ausgebildet werden sollten, war in Wien und Brüssel so mangelhaft vorbereitet worden, dass schon nach einigen Monaten alle Seminaristen die Institution verlassen hatten. Zusammen mit der wachsenden Pamphletenwelle verbreiteten diese Seminaristen buchstäblich Unruhe im Land. Der Pfarreiklerus, der bisher am Konflikt nicht teilgenommen hatte, fing an, die Bevölkerung gegen die kaiserlichen Verordnungen zu mobilisieren. Es kostete sie nicht besonders viel Mühe, die Bevölkerung, die durch die Maßnahmen Josef des II. in Bezug auf ihre Kirmessen, Brüderschaften und Prozessionen mittlerweile selber genügend Gründe zur Unzufriedenheit hatte, mitzureißen. Auch war es Josef gelungen, durch Reformen der juristischen und politischen Gremien seine traditionelle Machtstütze, das städtische Bürgertum, in Harnisch zu bringen. Das Bürgertum und der Verwaltungsadel betrachteten diese Reformationen als Verneinung ihrer jahrhundertealten Gewohnheiten und Privilegien, wodurch ihre örtliche Macht tatsächlich bedroht war. Die Opposition unterband einen großen Teil der kaiserlichen Verordnungen und das führte zu einer kurzen Periode in der die Südlichen Niederlanden sich von der österreichischen Verwaltung loslösten: Dezember 1789 bis November 1790. In dieser kurzen Zeit der Unabhängigkeit wurde versucht, so viel wie möglich die kaiserlichen Reformen rückgängig zu machen, eine Bewegung, die eigentlich unter der Restaurationsherrschaft von Josefs Bruder Leopold dem II., Nachfolger des mittlerweile gestorbenen Josefs, weitergeführt wurde. Es kam auch zu einer geplanten Wiederinstandsetzung der abgeschafften Klöster. 1790 und 1791 wurden etwa 40 Klöster erneut gegründet. Wien erkannte zwar die Lage, aber vor allem die beschlagnahmten Güter erwiesen sich als ein Problem. Viel war mittlerweile verkauft worden und/oder wurde zu anderen Zwecken verwendet. In der Praxis wurden die Güter, die noch vom Staat verwaltet wurden, restituiert; für die entfremdeten Güter wurde keinen Schadenersatz beantragt noch gegeben. Das Ergebnis war auf jeden Fall, dass die Niederlande einer eingehenden Reform des Pfarrei- und Regularsystems entkamen, wie sie in Österreich vollzogen wurde.

Die Diskussion war aber bald sinnlos. Nach dem französischen Sieg Ende 1792 und einer österreichischen Restauration 1793 wurden die südlichen Niederlande und das Fürstbistum Lüttich 1794 endgültig von den Franzosen besetzt. Am 18. Oktober 1795 annektierte Frankreich das Gebiet. Es wurde in neun Departements eingeteilt, vom einen Tag auf den andern vom Ancien regime auf die moderne Zeit umgeschaltet und die antiklerikalen Verordnungen der *Directoire* durchgeführt. Am 1. September 1796 wurden alle Klöster und Abteien aufgehoben, unter Ausnahme der aktiven Frauenorden, die aber schließlich auch, kraft des Gesetzes vom 5. November 1797, geschlossen wurden. Um etwas konkreter zu sprechen ein Beispiel: in Gent, einer mittelgroßen Stadt, handelte es

sich um 29 Klöster, Abteien und Beginenhöfe, 375 Männer und 502 Frauen und nochmals 904 Beginen[9]. Die Güter wurden der Staatskasse übergeben, jedoch im Gegensatz zu den österreichischen Maßnahmen wurden sie nicht für einen spezifischen Zweck verwendet. Die Reaktion der Bevölkerung dieser abrupten Veränderung gegenüber war (abermals) eher kühl. Nicht nur tolerierte das repressive Regime keine Gegenstimme, sondern es handelte sich um einen kleinen Aspekt der enormen Veränderungen, welche die Einwohner in wirtschaftlich peniblen Umständen verkraften mussten.

Die Eile mit der die Aufhebungen von einem nicht besonders performanten Beamtenkorps durchgeführt wurden ist der Grund, weshalb der Niederschlag dieser Operationen in den Archiven viel weniger konsistent ist als in der österreichischen Periode. Es ist viel schwieriger, in diesem Fall die Geschichte der beschlagnahmten Güter der ehemaligen Religiosen zu verfolgen.
Das Gesetz des 5. Brumaire V (26. Oktober 1796) plante die zentrale Verwaltung der Archive der abgeschafften Institutionen in jeder Departementshauptstadt. Ein *bureau des triages des titres* sollte die Bestände selektieren, damit der administrativen Verwaltung der Güter nützliche Information geliefert werden konnte. Übrigens wird dieses Gesetz des 5. Brumaire V als Grundlage des belgischen Reichsarchivs betrachtet. Die Beamten der Büros, die für die Auswahl und Ordnung der Archive verantwortlich waren, wurden aber schlecht bezahlt, waren nicht ausgebildet, hatten keine finanziellen Mittel um gut funktionieren zu können und dementsprechend war ihre Arbeit wenig erfolgreich. Man hat tatsächlich Archive ausgewählt, jedoch zu unserem Glück nachlässig und unsystematisch. Die Lage der Departements war unterschiedlich, und das sieht man heute noch. In mancher heutigen belgischen Provinz gibt es reichere Klosterarchive als in anderen; die Auswahlkriterien waren so allgemein, dass sie unterschiedlich interpretiert werden konnten (und wurden!). Im Grunde mussten die Eigentumstitel und die Stücke von historischer und kunsthistorischer Bedeutung aufbewahrt werden. Der Rest wurde als 'rebut' (Abfall) betrachtet und musste im Prinzip vernichtet werden.
Als Beispiel sei hier das Funktionieren des Büros im Département de la Lys erwähnt[10]. Den verantwortlichen Beamten war es nur möglich, sich in Brügge umzusehen, weil sie die Mittel nicht hatten, um im übrigen Gebiet der Provinz Forschungen anzustellen. Weil also dieses Büro sehr wenig vernichtet hat, ist der Archivbestand der aufgehobenen Klöster aus Brügge meistens sehr gut, während von den anderen Klosterarchiven aus dem Rest der Provinz kaum etwas eingegangen ist. Im Laufe des 19. Jhds. ist ein Teil dieser verschollenen Archive, die von den Religiosen selber unterschlagen worden waren, wieder aufgetaucht. Diese Archive befinden sich jetzt meist im Bischofsarchiv.

Der Verkauf der nationalen Güter – es handelte sich in Belgien also meistens um ehemaliges Eigentum der Kirchen – geschah in großer Eile, weil die französische Staatskasse Geld brauchte um den Krieg finanzieren zu können. Das bedeutet, dass es in den belgischen Departements keine Zeit für eine gerechte Landreform gab, der entsprechend die großen Domäne parzelliert wurden um den lokalen Bauern die Möglichkeit zu bieten, eine Parzelle zu kaufen. Die Grundstücke wurden in große Blöcke verkauft. Die Folge ist, dass die Landwirte im Département de la Dyle kaum 10 Prozent kaufen konnten, während zum Beispiel im Departement du Nord 52 Prozent auf diese Weise verkauft wurde[11].

Nach dem Konkordat im Jahre 1801 wurde dieser Verkauf nicht widerrufen und damit die Restauration der ehemaligen Verhältnisse definitiv verhindert. Die belgische Kirche hatte damit ihre Position als Großgrundbesitzer verloren. Es war Napoleon selber, der

nach gallikanischer Tradition eine Staatskirche organisierte, in der Bischöfe die Rolle geistiger Staatprefekte spielten. Das Regularleben blieb verboten; nur Frauenklöster die sich dem Unterricht oder der Krankenpflege widmeten, entkamen dem Verbot. Nach dem Ende des französischen Kaiserreichs blieb die Lage im Vereinigten Königreich der Niederlande (1815-1830) unverändert. Das Ausfindig machen und Verkaufen von nationalen Gütern ging weiter, die repressive Gesetzgebung bezüglich religiöser Institutionen blieb unverändert[12]. Erst im unabhängigen Königreich Belgien wurden religiose Institutionen neugegründet, jedoch durch den antiklerikalen Druck der Liberalen dauerte es bis nach dem Ersten Weltkrieg, ehe sie einen angepassten gesetzlichen Status bekamen.

Das halbe Jahrhundert der Reformationen und Aufhebungen zeigt sich im Aufbewahrungszustand der Archive der ehemaligen Klöster und Abteien. Normalerweise müssten die Archive der kirchlichen Institutionen sich im Reichsarchiv befinden. Die Güter und daher auch die Archive wurden nationalisiert und sind im Prinzip Staatseigentum. Dies ist aber nur ein Teil der Geschichte. Die Reichsarchive besitzen tatsächlich einen wichtigen und großen Teil der Abtei- und Klosterarchive. Es sind vor allem Archive vom Gütereigentum, was sehr logisch ist, da es den einzigen Aspekt betrifft, der die Behörde bei der Aufhebung interessierte. Das Beispiel Brügge zeigt aber auch, dass diese Archive aber auch nur zum Teil wieder aufgefunden werden konnten. Die Religosen hatten vorher einen großen Teil in Sicherheit gebracht. Es handelt sich vor allem um Archive der internen Verwaltung, um Profess- und Totenregister, spirituelle und Devotionstexte, Chroniken usw. aber manchmal auch um Archive ihres Gütereigentums. Der heutige Aufbewahrungsort der Archivalien ist sehr unterschiedlich. Ein Teil wurde von den letzten Religiosen selber aufbewahrt und endete so in Familienbesitz, der dann später verkauft oder an irgendeine Institution verschenkt wurde. Auf diese Weise, das heißt durch Kauf oder Schenkung, kam ein Teil im Laufe des 19. Jahrhunderts in die Reichsarchive. Andere wichtige Empfänger waren die Bischofsarchive oder die Seminararchive. So besitzt das Bistum Brügge eine besonders schöne Sammlung mit vielen alten Klosterarchiven. Das Erzbistum Mechelen bewahrt sein eigenes altes Archiv, vom dem kein einziger Teil jemals in die Hände der Staatsbehörde kam. Weiter haben auch religiöse Orden nach ihrer Neugründung viele Archive wieder auftreiben können. Ein Beispiel unter vielen ist das Archiv der Franziskaner aus Sint-Truiden, in dem unter anderem das vollständige Archiv der alten Provinz *Comitatus Flandriae* aufbewahrt wird. Die Orden und Kongregationen kümmern sich im allgemeinen recht gut um die Archive, die größeren Institutionen haben einen vollzeitigen Archivar in Dienst, jedoch die Abnahme und die Überalterung der Mitglieder bedrohen diese Instandhaltung. Die Lage der kleineren Institutionen hängt sehr stark von den persönlichen Initiativen eines oder mehrerer Ordensmitglieder ab, die sich um die Erhaltung der Archive kümmern. So kann ein Todesfall oder eine Funktionsänderung die Situation der Aufbewahrung schnell ändern. Mittlerweile gibt es zum Glück Übersichten von großen Teilen dieser Archive und wird die bedrohte Aufbewahrung zusammen mit den Bistümern angepackt[13].

*Dr. Marc Carnier ist Reichsarchivar am Rijksarchief te Gent, Belgien.*

1 TIHON A., Les religieuses en Belgique du XVIIIe au XXe siècle. Approche statistique, in Revue belge d'histoire contemporaine, 7 (1976), 1-54; PERSOONS E., De reguliere clerus: een statistische benadering, in Algemene geschiedenis der Nederlanden, IX, Haarlem, 1980, 389-395.

2 CARNIER M., Les Couvents des annonciades d'Anvers et de Bruxelles, enfants de la Contre-Réforme, in Jeanne de France & l'Annonciade. Actes du colloque international, Paris, 13-14 mars 2002, im Druck.

[3] ANTOINE F., La vente des biens nationaux dans les territoires annexés. A. La Belgique, in BODINIER B. und TEYSSIER E., „L'événement le plus important de la Révolution". La vente des biens nationaux (1789-1867) en France et dans les territoires annexés, Paris, 2000, 291.

[4] AERTS E., Avant-Propos, in ANTOINE F., La vente des biens nationaux dans le département de la Dyle, Brüssel, 1997, I.

[5] BERNARD B., Patrice-François de Neny (1716-1784). Portrait d'un homme d'état, Brüssel, 1993; ROEGIERS J., Die bestrebungen zur Ausbildung einer belgischen Kirche und ihre Analogie zum Österreichischen (theresianischen) Kirchensystem, in KOVACS E. ed., Katholische Aufklärung und Josephinismus, Wien, 1979, 75-95.

[6] KÖRPERICH R., Les lois sur la mainmorte dans les pays catholiques. Étude sur l'édit de 1753, ses précédents et son exécution, Löwen, 1922; AUGUSTYN B., Jointe voor de amortisaties, in De centrale overheidsinstellingen van de Habsburgse Nederlanden, Brüssel, 1994, 430-435.

[7] BONENFANT P., La suppression de la Compagnie de Jésus dans les Pays-Bas autrichiens (1773), Brüssel, 1925; PUT E., Comité voor de opheffing van de jezuïetenorde in de Nederlanden (1773-1776), in De centrale overheidsinstellingen van de Habsburgse Nederlanden, Brüssel, 1994, 436-440.

[8] LAENEN J., Étude sur la suppression des couvents par l'empereur Joseph II dans les Pays-Bas autrichiens et plus spécialement dans le Brabant (1783-1794), in Annales de l'Académie royale d'archéologie de Belgique, 57 (1905), 343-464; DE SCHEPPER G., La réorganisation des paroisses et la suppression des couvents dans les Pays-Bas autrichiens sous le règne de Joseph II, Löwen, 1942; COSEMANS A. und LAVALLEYE J., Inventaire des archives du Comité de la caisse de religion, Brüssel, 1926; VANDENBULCKE A., Comité voor de Religiekas, in De centrale overheidsinstellingen van de Habsburgse Nederlanden, Brüssel, 1994, 747-754. Cf. auch PERSOONS E., Handschriften uit kloosters in de Nederlanden in Wenen, in Archief- en Bibliotheekwezen in België, 38 (1967), 59-107.

[9] LAMBERT J., Inbeslagname en verkoop van nationale goederen, in Handelingen der Maatschappij voor geschiedenis en oudheidkunde te Gent, 14 (1960), 131-221; Cf. auch HALKIN J., Relevé des corporations religieuses du département de l'Ourte supprimées par la loi du 15 fructidor an IV (1er septembre 1796), in Bulletin de la société d'art et d'histoire du diocèse de Liège, 12 (1900), 231-240; PERGAMENI C., La population des communautés religieuses de Bruxelles en 1796, d'après des documents inédits, in Bulletin de la commission royale d'histoire, 77 (1908), 204-267.

[10] VANDERMAESEN M., De triage des titres in het Leiedepartement (1796-1802). Tussen wet en werkelijkheid, in Handelingen van het genootschap voor geschiedenis, 134 (1997), 156-171.

[11] ANTOINE F., La vente des biens nationaux dans le département de la Dyle, Brüssel, 1997, 238.

[12] Cf. STOKMAN S., De religieuzen en de onderwijspolitiek der regeering in het Vereenigd Koninkrijk der Nederlanden (1814-1830), Den Haag, 1935.

[13] CARNIER M en BERTRAND P., Les monastica ou répertoires de couvents en Belgique. Une entreprise des Archives générales du Royaume, in Revue Mabillon, n. s, 12 (2001) 306-311.

Joachim Wild

# Die Säkularisation der Klöster im Kurfürstentum Bayern

*Ziele – Durchführung – Folgen*

## 1. Vorwort

Das Thema Säkularisation ist in den katholischen Ländern auch heute noch sehr aktuell, obwohl seitdem 200 Jahre vergangen sind, und vermag starke Emotionen hervorzurufen: Zorn, Empörung, Bitterkeit, und das nicht nur in kirchlichen Kreisen, sondern auch beim einfachen Bürger. Wir kramen also nicht in einer längst verblichenen Vergangenheit, ganz im Gegenteil: Was vor 200 Jahren geschah, ist zugleich lebendige Gegenwart. Dass gerade ich vor der Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchivare sprechen soll, hat eine besondere und zugleich tiefgründige Bewandtnis. Ich bin der Direktor des Bayerischen Hauptstaatsarchivs, also des zentralen, staatlichen Archivs des Freistaats Bayern. Betrachtet man dessen Bestände genauer, so wird man unter diesen auffallend viele Archive ehemaliger Klöster innerhalb der Grenzen des damaligen Kurfürstentums Bayern feststellen. Wenn ich nur die Urkundenbestände des Bayerischen Hauptstaatsarchivs zum Berechnungsmaßstab nehme und dabei Splitterbestände und Einzelstücke nicht mitrechne, so stehen die Archive von mindestens 130 im Kurfürstentum Bayern gelegenen Klöstern unter meiner Obhut. Und von diesen 130 Klöstern werden im Bayerischen Hauptstaatsarchiv gut 100.000 Urkunden aus der Zeit vor der Säkularisation verwahrt, um anhand der Urkundenzahl eine Vorstellung von der Größenordnung zu geben. Geht man von den von mir betreuten Archiven aus, darf ich mich also wohl ebenfalls als Ordensarchivar bezeichnen. Was ich so leichthin gesprochen habe, entbehrt nicht einer tief greifenden Dimension, die für mich eine große Herausforderung darstellt. Der Staatsarchivar, der in direkter Nachfolge jenes Vorgängers steht, der vor 200 Jahren die Archive der in der Säkularisation aufgehobenen Klöster aus den Konventsgebäuden nach München gekarrt hat, ist heute deren verantwortlicher Hüter. Manche von Ihnen werden sich vielleicht fragen, ob man hier nicht den Bock zum Gärtner gemacht hat! Auf diese herausfordernde Diskrepanz werde ich am Ende meines Vortrags nochmals eingehen.

## 2. Zu den Begriffen

Zedlers Universallexikon, das das Wissen des 18. Jahrhunderts in 68 Bänden zusammenfasst, schreibt im Jahr 1743: „secularisiren, Secularisierung, Secularisation ... bedeutet also dieser Absicht nichts anders, als gewisse Sachen oder Güter, so geistlich gewesen, weltlich machen, oder welches gleich viel ist, geistliche Personen, Stifter, und die darzu gehörigen Einkünfte oder Kirchen-Güter entweder dem fürstlichen Fisco zuschlagen, oder doch zu andern Bequemlichkeiten und Nutzungen des Staats, oder auch nur bloßen Privatpersonen verwenden...“ Der bis dahin so gut wie unbekannte Begriff Säkularisation

wurde in Deutschland bei den Verhandlungen des Westfälischen Friedenskongresses 1646 in die Diskussionen eingebracht und ist seitdem fester Bestandteil der politischen und historischen Sprache geworden, indem er zur gebräuchlichen Bezeichnung für die Profanierung kirchlichen Besitzes wurde. Zunächst und das ganze 18. Jahrhundert hindurch werden die Begriffe Säkularisation und Säkularisierung noch unterschiedslos und gleich bedeutend nebeneinander gebraucht. Die politisch-geistesgeschichtliche Auseinandersetzung des 19. Jahrhunderts führte dann jedoch zu einer unterschiedlichen Verwendung der Begriffe. Unter Säkularisierung versteht man seitdem mehr im Sinne einer Geschichtsphilosophie die Entchristlichung der modernen Gesellschaft, wie sie vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vom politischen Liberalismus unter dem Schlagwort Kulturkampf betrieben wurde.
Säkularisation dagegen wird heute im staats- und kirchenrechtlichen Sinne gebraucht und meint eine legale oder widerrechtliche Überführung geistlicher Hoheitsrechte bzw. kirchlichen Eigentums in weltliche Hände. Im engeren Sinne werden unter Säkularisation die mit dem Reichsdeputationshauptschluss vom 25. Februar 1803 verbundenen Ereignisse verstanden, die als Säkularisation schlechthin gelten.
Dabei sind jedoch zwei unterschiedliche Vorgänge zu unterscheiden, die beide unter dem Begriff Säkularisation laufen und vom Reichsdeputationshauptschluss sanktioniert wurden. Zum einen ist damit die Aufhebung der geistlichen Fürstentümer im Reich gemeint. Seit dem 10. Jahrhundert waren die deutschen Erzbischöfe und Bischöfe auch Reichsfürsten gewesen und hatten als solche neben ihrer kirchlichen Funktion auch weltliche Herrschaft ausgeübt. In den Reichsfürstenstand waren im Hochmittelalter auch eine Reihe von großen Abteien aufgestiegen, die somit keiner weltlichen Landesherrschaft mehr unterstanden, sondern nur noch den Kaiser über sich hatten. Für Bayern seien hier genannt: das Benediktinerkloster St. Emmeram in Regensburg, die beiden dortigen Damenstifte Obermünster und Niedermünster, das Augustinerchorherrenstift Berchtesgaden. Der Reichsdeputationshauptschluss von 1803 sah vor, diese geistlichen Fürstentümer aufzuheben und deren Gebiet und Besitz an weltliche Reichsfürsten zu geben, die für Territorialverluste auf dem linken Rheinufer entschädigt werden sollten.

Der zweite, ebenfalls unter Säkularisation verstandene Vorgang meint die Aufhebung der im eigenen Territorium gelegenen und der Landesherrschaft unterworfenen Klöster und die Einziehung ihres Besitzes zur freien Verfügung der weltlichen Fürsten. Von dieser zweiten Bedeutung wird mein Vortrag handeln. In Bayern ist noch ferner die Scheidung in Bettelordensklöster und in landständische Klöster zu beachten. Die letzteren gehörten der Landschaft an, die sich aus den drei Kurien des Adels, der Städte und Märkte und der Geistlichkeit zusammensetzte und in den landständischen Freibriefen vom Landesherrn garantierte Verfassungsrechte besaß.
Wenn von „fundierten" Klöstern die Rede ist, so sind Klöster gemeint, die über erheblichen Grundbesitz verfügen und aus den Erträgen dieses Grundbesitzes leben; die Zugehörigkeit bzw. Nichtzugehörigkeit zu den Landständen spielt in diesem Zusammenhang keine Rolle.

## 3. Säkularisationen in der deutschen Geschichte

Die Säkularisation des Jahres 1803 ist genau betrachtet kein einmaliges Ereignis, sondern hat im Laufe der deutschen Geschichte die unterschiedlichsten Vorläufer gehabt, auch wenn diese damals noch nicht mit dem Wort Säkularisation bedacht wurden. Als erstes, aus der fränkischen Geschichte bekanntes Beispiel, wird das Vorgehen Karl Martells an-

geführt, der nach dem Sieg über die Araber bei Poitiers im Jahr 732 zur Festigung seiner Herrschaft und insbesondere zur Schaffung eines Reiterheeres aus stets einsatzbereiten, schwer bewaffneten Berufskriegern auf Kirchengut zurückgriff, um damit seine Vasallen auszustatten. Andererseits banden er und sein Sohn Pippin die Bischöfe in das staatliche Machtsystem ein und schufen so die Herrschaft der Karolinger über die fränkische Kirche, eine Entwicklung, die für die mittelalterliche Geschichte prägend wurde.

Herzog Arnulf der Böse von Bayern hat seinen verurteilenden Beinamen einem ähnlichen Handeln zu verdanken. Nachdem sein Vater, Markgraf Luitpold, sowie Erzbischof Thietmar von Salzburg, die Bischöfe Udo von Freising und Zacharias von Säben mit einem starken bayerischen Aufgebot im Jahr 907 in einer Entscheidungsschlacht bei Pressburg von den Ungarn vernichtend geschlagen und getötet worden waren, musste sein vorrangiges Bestreben sein, ein neues bayerisches Heer aufzubauen, um das Herzogtum Bayern gegen die Ungarn zu schützen. Wie wir alle aus dem Geschichtsunterricht noch wissen, hat erst die Schlacht auf dem Lechfeld im Jahr 955 eine entscheidende Wende gebracht. Interessanterweise beurteilten die zeitgenössischen Chronisten die Heranziehung von Kirchengut durch Herzog Arnulf nicht negativ; erst seit Bischof Otto von Freising (1138-1158), also rund 250 Jahre später, setzte eine andere Bewertung ein, die Arnulfs Vorgehen als groben Verstoß gegen das Kirchenrecht brandmarkte. Das ottonische Reichskirchensystem, das die Kirche im 10. Jahrhundert endgütig in den Dienst des Reiches stellte, brachte zwangsläufig die Gefahr mit sich, im Falle von offenkundiger Gefahr Kirchenbesitz für die Notwendigkeiten des Reiches heranzuziehen. Erst mit dem Investiturstreit fand der Einfluss weltlicher Herrscher auf Kirchengut zunächst ein Ende.

Eine ganz andere Dimension besitzt die Aufhebung des Templerordens in den Jahren 1307-1314. König Philipp der Schöne von Frankreich, der eine skrupellose absolutistische Machtpolitik betrieb und alles seinem imperialistischen Machtanspruch zu unterwerfen suchte – hier sei sein Überfall auf Papst Bonifaz VIII. im Jahr 1303 erwähnt, um ihn nach Frankreich zu entführen, und die im Sinne Philipps schließlich erfolgreiche Verlegung der Kurie von Rom nach Avignon im Jahr 1309 – war insbesondere auf den großen Reichtum des Templerordens aus. Unter der falschen Anschuldigung der Ketzerei und des Unglaubens wurden viele Templerritter von König Philipp festgenommen, gefoltert und im Jahr 1308 54 von ihnen vor den Toren von Paris verbrannt. Papst Clemens V. hob schließlich den Orden auf und übertrug dessen Vermögen den Johannitern. Zwar spielt die Aufhebung des Templerordens für die bayerische und deutsche Geschichte keine große Rolle, weil der Templerritterorden in Deutschland nur schwach vertreten war, aber sie ist doch ein Lehrstück, wie aus blanker Habgier und mit entsprechendem politisch-militärischem Druck auf die Kurie ein blühender Orden vernichtet werden kann.

Die Reformation zu Beginn des 16. Jahrhunderts führt uns dagegen zu ganz anderen Motiven, aber auch zu anderen Größenordnungen; denn die Reformation bedeutete für die römisch-katholische Kirche den bis zu diesem Zeitpunkt größten Verlust an weltlichem Besitz. So wurden in Deutschland z.B. die Bistümer Brandenburg, Havelberg, Lebus, Meißen, Merseburg, Naumburg-Zeitz, Magdeburg, Bremen, Verden, Minden, Halberstadt, Ratzeburg, Schwerin und Kammin durch Landesfürsten aufgehoben und deren Aufhebung im Augsburger Religionsfrieden von 1555 bestätigt. Zwar wurde der kirchliche Besitz grundsätzlich von den Landesherren eingezogen, aber in aller Regel nicht allgemein dem Fiskus zugeschlagen, sondern meistens zur Armenfürsorge, für die Verbesserung des Schulwesens beziehungsweise für die Errichtung von Universitäten verwandt, so 1527 in Hessen die Gründung der Uni-

versität Marburg im dortigen ehemaligen Dominikanerkloster. Was für die Bistümer gesagt worden war, gilt gleichermaßen auch für die Klöster in den protestantisch gewordenen Landesherrschaften. Als Beispiel sei hier die Oberpfalz erwähnt, denn Altbayern, das Herzogtum Bayern, hatte sich seit 1522 entschieden gegen die lutherischen Lehren gestellt und bildete seither eines der wenigen verlässlichen Bollwerke der katholischen Konfession. In der Oberpfalz hatte schon seit den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts die lutherische Lehre in den Städten Eingang gefunden, wie überhaupt in der Regel zuerst die Städte zur neuen Konfession übertraten. Doch erst als Ottheinrich 1556 die Herrschaft als Kurfürst von der Pfalz antrat, wurde auch in der Oberpfalz der katholische Kultus endgültig verboten. Die Mehrzahl der oberpfälzischen Klöster hatte um diese Zeit von sich aus die evangelische Kirchenordnung angenommen und nur wenige der Klöster, nämlich Waldsassen, Seligenporten und Gnadenberg, hielten an der ursprünglichen Lehre fest. Kurfürst Friedrich III., der Nachfolger Ottheinrichs, hob 1562/63 alle Klöster formell auf und setzte zur Vermögensverwaltung – der Grundbesitz der Klöster blieb grundsätzlich als Einheit bestehen – Klosterrichter ein. Zur Vertretung der Klöster auf den Landtagen ernannte er eigene Administratoren. Gerade aus den zuletzt genannten Maßnahmen wird deutlich, dass diese Art von Säkularisation den Landesherren einen erheblichen Machtzuwachs brachte. Sie erhielten die Verfügungsgewalt über den bisherigen kirchlichen Grundbesitz, der in einer zahlenmäßig zwar nicht exakt zu benennenden, aber doch sehr bedeutenden Größenordnung angesetzt werden muss; die Gerichtsbarkeit in den kirchlichen Hofmarken wie auch die geistliche Gerichtsbarkeit ging an den Landesherrn über – das bedeutet eine außerordentliche Konzentration der Judikative in der Hand des Landesherrn; durch den Wegfall der Prälatenbank reduzierten sich die Landstände auf Adel und Städte: auch hier eine nicht zu unterschätzende Steigerung der landesfürstlichen Macht. Das landesherrliche Interesse an der Reformation hat aus den genannten Gründen durchaus auch politische und fiskalische Ursachen. Der Versuch, während des Dreißigjährigen Krieges die im Augsburger Religionsfrieden von 1555 gewonnene Balance zugunsten der katholischen Konfession zu verändern, ist übrigens blutig gescheitert; der Westfälische Friede von 1648 stellte den früheren Zustand wieder her.

Von der Reformation wieder ein Sprung um gut zwei Jahrhunderte in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. Vor allem auf Betreiben der bourbonischen Höfe in Neapel, Paris und Madrid hob Papst Clemens XIV. am 21. Juli 1773 den Jesuitenorden auf, nachdem dem Orden in den vorausgehenden Jahren schon verschiedene Einschränkungen auferlegt worden waren. Die Aufhebung entbehrt jeden kirchlichen Reformgedankens, sondern ist allein auf massive Einflussnahme einiger Königshöfe zurückzuführen, deren politischem Druck sich die Kurie schließlich beugte. Das Aufhebungsdekret betraf in den Niederlassungen der bayerischen Ordensprovinz, die kurz zuvor aus einer viel größeren süddeutschen Provinz hervorgegangen war, 238 Patres, 149 Laienbrüder und über einhundert Novizen. Das Vermögen der bayerischen Provinz mit einem jährlichen Rentenertrag von über 100.000 Gulden wurde nicht zugunsten des Fiskus konfisziert, sondern als „corpus pium et individuum" für Schulwesen und öffentliche Wohlfahrt eingesetzt. Die Güterverwaltung lag in Händen einer eigens dafür eingesetzten kurfürstlichen Güterfundationsdeputation. Zum Zeitpunkt der Aufhebung konnte der bayerische Kurfürst auf die Dienste der Jesuiten nicht rundweg verzichten, zu wichtig waren ihre Aufgaben vor allem im Schuldienst und an" den Universitäten; deshalb beließ er zunächst eine nicht geringe Anzahl von Exjesuiten in ihren Stellungen an höheren Schulen und an der Universität Ingolstadt und er-

setzte sie dann sukzessive durch andere Ordensgeistliche.

Österreich ist der allgemeinen Säkularisation von 1803 vorausgegangen. 1782 ließ Kaiser Joseph II. in seinen Erblanden rund 800 Klöster aufheben und deren Eigentum einziehen. Diese Maßnahme zielte zunächst auf alle Bettelorden sowie auf alle sonstigen Klöster, die nicht in Seelsorge, Krankenpflege und Schuldienst tätig bzw. die durch Überschuldung nicht mehr lebensfähig waren. Dabei steht nicht mehr der Versuch im Vordergrund, Aufhebungen durch fromme Verwendungszwecke zu rechtfertigen, vielmehr müssen die geistlichen Institutionen nun ihrerseits ihre Daseinsberechtigung an der Frage ihrer Nützlichkeit im sozialen Bereich messen lassen. Bei allem Rigorismus, der Kaiser Joseph II. nicht abzusprechen ist, bleibt doch auch ein reformatorischer Gedanke erkennbar, indem der Staat den verbleibenden Klöstern, und dies waren vor allem die großen Abteien und Stifte der alten Orden, der Benediktiner, Zisterzienser, Prämonstratenser und Augustinerchorherren, bestimmte Aufgaben in verstärktem Ausmaß zuwies. 1803 sah Österreich von neuerlichen Säkularisationen ab, so dass im deutschsprachigen Raum allein in den österreichischen Abteien und Stiften in durchgängiger jahrhunderte langer Kontinuität das kulturelle Erbe ungeschmälert erhalten blieb in reichen Archiven, Bibliotheken und Kunstsammlungen.

## 4. Revolution und Säkularisation in Frankreich

Nur wenige Jahre nach der Teilsäkularisation in Österreich brach in Frankreich die Revolution aus, die in ihrem extremen Radikalismus auch die zuvor bestehenden kirchlichen Verhältnisse völlig umstürzte. Am 2. November 1790 beschloss die Nationalversammlung alle Kirchengüter zu verstaatlichen, jedoch mit der Verpflichtung für den Staat, die Religionsdiener zu besolden. Die zu Nationalgütern erklärten Kirchengüter wurden ab Juli 1790 für den Verkauf freigegeben, wodurch eine Umwälzung der Besitzverhältnisse in Gang kam. Durch das Staatsgesetz über die Geistlichkeit v. 12. Juli 1790 wurden die Geistlichen zu Staatsbeamten erklärt und mussten den Eid auf die Verfassung leisten. Mehr als die Hälfte der Priester und fast alle Bischöfe verweigerten den Eid; ein heftiger Kirchenkampf setzte ein, in dessen Verlauf viele Geistliche in die Emigration gingen. Diese Entwicklung gipfelt schließlich 1794 in einer radikal antichristlichen Bewegung, die in Notre Dame in Paris den Vernunftkult bzw. den Kult des „Höchsten Wesens" einführt.

Die Französische Revolution und die mit ihr einhergehende territoriale Ausdehnung Frankreichs bildet die eigentliche Ursache und den Anstoß für die Säkularisation des Jahres 1803 im Deutschen Reich. Bis zum Jahr 1795 hatten die revolutionären Truppen Frankreichs das linke Rheinufer erobert und im Frieden von Basel 1795 die Eroberungen abgesichert. Der Vertragspartner Preußen zog sich aus dem Revolutionskrieg zurück und erhielt für seinen Verzicht auf die linksrheinischen Gebiete Entschädigungen rechts des Rheins zugesagt. 1797 musste nun Österreich, das seit dem Frieden von Basel allein die Last des Krieges gegen Frankreich getragen hatte, unter dem Druck der militärischen Überlegenheit Napoleon Bonapartes 1797 mit Frankreich den Frieden von Campo Formio schließen und ebenfalls der Abtretung des linken Rheinufers zustimmen. Die dadurch enteigneten deutschen Fürsten sollten in Deutschland Entschädigung erhalten; der von 1797 bis 1799 in Rastatt tagende Kongress brachte jedoch keine greifbaren Ergebnisse. Nachdem Napoleon Bonaparte Ende 1799 in einem Staatsstreich das bis dahin regierende Direktorium gestürzt, sich zum Ersten Konsul ausgerufen und 1800

die Österreicher bei Marengo, sein General Moreau bei Hohenlinden entscheidend geschlagen hatte, bestätigte der Frieden von Lunéville 1801 die Regelungen des Friedens von Campo Formio: das linke Rheinufer bleibt französisch.

## 5. Auf dem Weg zur Säkularisation in Bayern

Es ist nicht so, dass in Bayern die Säkularisation ganz aus heiterem Himmel oder nur durch die Expansionspolitik Napoleons erzwungen gekommen wäre. Genau besehen bahnte sich zumindest seit dem Regierungsantritt Kurfürst Karl Theodors eine von der bayerischen Politik bewusst geformte Geisteshaltung an, die eine Säkularisation überhaupt erst möglich machte. Vom Beginn seiner Regierung in Bayern an betrieb Karl Theodor eine konsequente Politik, durch Religionsmandate die landesherrlichen Gerechtsame in Religionsfragen zu stärken. Der bedeutendste kirchenpolitische Erfolg gelang Kurfürst Karl Theodor mit der Errichtung einer Nuntiatur in München, nachdem bisher im Deutschen Reich nur eine Nuntiatur in Wien bestanden hatte. Weil der Münchener Nuntius vorn bayerischen Kurfürsten besoldet wurde, geriet dieser von vorneherein in eine höchst bedenkliche finanzielle Abhängigkeit. Die von Karl Theodor nach Wiener Vorbild angestrebte Sprengung der reichskirchlichen Bistumsorganisation in Bayern und geplante Errichtung eines oder mehrerer Landesbistümer misslang ihm jedoch wegen des energischen Widerstands der Kurie in Rom. In einem anderen Punkt kam ihm der Papst dafür entgegen. Pius VI. genehmigte 1787 erstmals auf 10 Jahre eine Dezimation, d.h. eine Besteuerung der Geistlichkeit, deren Eintreibung dem Münchener Nuntius anvertraut wurde. Zehn Jahre später, 1797 wurde diese Erlaubnis für ein weiteres Jahrzehnt wiederholt. Damit nicht genug, schon ein Jahr später erlaubte Papst Pius VI., der sich zu diesem Zeitpunkt vor den französischen Armeen nach Florenz geflüchtet hatte, Kurfürst Karl Theodor zur Deckung der Ausgaben des ersten Koalitionskriegs und der Bedürfnisse des Staates von den geistlichen Institutionen in Bayern ein Siebtel des Gesamtkirchenvermögens, das ist die ungeheure Summe von 15 Millionen fl., einzuziehen. Dieser Betrag entsprach etwa den Staatseinnahmen dreier Jahre des damaligen Kurfürstentums Bayern. In Wirklichkeit war die Summe uneinbringlich, denn ihre volle Eintreibung hätte schon damals die Aufhebung eines Teils der bayerischen Klöster vorausgesetzt. Die Bewilligung des Papstes war übrigens nur deshalb zustande gekommen, weil der korrupte Münchener Nuntius Graf Ziucci gegen die Zusage Karl Theodors, seine 300.000 fl. Privatschulden zu übernehmen, mit fragwürdigen Methoden, sprich mit falschen Zahlen, das Breve des Papstes erwirkt hatte. Auf den energischen Widerstand der bayerischen Prälaten sowie der übrigen Landstände hin reduzierte Karl Theodor zwar die Abgabe auf vorläufig 5 Millionen Gulden, presste aber diese Summe den Klöstern rigoros ab, obwohl ein solch riesiger Betrag großenteils nur mit Schulden zu finanzieren war. Eine weitere Steigerung der repressiven Maßnahmen erfolgte nur ein Jahr später: Am 25. Januar 1799 befahl der Kurfürst die Einsetzung einer Kommission zur Untersuchung des Aktiv- und Passiv-Vermögens der landsässigen Stifte und Klöster.

Karl Theodor hatte zwar viele uneheliche Kinder, aber keinen legitimen Erben. Nachdem das Ende Karl Theodors allmählich abzusehen war, bereitete sich sein durch die Hausverträge vorgesehener Nachfolger Maximilian Joseph von Pfalz-Zweibrücken auf die Regierungsübernahme vor. Sein Geheimer Rat und wichtigster Ratgeber im Exil in Ansbach, Maximilian Freiherr von Montgelas, legte schon im Jahr 1796 einen ersten Plan der zukünftigen Regierungsmaximen vor, das so genannte Ansbacher Memoire. Ne-

ben einer grundlegenden Reform der gesamten Staatsverwaltung, auf die hier nicht näher einzugehen ist, nannte er auch die Ziele hinsichtlich der Orden und Klöster: „Die Abteien und Klöster brauchen eine Reform, die sie für die Gesellschaft nützlicher macht, als sie es in der Vergangenheit gewesen sind. Die Bettelorden sollten vollständig aufgehoben werden. Sie fallen der Gesellschaft zur Last, indem sie auf ihre Kosten leben und in ihr Unwissenheit und Aberglauben erhalten. Die anderen Ordensgemeinschaften könnten auf die Anzahl ihrer Gründungsmitglieder reduziert werden. Die verbleibenden Mitglieder würden die Verwaltung ihrer Güter in der bestehenden Form behalten, aber es wäre ihnen nur gestattet, den für ihren Unterhalt notwendigen Teil der Einkünfte zu verwenden, der sich nach einem festen Satz pro Kopf richtet. Man würde sie verpflichten, den Rest, abzüglich der Kosten für die Verwaltung, an die Kirchenkasse abzuführen, um ihn zu Gunsten des Staates zu verwenden..."
Das schon im Ansbacher Memoire zum Ausdruck kommende Programm und erst recht seine viel radikalere Umsetzung in der Säkularisation selbst waren alles andere als kirchenfreundlich. Man kann es sich nur so erklären, dass die Radikalität der bayerischen Klosteraufhebungspolitik von der tief sitzenden Abneigung des führenden Ministers Montgelas gegen die Orden im allgemeinen und die Bettelorden im besonderen wesentlich bestimmt ist. Der Biograph Montgelas', Eberhard Weis, formuliert, dass dessen staatskirchliches Programm nicht „einfach durch einen blinden Hass gegen alles Kirchliche oder gar das Christentum..., sondern vor allem durch seine Vorstellung vorn modernen, souveränen, einheitlichen, über den Konfessionen stehenden Staat" erklärt werden kann. Die Ablehnung Montgelas galt der Kirche in ihrer historisch gewordenen Gestalt, ihren Jurisdiktions- und Eigentumsrechten, die sich seinen Vorstellungen eines modernen Staatswesens in den Weg stellten. Nach dem Beispiel des Josephinismus in Österreich und auch des landesherrlichen Kirchenregiments der protestantischen Territorien im Reich sollte sich die Kirche dem Staat bedingungslos unterordnen. Seine Reformideen sind im Wesentlichen dem Geist der Aufklärung zu verdanken, der nicht nur Montgelas selbst, sondern weite Teile der bayerischen Staatsverwaltung erfasst hatte. Auch seine engsten Mitarbeiter in den bayerischen Ministerien waren vom gleichen Geiste beseelt: eine entscheidende Voraussetzung für die generalstabsmäßige Vorbereitung und überfallartige Umsetzung der Aufhebung der Klöster im Jahr 1803.
Nach dem Tode Kurfürst Karl Theodors im Februar 1799, folgte Maximilian Joseph von Pfalz-Zweibrücken in der Regierung nach und eröffnete so seinem leitenden Minister Maximilian Freiherr von Montgelas die Möglichkeit, die von langer Hand geplanten Reformen in die Tat umzusetzen. Zunächst aber stand das übermächtige Problem der völlig desolaten Staatsfinanzen im Vordergrund, denn eine geheime Bestandsaufnahme hatte ergeben, dass 5,7 Millionen fl. Einnahmen 9,8 Millionen fl. Ausgaben gegenüber standen bei einem Schuldenberg von 30 Millionen fl. Obwohl der neue Regent unmittelbar nach seinem Regierungsantritt dem Prälatenstand im März 1799 eine feierliche Besitzgarantie seiner Rechte und Besitzungen gegeben hatte, bezog man rasch die Überlegung mit ein, ob und wie man auf das Eigentum der Klöster zurückgreifen könne, um die Staatsfinanzen zu sanieren. In einer Sitzung der Geheimen Staatskonferenz im November 1799 prallten die Meinungen der Befürworter und der Gegner, die von der Aufhebung der Klöster dringend abrieten, hart aufeinander. Der finanzpolitische Fachmann der bayerischen Regierung, Franz von Krenner, warnte massiv vor einer radikalen Aufhebung und ein anderer Politiker hatte schon vor der Regierungsübernahme Herzog Maximilian Joseph eindringlich vor Augen gestellt: „Diese Aufhebung scheint mir eine sehr schlecht berechnete Maßnahme zu sein.

Hebt man die guten Klöster auf, so beraubt man sich einer immer sicheren Einnahmequelle. Hebt man dagegen stark verschuldete Institute auf, so ist der Nutzen gleich null, sofern man nicht deren Gläubiger ruinieren will. Unter jedem Gesichtspunkt: Solche Mittel wären in der heutigen Zeit fehl am Platze, weil man entweder überhaupt keine Käufer der Klostergüter finden würde oder höchstens einige, die minimale Angebote machen würden... Überdies muss man berücksichtigen, dass es in Bayern wenige Klöster gibt, die abgesehen von den Kapitalien, die sie auf der Wiener Bank platziert haben – nicht begütert wären in Österreich, Tirol oder Böhmen. Man würde also durch eine Aufhebung vor allem diesen ausländischen Provinzen einen Gewinn verschaffen." Das waren wahrhaft prophetische Worte, denn all die hier weitsichtig vorhergesehenen negativen Auswirkungen sind auch alle eingetreten. Österreich eignete sich diese Guthaben der aufgehobenen Klöster auf der Wiener Bank dann in der Tat an, während Bayern vielfach nur die Schulden und Verbindlichkeiten erbte. Die Diskussion um das Für und Wider ist von Montgelas mit gezinkten Karten geführt worden. Dem Kurfürsten legte er anscheinend nur die die Säkularisation befürwortenden Voten vor, während er die übrigen, z.B. die von Krenner, unterdrückte. Ferner wurde Herzog Wilhelm von Bayern, der aus der Seitenlinie Zweibrücken-Birkenfeld-Gelnhausen stammte und ein erklärter Gegner von Klosteraufhebungen war, auf Betreiben Montgelas von den Beratungen ausgeschlossen. Als Ergebnis der Konferenz vom November 1799 wurde im Januar 1800 dem Kurfürsten der Bericht einer Viererkommission vorgelegt", die ein gewissermaßen kirchenreformatorisches Konzept in Vorschlag brachte. Zwar sollten einige wohlhabende nichtständische Klöster aufgehoben und verkauft werden, der Erlös jedoch von einer eigenen Kasse zugunsten gemeinnütziger Einrichtungen (Schulen, Priesterhäuser usw.) verwendet werden. Bei diesen Vorstellungen wäre der hoch verschuldete Staat weit gehend leer ausgegangen und hätte seine Finanzen nicht sanieren können.

Im Mai 1801 erfuhr die in den Regierungsgremien geführte Diskussion eine Verschärfung, als nun schon von der Aufhebung sämtlicher nichtständischer Klöster die Rede war. Im August 1801 wurde die Viererkommission beauftragt, eine Aufstellung über das Kirchen- und Klostervermögen zu erarbeiten und Überlegungen anzustellen, wie dieses zum Nutzen des Staates eingesetzt werden könne. Anfang September 1801 schloss die Kommission ihre Beratungen ab und überreichte Montgelas ein Gutachten, das dieser in seiner Denkschrift vom 10. September 1801 zusammenfasste. Darin werden erneut Aufwendungen für gemeinnützige Aufgaben im Bildungsbereich, in der Armen- und Krankenpflege als Motiv für den Zugriff auf Kirchengut geltend gemacht. Dass dies nur eine vordergründige Legitimationsbemäntelung sein sollte, zeigt die beabsichtigte Verwendung: Bei der Verplanung des mit 750.000 Gulden veranschlagten und von den Klöstern zu deckenden zusätzlichen staatlichen Finanzbedarfs machten Zivil- und Militärgehälter den bei weitem größten Posten aus. Konkret sollten sämtliche nichtständischen Klöster sowie auch alle Frauenklöster aufgehoben werden. Montgelas ging aber mit seiner Forderung, auch 14 landständische Prälatenklöster aufzuheben, obwohl weder die Landes- noch die Reichsverfassung hierfür eine Rechtfertigung bot, über eine bisher in Gedanken respektierte Grenzlinie hinaus. Den unausweichlichen Konflikt mit den Landständen glaubte Montgelas riskieren und auch durchstehen zu können. Kurfürst Maximilian Joseph stimmte den Vorschlägen Montgelas zu, insbesondere der Aufhebung aller Mendikantenklöster, denen auch seine ausdrückliche Abneigung galt. In einem gleichzeitig entstandenen Schriftstück formulierte er sie so: „Auch die Mendicanten sind meiner Aufmerksamkeit nicht entgangen, ich habe mehr als eine Gelegenheit ge-

habt, mich zu überzeugen, wie schädlich diese Institute sind, wie wenig sie sich mehr in den Geist der Zeit schicken, welche schiefe Richtung sie dem Nationalgeiste geben, den Aberglauben unter der Nation verbreiten, dem Landmanne durch ihre Sammlungen zur Last fallen." Die Aufhebung der landständischen Klöster dagegen schien ihm bei der bestehenden Rechtslage nicht durchführbar; auch erhob er keine derartigen Vorwürfe wie gegen die Bettelorden. Ihren Niederschlag fanden die Anweisungen des Kurfürsten in der vom Geh. Rat Zentner, neben Montgelas der wichtigste bayerische Beamte für Reichskirchenfragen, verfassten Kabinettsinstruktion vorn 25. Januar 1802, für deren praktische Umsetzung eine unter dem Vorsitz des Geistlichen Ratspräsidenten Graf Seinsheim stehende Spezialkommission für Klostersachen gegründet wurde. Mit ihrem Auftrag zur Aufhebung der Bettelordensklöster und zur Inspektion der landständischen Klöster war die Klostersäkularisation in die entscheidende Phase getreten. Der leitende Minister Montgelas wusste seinen Kurfürsten in den Fragen der Säkularisation an seiner Seite und konnte so leichter die massiven Bedenken abwehren, die hervorragende bayerische Staatsmänner ihm und dem Kurfürsten gegenüber mündlich und in Briefen äußerten, insbesondere der bayerische Gesandte beim Reichstag zu Regensburg, Aloys Freiherr von Rechberg, sowie der bayerische Gesandte in Berlin, Chevalier de Bray. Sie verwiesen nachdrücklich darauf, dass mit der Klosteraufhebung radikale subalterne Geister irreparable Schäden anrichteten, die bayerische Bevölkerung brüskiert und das Recht verletzt würde; Unruhen unter der Bevölkerung, eine allgemeine Gefährdung des inneren Friedens, sowie eine Erschütterung des Rechtsbewusstseins seien die Folge. Montgelas ließ sich durch solche Kritik in seiner ideologisch erstarrten Haltung nicht beirren, und kein noch so begründetes Gegenargument konnte ihn von seinem Vorhaben abbringen.

Während die Mendikantenklöster weder durch Reichsrecht noch durch Landesrecht effektiv in ihrem Bestand geschützt waren und kraft landesherrlicher Gewalt die Aufhebung leiden mussten, war die juristische Situation bei den landständischen Klöstern eine durchaus andere. Ihr Fortbestehen war in vielen landständischen Freiheitsbriefen abgesichert und gemeinsam mit dem Adel und den Städten und Märkten bildeten sie die Landschaft, eine korporative Vereinigung der drei Stände, die als wichtigstes Recht das Besteuerungsrecht ausübten. Bei den internationalen Verhandlungen seit dem Frieden von Lunéville (9. Februar 1801) ging es um noch viel mehr, nämlich um die Frage, wie die deutschen Fürsten für ihre an Frankreich verloren gegangenen Gebiete links des Rheins entschädigt werden könnten. Eine von Kaiser Franz II. zur Erörterung dieser Frage eingesetzte Reichsdeputation nahm im August 1802 die Beratungen auf, während die interessierten Reichsstände schon längst mit den beiden Garantiemächten Frankreich und Russland Separatgespräche führten. Die weltlichen deutschen Staaten wandten 1801 bis 1803 ungeheure Summen auf, um durch Bestechung des französischen Außenministers Talleyrand, seiner führenden Ministerialbeamten und der französischen und russischen Vermittler möglichst gut bedacht zu werden. Die Entschädigungen betrugen in der Regel ein Mehrfaches der Verluste und Montgelas äußerte einmal, Bayern habe 1 Million Gulden für Bestechungen aufgewandt. Im Mai 1802 unterzeichnete der bayerische Gesandte in Paris Vorverträge über die seiner Regierung zugedachten Territorien. Ebenso handelte Württemberg. Der Reichsdeputation, die damit vor vollendete Tatsachen gestellt war, blieb nichts anderes übrig, als die Ergebnisse zu akzeptieren. Noch war aber nicht geklärt, wie mit den mediaten, d.h. nicht reichsunmittelbaren, sondern ihrer Landesherrschaft unterstehenden Klöstern verfahren werden sollte, deren Aufhebung ursprünglich nicht vorgesehen war. In uner-

müdlicher, intensiver Diplomatie ereichte es Bayern bei der Garantiemacht Frankreich, dass in den Reichsdeputationshauptschluss die Bestimmung aufgenommen wurde, auch die Güter der Klöster in den Stammlanden den Fürsten zur Säkularisation zu überlassen, aber nicht etwa zugunsten eines sozialen Fonds oder Schulfonds, sondern ganz schlicht zur Erleichterung der Staatsfinanzen.

Schon vor Abschluss der Verhandlungen in Regensburg über den Reichsdeputationshauptschluss war Bayern bestrebt, die säkularisationsvorbereitenden Maßnahmen möglichst weit voranzutreiben. Vor diesem Hintergrund ist die Gründung einer Separatkommission zur Aufhebung der ständischen Klöster am 3. November 1802 zu sehen. Gleichzeitig kam es zu der seit Januar 1802 angedrohten Untersuchung des klösterlichen Vermögens- und Personalstandes. Ohne Ankündigung tauchten während der ersten Novembertage 1802 in allen Prälatenklöstern Kommissionen auf, die den völlig überraschten Äbten und Pröpsten die Klosterverwaltung aus der Hand nahmen. Als erstes wurden die Kassen durchsucht und die Bargeldbestände eingezogen, dann die Archive und Bibliotheken versiegelt sowie das weltliche Klosterpersonal aus seinen Pflichten gegenüber dem Kloster entlassen und auf den Kurfürsten vereidigt und schließlich der gesamte bewegliche wie unbewegliche Klosterbesitz inventarisiert. Damit sollten einerseits die Verkaufsaktionen nach der Säkularisation vorbereitet und andererseits das Beiseiteschaffen von Wertgegenständen verhindert werden. Nach dem Abschluss der Kommissionsarbeiten, die sich etwa drei Wochen hinzogen, war den Klostervorständen in jeder Hinsicht die Leitung des Klosters entzogen.

Nachdem der Reichstag zu Regensburg am 25. Februar 1803 den Reichsdeputationshauptschluss verabschiedet und somit auch reichsrechtlich freie Bahn zur Auflösung der landständischen Klöster gegeben hatte, folgte sehr rasch die endgültige Aufhebung der unter kurfürstliche Administration gestellten Klöster. Fast völlig gleichzeitig, in der Regel am 18. März 1803, trafen die lokalen Aufhebungskommissare in den ständischen Klöstern ein und eröffneten den Konventen, dass der gesamte bewegliche und unbewegliche Klosterbesitz sowie die Jurisdiktions- und Abgabenrechte gegenüber den Klosteruntertanen nunmehr kurfürstliches Eigentum seien. Damit waren nun nach den Mendikanten- und Frauenklöstern an einem Tage alle Klöster der vier Prälatenorden, also der Benediktiner, Zisterzienser, Augustiner-Chorherren und Prämonstratenser aufgehoben. Aufgehoben wurden auch die wenigen noch existierenden Frauenklöster in Bayern, ferner die Kartause Prüll und die Kollegiatstifte.

Die Aufhebung eines Klosters spielte sich in aller Regel folgendermaßen ab: Als erstes verlas der Aufhebungskommissar das Aufhebungsdekret vor versammeltem Konvent. Erstaunlicherweise nahmen überall die Konventualen in Ergebenheit diese Mitteilung hin und nirgendwo erhob sich heftiger Widerstand. Unmittelbar danach wandte sich der Aufhebungskommissar den Aufgaben zu, die der Hauptzweck seines Auftrags waren: die Einziehung der Bargeldbestände sowie allen Goldes und Silbers, wobei es mit dem Kirchensilber erhebliche Probleme gab, sofern es sich um hoch verehrte Reliquien handelte (z.B. das Haupt der Anastasia in Benediktbeuern); dann die Requirierung der sonstigen Wert- und Sammlungsgegenstände wie Gemälde und Kupferstiche, die wichtigsten physikalischen Instrumente, die wertvollen Musikinstrumente, die guten Gewehre, Uhren usw., die alle für die Verbringung nach München bestimmt waren, während die einfacheren Gegenstände dieser Art vor Ort versteigert werden sollten. Wie dilettantisch dabei z.T. vorgegangen wurde, zeigt eine Rüge, die der Lokalkommissär im Kloster Benediktbeuern von seinen Vorgesetzten in München einstecken musste: „Durch die elende

Verpackung gingen leider die meisten Kunststücke und Uhren zugrunde oder wurden doch stark beschädigt, weswegen man hiermit dem Commissaire den verdienten Verweis erteilt". Dass München an diesem Desaster aber mit Schuld hatte, geht aus der unbedarften Anweisung an den Lokalkommissär hervor: „Die ausgewählten Gemälde und Kupferstiche, die vorzüglichsten physikalischen Instrumente, alle Manuskripte, die vorzüglichsten Inkunabeln und die kostbarsten Bücher sollen auf mit Planen überspannten Wagen zu Land nach und nach geliefert werden." Die übrigen Bücher sollten zu Wasser verschickt werden, aber mit Brettern gut zugedeckt. Weiterhin mussten, weil die Konvente sofort aufgelöst worden waren, die Pensionen für den Klostervorsteher, die Patres und die Laienbrüder festgesetzt werden. Sehr viel Zeit nahm dann die Versteigerung der Mobilien und Immobilien des Klosters ein, die sich bis zum Ende des Jahres 1803 hinziehen konnte, weil manche Stücke entweder zunächst nicht so schnell oder nicht zum erhofften Preis versteigert werden konnten. Den Abschluss bildete die Inkamerierung, d.h. die Eingliederung der bisher klösterlichen Grundholden in die staatlichen Landgerichte. Damit war die Tätigkeit des Lokalkommissärs im Allgemeinen abgeschlossen.

## 6. Die Säkularisation und die Klosterarchive

### 6.1 Die Klöster der Bettelorden

Am 25. Januar 1802 wurde für die Spezialkommission in Klostersachen, der die Auflösung der Mendikanten-Klöster in den oberen Staaten Kurpfalzbayerns, das sind also Bayern, Oberpfalz und Pfalz-Neuburg, übertragen worden war, eine Instruktion für ihr konkretes Vorgehen erlassen. Darin finden sich bezeichnenderweise keine Bestimmungen über die Archive und Bibliotheken dieser Klöster, denn diese Auswirkungen der Aufhebung waren anfänglich nicht bedacht worden. Aber während sich die Hofbibliothek schon bald zu Wort meldete und am 1. Juli einen ministeriellen Auftrag für die systematische Sichtung und Auswahl der Klosterbibliotheken erreichte, hören wir von einer vergleichbaren Aktivität des Geheimen Landesarchivs nichts. Seit 1799 stand Franz Joseph Samet dem Geheimen Landesarchiv vor, eine prägende, aber auch umstrittene Persönlichkeit, die in kritischer Zeit an entscheidender Stelle die Neuordnung der landesherrlichen Archive gestaltete. Offenkundig war Samet noch ganz mit dem Neuaufbau und der Verzeichnung des erst 1799 aus älteren Vorgängerarchiven geschaffenen Geheimen Landesarchivs beschäftigt und hatte vermutlich wohl auch anfänglich noch nicht die historische Dimension der eben einsetzenden Säkularisation erkannt im Gegensatz zu seinem Kollegen von der Hofbibliothek.
Diese erste Säkularisationsmaßnahme ist, was die Behandlung des Ordensarchivs angeht, recht aufschlussreich. In so gut wie keinem Falle ist ein Klosterarchiv komplett übernommen, sondern stets ausgeschieden worden. In der Sprache der Zeit verstand man unter ausscheiden, eine enge Auswahl der allgemein interessierenden Stücke zu treffen, insbesondere an Urkunden und zwar solchen, die die Errichtung, die Privilegien und den Grundbesitz der geistlichen Kommunität zum Ausdruck bringen. Die Spiritualia dagegen waren lange Zeit verachtet und sozusagen ein Zeugnis eines verabscheuungswürdigen Aberglaubens. Es ist ein glücklicher Umstand, dass sie im Falle der Münchener Franziskaner dem Provinzial für das Sammelkloster ausgehändigt wurden; denn im allgemeinen sind die Spiritualia ohne viel Aufhebens und ohne dass dieser Tatsache Überhaupt Erwähnung geschah, vernichtet worden. Landesarchivar Samet hat den Begriff der inneren Disziplin recht weit gehend und aus unserer heutigen Sicht eigenartig

ausgelegt. So sind von ihm – er hatte ja die Möglichkeit, das komplette Archiv zu durchsuchen – die Gebäudeakten mitsamt den Bauplänen zu den Klöstern der bayerischen Franziskanerprovinz an das Sammelkloster in Ingolstadt gegeben worden, obwohl alle Liegenschaften der bayerischen Franziskaner vom Staat eingezogen worden waren. Der damals nach Ingolstadt verbrachte Archivteil befindet sich heute in St. Anna in München im dortigen Archiv der bestehenden Bayerischen Franziskanerprovinz.

Bei der Aufhebung weiterer Münchner Mendikantenklöster, die z.T. schon 1801 erfolgte, um in den Klostergebäuden Militärlazarette bzw. Quartiere für französische Besatzungstruppen einzurichten, wurde das Geh. Landesarchiv nicht beigezogen. Erst 1807 brachte Samet eine große Suchaktion in Gang nach dem Archiv des am 1. Oktober 1803 aufgehobenen Augustinereremitenklosters, in dem auch das Archiv der Augustinereremitenprovinz untergebracht war. Die Suche kam im Grunde viel zu spät, und es rächte sich, dass Samet nicht darauf gedrängt hatte, bei der Aufhebungsaktion beigezogen zu werden, um die Archive sicherzustellen. Die Spezialkommission in Klostersachen, die durch Lokalkommissare die Aufhebung vornahm, hatte lediglich im Sinn, in kürzester Zeit die geistliche Kommunität aufzulösen, Konventualen und Bedienstete rasch zu versorgen und vor allem das vorgefundene Erbe möglichst schnell zu Geld zu machen. Noch betrüblicher ist die Situation bei den Kapuzinerklöstern. Diese sind seitens des Landesarchivs völlig unbeachtet geblieben, so dass sich heute praktisch keine Archivalien des Kapuzinerordens im Bayerischen Hauptstaatsarchiv befinden, und die wenigen vorhandenen aus Zufallsüberlieferungen stammen.

### 6.2 Die ständischen Klöster

Die Archive der ständischen Klöster dagegen erfuhren von Anfang an eine andere Wertschätzung und Beachtung. Wie eingangs schon ausgeführt, war es Bayern in den Verhandlungen mit Frankreich gelungen, auch die Aufhebung der in der Landschaft des Herzogtums Bayern vertretenen Klöster, die mit reichem Grundbesitz ausgestattet waren, zu erreichen. Schon die am 3. November 1802 angeordnete Kommission zur Aufnahme ihres Vermögensstandes wurde angewiesen, „auf ... die Archive, Klosterpapiere, Rechnungen und Manualien ... das besondere Augenmerk zu nehmen, vor allem an allen Orten, wo solche Papiere sich befinden können, die Sperre anzulegen." Die Kommissäre, die die Vermögensaufnahme noch im November 1802 durchführten, erwähnten in ihren Protokollen ausdrücklich die Versiegelung der Archiv- und Registraturräume oder entsprechender Schränke, die freilich wegen der Unentbehrlichkeit des Schriftgutes für die Verwaltung immer wieder geöffnet und neuerlich versiegelt werden mussten. Grundsätzlich war aber durch diese Maßnahme das Archivgut erst einmal vor unerlaubtem Zugriff geschützt.

Für die zur Durchführung der Klosteraufhebung eingesetzten Lokalkommissäre wurde am 11. März 1803 eine eingehende Instruktion erlassen, die ebenfalls eine solche allgemeine Vorschrift enthält: „Besonders ist auch auf die Archive der Klöster alle Sorgfalt zu verwenden, und selbe unter Siegel zu halten." Darüber hinaus aber fehlt im Gegensatz zu den Klosterbibliotheken und auch zu anderen Sammlungen (Gemälde, Naturalien, Musikinstrumente u.a.) für die Archive jede nähere Regelung, was im Anschluss geschehen solle. In der am 1. März mit den Bibliothekaren beratenen Spezialinstruktion zur Aussonderung der Klosterbibliotheken wird lediglich festgelegt, dass „archivalische Urkunden, welche in Bibliotheken stehen, den Local-Commissarien ausgehändiget werden, um sie in die Archive, welche besonders untersucht werden, zu deponiren". Anfragen irritierter Aufhebungskommissäre, wie denn mit den Klosterarchiven zu verfahren sei,

wurden dilatorisch beschieden: sie seien bis auf weiteres den Klosteradministratoren anzuvertrauen. Klosteradministratoren waren kurfürstliche Beamte, die beauftragt waren, in der Zeitspanne zwischen Aufhebung, also 18. März 1803, bis zur Auflösung der klösterlichen Grundherrschaft und Inkamerierung der Güter in die kurfürstlichen Rentämter die grundherrschaftliche Verwaltung fortzuführen. Auch die kurfürstliche Akademie der Wissenschaften wurde wegen der Archive der ständischen Klöster vorstellig, denn sie hatte ja schon vor 50 Jahren begonnen, die Urkundenbestände der bayerischen Klöster in der Ihnen allen vermutlich bekannten Reihe der Monumenta Boica zu edieren und wollte die Editionsreihe planmäßig fortsetzen. Erst am 14. Juni 1803 erließ die Generallandesdirektion in ständischen Klostersachen eine „offene Ordre" an die Lokalkommissäre, durch die der Geheime Landesarchivar mit der Aussonderung und Übernahme der ständischen Klosterarchive beauftragt wurde. Dieses maßgebliche Dokument hat folgenden Wortlaut: „Im Namen Seiner Churfürstlichen Durchlaucht zu Pfalz-Baiern etc. Nachdem dem Churfürstl. Rath und geheimen Landesarchivar Samet der Auftrag zugegangen ist, bey Gelegenheit seiner Geshäftsreisen die Archive der verschiedenen nächstgelegenen ständischen Klöster zu untersuchen und die wichtigen Acten-Stücke und Documente davon anher einzusenden, so erhalten sämtliche Churfürstl. Local-Commissarien hiermit den Auftrag, den Churfürstl. Rath und geheimen Landesarchivar Samet bey Vorzeigung dieß die einschlägigen Klosterarchive zu öffnen, demselben zu Vollziehung seines Auftrages die erforderliche Mitwirkung zu leisten und benehmlich mit demselben den Transport der ausgewählten Documente so andern auf die geeignete Art anher zu besorgen. München den 14. Juni 1803." Mit diesem Ausweis, von dem er den Lokalkommissären eine beglaubigte Abschrift hinterließ, erhielt Samet Zutritt zu den versiegelten Archiven. Leider hat Samet kein Reisetagebuch verfasst bzw. anschließend darüber literarisch publiziert, wie seine beiden Kollegen von der Hofbibliothek. So kommt es, dass die Übernahme der Klosterbibliotheken und deren weiteres Schicksal viel klarer vor unseren Augen steht, als die Übernahme der Archive. Mühsam muss aus verstreuten Einzelnachrichten – wobei offenkundig auch die Handakten Samets über die Tätigkeit dieser Jahre nur lückenhaft überliefert sind – ein Gesamtbild seiner Reisen und Maßnahmen vor Ort in den Klosterarchiven zusammengefügt werden.

Was bei den Archiven der Mendikantenklöster schon gesagt worden war, gilt grundsätzlich auch für die ständischen Klöster. Die Order für Samet bringt unmissverständlich zum Ausdruck, dass gar nicht daran gedacht ist, die Klosterarchive als über Jahrhunderte hinweg organisch gewachsene Einheiten zu begreifen und zu respektieren, die die oft seit dem frühen und hohen Mittelalter erbrachten Leistungen in der Kultivierung des Landes und religiösen Unterweisung der Bevölkerung zum Ausdruck bringen. Der Kernsatz lautet, dass die Klosterarchive zu untersuchen und die wichtigen Actenstücke und Dokumente daraus nach München einzusenden sind. Die Feststellung der Wichtigkeit als Auslesekriterium blieb dem geheimen Landesarchivar Samet anheim gegeben. Und was ist mit dem vermeintlich Unwichtigen? Kein Wort darüber, was mit dem Übrigen, das doch höchstwahrscheinlich die Hauptmasse des jeweiligen Archivs darstellt, geschehen soll.

Samet begann mit der Sichtung der Klosterarchive in Niederbayern, da ihn andere Geschäfte nach Straubing führten. Er verband diese erste Aktion also mit einer Geschäftsreise. Daraus ist unschwer zu ersehen, dass Samet den Klosterarchiven noch nicht die Bedeutung beimaß, die die Hofbibliothekare in den Klosterbibliotheken von Anfang an erkannten. Erschwerend kam für Samet hinzu, dass er zu seiner bisherigen Arbeitslast ganz allein auch diese neue gewaltige Auf-

gabe meistern sollte. Und es blieb ja nicht bei den Klosterarchiven! Ungefähr gleichzeitig kam die Übernahme der Archive des Hochstifts und Domkapitels Freising hinzu, bald darauf im Zuge der Mediatisierung die Archive der Reichsstädte, im Jahr 1808 das Archiv der bayerischen Landstände usw.

Wir wissen nicht, warum Samet mehrere für Ende August bis Mitte September 1804 angesagte Reisen, mit denen die Übernahme der ober- und niederbayerischen Klosterarchive hätte weit gehend abgeschlossen werden können, verschoben hat. Es ist unentschuldbar und nicht nachzuvollziehen, dass ein so wichtiges Archiv wie das von Polling bei der Veräußerung der Klostergebäude im Dezember 1804, wenn auch unter Versiegelung, noch am Ort belassen wurde, obwohl die Käufer im Falle einer Verletzung der angebrachten Siegel jede Haftung ausschlossen. Aber die Übernahme der Klosterarchive in das Geheime Landesarchiv zog sich noch weiter hin: Bis zum November 1807 war Samet damit befasst, Klosterarchive vor Ort in Augenschein zu nehmen.

## 6.3 Klösterliche Archivalien außerhalb der staatlichen Archive

Insgesamt wird man eine nicht unbeträchtliche Verlustquote bei den Teilen annehmen dürfen, die Samet nicht für das Geheime Landesarchiv ausgesucht hat. Ein weiterer Indikator dafür ist in den vielen Einzelarchivalien der Klöster zu sehen, die sich heute bevorzugt in den Sammlungen der meist schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegründeten Historischen Vereine sich befinden, so z. B. beim Historischen Verein für Oberbayern oder dem für Oberpfalz und Regensburg. Auch die Diözesanarchive muss man unbedingt in diesem Zusammenhang nennen, weil durch Schenkungen geschichtsbewusster Weltpriester so manches aus Klosterbesitz stammendes Dokument wieder in ein Archiv zurückgefunden hat. In einzelnen Fällen haben Exkonventualen beim Verlassen des Klosters entweder durch die Nachlässigkeit Samets zurückgebliebene Urkunden mitgenommen oder aber ganz bewusst Urkunden beiseite geschafft, um sie vor dem Staat zu retten. Rund 80 Urkunden des Augustinerchorherrenstifts Rottenbuch ist auf einem solchen Wege ins Pfarrarchiv Garmisch gelangt und ein größerer Bestand von Prüfeninger Archivalien kam auf diese Weise nach Metten. Die Pfarreien, die in der Tradition eines ehemaligen Klosters stehen, sind geradezu prädestiniert, vom ehemaligen Kloster an diesem Ort auch Archivalien zu besitzen. So liegen im Pfarrarchiv Windberg noch 14 Faszikel Urkunden und Akten des früheren Klosters Windberg. Die Pfarrei Berchtesgaden besitzt eine erhebliche Menge vor allem an Spiritualia des früheren dortigen Augustinerchorherrenstifts bzw. der Fürstpropstei. Und vor erst 2 1/2 Jahren war ich dabei beteiligt, in der Pfarrkirche St. Michael in München noch über 100 Urkunden aus dem Archiv des früher bei St. Michael angesiedelten Jesuitenkollegs ausfindig zu machen. Eine genauere Prüfung dieses Falles ergab, dass bevorzugt Authentiken über dort verwahrte Reliquien, Ablassbriefe, aber auch einige wichtige Urkunden aus der Zeit des Kirchen- und Konventsbaus dort abgelegt worden waren, die aber alle im sehr genauen Repertorium des Jesuitenkollegs eingetragen sind. Weil St. Michael samt Inventar seit der Auflösung des Jesuitenordens 1773 in staatlichem Eigentum steht, wurde die neu aufgefundenen Urkunden im Bayerischen Hauptstaatsarchiv in den dort vorhandenen Urkundenbestand Jesuitenkolleg St. Michael eingefügt.

Zum guten Schluss sei noch auf eine Sonderentwicklung hingewiesen, die es dem betreffenden Kloster erlaubte, sein Archiv stets am selben Ort zu belassen und heute auch wieder zu Eigentum zu besitzen. Ich meine das Zisterzienserinnenkloster Seligenthal in Landshut. Bei der Säkularisation gingen alle Besitzungen und Rechte Seligenthals an

die damals in Landshut befindliche Universität über. Die mit einer Pension versehenen Nonnen erhielten aber die Erlaubnis, weiterhin einen Teil der Klostergebäude zu bewohnen. Das Klosterarchiv verblieb an seinem bisherigen Standort, nämlich im Zimmer der (ehemaligen) Schaffnerin. Die Universitätsverwaltung und seit 1807 die Stiftungsadministration versäumten es, von den Nonnen das Archiv abzufordern; es verblieb weiterhin an seinem damaligen Standort. Auch in den folgenden Jahren scheint sich an diesem Zustand nichts Wesentliches geändert zu haben, so dass bei der Wiederherstellung des Klosters durch königliches Reskript vom 4. November 1835 mit der Rückgabe der Klostergebäude auch das in dem Gebäude nach wie vor befindliche Archiv nicht nur faktisch, sondern auch rechtlich in das Eigentum des Klosters zurückkehrte. Auf dem Hintergrund der sonstigen Archivschicksale nimmt sich die glückliche Fügung im Nonnenkloster Seligenthal geradezu wie ein modernes Märchen aus. Allerdings wird man den heutigen Eigentümern solcher Archivalienschätze bewusst machen müssen, dass Eigentum auch verpflichtet und Kulturgut der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden sollte.

## 7. Resumée

Aus heutiger Sicht, d.h. mit 200 Jahren Abstand, wird man kaum anders können als die Behandlung der Klosterarchive anlässlich der Säkularisation im Kurfürstentum Bayern als eine verhängnisvolle Kette von Fehlplanung, Unterlassungssünden und völlig falscher Einschätzung des tatsächlichen Wertes der Klosterarchive zu bezeichnen. Was damals schief gelaufen ist, konnte in den Folgejahren nur noch teilweise wieder gutgemacht werden; vieles war jedoch unwiederbringlich verloren. Der Nachfolger des damaligen Geheimen Landesarchivars steht nun heute vor Ihnen und Sie werden mit Recht fragen, wie er sich dazu stellt. Als im Jahr 1991 im Kloster Benediktbeuern die bayerische Landesausstellung über die Säkularisation in Bayern stattfand, hat es der damalige Ministerpräsident Max Streibl versäumt, ein klares Bekenntnis abzulegen und offen Stellung zu nehmen. Das will ich heute für meine Person in aller Kürze tun. Zwar trage ich persönlich keine Schuld an den damaligen Geschehnissen, aber ich möchte in aller Klarheit und Deutlichkeit sagen, dass der Staat damals seiner unbestreitbaren Verantwortung für die Ordensleute, die ja genauso Staatsbürger waren wie alle anderen auch, für die kulturelle Leistung und für die kulturellen Schätze der Klöster und für die Arbeit in Unterricht und Seelsorge in keiner Weise gerecht geworden ist. Der blanken, unverhüllten Gier, alles möglichst schnell zu Geld zu machen, ist jede andere Überlegung untergeordnet worden.

Ein Unglück kommt selten allein: Der damalige Landesarchivar Franz Josef Samet hat sich, als nun endlich der rechtliche Auftrag erteilt war, merkwürdig inaktiv verhalten, sich fast fünf Jahre Zeit gelassen, um die Klosterarchive aufzusuchen, und innerhalb dieser langen Zeit es doch nicht geschafft, zu allen Klöstern zu kommen. Ähnlich verhängnisvoll hat sich das Sametsche Ausleseverfahren ausgewirkt, das die Urkunden ganz einseitig und über alles ästimierte und die umfangreiche Amtsbücher- und Aktenüberlieferung ganz ungerechtfertigt gering achtete. Weder Samet noch seine Zeitgenossen hatten ein Gespür dafür, dass ein Klosterarchiv ein über mehrere Jahrhunderte hinweg organisch gewachsenes Ganzes darstellt, dessen besonderer Wert gerade in dieser Ganzheit liegt. Wenn Sie mich nun fragen, ob in dieser verfahrenen Situation heute überhaupt noch etwas Sinnvolles getan werden kann, so möchte ich mit einem klaren Ja antworten. Zwei Ziele scheinen mir vorrangig. Als erstes sollte die auf Ordensseite gelegentlich „noch anzutreffende Verbitterung über das 1803 erlittenen Unrecht überwun-

den werden, indem beide Seiten, Nachfolgeklöster und die staatlichen Archive, aufeinander zugehen. Ich meinerseits tue hiermit diesen Schritt und gebe auch unumwunden die Fehler der Vorgänger im Amt zu. Aber das Bayerische Hauptstaatsarchiv kann noch mehr tun. Samet und seine Nachfolger im 19. Jahrhundert haben die aus den Klöstern weggeführten Archivalien meistens auf verschiedene Bestände aufgeteilt, die Namen tragen wie Generalregistratur, Staatsverwaltung, Fürstensachen, Gerichtsliteralien. Wenn schon die damals aufgehobenen Klöster unwiederbringlich erloschen sind, so kann doch der ernsthafte Versuch gemacht werden, das von ihnen überlieferte Archivgut, auch wenn es erhebliche Lücken aufweist, als Einheit zu formieren und unter dem Namen des früheren Klosters und damit seiner Entstehungsprovenienz aufzustellen. Es ist ein durchaus realisierbares Ziel, in den nach ihnen benannten Beständen die Geschichte der bayerischen Klöster wieder greifbar zu machen und ihnen eine Identität zu geben. Das ist mein besonderes Ziel, an dem ich schon seit vielen Jahren arbeite, und auf diesem Hintergrund ist es nicht unberechtigt, wenn ich auch mich als Klosterarchivar bezeichne und mich Ihnen eng verbunden fühle.

*Prof. Dr. Joachim Wild ist Direktor des Bayerischen Hauptstaatsarchivs, München.*

Anton Gössi

# Die Säkularisation in der Schweiz

*Der helvetische Sonderweg*

Der Titel meines Referates müsste richtigerweise heißen: Die Säkularisation in der Schweiz, die helvetischen Sonderwege. Zum einen war die Säkularisation im 19. Jh. ein Prozess, der beinahe hundert Jahre andauerte, und zum andern weist die Säkularisation in den einzelnen Kantonen große Unterschiede auf in Bezug auf Ursache, handelnde Personen und Verlauf. So vielfältig wie sich die alte Eidgenossenschaft am Ende des 18. Jh. und in der ersten Hälfte des 19. Jh. präsentierte, so unterschiedlich zeigt sich auch das Phänomen der Säkularisation. Dieses komplexe Kapitel Schweizergeschichte in einer guten halben Stunde vorstellen zu wollen, ist ein Unterfangen, das eigentlich a priori zum Scheitern verurteilt sein muss. Dass ich es trotzdem versuche, können Sie einem gewissen Maß an wissenschaftlicher Unbekümmertheit auf meiner Seite zuschreiben. Ich versuche, Ihnen einen groben Überblick zu geben. Wollte man mehr, benötigte man zum einen viel mehr Zeit und zum andern profunde Kenntnisse in Bezug auf die Geschichte der einzelnen Kantone.

Ich gliedere mein Referat in 5 kleine Kapitel oder Abschnitte. Im *ersten* zeichne ich Ihnen mit ein paar groben Pinselstrichen die Eidgenossenschaft am Ende des 18. Jahrhunderts und ihre Entwicklung zum Bundesstaat, wie er grundsätzlich heute noch besteht. In einem *zweiten* Abschnitt versuche ich Ihnen zu zeigen, welche Auswirkungen die französische Revolution auf die Säkularisation im Gebiet der heutigen Schweiz hatte, und zwar im Zeitraum von 1790 bis 1803. Im *dritten* Abschnitt betrachten wir die Auswirkungen des Reichsdeputationshauptschlusses auf die Schweiz. In *vierten* Abschnitt geht es um die Säkularisationswelle im Zusammenhang mit den politischen Wirren um die Gründung des Bundesstaates, um die erste Bundesverfassung von 1848. Im *fünften* und letzten Abschnitt werfen wir noch einen kurzen Blick auf die letzte Säkularisationsphase im Zusammenhang mit dem Kulturkampf in den 1870er Jahren.

## 1. Die Eidgenossenschaft am Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Bundesstaat von 1848

### 1.1.

Das Territorium der heutigen Schweiz zeigte sich am Ende des 18. Jh. als sehr heterogenes Gebilde. Da waren zum *einen* die 13 alten Orte mit Ihren Untertanengebieten resp. Vogteien, die sie z.T. allein und z.T. gemeinsam in unterschiedlicher Partnerschaft verwalteten. Diese dreizehn Orte waren in zwei Gruppen gegliedert, in die katholischen, nämlich Uri, Schwyz, Ob- und Nidwalden, Zug, Luzern, Freiburg, Solothurn und ein Teil von Glarus, und in die protestantischen, Zürich, Schaffhausen, Bern, Basel und der andere Teil von Glarus.
Zum *anderen* gab es die zugewandten Orte, die mit allen oder nur einzelnen eidgenössischen Orten durch unterschiedliche Verträge verbunden waren: das Wallis, Graubünden, Neuenburg, das Fürstbistum Basel und die Abtei St. Gallen.

### 1.2. 1798-1803 Helvetik

1798 marschierten die Truppen Frankreichs in die alte Eidgenossenschaft ein. Unter dem Diktat Frankreichs wurde das politische System total umgekrempelt. Die in Paris ausgearbeitete Verfassung verwandelte die Schweiz in einen Einheitsstaat, in die Helvetische Republik. Es gab keine regierenden Orte, keine Zugewandte Orte und keine Untertanengebiete mehr, sondern nur mehr Kantone als Verwaltungsbezirke.

### 1.3. 1803-1814 Mediation

Die gewaltsam aufoktroyierte politische Ordnung der Helvetischen Republik hielt nur solange, wie die französischen Truppen in der Schweiz waren. Auf Grund dieser Einsicht verpasste Napoleon der Schweiz 1803 eine neue Verfassung, die Mediationsverfassung. Diese kehrte zum Grundsatz des Föderalismus zurück. Die dreizehn alten Orte ohne ihre Untertanengebiete wurden als Kantone wieder hergestellt, die ehemaligen zugewandten Orte Graubünden und die Fürstabtei St. Gallen sowie die ehemaligen eidgenössischen Untertanengebiete wurden zu gleichwertigen Kantonen erhoben. Es entstanden die sog. Mediationskantone, nämlich der Aargau, Graubünden, St. Gallen, Tessin, Thurgau und die Waadt. Genf, das Wallis und das Fürstentum Neuenburg wurden zu Frankreich geschlagen. Die Mediationsverfassung garantierte die Rückgabe der in der Helvetik konfiszierten Güter der Klöster.

### 1.4. 1814-1830 Restauration

Nach dem Zusammenbruch des napoleonischen Kaiserreiches anerkannten die Siegermächte die Unabhängigkeit und Neutralität der Eidgenossenschaft. Genf, das Wallis und Neuenburg wurden als drei eigenständige Kantone der Schweiz einverleibt. Im Bundesvertrag von 1815 erhielten die Kantone ihre Souveränität größtenteils zurück. Die 1803 neu geschaffenen Kantone blieben aber bestehen. Ein großer Unterschied zur dreizehnörtigen Eidgenossenschaft vor 1798 bestand darin, dass sich jetzt alle 22 Kantone mit einer einzigen Bundesurkunde vertraglich zusammengetan haben. Man kehrte zwar nicht ganz zur alten Ordnung von vor 1798 zurück, aber die Zeit von 1814-1830 war eine restaurative Zeit.

### 1.5. 1830-1848 Regeneration

Die Julirevolution von 1830 mit dem Sturz der Bourbonen in Frankreich löste auch in der Schweiz eine liberale Welle aus. In vielen Kantonen erkämpfte sich die Bevölkerung neue Verfassungen, welche die Grundsätze der Volkssouveränität und der repräsentativen Demokratie begründeten. Eine Revision des Bundesbriefs von 1815 kam aber zunächst nicht zustande. Die konfessionelle Krise, die einerseits zu Klosteraufhebungen führte, auf die wir gleich zu sprechen kommen, und anderseits zur Berufung der Jesuiten nach Luzern, die Bildung des Sonderbundes der 7 katholischen Orte und die Niederlage desselben in der militärischen Auseinandersetzung mit den übrigen Kantonen führten zur Bundesrevision von 1847/1848. Die neue Bundesverfassung von 1848 begründete die Schweiz in ihrer heutigen politischen Struktur.
Aus dem Staatenbündel von vor 1798 und dem Staatenbund nach 1814 wurde der moderne Bundesstaat mit einer Verfassung nach amerikanischem Vorbild.

## 2. Die Auswirkungen der Französischen Revolution auf die Säkularisation im Gebiet der heutigen Schweiz 1790-1803

Die erste Säkularisationswelle auf dem Gebiet der heutigen Schweiz erfasste den Jura, und zwar das Gebiet des ehemaligen Fürstbistums Basel. Im April 1792 besetzten fran-

zösische Truppen das Fürstbistum Basel mit Ausnahme derjenigen Gebiete, die als Zugewandte Orte mit den Eidgenossen verbündet waren. Fünf Jahre später, 1797, wurden dann auch die eidgenössischen Gebiete des Fürstbistums von Frankreich annektiert. Das Territorium des ehemaligen Fürstbistum bildete zunächst für ein paar Monate die Raurachische Republik und dann vom März 1793 bis ins Jahr 1800 das 84. Französische Departement mit dem Namen Mont Terrible. Im Jahre 1800 wurde dieses Departement in das Departement Haut-Rhin integriert. Die Annexion der Raurachischen Republik bedeutete auch das Ende der Klöster und Stifte in Porrentruy, Delémont, Moutier Grandval und St. Ursanne. In Delémont und Porrentruy waren es je ein Kapuziner- und ein Ursulinenkloster, in Porrentruy zusätzlich ein Kloster der Annunziaten. Die Anfänge der damals aufgehobenen Chorherrenstifte Moutier Grandval und St. Ursanne gehen in die Mitte des 7. Jahrhunderts zurück. Beide waren ursprünglich Abteien und wurden im 12. Jahrhundert in Chorherrenstifte umgewandelt. Die Besitzungen der Klöster und Stifte in Delémont, Porrentruy, Moutier Grandval und St. Ursanne wurden 1793 automatisch in französisches Nationalgut umgewandelt. Das Prämonstratenserkloster Bellelay lag in demjenigen Gebiet des Fürstbistums Basel, das mit den Eidgenossen verburgrechtet war. Deshalb erfolgte seine Aufhebung erst im Jahre 1797, als auch die eidgenössischen Gebiete von Frankreich annektiert und dem Departement Mont Terrible einverleibt wurden. Alle diese Orte kamen 1814 zum protestantischen Kanton Bern und gehören mit Ausnahme von Bellelay seit dem 1.1.1979 zum Kanton Jura. Es bestand somit nach 1814 keine Chance auf eine Wiederherstellung der betr. Stifte und Klöster.

Nach dem Untergang der alten Eidgenossenschaft und der Errichtung der helvetischen Republik unter dem Schutz der französischen Schwerter, sahen sich alle Schweizer Klöster mit einem Schlag vor eine sehr schwierige Situation gestellt. Die Schöpfer der helvetischen Verfassung und Gesetze garantierten zwar die Gewissens- und Kultusfreiheit, sie waren aber geprägt von einem manifesten Antikatholizismus und einer Abneigung gegen das protestantische Staatskirchentum. Die einschneidendsten Maßnahmen ergriffen die helvetischen Gesetzgeber gegen die Klöster. Das Vermögen der Stifte und Abteien wurde sequestriert und wie in Frankreich zum Nationalgut erklärt. Im Juli 1798 wurde beschlossen, die Klöster dürften bis auf weiteres keine Novizen und Professen aufnehmen. Die Klöster und Stifte wurden somit zu einem langsamen Aussterben verurteilt. Dass es nicht dazu gekommen ist, verdanken diese kirchlichen Institutionen in der Schweiz nur der Tatsache, dass die Helvetische Republik bloß eine Lebensdauer von fünf Jahren hatte.

Währen der Zeit der Helvetischen Republik wurden lediglich zwei Klöster aufgehoben. Das Klarissenkloster im aargauischen Bremgarten hatte keine Stiftungen und lebte lediglich von der Arbeit der Schwestern. 1798 war das Kloster gänzlich verarmt und hatte einen großen Schuldenberg. Die Helvetischen Behörden haben deshalb kurzerhand die 17 Nonnen auf die beiden ebenfalls aargauischen Benediktinerinnenklöster Fahr und Hermetschwil verteilt, die Klostergüter verkauft und den Erlös auch auf die beiden Benediktinerinnenklöster aufgeteilt. Dies ist ein Vorgehen, das die luzernische Obrigkeit bereits in den 80er Jahren des 16. Jahrhunderts im Zuge der tridentinischen Reform angewendet hatte, als man aus vier Frauenklöstern zwei machte.

Lediglich eine vorübergehende Aufhebung musste das Benediktinerkloster Mariastein im Kanton Solothurn und ganz an der französischen Grenze erdulden. Gleich beim Einmarsch der Franzosen im Jahre 1798 wurde das Kloster aufgehoben. Die Mönche fanden z.T. Aufnahme in süddeutschen Klöstern. Nach 1803 konnten sie aber wieder zurückkehren.

## 3. Die Auswirkungen des Reichsdeputationshauptschlusses vom 25.2.1803 auf die Schweiz

Über den Reichsdeputationshauptschluss (RDHS) muss ich mich hier nicht äußern, lediglich über seine Auswirkungen auf die Eidgenossenschaft. Bei den Auswirkungen muss man zwischen den direkten und den indirekten unterscheiden. Im Blickpunkt des Interessens stehen dabei die Verknüpfungen des deutschen Reiches mit der Eidgenossenschaft. Diese waren trotz Schwaben- oder Schweizerkrieg von 1499 und Westfälischem Frieden von 1648 immer noch mannigfaltig. Zum einen hatten das Reich und dessen Fürsten auf eidg. Territorien Lehensherrlichkeiten und Gerichtshoheiten inne, sie bezogen bedeutende Zehnten und Grundzinsen und übten über ansehnliche Gebiete der Eidgenossenschaft ihre geistliche Jurisdiktion aus, z.B. der Bischof von Konstanz. Zum andern besaßen die eidgenössischen Orte und deren Angehörige und Zugewandte mannigfache Herrschaftsrechte auf Reichsgebiet und bezogen Gefälle und Abgaben in deutschen Landen. Bereits die Helvetische Republik versuchte, diese wechselseitigen Beziehungen nach Möglichkeit abzulösen und zu kompensieren. Auch hier war ihre Lebensdauer zu kurz, um erfolgreich zu sein.

Dem RDHS vom 25. Februar 1803 wohnt für die Schweiz eine dreifache grundlegende Bedeutung inne. Er löste 1. durch die Aufhebung jeglicher Lehensherrlichkeit und die Zession jeglicher Gerichtshoheiten deutscher Dynasten auf Schweizergebiet die letzten Bande der politischen Reichsverbundenheit und begründete damit die volle und unbeschwerte Gebietshoheit der Eidgenossenschaft über ansehnliche Teile ihres Landes. Er brachte 2. durch die Anerkennung der Ablösbarkeit der Personal- und Realfeudallasten den deutschen Fürsten gegenüber die umwälzenden Ideen der Revolution zur Geltung, und 3. bahnte er den Weg zur Trennung des Schweizer Territoriums vom Verband der deutschen Reichskirche.

In § 29 des RDHS wird festgehalten: „Alle und jede Gerichtsbarkeit eines Fürsten, Standes oder Mitgliedes des deutschen Reiches in dem Bezirke des helvetischen Territoriums hört künftig auf ... etc." und weiter: „Das nämliche hat in Ansehung der schweizerischen im Umfange des deutschen Reiches liegenden Besitzungen statt."

In Bezug auf die Ablösung der Zehnten und Grundzinsen wurde ebenfalls im § 29 der gegenseitige Besitzstand gewährleistet. Für die Ablösung der Feudalrechte wurde die „lex rei sitae" als maßgebend anerkannt, d.h. die Feudalrechte der Reichsangehörigen in der Schweiz wurden nach helvetischem Recht und diejenigen schweizerischer Staatsangehöriger auf Reichsgebiet nach Reichsgesetz. abgelöst. Dieser Grundsatz schaffte allerdings eine gewisse Ungleichheit, da nach helvetischem Recht die Ablösung mit dem 20fachen Ertrag, die ewigen Renten auf Reichsgebiet allerdings mit dem 40fachen Ertrag abgelöst werden mussten.

Die Trennung des Schweizer Territoriums vom Verband der deutschen Reichskirche dauerte etwas länger. Die Abtrennung der Schweizer Quart vom Bistum Konstanz erfolgte erst 1815, aber noch vor der Abtrennung der württembergischen (1817), den bayrischen (1817/21) und den österreichischen Landkapiteln (1819). Bereits 1803/1804 wurde mit dem Kurfürsten von Baden, der gemäß dem RDHS der Rechtsnachfolger des Hochstifts und Domkapitels von Konstanz war, über die Ablösung der Besitzungen und Gefälle in der Schweiz verhandelt und auch eine Übereinkunft getroffen. Diese kann ich hier nicht näher erläutern, sondern nur festhalten, dass ein Teil dieser Vermögenswerte in einen Diözesanfonds zur Finanzierung eines zukünftigen Schweizerischen Nationalbistums gesteckt wurden.

In einem indirekten Zusammenhang zum RDHS müssen die Klosteraufhebungen in

den Jahren 1803 bis 1811 in den Kantonen Aargau, Luzern, Thurgau und St. Gallen gesehen werden.
Den beiden Kapuzinerklöstern Rheinfelden und Laufenburg im ehemals vorderösterreichischen Fricktal geriet der Wechsel des Fricktals von Österreich zur Helvetischen Republik im Jahre 1801 auf Grund des Friedens von Luneville zum Verhängnis. Der Wiener Hof rief die dortigen Brüder in die Erblande zurück. Die Schweizer Kapuzinerprovinz hatte zuwenige Mitglieder, um die beiden Klöster neu zu besetzen, obwohl der neue Kanton Aargau dies wünschte. Deshalb blieb den politischen Behörden nicht anderes übrig als die Klöster aufzuheben und das Mobiliar und die sonstigen Kirchengüter zu Gunsten des Religionsfonds zu versteigern.
Die Säkularisation des Klosters St. Gallen muss im Zusammenhang mit der Entstehung des neuen Kantons St. Gallen gesehen werden. Der Kanton St. Gallen, der durch die Mediationsverfassung von Napoleon Buonaparte 1803 geschaffen wurde, war ein künstliches Gebilde, das aus verschiedensten Territorien zusammengesetzt wurde: Es waren dies die Stadt St. Gallen, die Herrschaftsgebiete der Abtei St. Gallen, gemeineidgenössische Landvogteien wie das Rheintal, Sargans, Uznach Gaster u.a.m. Die Mediationsverfassung garantierte den Klöstern die Rückgabe ihrer ehemaligen Güter, die in der Helvetik zum Nationalgut erklärt worden waren. Beim Einzug der Franzosen 1798 waren die Konventualen von St. Gallen ins benachbarte Reichsgebiet geflohen, Abt Pankraz Forster nach Wien. 1799, nach dem Einzug der österreichischen Truppen in die Schweiz, kehrten die Konventualen und der Abt nach St. Gallen zurück. Nach 1803 verlangte Abt Forster auch die Restitution der politischen Rechte der Abtei. Der neue Kanton sah sich dadurch in seiner Existenz gefährdet und konnte auf solche Forderungen nicht eintreten. Die Konventualen stellten sich gegen den Abt und waren bereit auf die Herrschaftsrechte zu verzichten. In dieser ausweglosen Situation beschloss der Grosse Rat des Kantons St. Gallen die Aufhebung der Abtei, die Liquidation des Klostervermögens und setzte die Höhe der Pensionen für die Konventualen fest. Mit dem Stift St. Gallen ging auch das Kloster St. Johann im Thurtal, das ersterem inkorporiert war, unter.
In den Jahren 1806/1807 hob der Kanton Luzern die Ritterhäuser auf seinem Territorium auf. Es waren dies die Johanniterkommenden Hohenrain und Reiden sowie die Deutschordenkommende Hitzkirch. Die Johanniterkommenden Hohenrain und Reiden waren infolge Bautätigkeit (Kirche) schwer verschuldet. Die beiden Ordenshäuser, die seit Jahrzehnten unter einer gemeinsamen Verwaltung standen, waren nicht in der Lage, die Bauschuld zu begleichen. Am 1. August 1807 beschloss der Grosse Rat in Luzern die Liquidation der beiden Kommenden. Der Staat übernahm einerseits die Bauschuld von gut 45'000 Franken, gelangte aber anderseits in den Besitz von Liegenschaften im Wert von gut 90'000 Franken. Bereits im November 1806 hatte Luzern die Deutschordenskommende Hitzkirch aufgehoben. Der letzte Komtur trat die Kommende schuldenfrei gegen eine Leibrente an den Kanton zu unbedingtem Eigentum ab. Dieser Vertrag führte zu einem Streit mit dem Landkomtur und mit Österreich, dem im Pressburger Friede die Güter des Deutschen Ordens zugeschlagen wurden. Der Streit wurde von Napoleon zu Gunsten Luzerns entschieden.

## 4. Die Säkularisationswelle im Zusammenhang mit den politischen Wirren um die Gründung des Bundesstaates und die erste Bundesverfassung von 1848

Die größte Säkularisationswelle rollte in den 10 Jahren zwischen 1838 und 1848 über die Schweiz. Wie wir bereits gesehen haben, heißt die Zeit von 1831 bis 1848 in der

Schweizergeschichte „die Regeneration". Angestoßen durch die Julirevolution in Frankreich kam es in den meisten Schweizer Kantonen zu Beginn der 1830er Jahren zu politischen Umwälzung, zu neuen Verfassungen. Zwei Grundideen waren diesen politischen Bewegungen gemeinsam: 1. Die Gleichberechtigung zwischen Stadt und Land und 2. die Idee der Volkssouveränität. Diese Regenerationsbewegung war zunächst eine rein kantonale Angelegenheit und erfasste nur die Verfassungen der Kantone, eine Revision der Bundesverfassung aus dem Jahre 1815 im liberalen Geist scheiterte vorderhand. Die anfänglich konfessionsneutralen politischen Bestrebungen mutierten in den einzelnen Kantonen zusehend zu einer konfessionellen Auseinandersetzung. Die liberalen Kräfte zielten immer mehr auf eine betonte Trennung des Politischen vom kirchlichen Einfluss und darauf, diesen Einfluss überhaupt einzudämmen. Die Forderung, den kirchlichen Einfluss, vornehmlich denjenigen der röm.-kath. Kirche zurückzubinden und die kulturelle Bedeutung des Staates zu stärken, gehörte allmählich zu den zentralen Programmpunkten des Radikalismus. Im Januar 1834 trafen sich radikale Politiker der Kantone Bern, Luzern, Solothurn, Basel-Landschaft, Aargau, Thurgau und St. Gallen in Baden und verfassten ein Manifest, die Badener Artikel. Darin wird gefordert: Es sei ein Schweizer Erzbistum zu gründen, auch für die kath. Kirche seien Synoden einzuführen (Schwächung der Bischöfe), der Staat müsse das Recht habe, die Wirksamkeit kirchlicher Erlasse von seiner Zustimmung abhängig zu machen, Priesterseminarien und Ordensgeistliche seinen der staatlichen Oberaufsicht zu unterstellen, die Klöster seien zu besteuern etc.

Zu einem ersten Eklat kam es 1841 im Kanton Aargau. Dort wurde der Geist der Badener Artikel mit Hilfe einer Revision in die Verfassung übernommen. Die Verhaftung der Gegner dieser Verfassungsrevision führte zu einem bewaffneten Aufstand in einem kath. Bezirk des betr. Kantons (Freiamt) und zu dessen blutiger Niederschlagung. Dieser politische und militärische Sieg gab den radikalen und kirchenfeindlichen Kräften im Grossen Rat Aufschwung. Am 13. Januar 1841 brachten sie einen Beschluss im Grossen Rat durch, gemäß welchem alle Klöster aufgehoben werden. Dieser Beschluss und seine sofortige Ausführung lösten insbesondere in den kath. Kantonen und sogar im Ausland einen Sturm der Entrüstung aus. Das Vorgehen des Kantons Aargau verstieß klar gegen die Bundesverfassung von 1815, die den Fortbestand der Klöster und die Sicherheit ihres Eigentums garantierte. Längere Verhandlungen der eidg. Tagsatzung erwirkten schließlich folgenden Kompromiss: Der Kanton Aargau musste die Frauenklöster Baden, Fahr, Gnadenthal und Hermetschwil wieder einsetzte. Die Männerklöster jedoch blieben aufgehoben.

Der nächste Schauplatz politischer Turbulenzen, in deren Gefolge eine große Zahl von Klöstern aufgehoben wurde, war der Kanton Luzern. Dort kamen 1841 die Konservativen wieder an die Macht. Sie revidierten in ihrem Sinnen die Verfassung und beriefen die Jesuiten nach Luzern. Radikale Kreise versuchten zweimal, 1844 und 1845, mittels freiwilliger Milizen, mit sog. Freischaren, die Regierung in Luzern gewaltsam zu stürzen. Die zwei Freischarenzüge hatten keinen Erfolg, bewirkten aber, dass sich die kath. Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Obwalden, Nidwalden, Zug, Freiburg und das Wallis zu einem Schutzbündnis zusammenschlossen, zum sogenannten Sonderbund. Der Sonderbund und insbesondere seine Beziehung zu Österreich waren auch nicht verfassungskonform. Die eidg. Tagsatzung fasste deshalb im September 1847 drei folgenschwere Beschlüsse: 1. Der Sonderbund sei aufzulösen, 2. die Jesuiten seien aus dem schweiz. Territorium auszuweisen und 3. die Bundesverfassung von 1815 sei im liberalen Sinn zu revidieren. Die Fronten waren verhärtet, verschiedene Vermittlungsversuche scheiterten. Am 4. No-

vember 1847 beschloss die Tagsatzung – ohne die Abgeordneten der Sonderbundskantone –, den Sonderbund gewaltsam aufzulösen. Es kam zum Waffengang, der Sonderbund wurde besiegt. Der Weg für eine grundlegende Revision des Bundesvertrages war nun frei. Am 12 September 1848 wurde die neue Bundesverfassung proklamiert.

Mit der Niederlage des Sonderbundes und mit der neue Bundesverfassung, in welche die Klostergarantie des Bundesvertrages von 1815 nicht mehr aufgenommen wurde, waren nun die politischen und verfassungsmässigen Hindernisse entfernt, die bis anhin auch in liberalen Kantonen die Klöster vor der Aufhebung schützten. Der Kanton Thurgau, der die Klöster bereits 1836 unter staatliche Verwaltung gestellt und die Aufnahme von Novizen verboten hatte, beschloss am 28. Juni 1848 ein Gesetz über die allgemeine Aufhebung der Klöster, und vollzog dieses Gesetz.

Auch im Kanton Tessin schritt die liberale Regierung bereits im Jahre 1848 zur Aufhebung der Klöster.

Im Kanton Luzern hing die Aufhebung der Klöster St. Urban und Rathausen eng mit der Bezahlung der Kriegskosten für den verlorenen Sonderbundskrieg zusammen. Auf den Kanton Luzern fielen 3 Millionen Franken. Nach dem Willen der Regierung sollten die Klöster eine Million beisteuern. Offiziell waren die Geldforderungen nie mit Aufhebungsdrohungen verbunden. Bis Ende Januar 1848 hatte St. Urban 2/3 der ihm zugedachten Summe abgeliefert. Da starb Abt Friedrich Pfluger. Der unerwartete Tod des Abtes schuf eine neue Situation. Die neue radikale Regierung sah nun die günstige Gelegenheit, mit der Aufhebung des Klosters zusätzlich auf einen Schlag 2.5 Millionen Franken flüssig machen zu können. So beschloss der Grosse Rat am 8. März 1848 die Aufhebung. Als interessantes Detail sei hier noch angemerkt, dass das Volk über das Aufhebungsgesetz abstimmen musste, und dass nur 40 % der Stimmenden ein Veto einlegte.

Bei der Aufhebung des Zisterzienserinnenklosters Rathausen spielte weniger der verlorene Sonderbundskrieg, als die Verwendung der Klostergebäulichkeiten für ein Waisenhaus eine entscheidende Rolle. Diese Zweckentfremdung war bereits 1807 ein erstes Mal in Erwägung gezogen worden. Dass das zweite Zisterzienserinnenkloster im Kanton Luzern, Eschenbach, nicht aufgehoben wurde, ist wahrscheinlich die Folge einer Mischung von Zufällen und wirtschaftlichen Überlegungen der Regierung. Das Kloster wurde zunächst nur mit dem Novizenverbot belegt und musste für seine weitere Existenz tief in die Kasse greifen.

## 5. Die letzte Säkularisationsphase im Zusammenhang mit dem Kulturkampf

Das letzte Kapitel der Säkularisation spielte sich vor dem Hintergrund des Kulturkampfes in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts ab. Der Kulturkampf wurde auch schon als der Investiturstreit des 19. Jahrhunderts bezeichnet. Die Epizentren des schweizerischen Kulturkampfes waren der Kanton Bern, d.h. der katholische Berner Jura, und der Kanton Genf. In diesen beiden Kantonen ging es nicht um Klöster, solche gab es dort ja keine mehr, sondern um den Einfluss des Staates auf kirchliche Organisationen und Strukturen. Die Säkularisation von Klöstern war nur auf gewissen Nebenkriegsschauplätzen ein Thema, nämlich in den Kantonen Solothurn und Aargau. Es sind dies auch die zwei Kantone, in denen die christkatholische resp. altkatholische Kirche die stärkste Verbreitung fand.

Der Kanton Aargau trat 1873 aus dem Bistumsverband der Diözese Basel aus und schloss sich dem christkatholischen Bistum an. Es gilt hier anzumerken, dass die Regierungen der Kantone innerhalb des Bistums Basel, die sog. Diözesanstände, gemäß dem Konkordat mit Rom (1828) gewisse Rechte

ausübten, z.B. bei der Wahl eines neuen Bischofs. Im Weiteren hob der Aargau die noch verbliebenen Stifte auf: Rheinfelden, Baden und Zurzach.
Der Kanton Solothurn ging ähnlich vor, wie der Kanton Aargau. Er trat ebenfalls aus dem Bistumsverband aus und schritt zur Aufhebung der noch verbliebenen Stifte und Klöster. Es waren dies das Benediktinerkloster Mariastein, das Chorherrenstift Schönenwerd und das St. Ursenstift in Solothurn.

Eine Frucht des Kulturkampfes, die sich über 100 Jahre, nämlich bis in die 1970er Jahre hielt, waren die konfessionellen Ausnahmeartikel in der revidierten Bundesverfassung von1874:
1. Das Jesuitenverbot, das den Angehörigen dieses Ordens jegliche Tätigkeit innerhalb der Eidgenossenschaft untersagte.
2. Das Verbot, neue Klöster zu errichten oder abgegangene zu restituieren.
3. Das Verbot, ohne Genehmigung durch den Bund Bistümer zu errichten.
Die Väter der Bundesverfassung von 1874 waren darauf bedacht, die in ihren Augen positiven Errungenschaften der liberalen Politik seit den 1830er Jahren nicht wieder preisgeben zu müssen.

*Dr. Anton Gössi ist Leiter des Staatsarchivs des Kantons Luzern, Schweiz.*

Literaturhinweise:


- Franz Bölsterli, Die rechtliche Stellung der Klöster und Kongregationen in der Schweiz. Einsiedeln 1913. (Alte, aber immer noch nützliche rechtshistorische Darstellung)
- Handbuch der Schweizer Geschichte. Band 2 (19. und 20. Jh.). Zürich 1977.
- Helvetia Sacra: Übersicht über die bereits erschienen Bände unter: www.helvetiasacra.ch
- Eugen Jsele, Die Säkularisation des Bistums Konstanz und die Reorganisation des Bistums Basel. Basel und Freiburg 1933. (Eingehende Untersuchung zum Reichsdeputationshauptschluss und seiner Auswirkung auf die Schweiz)
- Peter Stadler, Der Kulturkampf in der Schweiz. Eidgenossenschaft und katholische Kirche im europäischen Umkreis 1848-1888. Zürich 1996. (Eine umfassende Darstellung des Verhältnisses von Kirche und Staat im 19. Jahrhundert)

Peter Häger

# „Die Orden sind wieder da, weil sie unsterblich sind!“ (Lacordaire)

*Aufbruch und Neuansätze im katholischen Ordenswesen des 19. Jahrhunderts am Beispiel Preußens*

Der französische Dominikaner und bedeutende Prediger Henri-Dominique Lacordaire (1802-1861) kommentierte 1839 in seiner Schrift „Die geistlichen Orden und unsere Zeit“ die nach den Umbrüchen der Französischen Revolution und der Napoleonischen Ära erstaunliche Restauration der katholischen Ordensgemeinschaften in seinem Land mit folgenden Worten: „Das gerade ist der Ruhm Frankreichs in diesen vierzig Jahren, dass es stets die Dinge wieder hervorgebracht hat, die niemals vergehen dürfen. Es glich darin der Natur, die auch die alten Stämme, deren Wipfel den früheren Geschlechtern zum Schirme dienten, niederwirft, aber die Keime derselben pflegend erhält, und junge Stämme daraus erwachsen lässt, deren Schatten und Früchte die Nachkommenschaft genießen wird. [...] Wer einen Keim zu zerstören strebt, will die Einsetzung und Herrschaft des Todes; und seine Mühe wird gewiß vergeblich seyn, weil Gott, der dem Willen des Menschen wohl einzelne Daseynsformen preisgegeben hat, ihm dennoch keine Macht über den Ursprung derselben verlieh. Die Natur und die Gesellschaft werden in der Fülle ihres unveränderlichen Lebenssaftes stets dieser Traumspeculanten spotten, welche wähnen, sie könnten die Wesenheiten verwandeln und ein Gesetz könne die Eichen und die Mönche tödten.“ Und nun sein Fazit: „Eichen und Mönche sind unsterblich.“[1] Ein Blick auf die Entwicklung der Orden und Kongregationen in den fast vier Jahrzehnten nach der Neuordnung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat in Frankreich seit 1801, durch Konkordat und einseitige staatliche Gesetze, lässt den Stolz und die Genugtuung dieses Priesters, der den Dominikanerorden in Frankreich als dessen erster Provinzial wieder heimisch machen sollte, durchaus verständlich erscheinen. Die fast gänzliche Zerstörung der Ordenslandschaft durch Aufklärung und Französische Revolution schien überwunden. Waren auch die alteingesessenen Seelsorge- und Missionsorden im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts zahlenmäßig noch recht unbedeutend, so entfalteten die „neuen“ Kongregationen hingegen – insbesondere im Bereich der Volksschulbildung und Krankenpflege – eine ungeahnte Tätigkeit. Im Jahr 1815 gab es in Frankreich bereits 14.226 Ordensschwestern, die auf 43 Kongregationen in 1.829 Häusern verteilt waren; 1830 waren es bereits 10.000 Schwestern mehr, und das in 65 Kongregationen und 2.875 Häusern.[2] Konnte es angesichts dieser Entwicklung einem selbstbewussten Ordensmann nicht so vorkommen, als sei das Ordenswesen in seiner Gesamtheit unüberwindlich, geradezu unsterblich? Mussten die Gegner der Kirche und der Orden nicht wie „Traumspeculanten“ aussehen? Ein wenig überspitzt kann die oben zitierte Aussage Lacordaires vielleicht in der knappen These zusammengefasst werden: „Die Orden sind wieder da, weil sie unsterblich sind“, oder, vielleicht nicht gar so martialisch, „weil sie unersetzbar sind“. Und das Wiederaufblühen der Orden war bei wei-

tem nicht nur ein Phänomen, das sich in Frankreich, der damaligen katholischen Führungsmacht, bemerkbar machte, sondern ebenfalls in den meisten anderen katholischen Ländern Europas im beginnenden 19. Jahrhundert. Am Beispiel Deutschlands, und da schwerpunktmäßig Preußens, soll im Folgenden dargelegt werden, wie sich die Rückkehr der Ordensgemeinschaften konkret vollzog, welche Interessen sowohl von kirchlicher als auch staatlicher Seite dabei sichtbar wurden und welche Schwierigkeiten auftraten. Sind die Orden wirklich „unsterblich, unersetzbar", oder war das rasante Wachstum der Gemeinschaften im 19. Jahrhundert nur zeitbedingt? Die Beantwortung dieser Fragen soll in einem dreifachen Schritt geschehen: Zunächst wird in ausgewählten Beispielen auf die Wiederherstellung und Erneuerung der sogenannten „alten Gemeinschaften" eingegangen, dann auf das Entstehen neuer Seelsorgeorden und Missionsgesellschaften, schließlich auf das geradezu explosionsartige Wachstum der karitativ tätigen Gemeinschaften. Preußen, dessen katholische Regionen an Rhein und Ruhr sowie in Schlesien lagen, bietet sich aufgrund seiner konfessionellen, gesellschaftlichen und nationalen Heterogenität, seiner mehrheitlich evangelischen Führungsschicht sowie seiner überragenden Stellung im damaligen Deutschland als Beispiel für die Ordenspolitik eines deutschen Staates an.

Die Säkularisation des Jahres 1803 bedeutete einen bislang noch nicht dagewesenen Tiefpunkt für das klösterliche Leben in Deutschland. Der Reichsdeputationshauptschluss von Regensburg hatte bestimmt, dass die Klöster und Stifte zur „freien und ausschließlichen Verfügung" des Landesherren stehen. Relativ zügig wurden bis etwa 1810 die begüterten Abteien aufgehoben, die den neuen Besitzern einen finanziellen Anreiz boten, vor allem die mehr als 150 Benediktinerklöster. Den Niederlassungen der Mendikanten, bei denen nicht allzu viel zu holen war, die vielmehr im Falle ihrer Aufhebung dem Staat nur Pensionskosten für die Mitglieder aufbürdeten, fanden weniger Beachtung, wurden allerdings in der Regel in einem zweiten Schub gut anderthalb Jahrzehnte später ebenfalls aufgehoben; sie passten einfach nicht mehr in eine vom aufklärerischen Nützlichkeitsdenken bestimmte Zeit. Eine weitere Aufhebungswelle folgte schließlich Anfang der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts. Nur wenige Niederlassungen sollten aufgrund staatlichen Desinteresses bis zu ihrem Aussterben aufgrund des Verbots, Novizen aufzunehmen, ein bescheidenes Dasein fristen können. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts war die deutsche Kirche somit faktisch eine Kirche ohne Orden, mit vereinzelten Ausnahmen in dem als nützlich angesehenen karitativ-krankenpflegerischen Bereich, wie noch aufzuzeigen ist. Für die Bewältigung kultureller, wissenschaftlicher, seelsorglicher und karitativer Aufgaben in den katholischen Regionen Deutschlands bedeutete dies schlichtweg eine Katastrophe.

## Wiederherstellung und Erneuerung der „alten" Ordensgemeinschaften

In Deutschland war die Situation nach der Neustrukturierung des kirchlichen Lebens ab 1817 durch ein drückendes Staatskirchentum gekennzeichnet. Die Landesherren schöpften das ihnen verliehene Aufsichtsrecht über die Kirche vollständig und bedenkenlos aus. Auch Ordensniederlassungen waren nicht ohne staatliche Genehmigung möglich. Auflösungen von Mendikantenklöstern fanden vereinzelt sogar bis zur Jahrhundertmitte statt. Als Beispiel kann die preußische Provinz Westfalen herangezogen werden, in der die letzten Klöster erst sehr spät aufgehoben wurden, und zwar bezeichnenderweise 1848,[3] dem Jahr der großen Revolution, die schließlich auch für Deutschland einen Wendepunkt in der Ordensentwicklung bringen sollte. Generell ist die Zeit ab 1850 in Deutschland die

Zeit einer ersten stärkeren Entfaltung des Ordenslebens, die fast genau zweieinhalb Jahrzehnte, bis zum sogenannten Kulturkampf, andauern sollte. Es ist die Zeit, da sich als bleibende Folge der Revolution von 1848 der frühere eiserne Griff des starren Staatskirchentums lockern sollte. Ein absolutistisches Kirchenregiment war in einer Phase der politischen und gesellschaftlichen Umwälzung in Deutschland nicht mehr konsequent durchzuhalten. Bereits seit den 30er Jahren begann sich in der katholischen Kirche Deutschlands eine geistliche Bewegung zu entwickeln, die eine Befreiung der Kirche von staatlichen Zwängen anstrebte und eine Überwindung der bisherigen landeskirchlichen Zerklüftungen zugunsten einer in zunehmendem Maße vom Papst beherrschten Universalkirche propagierte. Zum Ausbruch kam der Konflikt zwischen Kirche und Staat im Streit um die sogenannten Mischehen, der seinen Höhepunkt 1837 in der Inhaftierung der Erzbischöfe von Köln und Gnesen-Posen, Clemens August Droste zu Vischering (1773-1845) und Marcin von Dunin Sulgustowski (1774-1842), finden sollte. Bekannt wurde diese Auseinandersetzung unter dem Begriff „Kölner Wirren".[4] Die Kirche ging moralisch gestärkt aus dieser Auseinandersetzung hervor. Etwa von diesem Zeitpunkt an begann sich die Kirche aus einer bislang als selbstverständlich empfundenen Abhängigkeit von der preußischen Monarchie zu lösen und sich nicht mehr als eine 'Staatsanstalt' zu fühlen. Andererseits war der Staat unter dem seit 1840 regierenden und von der Romantik beeinflussten König Friedrich Wilhelm IV. durchaus willens, die leidigen „Kölner Wirren" beizulegen, den veränderten Gegebenheiten Rechnung zu tragen und der katholischen Kirche weitergehende Rechte zu gewähren. So erhielten beispielsweise die seit der Säkularisation ein bescheidenes Dasein fristenden Bettelorden 1843 die lang ersehnte Erlaubnis, wieder Novizen aufzunehmen. Und fünf Jahre darauf konnten schließlich Franziskaner zum ersten Mal seit der Säkularisation in Westfalen wieder eine Niederlassung errichten und zwar in dem 1835 verlassenen Kapuzinerkloster in Werl. Zahlreiche weitere Gründungen, auch der Kapuziner, folgten. Parallel zur Rückkehr der Mendikanten erwachten wieder all jene Formen kirchlichen Lebens, die die Aufklärung, auf Pfarrseelsorge, Schule und Caritas konzentriert, zurückgedrängt hatte: Wallfahrten, Exerzitien, Volksmissionen – alles traditionelle Aufgabenfelder der Ordensgemeinschaften. Bereits 1846 hatte der damalige Paderborner Bischof Franz Drepper das Volksmissionswesen in seinem Bistum neu geordnet und die Koordination seinem Diözesanpriester Joseph Hillebrand übergeben.[5] Als Volksmissionare standen jedoch fast ausschließlich Ordensmänner zur Verfügung – der Weltklerus hätte die neben der eigentlichen Pfarrseelsorge anfallende Arbeitslast nicht allein tragen können. In den späten 1840er Jahren waren es in erster Linie Mendikanten, neben vereinzelten Redemptoristen und auch schon Jesuiten, die insbesondere in ländlichen Gemeinden des Bistums Volksmissionen abhielten. Und das Bedürfnis der Gläubigen nach einer solchen Art geistlicher Tröstung, nach Jahrzehnten der Entbehrung, war groß! Von einer Volksmission der Franziskaner im sauerländischen Neheim 1851 wird berichtet, „dass Gläubige bis zu 18 Stunden unterwegs waren, um die Patres zu hören, und 20 Beichtväter 14 Tage lang vom Morgen bis in die Nacht das Sakrament der Buße spendeten."[6] In Olpe warteten die Menschen schon in der Nacht um zwei Uhr auf Einlass in die Kirche, um einen der wenigen Stehplätze unter der Kanzel zu ergattern. Seit 1868 wirkten zudem auch Lazaristen, vor allem in Mitteldeutschland, bei Volksmissionen mit. Im gesamten Bistum Paderborn schließlich wurden bis zum Beginn des Kulturkampfs Anfang der 1870er Jahre mehr als 400 solcher Volksmissionen abgehalten.

Unter dem kunstsinnigen Monarchen Friedrich Wilhelm IV. zeichnete sich also bereits sehr früh eine Liberalisierung des kirchlichen Lebens in Preußen ab. In dem nach

Österreich zweitgrößten deutschen Bundesstaat herrschte in den zwei Jahrzehnten bis zum Beginn des großen Kirchenkampfes 1871 eine Zeit der im Vergleich zu den anderen deutschen Staaten fast uneingeschränkten Freiheit für die katholische Kirche. Erschüttert und geschwächt von den Unruhen der Revolutionsjahre, hatte Preußen seine Kirchenhoheit eingeschränkt und der Kirche eine Freiheit gewährt, wie sie diese noch zu keinem Zeitpunkt besessen hatte. Der eigentliche, rechtlich fassbare Durchbruch zu einem gewandelten, auf einer neuen Grundlage stehenden Verhältnis zwischen Staat und Kirche vollzog sich erst durch den Erlass der freiheitlichen „Verfassungs-Urkunde für den Preußischen Staat" vom 31. Januar 1850.[7] Die dort „zum Verfassungsgrundsatz erhobene Assoziationsfreiheit der Religionsgesellschaften" bedeutete, dass sich jedes Glaubensbekenntnis organisieren konnte, „ohne hierzu staatlicher Genehmigung zu bedürfen oder ein staatliches Verbot besorgen zu müssen".[8] Darüber hinausgehend war der Staat dazu bereit, weitgehend auf sein „ius circa sacra", also sein Recht, alle äußeren Angelegenheiten der Kirche zu bestimmen, zu verzichten. So kodifizierte er das Recht der Religionsgesellschaften, unter denen er die evangelische und katholische Kirche ausdrücklich hervorhob, „ihre Angelegenheiten selbständig"[9] zu ordnen und zu verwalten. Hiermit wurde rechtlich, wenn auch nicht faktisch die Trennung von Staat und Kirche vollzogen. Die kirchenfreundliche Entwicklung, die mit der Beilegung der Kölner Wirren begonnen hatte, erreichte damit ihren Höhepunkt. Mit Recht galten die Kirchenparagraphen der preußischen Verfassung fortan als Magna Charta der Kirchenfreiheit.

Die Wiederbelebung des katholischen Ordenswesens erhielt durch das staatliche Entgegenkommen einen zusätzlichen Schub. Nun konnte es auch ein Orden wie die Gesellschaft Jesu, die in anderen Ländern noch oder erneut verfolgt wurde, wagen, ihre Seelsorgetätigkeit in Deutschland wieder aufzunehmen. Diese Rückkehr erfolgte in den Jahren nach 1848 unspektakulär und in Etappen. Man wollte schließlich Abwehrreaktionen liberaler und konservativ-evangelischer Kreise vermeiden, denen allein der Gedanke an die Rückkehr dieser als besonders „ultramontan" und somit national unzuverlässig geltenden „schwarzen Gesellen" deutliches Unbehagen bereitete. Auch die protestantisch dominierte Führungsschicht Preußens sah den Jesuitenorden als die Speerspitze von „Papismus" und „Gegenreformation" schlechthin an. Die Patres begannen 1848 nach ihrer im Zuge des „Sonderbundskrieges" erfolgten Vertreibung aus der Schweiz in Deutschland zunächst als Hausgeistliche auf den Anwesen westfälischer Adeliger.[10] Von dort aus wurden kleinere Aufgaben im Umland – etwa im Rahmen von Volksmissionen oder Predigtaushilfen, auch in solch exponierten Kirchen wie dem Dom zu Münster – übernommen. Bereits seit dem Sommer 1848 fanden im Münsterland, ohne größeres Aufsehen zu erregen, kleinere Missionen von 3 bis 5 Tagen statt. Es war schließlich auch ein Adeliger, Graf Joseph Stolberg, der zur selben Zeit den Anstoß zur Errichtung einer kleinen Ordensniederlassung in Ostenfelde bei Warendorf geben sollte. Weitere Niederlassungen folgten, darunter die in Maria Laach, die bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs einer der wichtigsten theologischen Zeitschriften Deutschlands den Namen geben sollte, den „Stimmen aus Maria Laach". Verhältnismäßig spät, wohl ihrem Wesen entsprechend, kehrten die mehr kontemplativ ausgerichteten Orden nach Preußen zurück. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die theologische, insbesondere liturgische, aber auch künstlerische Entwicklung in Deutschland sollte die Errichtung eines Benediktinerklosters in der im oberen Donautal gelegenen und zum 1850 preußisch gewordenen ehemaligen Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen gehörenden Ortschaft Beuron durch die aus dem Rheinland gebürti-

gen und zunächst in die römische Benediktinerabtei S. Paolo fuori le mura eingetretenen Brüder Rudolf (1825-1890) und Ernst (1828-1908) Wolter 1863 werden.[11] Als dauerhaft prägend hatte sich für die beiden Gründer die Begegnung mit dem Abt der französischen Benediktinerabtei Solesmes, Prosper Guéranger (1805-1875), erwiesen, der im Rückgriff auf altkirchliche Quellen und die Tradition der Mauriner dem modernen Benediktinertum nach 1833 einen ausgesprochen liturgischen, aber auch allgemein wissenschaftlich-theologischen Schwerpunkt zu geben versuchte. Die von Pater Desiderius Lenz (1832-1928) geprägte Beuroner Kunstschule, das Palimpsest-Institut des Paters Alban Dold (1882-1960) sowie das nach dem Zweiten Weltkrieg aufgebaute Vetus-Latina-Institut begründeten den Ruf des 1884 zur Erzabtei erhobenen Klosters auch über die kirchlichen Grenzen hinaus. Durch die besondere Pflege und Erforschung der Liturgie wurden Beuron und seine Tochterklöster Maredsous, bei Namur in Belgien gelegen, Mont César Löwen[12] und Maria Laach im ausgehenden 19. Jahrhundert vor allem in Deutschland zu Mitinitiatoren und Förderern der „Liturgischen Bewegung", die wichtige Vorarbeiten für die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils leisten sollte. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang etwa der Beuroner Mönch Anselm Schott (1843-1896) mit seinem bekannten „Volksmessbuch", aber auch (gut drei Jahrzehnte später) der Laacher Abt Ildefons Herwegen (1874-1946) und der demselben Kloster angehörende Pater Kunibert Mohlberg (1878-1963)[13].

Bereits drei Jahre vor den Benediktinern waren Trappisten aus der bei Mülhausen im Elsass gelegenen Abtei Oelenberg nach Preußen gekommen, um in der Nähe von Heimbach in der Eifel das Kloster Mariawald zu errichten.[14] Aus Mehrerau bei Bregenz kamen schließlich 1888 Zisterzienser nach Marienstatt im Westerwald.[15]

Mit wachsendem Misstrauen und Unmut betrachtete das staatliche und gesellschaftliche Berlin jedoch bereits Ende der 1860er Jahre die große Effizienz, mit der die katholische Kirche in den Jahren zuvor die Verfassung für ihre Zwecke auszuschöpfen verstand. Insbesondere die stark expandierenden Orden und Kongregationen, namentlich die Jesuiten, bereiteten dem Staat Sorgen. So stieg die Zahl der Ordensniederlassungen im Zeitraum zwischen 1855 und 1867, also innerhalb von zwölf Jahren, von 69 auf 287, die der Ordensangehörigen von 976 auf 6.545.[16] Der nicht ganz unparteiische, dem nationalliberalen Lager zuzuordnende zeitgenössische Staatskirchenrechtler Paul Hinschius (1835-1898) beschreibt das Verhältnis zwischen Kirche und Staat in jenen Jahren rückblickend folgendermaßen: „Einerseits ein zum Angriff bereiter hoher Klerus, eine Schaar [sic!] von niederen Geistlichen, sowie von Orden und Kongregationen zur Verfügung desselben und eine der Herrschaft der Führer ergebene, in kirchlichen Vereinen und Brüderschaften besonders vorbereitete katholische Bevölkerung, andererseits die Staatsregierung, durch die bisherige Praxis jedes wirksamen Abwehrmittels beraubt [...]"[17]. Diese Auffassung von einer 'freien Kirche in einem unfreien Staat' war in staatsnahen Kreisen weit verbreitet. So kann es kaum verwundern, dass selbst konservative Bevölkerungsschichten seit Mitte der 60er Jahre mit der Forderung der liberalen Bewegung nach Zurückdrängung der katholischen Kirche aus gesellschaftlichen Schlüsselpositionen – zu erinnern ist an die geistliche Schulaufsicht – sympathisierten und der Ruf nach einer Neubestimmung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche lauter wurde. Ein erstes, warnendes Zeichen für eine radikaler werdende Stimmung unter der nicht-katholischen Bevölkerung auch gegenüber den Ordensgemeinschaften war der sogenannte „Moabiter Klostersturm" vom August 1869. Aufgehetzt durch liberale Presseorgane wie die „Vossische Zeitung" oder auch die Satirezeitschrift „Kladderadatsch" hatte eine Volksmenge versucht, das

noch junge Dominikanerkloster im Berliner Stadtteil Moabit zu stürmen und die Ordensmänner zu vertreiben. Der Mob konnte nur durch den Einsatz einer Polizeihundertschaft in seine Schranken gewiesen werden.[18] Der freiheitliche Kurs Preußens erfuhr jedenfalls bereits nach wenigen Jahren, im Kulturkampf von 1871 bis 1887, eine radikale Korrektur. Die im Zusammenspiel mit liberalen Kräften erlassenen harschen Unterdrückungsmaßnahmen des Staates konnten die Phase des Wiederaufblühens der Orden in Preußen allerdings nur kurzfristig unterbrechen. Bis weit in das 20. Jahrhundert hinein sollten insbesondere die neuen Missionsgesellschaften und Schwesterngemeinschaften trotz des nun herrschenden staatlichen Genehmigungszwangs für jede neue Niederlassung an Umfang stetig zunehmen. Förderung fand diese Entwicklung noch durch die Weimarer Verfassung von 1919, die keine spezifischen Beschränkungen für Kirche und Orden mehr kannte.[19]

Erwartungen in die nach der Abschwächung der Kulturkampfgesetze 1886 und 1887 zurückkehrenden Seelsorgeorden setzte nicht nur die Kirche, sondern auch der preußische Staat, der aufgrund der zahlreichen vakanten Pfarreien und der dadurch bedingten Einschränkung des kirchlichen Lebens eine Destabilisierung der Verhältnisse und Radikalisierung der katholischen Bevölkerung befürchten musste. „Unpolitische" Seelsorgeorden wie die Franziskaner oder Dominikaner waren somit in katholischen Regionen gerne gesehen, um den noch spärlichen Weltklerus in der Ausübung der Seelsorge zu unterstützen. Eine kategoriale Seelsorge besonderer Art sollten Franziskaner und Redemptoristen im Ruhrgebiet ausüben, und das nicht zuletzt im Interesse des Staates. Die staatliche Genehmigung zur Errichtung eines Franziskanerklosters in Dortmund erfolgte 1894 unter der besonderen Auflage, dass sich die Patres insbesondere der Pastoration der im rheinisch-westfälischen Industrierevier arbeitenden Polen widmen sollten.[20] Fünf Jahre darauf schlossen sich ihnen die Redemptoristen an, die „mit Vorliebe die Mark und in der Mark Bochum zum bleibenden Wohnsitz erkoren, um so im Herzen der Industrie unter allen Schichten, vorzüglich unter der arbeitenden Klasse, ihrem spezifischen Berufe zu obliegen"[21].

## Die Entstehung neuer Seelsorgeorden und Missionsgesellschaften

Wie Lacordaire in seinem oben erwähnten Büchlein bereits andeutete, war der Keim des katholischen Ordenswesens in Frankreich nie ganz untergegangen. Ein erstes zartes Aufblühen dieses Keims nach Aufklärung und Revolution geschah schon unter Napoleon, der seit 1801 die äußere Reorganisation der französischen Kirche in die Wege leitete. Am Wiederaufleben eines vom Staat unabhängigen Ordenswesens, das den Grundsatz der vom Staat kontrollierten Kirche zu unterminieren drohte, hatte er verständlicherweise kein Interesse, wohl aber an drei in nationaler Hinsicht nützlichen Dingen: Zum einen an Ordensschwestern für den Krankenpflegedienst. Insbesondere in seinen zahlreichen Kriegen wusste er etwa die „Barmherzigen Schwestern vom Hl. Vinzenz von Paul" zu schätzen. Ähnlich sollte zu Beginn des Kulturkampfs in Deutschland auch der preußische Kriegsminister argumentieren, der die karitativ tätigen Gemeinschaften im Hinblick auf deren Bedeutung in einem stets drohenden Kriegsfall geschont wissen wollte.[22] Die Wiederzulassung der „Filles de la Charité", wie die Vinzentinerinnen auch genannt wurden, erfolgte bereits am 22. Dezember 1800 und bedeutete quasi eine Initialzündung für zahlreiche weitere Gründungen in Frankreich. So folgte etwa 1807 in Poitiers die Kongregation der „Filles de la Croix" der Jeanne-Elisabeth Bichier des Ages (1773-1838), deren Schwerpunkt auf Unterricht, Armen- und Krankenpflege liegen sollte.[23]

Frankreich wurde wieder das Zentrum der karitativen Schwesterngemeinschaften, die sich hier zuerst entfalteten und dann seit den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts auch in Deutschland wieder bekannt wurden. Einen Verdienst hieran besaß die Schrift „Kirche, Staat und Cholera“[24] des katholischen Publizisten Joseph Görres (1776-1848), der 1832 eindringlich auf Versäumnisse im Zusammenhang mit einer in jenen Tagen grassierenden Cholera-Epidemie aufmerksam machen wollte. Zum anderen interessierte den nachrevolutionären französischen Staat die Verbesserung der Volksbildung: Ebenso wie die Krankenpflegeorden blühten bald nach 1800 auch die Schulkongregationen wieder auf. Noch im Jahr der Jahrhundertwende errichtete etwa Madeleine Barat in Paris die Genossenschaft der „Dames du Sacré-Coeur“, die sich im Wesentlichen der Mädchenerziehung widmen sollten. Auch fanden sich erneut die Christlichen Schulbrüder des Johannes de La Salle (1651-1719) zusammen, die eine Vorbildfunktion für zahlreiche Gründungen ähnlicher Art erlangten. Und schließlich benötigte Frankreich noch Missionare, die in Übersee Kultur und Interessen des Landes vertreten und verbreiten sollten. Bereits 1800 gründeten Marie-Joseph Coudrin (1768-1837) und Henriette Aymer de la Chevalerie (1767-1834) in Paris die aus einem männlichen und einem weiblichen Zweig bestehende „Kongregation von den Heiligsten Herzen Jesu und Mariens“, die volkstümlich nur unter dem Namen „Picpusgesellschaft“ bekannt war und deren Tätigkeitsschwerpunkte im Bereich der heimatlichen Jugenderziehung und der Volksmission, aber auch der außereuropäischen Heidenmission lagen.[25] Und im Jahr 1805 öffnete das Pariser Missionshaus der im 17. Jahrhundert gegründeten „Société des Missions Êtrangères“ wieder seine Pforten.[26] Die aufgeführten drei Entwicklungsstränge waren auch für das Fortschreiten der Weltkirche im 19. Jahrhundert äußerst wichtig. Durch sie gewann Frankreich einen deutlichen Vorsprung vor anderen europäischen Staaten und wurde führend sowohl bei den karitativen Schwesterngemeinschaften wie den Missionsorden.

Die Missionsbewegung bildete also in jenem Zeitraum, der Epoche des europäischen Kolonialismus, ein weiteres bedeutendes Aufgabengebiet der Ordensgemeinschaften. Es gründeten sich die in allen Altersschichten äußerst beliebten Missionskongregationen, die durch gern gelesene Missionszeitschriften ihr Gedankengut bis in die kleinste Pfarrei verbreiteten. Nachdem die Pariser „Société des Missions Êtrangères“ zu Beginn des Jahrhunderts die einzige speziell den Missionen zugewandte Gemeinschaft war, entstanden etwa seit 1840 bis zum Ersten Weltkrieg allein 15 größere Missionsgemeinschaften.[27] Zentrum war, wie bereits gesehen, zunächst Frankreich, von dem im 19. Jahrhundert die Mehrzahl der katholischen Missionare ausging. Noch um 1880 waren zwei Drittel der Missionare und drei Viertel der Missionsschwestern französischer Nationalität. Mit einem gewissen Abstand folgte zunächst Italien, schließlich zum Ende des 19. Jahrhunderts auch Deutschland.[28] Ein Teil dieser neuen Gemeinschaften war von vornherein spezialisiert auf ein bestimmtes Missionsgebiet. Hier stand vor allem die damals schwierigste und verlustreichste Mission im Vordergrund, nämlich die des afrikanischen Kontinents und seines bis etwa 1900 weitgehend unerforschten Innern. Innerhalb von dreißig Jahren sind in Frankreich drei Missionsorden entstanden, die sich speziell der Afrika-Mission widmeten. Zum einen waren dies 1841 die „Väter vom Heiligen Geist“, 1856 kam die „Lyoner Missionsgesellschaft“ hinzu und schließlich rundeten die 1868 gegründeten „Weißen Väter“ des Charles Lavigerie (1825-1892) die großen französischen Missionskongregationen ab. Die Afrika-Mission war die undankbarste, weil sie ungeheuere Schwierigkeiten mit sich brachte, bedingt durch das für Europäer ungewohnte Klima, durch Krankheiten, ungünstige Ver-

kehrswege und die Vielzahl der fremden Sprachen. Die Missionare konnten zunächst kaum über Erfolge bei den Eingeborenen berichten und mussten einen gewaltigen Blutzoll leisten. Erst zum Ende des 19. Jahrhunderts stieg die durchschnittliche Lebenserwartung auf vierzig Jahre an. In der Regel erlebten kaum 10 % der Missionare, körperlich meist ausgebrannt, das 10. Missionsjahr. Bis zum Jahr 1914 betrug das durchschnittliche Lebensalter der Mitglieder der benediktinischen Missionskongregation von St. Ottilien, 1884 von dem Beuroner Mönch Andreas Amrhein (1844-1927) gegründet, sowohl in der Heimat als auch in der Afrikamission 30 Jahre. Diese Missionswirklichkeit war auch für die katholischen Regionen Preußens von Bedeutung, denn hier sollten in den ländlichen, gebirgigen Regionen wie dem Sauerland Missionshäuser zur Rekonvaleszenz der kranken und verbrauchten Missionare entstehen. Die erste rein deutsche Missionskongregation entstand 1875, also während des Kulturkampfes, im niederländischen Exil, und zwar in Steyl durch den Münsterschen Priester Arnold Janssen (1837-1909). Er nannte seine Genossenschaft „Gesellschaft des göttlichen Wortes", die bald nach dem Gründungsort allgemein als „Steyler Missionsgenossenschaft" bekannt wurde. Nach dem Kulturkampf konnte sie auch in Deutschland wirken, wurde sogar von der Reichsregierung in besonderer Weise gefördert, da es sich um einen spezifisch deutschen Orden mit deutscher Leitung handelte. Das im Juli 1892 von staatlicher Seite genehmigte Steyler Missionshaus Heiligkreuz in der Nähe des schlesischen Neisse kann als die erste Niederlassung einer Missionskongregation in Preußen gelten.[29] Der Missionsschwerpunkt dieser Genossenschaft lag bis zum Ersten Weltkrieg vor allem in den deutschen Kolonien Togo, Deutsch-Neuguinea, aber auch in der chinesischen Provinz Schantung und an der Westküste Japans. Die bereits erwähnten Missionsbenediktiner von St. Ottilien wiederum, die ab 1928 mit dem im Sauerland gelegenen Kloster Königsmünster auch in Preußen vertreten sein sollten, entsandten ihre Missionare hauptsächlich in die Kolonie Deutsch-Ostafrika, wo sie über Jahrzehnte hinweg auch die kirchliche Hierarchie stellten. Zunächst aber versuchten ausländische Missionskongregationen, Klöster, vor allem Missionsschulen, zu errichten, um auch in Deutschland Nachwuchs zu werben. So zum Beispiel die von dem französischen Priester Jules Chevalier 1854 gegründete „Genossenschaft der Missionare vom Heiligsten Herzen Jesu", kurz genannt „Herz-Jesu-Missionare". Ursprünglich für die religiöse Erneuerung der Landbevölkerung Mittelfrankreichs errichtet, wuchs der Genossenschaft im Laufe der Jahre eine Aufgabe zu, die allmählich zum pastoralen Schwerpunkt der neuen Gemeinschaft werden sollte: die sogenannte Heidenmission in Ozeanien, Asien, Afrika und schließlich auch Südamerika. Wie aktuell eine solche Zielsetzung in jener Zeit war, lässt sich schon daraus ersehen, dass immer mehr junge Männer bereit waren, der Gemeinschaft beizutreten. Allein im Jahrzehnt zwischen 1880 und 1890 hatte sich die Mitgliederzahl mehr als verdreifacht, so dass die Kongregation daran gehen konnte, ihr Einzugsgebiet in Europa zu erweitern. Nachdem die Ordensleitung die Bedenken der deutschen Regierung wegen der französischen Wurzeln der Genossenschaft durch die Gründung einer eigenständigen deutschen Ordensprovinz ausgeräumt hatte, konnte sie im Juni 1895 an die Gründung ihres ersten Missionshauses in Deutschland gehen, und zwar in Hiltrup, wenige Kilometer vor der Provinzialhauptstadt Münster gelegen.[30] In ähnlicher Art und Weise wie in Hiltrup verliefen auch weitere Gründungen von Missionshäusern anderer Kongregationen, die im wesentlichen der Ausbildung von Missionsnachwuchs dienen sollten, bis zum Ende der Monarchie 1918. Letztendlich gab in der Regel das nationale Interesse Deutschlands den Ausschlag für die staatliche Genehmigung einer Missionsniederlassung in Preußen. Un-

verzichtbar für die Ausübung der Heidenmission waren weiterhin weibliche Kongregationen, die vielfach von Stiftern männlicher Genossenschaften parallel errichtet wurden, wie etwa die „Steyler Missionsschwestern" 1889 durch Arnold Janssen. Ihre Tätigkeit erstreckte sich auf Erziehung und Unterricht, Karitas und Seelsorgehilfe sowie, und hierauf hatte Janssen besonderen Wert gelegt, auf das Gebetsapostolat.
Nicht in erster Linie der Heidenmission, sondern den vor allem aus der rasanten Industrialisierung entstandenen sozialen Nöten in den Heimatländern widmeten neugegründete Seelsorgeorden ihre Aufmerksamkeit. So bildete die Sorge um die entwurzelte Jugend in der wachsenden Großstadt Turin den Anstoß für den Turiner Diözesanpriester Giovanni Bosco zur Gründung einer Gemeinschaft, deren Spezifikum bis heute die Jugendarbeit ist. Und auch der deutsche Priester Johann Baptist Jordan (1848-1918) sah für seine 1889 in Rom gegründete „Gesellschaft des Göttlichen Heilandes", kurz Salvatorianer genannt, neben der Heidenmission auch den Unterricht und die Erziehung der männlichen Jugend vor. In Klausheide bei Paderborn beispielsweise führen die Salvatorianer seit 1915 ein Erziehungsheim für schwer erziehbare Jugendliche, das ihnen von einem katholischen Erziehungsverein übergeben worden war.

## Rasche Entfaltung karitativ tätiger Gemeinschaften

Die ersten kirchlichen Initiativen auf karitativem Gebiet reichen jedoch weit ins 19. Jahrhundert zurück.[31] Bereits seit 1817, also wenige Jahre nach der Säkularisation, gründeten sich sogenannte Karitas-Kreise, deren Mitglieder vor allem Laien waren. Und es sind fast durchweg konservativ-ultramontane, kaum der katholischen Aufklärung nahe stehende Kreise, die diese karitativen Gruppen aus einer religiös motivierten Nähe zum einfachen Volk heraus trugen. In Zeiten der nicht seltenen Hungersnöte erließen diese Zirkel Aufrufe zur Hilfeleistung, sammelten Lebensmittel oder organisierten Suppenküchen. In den immer wieder im 19. Jahrhundert grassierenden Cholera-Epidemien machten sie sich durch die Pflege der Kranken verdient und bemühten sich, die in Frankreich bereits sehr verbreiteten Vinzentinerinnen nach Deutschland zu rufen. Als Beispiel für einen solchen Kreis kann der seit der Cholera-Epidemie von 1832 aktive Aachener Damenzirkel um die Dichterin und Konvertitin Luise Hensel (1798-1876) dienen, der auch die Unterstützung des lokalen Klerus fand. Aus diesem Kreis sollten die späteren Ordensstifterinnen Klara Fey (1815-1894), Pauline von Mallinckrodt (1817-1881) und Franziska Schervier (1819-1876) hervorgehen.
Auf das noch lockere Zusammensein der oben erwähnten Frauen folgte im Allgemeinen deren Zusammenschluss in Gütergemeinschaften. Die Epoche der Entstehung fester Gemeinschaften begann in etwa mit dem Jahr 1840 und endete mit Einsetzen des Kulturkampfs Anfang der 1870er Jahre. Insbesondere neue Schwestern-, aber auch Brüdergemeinschaften – zu erinnern ist etwa an die 1850 erfolgte Gründung der „Barmherzigen Brüder von Maria Hilf" durch Peter Friedhofen (1819-1860) – erlebten in diesen gut drei Jahrzehnten eine Blüte, wie sie in der Ordensgeschichte davor nicht bekannt war. Allein in den preußischen Provinzen Rheinland und Westfalen entstanden in diesem Zeitraum sechzehn neue Schwesternkongregationen.[32] Gemeinsamer Hintergrund dieser Gemeinschaften war der Versuch, auf die insbesondere durch die Industrialisierung und das starke Bevölkerungswachstum hervorgerufenen sozialen Probleme der Zeit eine Antwort zu geben: auf Kinderarbeit und Verwahrlosung der Jugend, nicht vorhandene medizinische Betreuung und Bildungsnotstand. Je nach Interessenslage stellten sich die noch kleinen Gemeinschaften soziale Auf-

gaben, die zukünftig zu bewältigen waren. Vielfach widmete man sich ausgesprochenen gesellschaftlichen Außenseitergruppen. So gründete Pauline von Mallinckrodt ihre Genossenschaft der „Schwestern der christlichen Liebe" 1849 mit dem zentralen Ziel der schulischen Unterweisung blinder Mädchen.

Zunächst wohnte man zusammen in einem Haus und nahm bisweilen auch bedürftige alte, kranke und behinderte Menschen mit auf. Für die „vita communis" gab man sich schließlich eine feste Regel mit karitativer Zielsetzung und religiöser Tagesordnung. Einzelne Geistliche nahmen sich als Berater und Seelenführer der Frauen an und gewannen meist auch aufgrund ihres Einflusses innerhalb der kirchlichen Hierarchie entscheidende Bedeutung für die Konstituierung einer Gemeinschaft. Am Ende des Entstehungsprozesses stand nach einer gewissen Zeit der Erlass eines offiziellen kirchlichen Statuts durch den zuständigen Diözesanbischof oder auch den Heiligen Stuhl. In der Regel setzte recht bald eine stete Steigerung des Bekanntheitsgrades der Gemeinschaft ein und schließlich das schnelle Wachstum in andere Diözesen hinein.

Ein weiterer Weg zur Gründung einer neuen Kongregation begann in einer der schon vorhandenen Ordensgemeinschaften. Nach einem Ordenseintritt mussten sozial engagierte Frauen oftmals erkennen, dass die betreffende Gemeinschaft die Übernahme sozialer Aufgaben ablehnte oder dafür aufgrund ihrer Struktur nicht geeignet war. So fand beispielsweise Klara Wolff (1805-1853) bei den schlesischen Borromäerinnen nicht das von ihr Gesuchte, vor allem nicht die Ausübung der ambulanten Krankenpflege, die insbesondere für ländliche Regionen die medizinische Versorgung sicherstellen sollte. Wolff verließ daraufhin zu Beginn der 1840er Jahre die Kongregation und gründete mit Mathilde Merkert (1813-1846), Maria Merkert (1817-1872) und Franziska Werner (1817-1885) im schlesischen Neisse 1842 eine eigene Gemeinschaft, die „Grauen Schwestern von der Hl. Elisabeth". Unterstützung fanden die Stifterinnen bei ihrem langjährigen Beichtvater, dem Kaplan an St. Jakobus in Neisse, Franz Xaver Fischer (*1813), der sich des neuen Werkes unermüdlich annahm. Bezeichnenderweise während des Krieges des Deutschen Bundes gegen Dänemark erhielt die junge Gemeinschaft, wohl auch als Belobigung für die geleisteten Lazarettdienste, am 23. Mai 1864 vom preußischen Staat die offizielle Anerkennung.

Erste, vereinzelte Gründungen von karitativ tätigen Schwesterngemeinschaften lassen sich bis in die unmittelbare Zeit nach der Säkularisation zurückverfolgen. Der aufgeklärte Staat und die von der Aufklärung geprägten Bischöfe standen den sogenannten „nützlichen" Gemeinschaften, die ihren Dienst an der Gesellschaft leisteten, durchaus positiv gegenüber und befürworteten die Arbeit der Laienkreise. So gründete der nachmalige Kölner Erzbischof Clemens August Droste zu Vischering bereits 1808 in seinem Heimatbistum Münster die „Genossenschaft der Barmherzigen Schwestern", die nach ihrem Gründer bis heute nur volkstümlich „Clemensschwestern" genannt werden. Wie viel Zeit sich die Kirche mit der Prüfung, Bestätigung und Anerkennung eines solchen Werkes ließ, wird daran deutlich, dass etwa den Clemensschwestern erst nach 50 Jahren, also 1858, der Status einer kirchlichen Genossenschaft zugesprochen wurde.

Die in jenem Zeitraum entstandenen krankenpflegenden Orden, um abschließend noch eine Ordensrichtung herauszugreifen, hatten einen nicht zu unterschätzenden Anteil an der Entstehung des Krankenhauses in seiner heutigen Form. Die Hospitäler des beginnenden 19. Jahrhunderts glichen eher Auffangstationen für die Menschen, die weder für sich selbst sorgen konnten noch von Angehörigen betreut wurden; zudem waren die Pfleger oft unausgebildet und schlecht entlohnt. Die Entwicklung zum modernen

Krankenhaus setzte neben dem medizinischen Fortschritt die Arbeit der Ordensschwestern und -brüder bzw. – im evangelischen Bereich – der Diakonissen voraus. Denn nur sie boten in genügender Zahl qualifizierte, bezahlbare Pflege in Verbindung mit menschlich-religiöser Betreuung.

## Resumée

Das erstaunliche Wachstum der Ordensgemeinschaften im 19. und 20. Jahrhundert war ein bis dahin in der Form nicht gekanntes Phänomen. In keiner Epoche zuvor haben der Ordensmann und vor allem die Ordensfrau der Kirche so sehr das Gepräge gegeben wie in den vergangenen zwei Jahrhunderten. Ordensleute brachten sich in fast alle Bereiche kirchlichen Lebens ein, worunter vor allem Seelsorge, Schule, Krankenpflege, Behindertenfürsorge und Mission fallen, aber auch das weite Gebiet theologischer Forschung; die Bedeutung dieser Tätigkeit reichte dabei weit über die kirchlichen Grenzen hinaus und weckte die Aufmerksamkeit auch staatlicher Stellen. Neben dem Bemühen um eine christliche Antwort auf die soziale und seelsorgliche Not der Zeit lag ein Grund für das Wiederaufblühen der Ordensgemeinschaften in dem generellen Aufbruch des Katholizismus im 19. Jahrhundert, der in der ersten Jahrhunderthälfte in kleinen Kreisen begann, dann aber durch die Mobilisierung der noch trotz Aufklärung und staatlicher Kirchenhoheit vorhandenen Reserven der katholischen Bevölkerung an Breitenwirkung und Dynamik gewann. Hoch-Zeiten der Ordensgemeinschaften waren zum einen die 20er und 30er Jahre des 20. Jahrhunderts, dann wieder die unmittelbare Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Schließlich brachten die 60er Jahre die Wende. Es trat eine Krise ein, die einige Gemeinschaften, so wie nach der Säkularisation geschehen, möglicherweise nicht überstehen werden. Insofern hat Lacordaire recht: Die historischen Ausformungen des Ordenswesens, seine „Daseynsformen", sind einem ständigen Wandel unterworfen. Auch die konkreten Erwiderungen der Ordensgemeinschaften auf die Herausforderungen des 19. Jahrhunderts müssen als zeitbedingt betrachtet werden. Doch allein ein Blick auf die in den letzten Jahrzehnten entstandenen Säkularinstitute und neuen geistlichen Gemeinschaften, insbesondere in Frankreich,[33] aber auch Italien, zeigt, dass der „Keim" des Ordenswesens immer noch intakt ist und, je nach Zeitbedarf, stets Neues hervorbringt.

*Dr. Peter Häger ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Jesuiten, Frankfurt-St. Georgen.*

1 Henri-Dominique LACORDAIRE: Die geistlichen Orden und unsere Zeit; insbesondere über die Wiederherstellung des Prediger-Ordens in Frankreich; Augsburg 1839, S. 6f.

2 Vgl. Roger AUBERT: Die Allianz von Thron und Altar in Frankreich, in: Handbuch der Kirchengeschichte, hrsg. v. Hubert JEDIN (zit. HKG), Bd. VI/1: Die Kirche zwischen Revolution und Restauration; Freiburg i. Br. Sonderausgabe 1985, S. 140-151, hier: 145.

3 So etwa das Kloster der Franziskaner in Stockkämpen (vgl. Hans Jürgen BRANDT / Karl HENGST: Geschichte des Erzbistums Paderborn, Bd. 3: Das Bistum Paderborn im Industriezeitalter 1821-1930 (= Veröffentlichungen zur Geschichte der Mitteldeutschen Kirchenprovinz 14); Paderborn 1997, S. 230).

4 Einen Überblick über die Geschehnisse um den „Mischehenstreit" bietet u. a.: Klaus SCHATZ: Zwischen Säkularisation und Zweitem Vatikanum. Der Weg des deutschen Katholizismus im 19. und 20. Jahrhundert; Frankfurt a. Main 1986, S. 81-95; DERS.: Kirchengeschichte der Neuzeit II (= Leitfaden Theologie 20); Düsseldorf 1989, S. 72 f.

5 Vgl. BRANDT / HENGST: Das Bistum Paderborn im Industriezeitalter 1821-1930, S. 253.

6 Ebd.

7 Vgl. das noch immer aktuelle Werk von Gerhard ANSCHÜTZ: Die Verfassungs-Urkunde für den Preußischen Staat. Vom 31. Januar 1850; Berlin 1912. Ein Neudruck erfolgte 1974.

[8] Ebd., S. 203.

[9] Ebd., S. 282.

[10] Vgl. zur Rückkehr der Jesuiten nach Deutschland u. a.: Bartholomew J. MURPHY: Der Wiederaufbau der Gesellschaft Jesu in Deutschland im 19. Jahrhundert. Jesuiten in Deutschland 1849-1872 (= Europäische Hochschulschriften 23); Frankfurt a. Main 1985. Hierzu die kritischen Anmerkungen von Klaus SCHATZ, in: Theologie und Philosophie 61 <1986>, S. 590 f.

[11] Zur Gründungs- und Wirkungsgeschichte Beurons vgl.: Paul WENZEL: Der Freundeskreis um Anton Günther und die Gründung Beurons. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Katholizismus im 19. Jahrhundert; Essen 1965; Stephan PETZOLT: Die Gründungs- und Entwicklungsgeschichte der Abtei Beuron im Spiegel ihrer Liturgie (1863-1908); Diss. Würzburg 1990; Johanna BUSCHMANN: Beuroner Mönchtum. Studien zu Spiritualität, Verfassung und Lebensform der Beuroner Benediktinerkongregation von 1863 bis 1914 (= Beiträge zur Geschichte des Alten Mönchtums und des Benediktinertums 43); Münster 1994.

[12] Vgl. zur Bedeutung der belgischen Klöster für die „Liturgische Bewegung": André HAQUIN: Histoire de la liturgie et renouveau liturgique, in: La Maison-Dieu 181 <1990>, 99-118.

[13] Mohlberg formulierte gegen Ende des Ersten Weltkriegs die Desiderate liturgiegeschichtlicher Forschung: Die Aufgabe der liturgischen Forschung in Deutschland, in: Theologische Revue 17 <1918> S. 145-151; Ziele und Aufgaben der liturgiegeschichtlichen Forschungen (= Liturgiegeschichtliche Forschungen 1); Münster 1919. In Verbindung mit seinem Abt Herwegen, aber auch Romano Guardini oder Franz Josef Dölger plante und verwirklichte Mohlberg zahlreiche liturgiegeschichtliche Editionen, wie etwa „Liturgiegeschichtliche Quellen", „Liturgiegeschichtliche Forschungen" oder auch „Ecclesia orans". Zur Person Mohlbergs vgl.: [Emmanuel von Severus:] Totenchronik aus Maria Laach. R. P. Kunibert Mohlberg; Msc. Maria Laach 1963.

[14] Vgl. zur Geschichte Mariawalds: Mariawald. Geschichte eines Klosters, hrsg. v. d. Abtei Mariawald; Heimbach 1962.

[15] Zur Gründungsgeschichte Marienstatts vgl. überblickhaft: Klaus SCHATZ: Geschichte des Bistums Limburg (= Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte 48); Mainz 1983, S. 210 f. Vgl. zur Person des ersten Priors, dann Abtes Dominikus Willi, des späteren Bischofs von Limburg: Klaus SCHATZ: Willi, Dominikus (1844-1913), in: Erwin GATZ (Hrsg.): Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945. Ein biographisches Lexikon; Berlin 1983, S. 817 f.

[16] Vgl. ANSCHÜTZ: Die Verfassungs-Urkunde für den Preußischen Staat, S. 289.

[17] Paul HINSCHIUS: Die preußischen Kirchengesetze des Jahres 1873; Berlin 1873, S. VII.

[18] Vgl. Meinolf LOHRUM: Die Wiederanfänge des Dominikanerordens in Deutschland nach der Säkularisation 1856-1875 (= Walberberger Studien 8); Mainz 1971, S. 166-175.

[19] Vgl. zum insgesamt recht diffizilen Verhältnis des preußischen Staates zum katholischen Ordenswesen bis zum Ende der Monarchie 1918 auch: Peter HÄGER: Klöster nach dem Kulturkampf. Zur preußischen Genehmigungspolitik gegenüber den katholischen Männerorden in der Provinz Westfalen zwischen 1887 und 1919 (= Veröffentlichungen zur Geschichte der Mitteldeutschen Kirchenprovinz 11); Paderborn 1997.

[20] Vgl. HÄGER: Klöster nach dem Kulturkampf, S. 141-159.

[21] Zit. nach BRANDT / HENGST: Das Bistum Paderborn im Industriezeitalter 1821-1930, S. 253, auch: 243, 260, 261. Vgl. auch: Hans Jürgen BRANDT: Die Polen und die Kirche im Ruhrgebiet 1871-1919 (= Quellen und Studien 1); Münster 1987; HÄGER: Klöster nach dem Kulturkampf, S. 356-366.

[22] Vgl. HÄGER: Klöster nach dem Kulturkampf, S. 59.

[23] Roger AUBERT: Napoleon und Pius VII., in: HKG VI/1, S. 59-104, hier: S. 80, 81.

[24] Joseph von GÖRRES: Kirche, Staat und Cholera. Eine Betrachtung; Frankfurt a. Main 1832.

[25] Vgl. Eric STEINHAUER, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon XVIII <2001>, S. 115-118.

[26] Roger AUBERT: Die Wiedergeburt der alten Orden und das Aufblühen neuer Kongregationen, in: HKG VI/1, S. 247-259, hier: S. 256.

[27] Vgl. zu den folgenden statistischen Angaben: Klaus SCHATZ: Geschichte des Ordenslebens. Vorlesungen an der Phil.-Theol. Hochschule St. Georgen; Msc. Frankfurt a. Main 2000; S. 203 f.

[28] Zur Missionstätigkeit christlicher Kirchen in den deutschen Kolonien vgl. vor allem: Horst GRÜNDER: Christliche Mission und deutscher Imperialismus 1884-1914. Eine politische Geschichte ihrer Beziehungen während der deutschen Kolonialzeit (1884-1914) unter besonderer Berücksichtigung Afrikas und Chinas; Paderborn 1982.

[29] Vgl. HÄGER: Klöster nach dem Kulturkampf, S. 208.

[30] Vgl. zur Gründungsgeschichte der „Herz-Jesu-Missionare" in Preußen: ebd., S. 209-230.

[31] Vgl. zur sozialen Problematik des 19. Jahrhunderts und zur Entstehung der zahlreichen karitativ tätigen Ordensgemeinschaften vor allem: Erwin GATZ: Kirche und Krankenpflege im 19. Jahrhundert. Katholische Bewegung und karitativer Aufbruch in den preußischen Provinzen Rheinland und Westfalen; Paderborn u. a. 1971; SCHATZ: Geschichte des Ordenslebens, S. 204 ff.; Relinde MEIWES: „Arbeiterinnen des Herrn". Katholische Frauenkongregationen im 19. Jahrhundert (= Geschichte und Geschlechter 30); Frankfurt a. Main 2000. Eine tabellarische Übersicht über die seit 1808 in Preußen entstandenen Frauenkongregationen bietet: MEIWES: „Arbeiterinnen des Herrn", S. 76.

[32] Vgl. MEIWES: „Arbeiterinnen des Herrn", S. 76.

[33] Einen knappen Überblick über die Entwicklung dieser Gemeinschaften in Frankreich bei: Marcel ALBERT: Die katholische Kirche in Frankreich in der vierten und fünften Republik (= Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte, 52. Supplementheft); Freiburg u. a. 1999.

Peter Pfister

# Zusammenfassung und Abschluss des Symposions

Am 25. Februar 1803, also vor etwas mehr als 200 Jahren, verabschiedete der Reichstag zu Regensburg ein Gesetz, dessen Auswirkungen auf Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur und vor allem Kirche in Deutschland bis heute sichtbar sind. In dem berühmt gewordenen Paragraphen 35 des so genannten Reichsdeputationshauptschlusses heißt es:

„Alle Güter der fundierten Stifter, Abteien und Klöster ... werden der freien und vollen Disposition der respektiven Landesherren sowohl zum Behuf des Aufwandes für Gottesdienst, Unterrichts- und andere gemeinnützige Anstalten, als auch zur Erleichterung der Finanzen überlassen, unter dem bestimmten Vorbehalt der festen und bleibenden Ausstattung der Domkirchen, welche werden beibehalten werden, und der Pensionen für die aufgehobene Geistlichkeit ..."

Durch diese Bestimmung wurde den weltlichen Fürsten das Dispositionsrecht über Klöster und Klostergut, aber auch über hochstiftisches Gut zwar nicht zur willkürlichen Ausplünderung, so doch durchaus zweckgebunden zugestanden. Die Bestimmung eröffnete sehr viele Möglichkeiten „zur Erleichterung ihrer Finanzen". Die Säkularisation und die Mediatisierung, also die Enteignung der Klöster und die Aufhebung der geistlichen Fürstentümer, veränderten die seit dem Mittelalter gewachsenen territorialen Verhältnisse grundlegend.

Dieser Paragraph 35 bildete aber gewissermaßen den Endpunkt einer Entwicklung, die sich bereits in den vorausgehenden Jahren abgezeichnet hatte. Am 27. November 1802 schon hatte der bayerische Kurfürst Max IV. Joseph den kleinen geistlichen Staat Freising, das Hochstift Freising, seinem eigenen Territorium, dem Kurfürstentum Bayern einverleibt und in der Folge auch alle Freisinger Klöster und Stifte aufgehoben. Damit fand vor 200 Jahren eine schon über elf Jahrhunderte währende Geschichte des Bistums Freising ihr Ende. Dies mögen Sie mir gestatten, um den „Genius Loci" hier auf dem Freisinger Domberg zu bemühen.

Der historische Bruch von 1802 traf den damaligen Fürstbischof und 60. Nachfolger des Hl. Korbinian, Joseph Konrad von Schroffenberg (1743-1803), sowie sein Domkapitel nicht überraschend. Bereits 1798 schrieb der Fürstbischof an seine Schwester: „Wenn die allgemeine Säkularisation kommt, werde ich weder erstaunt noch aus der Fassung gebracht sein". Man hat die Säkularisation deshalb kommen sehen, weil sie Teil eines geistesgeschichtlichen und politischen Umbruchs war, der sich schon lange Zeit abzeichnete und der ganz Europa erfasste. In dieser Umwälzung hatte sich nicht nur die Kirche, sondern auch der Staat neu zu formieren, und beide zusammen mussten ihr Verhältnis zueinander neu definieren.
Die geistesgeschichtliche Grundlage dieses Prozesses stellt die Aufklärung dar, die politischen Wurzeln lagen im Expansionsstreben Napoleons. Durch ihn verloren die deutschen Fürsten Herrschaftsgebiete links des Rheins, für die sie vom Reich Ersatz erwarteten.
Vorbereitet durch die negative Bewertung der Religion im Zuge der Aufklärung und im Bestreben, selbstständige und vom Reich unabhängige Staaten zu schaffen, erschien die Säkularisation, im Sinne einer Mediatisierung und Vermögenssäkularisation der bischöflichen Hochstifte und Reichsabteien sowie aller Klöster, den Fürsten der geeignete Weg. Dass dabei rechts des Rheins weit mehr enteignet als links des Rheins verloren gegangen war, sei nur nebenbei bemerkt.

Es ist nur in der Sache konsequent, wenn sich auch die Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive Deutschlands mit dem Thema der Säkularisation in den verschiedenen europäischen Regionen anlässlich ihrer Jahrestagung auf dem Freisinger Domberg beschäftigt.
Wir hörten dazu zunächst Herrn Diözesanarchivar des Bistums Graz/Seckau, *Dr. Alois Ruhri*, mit dem Thema: „Katholische Kirche des aufgeklärten Staates – Ursachen und Folgen des Josephinischen Staatskirchentums in Österreich". Dr. Ruhri stellte in den Mittelpunkt seiner Ausführungen zur äußeren Geschichte des österreichischen Staatskirchentums dar, dass dieses geprägt sei von erstens den Klosteraufhebungen, zweitens den Diözesanregulierungen und drittens den Pfarrregulierungen. Das Staatskirchentum österreichischer Prägung hatte der österreichischen Kirche den notwendigen äußeren Rahmen gegeben, seine radikale Durchführung aber eine innerkirchliche Erschütterung zur Folge. Dr. Ruhri brachte das Prinzip der Nützlichkeit zum ersten Mal zur Sprache. Joseph II. beurteilte die einzelnen Klöster jeweils nach dem Nützlichkeitsprinzip. Problematisch sah er in diesem Zusammenhang, dass die Kirche zum „Handlanger" des Staates wurde. Die Bischöfe hätten kräftig Klöster mit aufgehoben, um dadurch die Gebiete des eigenen Einflussbereichs zu arrondieren.

Der Reichsarchivar *Dr. Mark Carnier* aus Gent in Belgien stellte uns die Aufhebung der Klöster und Abteien in den südlichen Niederlanden und im Fürstbistum Lüttich 1773-1798 vor. Er zeigte uns, dass hier die Säkularisation in drei Wellen stattfand: erstens durch die Abschaffung des Jesuitenordens bereits 1773, zweitens durch die Abschaffung der unnützen kontemplativen Klosterorden durch Josef II. im Rahmen der Umgestaltung des kirchlichen Gemeindewesens (1783-1784) und drittens durch die totale Abschaffung des monastischen und religiösen Lebens durch das französische Revolutionsregime (1797-1798). Dabei hatten die Bischöfe den kontemplativen Orden noch geraten, sie mögen Schulen eröffnen, um so der Aufhebung zu entgehen. Eine gewisse Mitarbeit der Bischöfe bei den Auflösungen hatte er ebenfalls konstatiert, ehe dann 1796 im Rahmen der französischen Besatzung alle Orden aufgelöst wurden.

*Dr. Wolfgang Schaffer* vom Archivamt des Landschaftsverbandes Rheinland, Brauweiler, stellte uns die „rheinische Klosterlandschaft am Ende des 18. Jh." vor. Er konnte

zusammenfassend feststellen, dass von der immer wieder beschriebenen Dauerkrise bzw. Zerrüttung des Ordenswesens vor der Säkularisation nicht die Rede sein kann. Zeichen und Beispiele von Niedergang und Auflösungserscheinungen konnten zwar nicht geleugnet werden, gleichwohl aber konnte man nicht verallgemeinern. Es gibt ebenso ausdrucksvolle Beispiele von florierenden Gemeinschaften, in denen die finanziellen Verhältnisse mit funktionierendem geistlichem Leben einhergingen.

Daran schloss sich eine Diskussion über die ersten drei Referate des Vormittags an. Es kamen insbesondere folgende Gesichtspunkte zur Sprache:

- Der Freisinger Fürstbischof Johann Theodor regierte von 1744-1763 nicht nur in Freising, sondern auch in Lüttich. Er hatte keine Einflussnahme auf die 20 Jahre später erfolgende Säkularisation genommen.
- Es wird die Frage aufgeworfen, inwieweit durch die Aufhebung der Klöster nicht eine erneute Reformation des gesamten Ordenswesens eingeläutet wurde, die dann im 19. Jh. sich zeigte. Auch die Möglichkeit einer anderen Ausrichtung, z.B. der Zisterzienserorden, bis hin zur Übernahme von Pfarreien zur Akzeptanz und Einarbeitung in das Schulwesen etc. sind hier anzuführen.
- Einzelberichte zu Aufhebungen in Klöstern Österreichs wurden zur Sprache gebracht.

Nach der Mittagspause schloss sich der Vortrag von *Professor Dr. Joachim Wild*, Direktor des Bayerischen Hauptstaatsarchivs in München, an. Er verkürzte seinen Vortrag, da er schon bei der vierten Jahresversammlung der Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchivare in Mainz am 2. Mai 2000 ausführlich zum selben Thema referiert hatte. Professor Dr. Wild führte bereits am Tag zuvor als Hauptverantwortlicher durch die von ihm gestaltete Ausstellung „Die Säkularisation im Kurfürstentum Bayern" in den Räumen des Bayerischen Hauptstaatsarchivs. Im Rahmen der Ausstellung stellte er das Thema „Bayern ohne Klöster" in den Mittelpunkt. Als Teil der landständischen Verfassung waren die Klöster Hauptziel der Umwandlung des Staatssystems. Ein neuer Staat und eine neue Verfassung entstanden. Hintergrund war die große Finanznot beim Staat. Als „Oberklosterarchivar" der 392 aufgelösten bayerischen Klöster verwaltet Professor Dr. Wild zwei Drittel des Bestandes des Bayerischen Hauptstaatsarchivs aus säkularisierten Klöstern. Er sieht zudem Österreich als Hauptgewinner der bayerischen Säkularisation, da viele ursprünglich bayerische Gebiete im heutigen Staatsgebiet von Österreich liegend in das dortige Staatseigentum überführt wurden.

Der Leiter des Staatsarchivs des Kantons Luzern/Schweiz, Herr *Dr. Anton Gössi*, führte im Anschluss daran die Sonderwege der Schweiz im Rahmen der Säkularisation im 19. Jh. vor Augen. Gerade im Gebiet der heutigen Schweiz war ja die Säkularisation ein Prozess, der beinahe 100 Jahre andauerte. Obendrein wirkte sich in den verschiedenen Kantonen die Säkularisation sehr unterschiedlich aus. Man kann nicht von einem helvetischen Sonderweg, sondern von vielen helvetischen Sonderwegen sprechen.

Häufig wurde in der wissenschaftlichen Diskussion behauptet, mit der Säkularisation endete das geistig-geistliche und religiöse Leben. Wurde uns in den vergangen fünf Vorträgen hauptsächlich auch der Eindruck vermittelt, dass hinter diesen Worten durchaus richtige und wichtige Gesichtspunkte stehen könnten, so ist es aber nur zu einem Teil den Tatsachen entsprechend. Gerade im 19. Jh. konnte es zu einem Neuaufbruch und Neuansatz im katholischen Ordenswesen kommen. Viele Orden erhalten erst jetzt Raum und haben jetzt auch erst die Zeit dafür erhalten, sich zu entwickeln. Gerade neben den

alten Orden, die wiedererstehen, kommen neue Seelsorgsorden und Missionsgemeinschaften, aber auch caritativ tätige Gemeinschaften auf den Plan, die Herr *Dr. Peter Häger* vorstellte, der derzeit tätig ist als Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Jesuiten, Frankfurt-St. Georgen. Dr. Häger ist Mitarbeiter von Professor Dr. Klaus Schatz und arbeitet an einem Forschungsprojekt über die Gesellschaft Jesu in der neueren und neuesten Zeit, also von 1814 bis heute.
Sehr geehrte Damen und Herren, am Ende der Tagung kommt es mir als dem von den Veranstaltern beauftragten Moderator dieses Symposions zu, Ihnen als Zuhörer zu danken für das große Engagement, aber auch für die Bereitschaft, den einzelnen Referenten in ihre Vorträge hineinzufolgen. Ganz besonders bedanke ich mich natürlich bei den einzelnen Referenten, die in großer Präzision, aber auch in aller Verschiedenheit der Darstellung bis hinein in die Sprache die verschiedenen Regionen Europas im Zusammenhang und im Blick auf die Säkularisation uns in plastischer und anschaulicher Weise vor Augen geführt haben.

Besondere Forschungsdesiderate können sich aus unserem Symposium insbesondere dadurch ergeben, dass man die folgenden Gesichtspunkte weiterverfolgt:

1. In Blick zu nehmen ist das viel zitierte Phänomen der „Nützlichkeit", das immer wieder zur Sprache gebracht wird. Inwieweit ist ein Kloster bzw. ein Orden, eine Ordensgemeinschaft „nützlich" für den Staat? Wer definiert aus welchem Standort heraus die Nützlichkeit? Dabei ist stets in Blick zu nehmen das Verhältnis des jeweiligen Staates zu den Klöstern und damit zu den Orden, aber auch das Verhältnis des Staates zur katholischen Kirche allgemein. Man nennt etwas nützlich oder von Nutzen, weil es der Erreichung eines erstrebten Ziels förderlich ist. Welcher Stil ist gemeint? Für die theologische Ethik ist jene Zuordnung typisch, die Thomas von Aquin im Anschluss an Aristoteles mit der Unterscheidung von den drei Formen des Guten vornimmt. Das in sich Gute als Ziel des sittlichen Strebens, das Nützliche als Mittel zu diesem Zweck und die Freude als Folge der Zielerreichung. Die ökonomische Theorie legt in ihrer neoklassizistischen Ausprägung einen individualistischen Präferenzutilitarismus zu Grunde. Hier gilt als Rationalitätsprinzip des Handelns: Individuen maximieren ihren erwarteten Nutzen unter Nebenbedingungen. Die Nützlichkeit einer Sache kann aufgrund ihres subjektiven Gebrauchswerts in Bezug auf ein bestimmtes Wirtschaftssubjekt bestimmt werden. Sie wird mathematisch in einer Nutzenfunktion festgehalten. Eine Abwägung kann auf der Basis einer Kosten-, Nutzen-Analyse erfolgen. Die Nutzenmaximierung besagt, dass bei Nutzenerhöhungen für eine bestimmte gesellschaftliche Gruppe oder auch nur eine Person niemand anders dadurch schlechter gestellt werden darf. In der modernen Demokratietheorie und in der normativen Institutionenökonomik wird über dieses Kriterium hinaus zwischen zwei Ebenen unterschieden, nämlich die Verfassungs- und Ordnungsebene sowie die Ebene nutzenorientierter Allokutionsentscheidungen.
   Hinter diese Schlagwörter müsste im Rahmen einer weitergehenden Forschung noch einmal versucht werden, eine Definition im Zusammenhang von Nutzen, Nützlichkeitsprinzip und Säkularisation zu schreiben.
2. Gerade im Blick auf die Säkularisation von Klöstern ist auch das Thema „Berufung – Spiritualität" zur Sprache zu bringen. Die Mentalität der Klosterinsassen ist zu hinterfragen oder gerade im Blick auf die sicherlich noch umfangreich vorhandenen Archivalien zu definieren. Wenn so wenig Protest von den Klosterinsassen selbst im Zusammenhang mit den zahl-

reichen Klosteraufhebungen zu verzeichnen ist (nach derzeitiger Lage der Forschung), so ist durchaus die Frage berechtigt, haben es die Klosterinsassen herbeigesehnt? Wo gingen sie hin? Was lässt sich aus Einzelberichten über Berufung und Spiritualität der damaligen Ordensangehörigen hinterfragen?

3. Wo sind Neuaufbrüche, neue Berufungen, neue Standortbestimmungen bei alten Klöstern zu sehen? Wo sind neue Berufungen bei neu entstehenden Ordensgemeinschaften zu erkennen? Auch darüber müsste reflektiert werden. Dabei ist es durchaus von Nutzen, gerade auch die Ordensstatuten und Ordensverfassungen der Ordensgemeinschaften des 19. Jh. in Blick zu nehmen und diese kritisch zu hinterfragen, damit nicht gerade in unsere Zeit hinein hier Neuaufbrüche erneut verschüttet werden.
4. Betrachtet man die Landkarte allein des bayerischen Gebietes um 1800 und vergleicht dieses Gebiet mit den Klosterneugründungen am Ende des 19. Jh., so ist festzustellen, dass sich hier trotz aller Aufhebungen von 392 Klöstern ein neues Ordensnetz in Bayern aufgetan hat, wo nahezu in gleicher Dichte ähnliche Zahlen von Ordensniederlassungen wieder festzustellen sind. Allerdings sind es in Folge der Verlagerungen hauptsächlich weibliche Orden und Ordensgemeinschaften, die sich ansiedeln. Wo ist das soziale Gefälle? Wo ist soziale Veränderung seit der Säkularisation festzustellen? Sieht man dann eine Landkarte der Orden am Ende des 20. Jh. an, so sind mindestens genauso viele Klöster und Ordensniederlassungen wieder aus der bayerischen Landkarte abgegangen, wie ehedem um 1803. Eine Säkularisation im Sinne einer staatlichen Säkularisation wie 1803 ist allerdings um das Jahr 2000 nicht erfolgt, wohl aber sind die Klöster und klösterlichen Niederlassungen in ihrer Zahl nahezu in gleicher Weise zurückgegangen. Wo sind hier Ursachen zu sehen?

All das sind Fragen, die sich auch die Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive in Deutschland kritisch stellen sollte, um die Archivalien in ihren Archiven eindeutig befragen zu können.

Im Rückblick kann man die mit der Säkularisation verbundene kirchliche Entwicklung mit dem benediktinischen Spruch „Succisa virescit" (Abgeschlagen blüht sie wieder auf) beschreiben. Nicht nur Ruinen sind übrig geblieben, wie Freiherr von Aretin in der Aufhebung 1803 vermutete, sondern neue Zentren geistigen und geistlichen Lebens sind entstanden. Entstanden ist auch ein neues kooperatives Verhältnis von Staat und Kirche zum Wohl der der Kirche mit dem Staat anvertrauten Menschen.

*Dr. Peter Pfister ist Diözesanarchivar des Erzbistums München und Freising.*

Christeta Hess ADJC

# Wiederbelebte Klöster

*Kloster Tiefenthal im Rheingau*

Im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg befindet sich eine aus dem 14. Jahrhundert stammende spätgotische Stickerei, die den heiligen Bernhard von Clairvaux darstellt. Das Landesmuseum in Wiesbaden hat eine gotische Madonna mit einem auffallenden Dreifaltigkeitssymbol auf der Brust, die sogenannte Tiefenthaler Madonna. In Privatbesitz befindet sich eine noch ältere Sandsteinfigur, die aus einer Weinbergskapelle über Martinsthal, Lage Rödgen, stammt und deshalb Rödgenmadonna genannt wird. Schließlich wird in der Pfarrkirche von Oberwalluf ein Bußgewand der heiligen Elisabeth von Thüringen verehrt.

Alle diese Gegenstände gehörten bis 1803 dem um 1240 gegründeten Zisterzienserinnenkloster Tiefenthal im Rheingau, das der Säkularisation zum Opfer fiel. Die Schwestern wurden verjagt. Die letzte Äbtissin, Mutter Jutta, soll nach einer alten Überlieferung bei der Vertreibung geweissagt haben, daß auf dem Haus kein Segen ruhen werde, ehe wieder Schwestern dort leben könnten. Tatsächlich ging der Besitz von 1803 an von Hand zu Hand, hatte alle möglichen Bestimmungen: Landhaus, Lagerhalle, Manufaktur.

Um 1885 wurde das Anwesen mit einem kleinen Teil der Ländereien von einer englisch-irischen Familie erworben. Die Wälder und Weinberge, der größte Teil der Felder im Walluftal gehörten inzwischen anderen Besitzern. In das ehemalige Kloster zogen die beiden Damen Grainger ein; dazu wurde es im Stil des späten 19. Jahrhunderts umgebaut. Mrs. und Miss Grainger litten an Tuberkulose und brauchten bald schon Pflege. Dazu wurde neben der eigenen Dienerschaft die Ambulanzschwester aus dem nahen Eltville herangezogen. Es war Schwester Jutta von der 1851 im Westerwald gegründeten Kongregation der Armen Dienstmägde Jesu Christi.

Nach dem Tod der Mutter vermachte Miss Philomina Grainger das Anwesen der Ordensgemeinschaft von Schwester Jutta, unter der Bedingung, daß Schwestern nach Tiefenthal kämen und sie selbst von diesen bis zu ihrem Tode gepflegt würde. So wurde das ehemalige Zisterzienserinnenkloster 1898 wieder ein Kloster.

Schwestern lebten und beteten hier, gingen in die ambulante Krankenpflege, leiteten Kindergärten in Martinsthal und Rauenthal, hatten eine Haushaltungsschule und boten Exerzitien für Mitarbeiterinnen aus den ordenseigenen Krankenhäusern und Heimen an. 1936 wurde Tiefenthal Provinzhaus.

1939 wurde das Kloster erneut enteignet. Die Schwestern mußten das Haus innerhalb einer halben Stunde verlassen. Tiefenthal wurde zum BDM-Lager, dann zu einer Ausbildungsstätte für Funker gemacht. Bombardiert, ausgebrannt, als Ruine erhielt die Gemeinschaft das Kloster 1945 zurück.

Wieder wurde es Provinzhaus, bot Exerzitienkurse für Schwestern und Mitarbeiterinnen an. Ein kleines Altenheim und eine Haushaltungsschule entstanden, Ambulanz und Kindergärten wurden wieder übernommen.

Nach der Zusammenlegung der deutschen Provinzen 1983 ist Tiefenthal heute Bildungs- und Exerzitienhaus für die eigene Gemeinschaft wie für Fremdkurse. Hier leben 16 Schwestern. Außerdem ist seit Oktober 2002 das Noviziat der Gemeinschaft in Tiefenthal. Eine alte, trotz aller Zeitumstände durchgehaltene Tradition des Lebens für Gott und die Menschen treibt neue Blüten.

Klaus-Bernward Springer

# „...ganz und gar unnütze geistliche Orden“

*Studientage der Dominikaner zu den Klosteraufhebungen vor 200 Jahren*

Nutzlosigkeit, Müßiggang, Absonderung von der bürgerlichen Gesellschaft, falsche Begriffe des wahren Christentums: dies alles wurde zu Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts von Orden behauptet. Sie seien erst im 3. Jahrhundert „erfunden“ worden, gingen also nicht auf eine Stiftung Jesu zurück und gehörten daher nicht zum „Wesen des Christentums“. Ihrer Aufhebung durch den Staat stehe daher nichts im Weg. Mit der Thematik der „gewaltsamen Beseitigung von Klöstern in Deutschland zu Beginn des 19. Jahrhunderts“ befassten sich vom 2. bis zum 4. Januar 2003 in Walberberg 51 Dominikaner, Dominikanerinnen und Mitglieder der dominikanischen Gemeinschaften. Auslöser für die Studientage der Teutonia war der 200. Jahrestag des Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Februar 1803. Infolge der Säkularisationen zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts gingen die damaligen deutschen Dominikaner-Provinzen Teutonia und Saxonia (süddeutsche Provinz) unter.

Seit den Anfängen besteht im Dominikanerorden die Verpflichtung zu Studium und Fortbildung. Die Studientage der Provinz Teutonia finden derzeit jeweils zu Jahresbeginn im Anschluss an einen Provinztag statt, auf welchem die anwesenden Mitglieder prinzipielle oder aktuelle Fragen beraten. Angeregt worden war das Thema des Studientags von einem der drei dominikanischen wissenschaftlichen Institute, dem „Institut zur Erforschung der Geschichte des Dominikanerordens im deutschen Sprachraum“. In seinen Statuten ist die Umsetzung von wissenschaftlicher Arbeit in Fortbildungsveranstaltungen für die Angehörigen der dominikanischen Familie festgeschrieben. Moderiert durch den Promotor für die Fortbildung, P. Dr. Manfred Entrich OP (Bonn) – zeitweise vertreten vom Studienregens P. Dr. Ulrich Engel OP (Berlin) – informierte der Leiter des dominikanischen Geschichtsinstituts und frühere Mainzer Kirchengeschichtsprofessor P. Dr. Isnard W. Frank OP (Wien) die Teilnehmer und Teilnehmerinnen in drei Schritten über die Thematik.

Zur Einführung bot ein Impulsreferat des Referenten Sachinformationen über die Klosteraufhebungen im Kontext des Reichsdeputationshauptschlusses. Behandelt wurde u.a. die Säkularisation von Herrschaft, Besitz und Einkommenstiteln wie von Ordenspersonen. In einem zweiten Schritt wurden durch Gruppenarbeit an mehreren Quellentexten Motive für die Klosterfeindlichkeit und die Begründungen der Klosteraufhebungen erarbeitet. Herausgestellt wurde z.B. die Klosterfeindlichkeit als tonangebende öffentliche Meinung, die „Nutzlosigkeit“ besonders auch der nur kontemplativen religiösen Gemeinschaften sowie die theologische, staatlich breit rezipierte Auffassung, dass Orden dem „Wesen des Christentums“ widersprächen. In der Instruktion des bayerischen Kurfürsten Maximilian Joseph für die Spezialkommission in Klostersachen vom 25. Januar 1802 heißt es: „Eines der mächtigsten Hindernisse [für die moralische Ausbildung eines Volkes] zeiget sich in der dermaligen Verfassung der Klöster, und besonders der Bettelmönche ...

Ihre fortdauernde Existenz ist daher nicht nur zwecklos, sondern positiv schädlich, und dabei durch ihren privilegierten Bettel dem Landmanne äußerst schädlich." Ein nur auf die Pfarreien zentriertes Kirchenverständnis wie die Interessen der verschiedenen territorialen Staatskirchentümer wandten sich gegen das Klosterleben und ließen selbst den in Caritas und Schule tätigen Ordensleuten nur geringe Überlebenschancen. Im Kontrast dazu stand im Zentrum der dritten Einheit der aus Frankreich kommende innovative Impuls für das Klosterleben. Aufgrund der Garantie der persönlichen Freiheitsrechte war es z. B. den ehemaligen Speyrer Dominikanerinnen auf dem der „grande nation" abgetretenen linken Rheinufer möglich, ihr Kloster zurückzukaufen und ihr Ordensleben auf privater Basis fortzusetzen, bis sich auch in Deutschland aufgrund des Engagements der caritativen Kongregationen das gesellschaftliche Klima gegenüber den Orden generell wandelte.

Im Anschluss an die historische Präsentation wurde angesichts des Aussterbens vieler geistlicher Gemeinschaften heutzutage von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Studientage nach dem Nutzen von Orden in der heutigen postmodernen Gesellschaft gefragt. Kontrovers beurteilt wurde die Frage einer notwendigen Rezeption von Aufklärung. In einer Schlussrunde gaben viele Teilnehmer ihrer Freude Ausdruck, dass der frühere Walberberger Lektor P. Isnard „nichts von seiner Spritzigkeit" eingebüßt hätte.

Am Ende der Veranstaltung betonte Provinzial P. Hans-Albert Gunk OP (Köln) in seinem Schlusswort, dass er aufgrund der langen spirituellen Tradition des Ordens keinen Grund zur Resignation sehe und zuversichtlich sei, dass der Dominikanerorden auch in einer säkularisierten Gesellschaft eine Zukunft habe.

*Dr. Klaus-Bernward Springer ist Mitarbeiter des Instituts zur Erforschung der Geschichte des Dominikanerordens im deutschen Sprachraum (IGDom) in Mainz.*

Thomas Schüller

# Zwangsarbeit in der Kirche

*Ausstellung in Limburg*

Am 15. November 2002 wurde durch den Generalvikar des Bistums Limburg Dr. Günther Geis die Ausstellung „Zwangsarbeit in der Kirche" im Bischöflichen Priesterseminar in Limburg eröffnet. Diese Ausstellung, die mit Mitteln aus dem Versöhnungsfonds der Deutschen Bischofskonferenz und des Bistums Limburg erstellt wurde, ist in ihrer Art einzigartig und hat somit Pilotcharakter für die Auseinandersetzung der katholischen Kirche mit dem Thema Zwangsarbeit.

Bekanntlich hat sich die katholische Kirche in Deutschland erst sehr spät im Sommer 2000 auf Druck der medialen Öffentlichkeit diesem Thema gestellt. Bis zu diesem Zeitpunkt gingen die Bischöfe wie die Ordensgemeinschaften davon aus, nicht in das System der Zwangsarbeit involviert gewesen zu sein. Nachdem die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) am 12. Juli 2000 eine Zustiftung in Höhe von 10 Millionen DM an die vom Deutschen Bundestag errichtete Bundesstiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft" vorgenommen hatte und im ARD-Magazin Monitor am 20. Juli 2000 über Zwangsarbeiter im Benediktinerkloster Ettal im Allgäu berichtet wurde, begannen auch in der katholischen Kirche intensive Nachforschungen, ob Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in ihren Einrichtungen beschäftigt wurden. Neben Einrichtungen von Kirchengemeinden oder Bistümern waren vor allem die Orden gefragt, sofern sie rechtlich gesehen eigenständig ihre Einrichtungen wie zum Beispiel Krankenhäuser, Pflege- und Altenheime in der Zeit von 1939 -1945 weiter führen konnten.

Nachdem rasch deutlich wurde, dass in katholischen Einrichtungen Zwangsarbeiter beschäftigt wurden, fasste der Ständige Rat am 28.08.2000 den Beschluss, einen eigenen Weg der Entschädigung und der Versöhnung zu gehen, der zunächst als sog. „katholischer Sonderweg" sowohl von der kirchlichen als auch von der gesellschaftlichen Öffentlichkeit kritisch gesehen wurde. Danach wurden für Entschädigungszahlungen und Versöhnungsmaßnahmen je 5 Millionen DM zur Verfügung gestellt. Bereits im Herbst 2000 wurden die ersten Zwangsarbeiter in katholischen Einrichtungen mit 5000 DM entschädigt, während die Bundesstiftung erst im Frühsommer 2001 in Form von ersten Raten mit den Auszahlungen begann. Neben der Entschädigung war den Bischöfen der Aspekt der Versöhnung wichtig, damit aus der Geschichte lernend und sie aufarbeitend die Begegnung mit den Opfern von Unrecht und Gewalt möglich wird. Dafür ist eine gründliche wie umfassende historische Aufarbeitung notwendig, die bis auf den heutigen Tag noch andauert und auch zukünftig Zeit in Anspruch nehmen wird.

Im Kontext dieser Versöhnungsarbeit und historischen Aufarbeitung ist die Ausstellung im Bistum Limburg entstanden. Neben der Recherchegruppe, die bisher 384 Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene für das Bistum Limburg ermitteln konnte (bundesweit sind mit Stichtag 17.10.2002 3060 Personen dem Kirchlichen Suchdienst in München gemeldet worden), versucht die von Bischof Kamphaus eingesetzte Arbeitsgruppe Versöhnung konkrete Projekte der Begegnungs- und Versöhnungsarbeit anzustoßen. Zunächst wur-

de eine Akademieveranstaltung in Geisenheim/Rheingau durchgeführt, dann folgte im Mai 2002 die Fahrt einer Multiplikatorengruppe nach Polen, wo die noch lebenden und entschädigten polnischen Zwangsarbeiter persönlich aufgesucht wurden. Sowohl die betroffenen Ordensgemeinschaften wie der Bischof von Limburg Franz Kamphaus haben die noch lebenden Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen dabei zu einem Besuch nach Limburg eingeladen. Bei den Besuchen in Polen kam es zu eindrucksvollen Begegnungen und in den Gesprächen konnte sehr viel über die Lebenssituation während der Zeit der Zwangsarbeit in Erfahrung gebracht werden. Die Bilder, Berichte und aufgenommenen Aussagen der Fahrt bilden eine Grundlage für die Ausstellung. Daneben werden auf 23 Tafeln, zwei Computerterminals, in zwei Hörstationen und in vier Vitrinen mit Originalexponaten sowie auf zwei Ständern, auf denen ein ausgewähltes Dokumentenverzeichnis und ein Gästebuch mit der Möglichkeit zur kritischen Rückmeldung gegeben sind, das Thema Zwangsarbeit in der Kirche eingehend dargestellt. Die Ausstellung ist sowohl für Schulklassen ab Klasse 10 als auch für Erwachsene zum Besuch geeignet. Zur Ausstellung wurde ein Katalog hergestellt, der neben der Ausstellung noch weitere Informationen zum Thema bietet. Die Resonanz auf die Ausstellung war nicht nur bei ihrer Eröffnung erfreulich groß, an der über 150 Personen teilnahmen, die sich mit dem Thema ehren- wie hauptamtlich beschäftigen, sondern die Ausstellung ist bereits jetzt bis Anfang April 2004 durchgängig ausgebucht und wird zunächst an verschiedenen Stellen im Bistum Limburg gezeigt. Anschließend soll sie auch in anderen Diözesen wie auch Ordensniederlassungen präsentiert werden. Nähere Informationen zur Ausstellung wie zum Thema sind auch auf der eigens eingerichteten Website unter der Adresse www.zwangsarbeit-in-der-kirche.de zu finden. Ansprechpartner im Bischöflichen Ordinariat Limburg ist Herr Rechtsdirektor Dr. Thomas Schüller (06431/295228), über den Interessierte die Ausstellung ausleihen können.

Die Ausstellung wäre nicht möglich geworden, wenn nicht die Ordensobern der verschiedenen Einrichtungen auf dem Gebiet des Bistums Limburg unkompliziert und schnell ihre Archive geöffnet hätten. Auf der Basis der vertrauensvollen Zusammenarbeit zwischen dem Bistum Limburg und den Ordensgemeinschaften ist es möglich geworden, dieses bisher unbekannte Kapitel der Kirchengeschichte aufzuarbeiten. Dies sind und waren nicht immer einfache Prozesse, weil viele Ordensgemeinschaften bisher die Geschichte ihrer Gemeinschaften vorrangig aus der Opferperspektive gesehen hatten, die sich zum Beispiel in den Devisen- und Sittlichkeitsprozessen, aber auch an Gestapo-Haft und Konzentrationslager (zum Beispiel KZ Dachau) festmacht. Plötzlich mit dem „Vorwurf" des Täterseins konfrontiert zu sein, hat zunächst ungläubiges Erstaunen und Blockaden ausgelöst. Um so mehr ist anzuerkennen, dass sich die Ordensoberen zusammen mit den Verantwortlichen im Bistum Limburg zusammengesetzt haben, um dieses dunkle Kapitel der Geschichte gemeinsam aufzuarbeiten.

*Dr. Thomas Schüller ist Rechtsdirektor im Bischöflichen Ordinariat Limburg.*

M

Mitteilungen der Ordenskorrespondenz

abgeschlossen am 14. Mai 2003

# Aus dem Vatikan

## Weltweit sinkt Zahl der Priester, aber Anzahl der Seminaristen verdoppelt sich

Statistiken zeigen, wie in den 25 Jahren des Pontifikats von Papst Johannes Paul II. die Zahl der Priester weltweit zurückgegangen, die Anzahl der Seminaristen jedoch kräftig gestiegen ist. Das ist das Ergebnis einer Studie von Pater Vito Magno, die dieser für die italienische Berufungszeitschrift „Rogate" angefertigt hat. Dort werden unter anderem Angaben des Päpstlichen Jahrbuches von 1978 mit denen von 2001 verglichen.

1978 betrug die Zahl der Diözesan- und Ordenspriester 420.971, während sie Ende 2001 nur noch 405.067 betrug. Diese Einbuße sei vor allem auf den Rückgang der Ordenspriester speziell in Europa, Nordamerika und Ozeanien zurückzuführen, wo gleichzeitig das Durchschnittsalter der Priester gestiegen sei. Dieser Rückgang stehe einem Priesterzuwachs in Afrika, Asien und einigen lateinamerikanischen Ländern gegenüber.

Dem Priesterrückgang steht die Zunahme von Seminaristen gegenüber, deren Zahl sich fast verdoppelt hat. 1978 gab es 63.882 Priesteramtskandidaten auf der Welt, während es Ende 2001 112.224 waren. Insbesondere ist die Zahl der Seminaristen in Afrika ums Vierfache und in Asien ums Fünffache gestiegen. Etwas bescheidener nehmen sich die Zahlen in Europa aus, wo lediglich ein Zuwachs von 23.915 Ende 1978 auf 25.908 Ende 2001 zu verzeichnen war.

Etwas komplizierter ist die Lage der Ordensfrauen: 1978 betrug ihre Zahl weltweit 990.768, während es Ende 2001 nur noch 792.317 waren. Im Gegensatz zu der Zahl der Seminaristen lässt sich laut P. Magno leider kein Zuwachs an Novizinnen für den Ordensberuf verzeichnen. Auch in diesem Fall sei der größte Verlust in Europa, Nordamerika und Ozeanien zu beklagen. (zenit)

## Neues Gesicht in der Führung der Religiosenkongregation

Wie Radio Vatikan meldet, übernimmt der Sekretär von Kardinal Joseph Ratzinger einen Führungsposten in der vatikanischen Kongregation für die Orden. In der Meldung heißt es: „Personalmeldungen aus dem Vatikan schlagen mitunter Wellen. So dürfte auch die Beförderung des langjährigen Sekretärs von Kardinal Josef Ratzinger einige Schlagzeilen machen. Der Papst ernannte nämlich Prälat Josef Clemens heute zum Dritten Mann in der Kongregation für die Ordensleute. Der Paderborner Priester gehört damit zu den ranghöchsten Deutschen im Vatikan. Der 55-jährige Doktor der Theologie war 18 Jahre lang an der Seite von Kardinal Joseph Ratzinger. Er musste dabei unter anderem Hunderte von Interviewanfragen an den Präfekten der Glaubenskongregation bearbeiten. Nun aber ist er in der Vatikanbehörde, die sich um Ordensleute kümmert, gleich für rund 200.000 Ordensmänner und 800.000 Ordensfrauen zuständig. Dazu kommen noch 30.000 Mitglieder von Säkularinstituten. Über ihm sind in der Kongregation nur der Präfekt und der Sekretär der Einrichtung. Clemens ist auf die neue Aufgabe durch sein Studium an der päpstlichen Universität Gregoriana, seinen Doktor in Moraltheologie und seine treue Begleitung Ratzingers vorbereitet. In letzter Funktion verfolgte er aus der Nähe z.B. die Auseinandersetzung mit der Befreiungstheologie, mit dem schismatischen Erzbischof Lefebvre, mit der Veröffentlichung des Dritten Fatima-Geheimnisses." (rv)

## Arnold Janssen und Daniel Comboni werden heiliggesprochen

Arnold Janssen, Gründer der Steyler Missionare, wird heiliggesprochen – und zwar aller Voraussicht nach am kommenden 5. Oktober. Neben Janssen werden auch der aus Südtirol stammende China-Missionar Josef Freinademetz (1852-1909) und Daniel Comboni (1831-1881), Gründer des nach ihm benannten Afrika-Missionsordens. Die Entscheidung fiel beim Konsistorium am 7. März 2003, zu dem Papst Johannes Paul II. die in Rom anwesenden Kardinäle zusammengerufen hatte. Der gebürtige Münsteraner Arnold Janssen (1837-1909), hatte 1875 im niederländischen Steyl den Missionsorden der „Diener des Göttlichen Wortes" gegründet, die Steyler Missionare. Zwei Frauenorden – ein aktiver und ein kontemplativer – folgten. Zu den ersten Steyler Missionaren, die Janssen nach China schickte, gehörte der Südtiroler Josef Freinademetz. Auch er soll im Oktober heiliggesprochen werden. Noch heute zählt die Steyler Ordensfamilie weltweit insgesamt 10.301 Frauen und Männer.

## Auf die Bedürfnisse der modernen Welt einstellen

Die Ordensleute müssen sich stärker auf die Bedürfnisse der modernen Welt einstellen. Das hat Papst Johannes Paul II. gegenüber den Teilnehmern des Generalkapitels der unbeschuhten Karmeliter betont. Entsprechend dem eigenen Charisma könnten die Ordensgemeinschaften wertvolle Dienste für die Neuevangelisierung leisten. Immer gelte es, Antworten auf die drängenden Fragen der jeweiligen Zeit zu finden. (rv)

## Motto für den Weltjugendtag 2005 bekannt gegeben

Papst Johannes Paul II. hat das Motto für den 20. Weltjugendtag 2005 in Köln bekannt gegeben. Es lautet nach einem Zitat aus dem Matthäus-Evangelium: „Wir sind gekommen, um ihn anzubeten". Das Leitwort für 2004 ist dem Johannes-Evangelium entnommen und heißt: „Wir wollen Jesus sehen" (Joh, 12,21).

# Aus der Weltkirche

## Irak

Schwester Marie Therese Hanna OP, Priorin der Dominikanerinnen im Irak, dankt für die vielfältige Solitarität während und nach dem Krieg. Die Dominikanerinnen waren im Irak geblieben, um den Menschen beizustehen, eine Hilfsdienst, den sie auch währende des Krieges nicht eingestellt haben. Schwester Hannas Dank wurde via Fax in die Vereinigten Staaten übermittelt. Wörtlich heißt es: „Unser Dank gilt all jenen, die ihre Solidarität bewiesen haben durch Gebete und durch Bemühungen, den Angelo-Amerikanischen Angriff zu verhindern. Wir möchten unsere Dankbarkeit gegenüber jenen ausdrücken, die uns ihre Sympathie und Solidarität durch Briefe, E-Mails oder am Telefon gezeigt haben." Die Ordensoberin nutzt die Gelegenheit, zugleich auf das Glück der Schwestern zu verweisen: „Wir sollten dem gnädigen Vater für das Geschenk des Lebens und das Wunder der Rettung für all unsere Schwestern und deren Familien danken. Wir sind sicher, das Ihr Gebet dieses Wunder bewirkt hat." (vid)

## Israel/Deutschland

„Krieg ist niemals ein unabwendbares Schicksal. Er ist immer eine Niederlage der Menschheit", hat Johannes Paul II. angesichts der Irakkrise erklärt. Mit der Gründung der *„Friedensakademie Beit Benedikt"* in Jerusalem hat der Benediktinerorden jetzt eine dauerhafte Stätte der Begegnung, des Gedankenaustausches, der Toleranz und des Miteinanders von Juden, Muslimen und Christen geschaffen. Seit 1906 beten und arbeiten deutsche Benediktiner auf dem Sionsberg in Jerusalem. Dem von Abt Benedikt Lindemann intensivierten Gespräch der Religionen und Kulturen kommt heute eine besondere Bedeutung für die Entwicklung unserer Erde zu. Die Abtei Hagia Maria Sion liegt in Fußnähe zu bedeutenden Stätten der drei monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam: zur „Klagemauer", zur El Aksa-Moschee und dem Felsendom, zur Grabes- und Auferstehungskirche. Zur 100-Jahrfeier der von Kaiser Wilhelm II. im Jahr 1906 initiierten Abtei soll die Friedensakademie durch Spenden verwirklicht werden. Investitionen in geeignete Akademieräume in Höhe von insgesamt 8,5 Millionen Euro als auch in Tagungen, Seminare, Workshops werden hierzu in nächster Zeit stattfinden. „Ich darf meine deutschen Landsleute herzlich bitten, gerade in diesen Tagen ein persönliches Zeichen des Friedens durch die Unterstützung unserer Arbeit zu setzen – helfen Sie beim Aufbau der Friedensakademie Beit Benedikt!", lautet die Botschaft von Abt Benedikt Lindemann aus Jerusalem.

Im März war bekannt gegeben worden, dass die Abtei Hagia Maria Sion in Deutschland einen Konvent bei der Hildesheimer Basilika und ehemaligen Benediktinerabtei Sankt Godehard errichten wolle. Ein entsprechender Vertrag wurde von Pfarrer Winfried Henze und Abt Benedikt Lindemann in Gegenwart von Bischof Josef Homeyer unterzeichnet. Die Abtei hatte nach einem Stützpunkt in Deutschland gesucht. Viele ihrer Mönche sind Deutsche. Die Vertretung in Hildesheim soll den Mönchen die Gelegenheit geben, sich für einige Zeit vom Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern zu erholen, von dem auch die Abtei betroffen ist. Der Hildesheimer Stützpunkt wird den Mönchen zudem Studien ermöglichen und den Kontakt zu den deutschen Förderern der Jerusalemer Abtei erleichtern. Weitere Informationen im Internet unter www.Hagia-Maria-Sion.net .

(DT/KNA)

## Slowakei

Mit insgesamt 63 Mönchen einschließlich der Novizen steht die slowakische Provinz des Dominikanerordens derzeit in voller Blüte. Darauf verwies Pater Konstanc Miroslav Adam, der Provinzial der Dominikaner in der Slowakei, kürzlich während eines Besuchs beim internationalen katholischen Hilfswerk „Kirche in Not/Ostpriesterhilfe."
Der schon seit dem Jahre 1230 im Gebiet der heutigen Slowakei tätige Orden habe während der jahrzehntelangen Verfolgung durch das kommunistische Regime im 20. Jahrhundert im Untergrund fortbestanden, erklärte Pater Adam. Seit dem Untergang des Kommunismus 1989 habe die Kongregation einen steten Aufschwung erlebt. „Am 16. Dezember 2001 wurde die slowakische Provinz der Dominikaner errichtet. Neben den Mönchen gibt es derzeit auch etwa 110 Dominikanerschwestern im Land," sagte der Provinzial. Zur Lage der Kirche und zum Verhältnis zwischen Kirche und Staat befragt, erklärte Pater Adam, diese seien „so gut wie nie zuvor in der Geschichte," vor allem weitaus besser als im Nachbarland Tschechien. Neuesten Umfragen zufolge bezeichnen sich 71% der Slowaken als katholisch. Wegen der schlechten Wirtschaftslage sei die Kirche in der Slowakei aber auch weiterhin auf Hilfe aus dem Ausland angewiesen. (zenit)

## Frankreich

Sieben französische geistliche Frauengemeinschaften haben sich zusammengeschlossen. Die Kongregationen, die alle im 17. und 18. Jahrhundert gegründet wurden, sollten so besser ihre Aufgaben erfüllen können, berichtete die französische katholische Tageszeitung „La Croix". Im April wollten die „Schwestern des Bundes" ihre erste neue Oberin wählen. Der neuen Gemeinschaft gehören nach Angaben der Zeitung rund 350 Schwestern an. Zu den Tätigkeitsbereichen des Ordens gehörten der Religionsunterricht, die Trägerschaft von Alten- und Pflegeheimen sowie die häusliche Pflege.

## Europa

Franziskanerinnen und Franziskaner aus Deutschland, Frankreich, Belgien und den Niederlanden laden im Sommer junge Erwachsene zu einer einwöchigen internationalen Sternwanderung nach Vézelay im französischen Burgund ein. Die Ordensleute rechnen mit 600 Teilnehmern im Alter von 18 bis 35 Jahren.
Eine Gruppe aus dem Norden und Westen Deutschlands wird am 4. August 2003 im Reisebus nach Frankreich fahren; Haltepunkte sind Hannover und Düsseldorf. Vom 5. bis 8. August wird die Fußgruppe zusammen mit den Ordensschwestern und -brüdern nach Vézelay unterwegs sein; die Tagesetappen betragen jeweils 15 bis 20 Kilometer. Unter dem Titel „Wege zum Licht (Allez vers la lumière)" geben die einzelnen Tage Anstöße, um sich alleine und in der Gruppe mit den eigenen Lebenszielen auseinander zu setzen.
Am Abend des 8. August treffen sich die Fußgruppen aus den verschiedenen Regionen und Nationen in Vézelay. Drei Tage wird das Fest der Begegnung rund um die berühmte mittelalterliche Basilika dauern, bevor die Gruppen am 12. August die Heimreise antreten. Weitere Informationen gibt es bei P. Gregor Wagner OFM, Immermannstraße 20, 40210 Düsseldorf, Tel. 0211 / 90690-0, Fax 0211 / 90690-45, E-Mail: gregor.wagner@franziskaner.de

## Uganda

Kampala – Seit Juni 2002 haben die Soldaten der im Norden Ugandas kämpfenden Lord's Resistance Army insgesamt rund 5.000 Kinder verschleppt. Dies geht aus einem Bericht der Menschenrechtsorganistaion Human Rights Watch hervor. Im Vergleich zum

Vorjahr, in dem die Zahl der Verschleppungen bei etwa 100 lag, ist dies ein allarmierender Anstieg.

„Diese Zahlen sind bestimmt zutreffend, wenn nicht zu niedrig angesetzt", so ein Missionar aus Uganda im Gespräch mit dem Fidesdienst. „Es kommt weiterhin zu Verschleppungen trotz des Waffenstillstandsabkommens zwischen den Guerillaeinheiten und den regulären Truppen. Am schlimmsten ist die Situation in Ost-Acholi an der Grenze zum Sudan, wo die Sicherheitslage sehr beeinträchtigt ist. Hier bei uns im Landesinneren ist die Situation weniger gefährlich, doch bis vor wenigen Monaten übernachteten jede Nach 450 bis 500 Kinder aus den umliegenden Dörfern aus Angst vor Entführungen in unserer Mission".

„Die Kirche ist praktisch die einzige Einrichtung, die sich um die von ihren Entführern befreiten Kinder kümmert", so der Missionar weiter, „es gibt hier zwei Verbände, die sich dieser Kinder annehmen, einer ist katholisch und einer protestantisch. Ihre Arbeit ist von grundlegender Bedeutung. Die Kinder leiden unter schweren physischen und vor allem psychischen Traumata. Wenn es gelingt sie zu befreien oder wenn sie selbst flüchten können, dann kommen sie zu einem dieser Verbände, wo Ärzte und Psychologen versuchen, ihnen wieder einen Sinn für Menschlichkeit zu vermitteln. Diese Kinder wurden meistens als Soldaten und Arbeitskräfte ausgebeutet oder sexuell misshandelt. Sie werden zu gefühllosen Kriegsmaschinen gemacht, wozu man ihnen oft Drogen gibt. Wenn das Kind seine Persönlichkeit wiedergefunden hat, dann kann es in seine Familie zurückkehren."

„Wir tun unser Möglichstes für diese Kinder, doch damit diese Tragödie ein Ende findet, muss Frieden geschaffen werden. Die Religionsführer der Ortskirchen versuchen seit langem zwischen Guerillakämpfern und Regierung zu vermitteln, doch sie stoßen immer wieder auf neue Hindernisse. Verschiedene Interessen führen dazu, dass der Krieg fortgesetzt wird", so der Missionar abschließend. Nach Schätzungen wurden in dem 16jähreigen Konflikt zwischen der LRA und den regulären Streitkräften insgesamt über 20.000 Kinder verschleppt. (fides)

## Kongo

Der Krieg im Kongo geht weiter: Seit Kriegsbeginn im Jahr 1998 bis heute sind ihm mindestens drei Millionen Menschen zum Opfer gefallen. Der Salesianerorden ruft zum wiederholten Male dazu auf, diesen Krieg nicht zu vergessen. Die tägliche Gewalt erreiche auch jene, die das Leid zu lindern suchten, die humanitären Helfer und Ordensleute. Allgemeine herrsche jedoch ein „verbreitete Gefühl der Gleichgültigkeit gegenüber der Tragödie, die sich in diesem Teil der Welt abspielt". (vid)

## China

Zwei Bischöfe, ein Priester und 18 Seminaristen der Rom treuen katholischen Kirche Chinas sind über Ostern von den Behörden vorübergehend festgenommen worden. Außerdem wurde das Seminargebäude, das zur Diözese Fuzhou gehört, von Sicherheitskräften verwüstet. Das berichtet die asiatische katholische Nachrichtenagentur „UCA-News" unter Berufung auf anonyme Quellen. Wie es heißt, sei die Situation in der Provinz Fujian, über 1500 Kilometer südöstlich von Peking, für die sogenannte Untergrundkirche schon immer sehr gespannt. Die Agentur erfuhr überdies von zwei weiteren Einschüchterungs-Versuchen gegenüber Kirchenvertretern. So wurde die Residenz von Bischof Thomas Zen in der Provinz Jiangxi durchsucht, Katholiken wurden verprügelt. Außerdem werden Besucher des erkrankten Bischofs von Wenzhou im Südosten des Landes, der sein Bischofshaus nicht verlassen darf, von Polizisten durchsucht und belästigt. (rv)

## Japan

Steigende Obdachlosenzahlen in Japan hat der Jesuitenorden in Tokio beklagt. Landesweit seien rund 30.000 Menschen ohne Unterkunft, sagte Pater Shimokawa Masatsugu vor Journalisten. Allein in Tokio lebten etwa 6.000 Menschen auf der Straße, darunter sehr viele arbeitslos gewordene Männer. Seit drei Jahren versuche eine von den Jesuiten unterstützte Selbsthilfeorganisation Abhilfe zu schaffen. Von der japanischen Regierung forderte Masatsugu Maßnahmen zur Verbesserung der Wirtschaftslage des Landes, die sich auch auf den Arbeits- und Wohnungsmarkt auswirkten. (kna)

## Vereinigte Staaten

Drei Ordensschwestern, denen wegen Eindringens auf ein Militärgelände Sabotage und Gefährdung der nationalen Sicherheit vorgeworfen worden war, sind von einem Geschworenengericht in Denver für schuldig befunden worden. Ihnen droht nun eine Gefängnisstrafe von bis zu 20 Jahren. Nach Angaben ihres Anwalts wollen sich die Ordensfrauen in den nächsten Tagen mit Mitgliedern der Friedensbewegung beraten, ob sie gegen den Schuldspruch Berufung einlegen sollen. Die Ordensschwestern hatten geltend gemacht, lediglich den Abrüstungsaufruf von US-Präsident George W. Bush befolgt zu haben. (Süddt. Zeitung)

## Mexiko

Juchitán/Oaxaca – Auf Initiative der Steyler Missionare wurde in Mexiko die erste Indianeruniversität Lateinamerikas gegründet. Vertreter der Provinzregierung und des nationalen Indianerrates trafen am 13. Dezember 2002 in Juchitán im Bundesstaat Oaxaca eine entsprechende Vereinbarung. Die Grundsteinlegung erfolgte am 1. April 2003. Mit einem Startkapital von fünf Millionen Pesos (rund 426.000 Euro) wird die Hochschule zunächst 450 Studenten Platz bieten. Studienfächer sind Jura, mit dem Schwerpunkt indigenes Recht, traditionelle Medizin, indianische Architektur sowie indianische Sprachen und Literatur. Daneben gibt es Studienangebote in ökologischem Landbau und Forstwirtschaft.
In Talea de Castro leiten die Steyler ein voruniversitäres Studienseminar. Dort haben Jugendliche aus indigenen Familien die Möglichkeit, sich für ein Universitätsstudium zu qualifizieren. „Jugendliche indianischer Herkunft sind in Mexiko benachteiligt, da sie häufig aus mittellosen Verhältnissen stammen und kein Geld für eine höherwertige Ausbildung haben", erklärt Pater Theo Nöthe SVD, Initiator und maßgeblicher Förderer des Projekts. „Der Aufstieg in besser bezahlte Positionen bleibt ihnen oft verschlossen." Die Arbeit der Steyler Missionare ziele darauf ab, durch Bildungsangebote das Selbstvertrauen der indigenen Bevölkerung zu stärken und gleichzeitig ihre Integration in die mexikanische Gesellschaft zu fördern, so Nöthe. Die neue Universität sei ein wichtiger Baustein dieses Bemühens. Die Kosten für das Projekt werden zu 70 Prozent von der Zentralregierung getragen. Das übrige Drittel finanziert sich aus Mitteln des Bundesstaates Oaxaca, Spenden und Studiengebühren. (steyl)

## Kuba

Havanna – Im März wurde in Havanna ein Zentrum des Birgitten-Ordens eingeweiht, in dem derzeit acht Schwestern aus Mexiko, Indien und Polen leben. Der Neubau umfaßt ein Kloster, ein Gästehaus sowie ein Bildungshaus und ist derzeit das einzige katholische Ordenshaus im Zentrum der Hauptstadt. Staatschef Fidel Castro hatte vor drei Jahren persönlich die Genehmigung für das Projekt erteilt und war auch bei der Einweihung anwesend. (rv/sk)

# Aus den Ordensobernvereinigungen

## Personelles

Beim Provinzkapitel der Nordbrasilianischen Franziskanerprovinz, das im Januar 2003 in Brasilien stattgefunden hat, ist der als Provinzdelegat für die Niederlassungen in Deutschland bisher verantwortlich gewesene P. Rembert Koepchen OFM (Bardel – Bad Bentheim) nach 9 Jahren Amtszeit abgelöst worden. Zum Nachfolger hat das Provinzkapitel ***P. Osmar Gogolok OFM*** bestellt, der bereits von 1976 bis 1985 für die **deutschen Klöster der Nordbrasilianischen Franziskanerprovinz** als Provinzdelegat verantwortlich war. Er hat seinen Sitz in Mettingen (Sunderstr. 15, 49497 Mettingen, Tel. 05452/1544, Fax 05452/4357).

Bei einem außerordentlichen Generalkapitel der **Augustiner Chorherren „Brüder vom Gemeinsamen Leben"** wurde am 10. März 2003 ***P. Dr. Richard Lehmann-Dronke CRVC*** – ein Neffe des amtierenden Propstes Dr. Johannes Lehmann-Dronke CRVC – gemäß den Konstitutionen der Kongregation zum neuen Generalobern gewählt, nachdem der bisherige Amtsinhaber P. Andreas Schugt CRVC im Sommer vergangenen Jahres von seinem Amt zurückgetreten war. Während sich P. Andreas Schugt als Generaloberer ausdrücklich um eine Mitgliedschaft in der VDO bemüht hatte, möchte sein Nachfolger P. Richard Lehmann-Dronke nicht Mitglied der VDO sein, da nach seiner Auffassung durch die Mitgliedschaft des Höheren Oberen der selbständigen Niederlassung Maria Bronnen, Propst Dr. Johannes Lehmann-Dronke, die Gemeinschaft ausreichend in der VDO vertreten sei. Die vorrangige Aufgabe des Generalobern der „Brüder vom Gemeinsamen Leben" bestehe darin, das geistliche Leben der Kongregation zu fördern, Einheit zu stiften und zu visitieren.

Marienschwestern von der Unbefl. Empfängnis, Gallwitzallee 143, 12249 Berlin Neuwahl: **Provinzoberin *Sr. M. Petra Ladig***, Vorgängerin: Sr. M. Archangela Newrzella

Schwestern der hl. Maria Magdalena Postel Sitz der Generaloberin Sr. Aloisia Höing, Friedensplatz 6, 37308 **Heilbad Heiligenstadt** Sitz der Provinzoberin Sr. Pia Elisabeth Hellrung: 59901 Bestwig (Postfach 1162)

Norddeutsche Provinz der Schwestern vom Guten Hirten, Dechaneistr. 6, 48145 Münster Neuwahl: **Provinzleiterin *Sr. Daniela Kubiak***

Barmherzige Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul, Margarita-Linder-Str. 8, 89617 Untermarchtal, Wiederwahl: **Generaloberin *Sr. Marieluise Metzger***

Zusammenlegung der vier Provinzen „Reinbek", „Hofheim", „Halle" und „Berlin", Schwestern von der hl. Elisabeth, Sitz in 12101 Berlin, Bäumerplan 24, Neuwahl: **Provinzoberin *Sr. Dominika Kinder***

Der Vorstand der Vereinigung der Brüderorden in Deutschland (VOB) hat in seiner Sitzung am 10. März 2003 in Hausen/Wied entschieden, den Regenten des **Deutschen Subpriorats des Hl. Michael des Souveränen Malteser-Ritterordens**, Herrn ***Karl von Lengerke***, mit Sitz auf Gut Steinbeck in Wüsten bei Bad Salzuflen als Mitglied in die VOB aufzunehmen, zeitlich zunächst befristet bis zur Mitgliederversammlung der VOB im Jahr 2005. Damit wurde ein Beschluss der Mitgliederversammlung der VOB vom 05.07. 2000 umgesetzt, durch den der Vorstand der VOB ermächtigt worden ist, die schon seit längerem beantragte Aufnahme nach hinreichender Klärung verschiedener damals noch

offener Fragen zu vollziehen. Der Vorstand stellte nun in Aussicht, „nach Abklärung noch offener Fragen" die zunächst bis 2005 befristete Mitgliedschaft in eine unbefristete Mitgliedschaft übergehen zu lassen. Die Religiosenkongregation in Rom hatte am 24. Juni 1996 auf eine Anfrage des damaligen Sekretärs der Superioren-Konferenz Österreichs (SKÖ), Hofrat P. Leonhard Gregotsch OSCam, bestätigt, „dass der Malteser-Orden, insofern er – in Unterscheidung vom Malterser-Hilfsdienst – eine Religiosengemeinschaft bildet, als Institut des geweihten Lebens anerkannt ist und seine satzungsmäßigen Höheren Obern ‚kraft Amtes' Mitglieder in der Ordensobernkonferenz ihres jeweiligen Landes sind".

Nachdem P. Harrie Verhoeven SSS am 7. Januar 2003 für weitere vier Jahre im Amt als Provinzial der Niederländischen Provinz der **Eucharistiner**, zu der auch die Niederlassungen in Deutschland gehören, bestätigt worden ist, hat er am 3. April 2003 ***P. Arnold Teunissen SSS***, Hausoberer der Eucharistiner in Düren, für weitere vier Jahre als seinen Vertreter in Deutschland bestätigt. Derzeit leben 12 Mitbrüder der Niederländischen Eucharistinerprovinz in Deutschland.

***P. Emmanuel Dürr OFM*** (58), Bibliothekar und Archivar der Thüringischen Franziskanerprovinz in Fulda, ist neuer Vorsitzender der **Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive (AGOA)**. Er wurde am 10. April 2003 in Freising einstimmig von 74 Mitgliedern gewählt. Der Franziskaner ist Nachfolger des Ende März 2003 überraschend verstorbenen P. Laurentius Koch OSB (67), der Archivar der oberbayerischen Benediktinerabtei Ettal war. Dürr wird zunächst bis zu den Vorstandswahlen in zwei Jahren das Amt ausüben. Der in Zürich geborene Dürr studierte in Chur katholische Theologie und trat 1977 in die Thüringische Provinz des Franziskanerordens mit Sitz in Fulda ein. Seit 1988 ist er dort Provinzbibliothekar und -archivar. – In der AGOA sind die Archive der Ordensgemeinschaften und Klöster in Deutschland zusammengeschlossen. Die Vereinigung hat derzeit 164 Mitglieder, hinzu kommt eine Reihe von assoziierten Archiven in Österreich, Luxemburg und der Schweiz.

Am 13. Mai 2003 beging ***P. Eric Englert OSA***, seit 1991 Provinzial der deutschen Provinz der Augustiner und seit 2001 **Vorsitzender der VDO**, den 25. Jahrestag seiner Priesterweihe. Bischof Josef Stangl hatte ihn 1978 in der Würzburger Augustinerkirche zum Priester geweiht. Eric Englert wurde am 16. Dezember 1951 in Veitshöchheim geboren. Nach dem Abitur am Schönborn-Gymnasium in Münnerstadt, wo er auch das Klosterseminar besuchte, trat er 1971 in den Augustinerorden ein. Das Noviziatsjahr verbrachte er in Fährbrück, das Theologiestudium absolvierte er von 1972 bis 1977 an der Universität Würzburg. Nach der Priesterweihe 1978 war P. Eric zunächst in der Jugendarbeit tätig, bevor er 1979 als Kaplan in Münnerstadt eingesetzt wurde. Ab 1987 leitete er das dortige Studienseminar Sankt Josef für vier Jahre und war ehrenamtlicher Diözesankaplan der Roverstufe der Deutschen Pfadfinderschaft St. Georg (DPSG).
Seit 1991 ist P. Eric Provinzial der deutschen Augustinerprovinz und Mitglied der VDO. Er wirkte zunächst in der VDO-Kommission Bildung und Erziehung mit und wurde 1997 deren Vorsitzender. In dieser Funktion nahm er seither als Berater an Sitzungen des VDO-Vorstands teil und vertrat die VDO in verschiedenen kirchlichen Gremien, u.a. in der Konferenz der Seelsorgeamtsleiter der deutschen Diözesen. Im Jahr 2000 wählte ihn die Mitgliederversammlung zum Zweiten VDO-Vorsitzenden, ein Jahr später zum Ersten VDO-Vorsitzenden als Nachfolger von P. Dietger Demuth CSsR.

# Kontaktgespräch zwischen den Ordensobern-Vereinigungen VDO, VOB und VOD und der Deutschen Bischofskonferenz

11. Dezember 2002, Priesterseminar Mainz

Kardinal Lehmann eröffnete um 10.10 Uhr das Kontaktgespräch 2002 und hieß die angereisten Repräsentanten der Deutschen Bischofskonferenz und der Ordensobern-Vereinigungen willkommen. Die mit der Einladung übersandte Tagesordnung wurde angenommen.

## 1. Gestaltung der Kontaktgespräche auf Bistumsebene (TOP 2)

Bischof Dammertz brachte eine Tischvorlage mit Gesichtspunkten zur Gestaltung der Kontaktgespräche auf Bistumsebene ein, die demnächst auch dem Ständigen Rat vorgelegt werden soll. Von Ordensseite wurde das Papier begrüßt, das die in verschiedenen Vorgesprächen vorgetragenen Anliegen der Orden weitgehend berücksichtigt.
Zu Punkt 6 wurde von Ordensseite folgende Präzisierung gewünscht: „Eingeladen sind die Höheren Ordensobern und -oberinnen jener Gemeinschaften, die im (Erz-)Bistum vertreten sind. Das sind bei den Männerorden die Äbte, Provinziale und Regionaloberen, bei den Frauenorden die Äbtissinnen, General- und Provinzoberinnen und die Priorinnen der rechtlich selbständigen Häuser. ... ".
Zu Punkt 8 wurde die Formulierung vorgeschlagen: „... das Treffen jeweils abwechselnd in einem Haus des Bistums bzw. eines Ordens in der Diözese durchzuführen".

## 2. Sexueller Missbrauch Minderjähriger (TOP 4)

P. Langendörfer erläuterte die Entwicklung der öffentlichen Diskussion zur Frage des sexuellen Missbrauchs Minderjähriger durch Geistliche, die sich seit Frühjahr 2002 nach bekannt gewordenen Fällen in den USA auch in Deutschland zunehmend entwickelt habe. Die Bischofskonferenz habe sich als Reflex auf die öffentliche Debatte deshalb veranlasst gesehen, im Sommer eine Arbeitsgruppe einzusetzen zur Erarbeitung von Leitlinien, die bei der Herbst-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz verabschiedet worden sind. Auf die ursprünglich geplante Ergänzung der Leitlinien durch Ausführungsbestimmungen habe die Bischofskonferenz verzichtet, da dies mehr in die Zuständigkeit der einzelnen Diözesen falle. In der Öffentlichkeit sei honoriert worden, dass die katholische Kirche ein Regelwerk mit breiter Verantwortung in Kraft gesetzt hat, so dass nach den Erstbezichtigungen der Kirche im Frühjahr das Medieninteresse inzwischen etwas abgeklungen sei.
Bischof Dammertz wies auf die unterschiedlichen Rechtsverhältnisse in den USA und in Deutschland hin. Deshalb hätten sich die deutschen Bischöfe auch nicht den radikalen Weg der US-amerikanischen Bischöfe („Null Toleranz" mit sofortiger Entlassung priesterlicher Täter aus dem Klerikerstand) zueigen gemacht. Auch ein Täter habe ein Recht auf Rechtswahrung. Schuld und Strafe seien differenziert zu handhaben.
Die VDO sei nicht unberührt geblieben von den bekannt gewordenen Vorfällen im Ausland, erklärte P. Eric Englert. Auswirkungen hätten die Orden z.B. in Irland bereits deutlich zu spüren bekommen, nicht nur in finanzieller Hinsicht aufgrund hoher Regressforderungen von Opfern, sondern auch im Blick auf ihre Akzeptanz in der Öffentlichkeit und die nachhaltig gesunkenen Eintrittszahlen. In Deutschland habe man bisher keine nachteiligen Auswirkungen auf die Orden feststellen können.
Bereits im Juni habe sich die VDO bei der diesjährigen Vollversammlung der Ordensoberen mit der Frage des sexuellen Missbrauchs Minderjähriger durch Ordensmitglieder beschäftigt und die Erarbeitung einer

Handreichung für Ordensobere in Auftrag gegeben. Die von den deutschen Bischöfen kürzlich verabschiedeten Leitlinien habe man inzwischen auf die Verhältnisse im Ordensbereich hin adaptiert, wobei man sich weitgehend um Textgleichheit bemüht habe, um in der öffentlichen Wahrnehmung keine Bewertungsunterschiede zu provozieren, auch wenn man im Vorstand der VDO der Meinung gewesen sei, dass manche Aussagen der bischöflichen Leitlinien zu weit gingen (z.B. Empfehlung zur Information der Staatsanwaltschaft, was einer Anzeige gleich komme). Einige kirchenrechtliche Fragen bezüglich der Voruntersuchungen und des Meldeweges im Fall einer erforderlich werdenden Einschaltung der Glaubenskongregation würden derzeit noch geprüft, bevor die Ordensversion der Leitlinien den Höheren Oberen zugeleitet werden. Auf eine Veröffentlichung der Leitlinien über den Ordensbereich hinaus wolle die VDO bewusst verzichten, um nicht erneut das Medieninteresse anzufachen.
Darüber hinaus sei eine Handreichung für Ordensobere mit praktischen Hinweisen zu unterschiedlichen Fragestellungen bei Bekannt werden von Vorwürfen des sexuellen Missbrauchs Minderjähriger durch Ordensmitglieder bereits weitgehend fertiggestellt.
Es sei daran gedacht, den Ordensobern auf regionaler Ebene jeweils einen gemeinsamen Ansprechpartner vorzuschlagen, den man zum Beauftragten der eigenen Gemeinschaft ernennen könne, um zu vermeiden, dass sich jede der rund 100 Gemeinschaften selbst um einen Beauftragten bemühen muss. Für den Beraterkreis von Fachleuten, der einem Beauftragten zur Seite stehen soll, hoffe man auf eine Zusammenarbeit mit den Beraterkreisen auf diözesaner Ebene.
Für die VOD erklärte Sr. Maria Claudia Bos, dass das Thema als solches im Bereich der Frauenorden noch nicht ins Gespräch gekommen sei, obwohl die Schwestern davon sehr bewegt würden, weil sie die Tatbestände und die öffentliche Diskussion darüber als sehr belastend für die Kirche und auch für die Orden empfänden. Tatbestände sexuellen Missbrauchs Minderjähriger durch Ordensfrauen seien bisher nicht bekannt geworden; deshalb habe man seitens der VOD diesbezüglich auch noch keine Initiativen ergriffen.
Im Laufe der Beratung wurde beklagt, dass der Kirche aufgrund der öffentlichen Vorwürfe ihre moralische Prophetie genommen werde, wenn sie sich als Anwältin gegen sexuellen Missbrauch Minderjähriger in der Gesellschaft positioniert, über den in den Medien im Unterschied zu der vergleichsweise sehr geringen Anzahl von Missbrauchstatbeständen im kirchlichen Bereich kaum etwas berichtet würde.
Kardinal Lehmann riet zur Vorsicht vor unangemessenen Reaktionen aufgrund Aufsehen erregender Medienberichte. Bei akuten Fällen sexuellen Missbrauchs Minderjähriger müsse es vorrangig um den Opferschutz gehen, bei Fällen aus der Vergangenheit könne unter Umständen auch Kalkül um Geld mit im Spiel sein.

### 3. Bericht über aktuelle Entwicklungen im Bereich der Deutschen Bischofskonferenz (TOP 1)

3.1 Kardinal Lehmann sprach zunächst den z.T. schon vollzogenen bzw. in nächster Zeit noch anstehenden personellen Wandel in der Deutschen Bischofskonferenz an.
In Rom stehe ein Wechsel in der Leitung der Religiosenkongregation an, nachdem der derzeitige Kardinalpräfekt Martinez Somalo bereits 76 Jahre alt sei und voraussichtlich bald zurücktreten werde. Im Frühjahr stehe ggf. die Ernennung neuer Kardinäle an, in deren Zusammenhang möglicherweise die Ernennung eines neuen Präfekten der Religiosenkongregation erfolgen könne.
Bei seinem Besuch Anfang Dezember beim Heiligen Vater in Rom (zusammen mit Kardinal Meißner wegen des Weltjugendtages 2005 in Köln) sei der Papst aufgrund einer

täglichen Physiotherapie gesundheitlich in deutlich besserer Verfassung gewesen.

3.2 Die Strukturreform im Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz trage gute Früchte. Man arbeite nun an einer Straffung der z.T. langwierigen Vorgänge im Verband der Diözesen Deutschlands.

Das Erzbistum Berlin zeige wirtschaftlich inzwischen ähnliche Symptome wie die Stadt. Die früher hohen Zuschüsse und Subventionen würden zurückgeführt. Man habe inzwischen Kredite aufnehmen müssen, nachdem die Rücklagen erschöpft und verdeckte Reserven aufgebraucht seien. Wie man aus den Schwierigkeiten herauskommen könne, sei noch sehr ungewiss.

3.3 Die Sanierung des zahlungsfähig gewordenen Sozialkonzerns des Deutschen Ordens sei offenbar inzwischen unter Dach und Fach – außer dem ehemaligen Krankenhaus der Armen-Schwestern in Köln, wie Sr. Maria Claudia ergänzte, zu dem im Rahmen eines auf Anweisung Roms vorläufig gestoppten Zivilprozesses ein Vermittlungsverfahren laufe. Kardinal Lehmann befürwortete die Notwendigkeit einer Instanz zur Risikoprüfung für Einrichtungen im sozialen Bereich.

Sr. Cäcilia erinnerte an die noch ungelöste Frage, wie die Brüder und die Schwestern des Deutschen Ordens nach dem Desaster weiterhin miteinander leben können: Dies sei noch bedrängender als die finanziellen Fragen. Die Deutsch-Ordens-Schwestern seien über die Grenze ihrer eigenen Existenzsicherung in Mithaftung genommen worden, obwohl sie als selbständige Ordensgemeinschaft und ohne jeden zivilrechtlichen Haftungszusammenhang keine wie auch immer geartete Mitverantwortung am Zusammenbruch der Deutsch-Ordens-Werke trügen. Kardinal Lehmann sagte zu, prüfen zu lassen, was man zugunsten der Deutsch-Ordens-Schwestern (ggf. auch in Rom) tun könne, deren rund 130 Schwestern sehr unter dem auf sie ausgeübten Druck – auch in finanzieller Hinsicht – leiden.

## 4. Orden und Klöster als geistliche Zentren

4.1 Im Kontext einer von verschiedenen bischöflichen Kommissionen getragenen Veranstaltung zum Thema „Personal und Pastoral in neuen Räumen", an der auch die Vorsitzenden von VDO und VOD teilgenommen hatten, habe sich die VDO bei ihrer diesjährigen Vollversammlung damit beschäftigt, berichtete P. Englert, welche Möglichkeiten es für Orden und Klöster gibt, sich in einer im Wandel begriffenen pastoralen Landschaft als geistliche Zentren einzubringen. Dazu habe man verschiedene, bereits gut umgesetzte und etablierte Modelle studiert (Dominikaner in Braunschweig, Benediktiner in Münsterschwarzach, Salesianer Don Boscos in Benediktbeuern, Kapuziner in Frankfurt, Canisianer in Recklinghausen) und Kriterien für geistliche Zentren im Ordensbereich entwickelt. Der Begriff „geistliches Zentrum" dürfe jedoch nicht als „Gütesiegel" missverstanden und inflationär (z.B. für jede Ordensniederlassung) verwendet werden. Man sei aber im Ordensbereich überzeugt davon, dass kategoriale Orte wie die Klöster in einer geänderten pastoralen Landschaft deutlich an Bedeutung gewinnen.

Seitens der Orden wünsche man sich eine intensivere Kooperation zwischen den Bistums- und Ordensleitungen. Es gebe immer noch zahlreiche diözesane Personal- und Pastoralpläne, die ohne aktive Beteiligung der Ordensgemeinschaften in den betroffenen Regionen entstanden seien bzw. fortgeschrieben würden. Die Planungen auf Ordensseite – gerade bei neuen Schwerpunktsetzungen und Auflösung von Standorten – müssten im Gegenzug auch die Interessen der Bistümer mehr berücksichtigen. Ebenso sei eine bessere Abstimmung unter den Orden wünschenswert, um zu vermeiden, dass es aufgrund mehrerer Rückzüge künftig Regionen ganz ohne Ordenspräsenz gebe. Diesbezüglich habe man ein Pilotprojekt in Bayern gestartet, um Ordensobere zu gemeinsa-

mer Planung und Absprache an einen Tisch zu holen und die Entwicklung auch mit mehreren Bischöfen (z.B. auf der Ebene einer Kirchenprovinz) abzustimmen. Diesbezüglich wolle man demnächst auf die beiden bayerischen Metropoliten zugehen, um zu hören, wo und wie eine Präsenz und Mitwirkung von Orden erwünscht und gewollt ist.

4.2 Für die VOD berichtete Sr. Agnes über einige Erfahrungen von „kleinen geistlichen Zellen", die häufig in Frauengemeinschaften zu finden sind.

„Kleine geistliche Zellen" sind häufig Treffpunkte für bestimmte Zielgruppen und vielfältig in ihren Angeboten, jedweder Art. Wichtige Kennzeichen solcher kleinen Zellen sind das Präsentsein, das Dabeibleiben in Krisensituationen, die Weggemeinschaft und die individuelle Gastfreundschaft. Sie teilen Alltag und Gebet, haben bestimmte Ansprechpartnerinnen für persönliche Fragestellungen der Gäste, damit diese sich persönlich angenommen fühlen in Fragen- und Krisensituationen oder in „Burn-out"-Situationen. Dieses Angebot in Form persönlicher Begleitung wird gern von Priestern und pastoralen MitarbeiterInnen gesucht und angenommen. Meist gibt es weniger bis keine festen Angebote, sondern für die Kommenden gilt: „Hier darf ich einfach sein und mitleben, mitbeten oder mich vom Gebet der Gemeinschaft tragen lassen. Hier kann ich meinen eigenen Weg gehen und bin doch getragen. Hier erlebe ich Gemeinschaft im Glauben und kann meine eigene Spiritualität finden und leben. Hier finde ich neue Weisen, meinen Alltag mit Gott in Berührung zu bringen." Dies ist besonders wichtig als Angebot für Menschen ohne direkten Gemeinde- oder Kirchenbezug.

„Kleine Geistliche Zellen" werden in der Regel von den Gästen als solche identifiziert. Sie sind in der Regel nicht institutionell verankert und werden wenig bis gar nicht von kirchlicher Öffentlichkeit wahrgenommen. Meist sind sie auch (gewolltermaßen) nicht in regionale Pastoralpläne eingebunden.

Beispielhaft sei ein Angebot von „geistlichen Zellen" genannt, das versucht, aus der Perspektive eines „Seitenwechsels", an der Seite der „Armen" das Evangelium zu hören und zu verstehen.. Hierdurch eröffnen sich auf Dauer zwar kleine aber neue „pastorale Räume" z.B. für verhaltensauffällige Kinder, Obdachlose und Menschen in schwierigen sozialen Milieus oder menschlichen Krisensituationen Dieses Engagement geschieht informell und ehrenamtlich.

4.3 Br. Bernward wies darauf hin, dass die Brüderorden vorwiegend im sozialen Bereich tätig seien. Man habe z.B. Seelsorgeteams in Krankenhäusern etabliert, um damit sowohl Patienten wie deren Angehörige begleiten zu können (Sinnfrage, Sterbe- und Trauerbegleitung). Darüber hinaus engagieren sich die Brüderorden z.B. bei der Obdachlosenbetreuung (für die, die zum Krankenhaus kommen und die, die man unter den Brücken aufsuchen muss). Deren Betreuung erfolgt in Absprache mit den Krankenkassen medizinisch, aber auch sozial und spirituell. Den Brüderorden stünden z.T. auch Gästehäuser zur Verfügung, die gern zu geistlichen Erholungsaufenthalten genutzt werden.

4.4 P. Entrich wies darauf hin, dass die Diözesanpastoral in einer Fließbewegung sei. Es gebe Regionen mit zahlreichen Priestern und wenigen Christen und umgekehrt Regionen mit vielen Christen ohne Priester. Aus der Personalnot entstehe – auch bei den Orden – die Herausforderung, sich zu konzentrieren. Es gelte, die Herausforderung aufgrund dieses Mangels konstruktiv zu nutzen. Daher stelle sich die Frage nach der Gestaltung neuer Räume und nach den Kriterien z.B. bei der Auflösung von Häusern (Warum geht ein Orden aus einer bestimmten Region weg?).

Bischof Dammertz ermutigte die Orden, entsprechend dem Pilotprojekt der VDO in Bayern unter sich initiativ zu werden und auf die Bischöfe bzw. Metropoliten zuzugehen.

## 5. Zentrum für Berufungspastoral (TOP 5)

Aus gesundheitlichen Gründen und im Blick auf den Weltjugendtag 2005 möchte der bisherige Leiter des Zentrums für Berufungspastoral, Dr. Rainer Birkenmeier, der 1999 für eine weitere 5-jährige Amtszeit gewählt worden war, schon ein Jahr früher aus dem Amt scheiden. Bischof Dammertz hatte im Vorfeld der Suche nach einem Nachfolger bei den Sekretariaten der Ordensobern-Vereinigungen und den Diözesanstellen angefragt, welche Bedeutung das Zentrum für Berufungspastoral habe, und positive Rückmeldungen erhalten. Das Profil für die Birkenmeier-Nachfolge laute: Man suche einen Mann mit theologischer und spiritueller Kompetenz, dem die Berufungspastoral am Herzen liege, der teamfähig ist und einen Draht zu den Diözesandirekten und Regenten der Priesterseminare habe. Er müsse inspirieren und vernetzen und auf die Zusammenarbeit mit den Orden bedacht sein. Der Prozess des Suchens laufe noch. Den Vorzug habe traditionell ein Freiburger Diözesanpriester; man habe aber auch alle Diözesandirektoren und die Orden um Mithilfe bei der Suche eines Nachfolgers gebeten.
P. Eric sprach Dr. Birkenmeier namens der Orden Anerkennung und Dank für sein großes Engagement aus. Er habe die Anliegen der Orden immer im Blick gehabt und wichtige Impulse gesetzt, z.B. durch das von ihm initiierte „Promotionsteam".
Auf die Anfrage aus der Runde, ob mit einer Neubesetzung der Stelle ein Wandel im Profil des Zentrums für Berufungspastoral einhergehe, verwies Bischof Dammertz auf den erst 1999 beschlossenen Grundlagentext „Berufungspastoral", der den Auftrag des Zentrums beschreibt und an dem sich nichts geändert habe. P. Wolfgang erinnerte an den damaligen Namenswechsel (früher: „Informationszentrum Berufe der Kirche"; jetzt: „Zentrum für Berufungspastoral") und betonte die Notwendigkeit einer stärkeren Akzentuierung der geistlichen Berufe. Dies schmälere nicht die Bedeutung von kirchlichen Berufen für Laien. Ohne Priester und Ordensleute in der Kirche büßten jedoch auch die Laien an Bedeutung ein.

## 6. Informationen aus der VDO (TOP 6)

6.1 Zum Thema „Ordenshochschulen" äußerte sich P. Bihlmayer und erinnerte an die schon seit 1998 laufenden, bisher aber immer noch nicht erfolgreichen Bemühungen, die Finanzierung der ordensgetragenen Hochschulen in Benediktbeuern und München auf eine andere Basis zu stellen, nachdem die Träger bisher etwa rund 90 % aller Kosten aus Eigenmitteln finanziert hätten, was künftig – auch aufgrund stetig steigender Hörerzahlen und damit auch steigender Kosten – nicht mehr durchzuhalten sei. Der Staat habe grundsätzlich einer Drittel-Lösung zugestimmt, erwarte aber als ‚conditio sine qua non' eine angemessene Beteiligung der Kirche. Entsprechende Verhandlungen seien mit der Bayerischen Bischofskonferenz geführt worden, die wegen der Bedeutung und Einzigartigkeit der beiden Hochschulen in Deutschland auf den Verband der Diözesen Deutschlands hingewiesen hätten. Ein Antrag sei gestellt worden, bisher aber noch unbeantwortet geblieben.
Kardinal Lehmann stimmte zu, dass seitens des Verbandes etwas geschehen müsse, schon auch um das staatliche Mitfinanzierungsangebot nutzen zu können. Trotz höherer Anforderungen und sinkender Bistumsabgaben müsse der Schlüssel zur Verteilung der Verbandsmittel für die Hochschulfinanzierung überdacht werden. P. Langendörfer empfahl, sich der Unterstützung der Kommission VIII und der Bayerischen Bischofskonferenz zu vergewissern, um alsbald strategische Überlegungen zu einer Umorientierung hinsichtlich der Hochschulfinanzierung für das Haushaltsjahr 2004 anstellen zu können, für das bereits ab Frühjahr 2003 die Planung beginnt.
6.2 Die in der ODIV zusammengeschlossenen Ordensschuldirektorinnen und

-direktoren beklagen zum einen, so berichtete P. Eric, den Austritt bisher ordensgetragener Schulen, sobald sie in die Trägerschaft eines Bistums übernommen werden, zum anderen wünscht sich der Vorstand der ODIV eine intensivere Zusammenarbeit mit der Kommission der Leiter der diözesanen Schulabteilungen (KoLeiSchA). Ein besonderes Problem für Ordensschulen sei die Abwanderung guter Lehrkräfte aufgrund von Verbeamtungsangeboten der Länder und zunehmend auch der Bistümer.
Kardinal Lehmann wies darauf hin, dass das Bistum Mainz mit der eingeführten Verbeamtung von Lehrern im Kirchendienst eine Reaktion auf die staatliche Nachfrage sei, mit der eine Abwanderung verhindert werden soll; Mainz habe keine reinen Ordensschulen mehr und habe außerdem errechnet, dass eine Verbeamtung unterm Strich nicht teurer komme als früher.

6.3 Zum Thema „Wirtschaftsaufsicht" und „Novellierung der Rahmen-MAVO" äußerte sich P. Wolfgang und wies auf die im Kontext von Insolvenzen kirchlicher Sozialwerke (CTT, DO, Kolping Sachsen) forcierten Bemühungen um eine angemessene wirtschaftliche Aufsicht über soziale Einrichtungen hin, in die sich die Orden eingeschaltet hatten, nachdem die zu beachtenden Besonderheiten bei Sozialeinrichtungen in der Trägerschaft von Orden päpstlichen Rechts zunächst nicht berücksichtigt wurden. Im Gespräch mit Vertretern der Arbeitsgruppe der Kommission XIII und des Verbandes der Diözesen Deutschlands habe man inzwischen Einvernehmen erzielt für ein miteinander abgestimmtes Vorgehen bei der Entwicklung von Empfehlungen an die Träger sozialer Einrichtungen und der Formulierung einer Handreichung.
Aus Ordenssicht gebe es erhebliche Vorbehalte gegen den derzeitigen Stand der Novellierungsvorschläge der Rahmen-MAVO, insbesondere in der Frage der neu aufgenommenen Informationspflicht des Trägers in wirtschaftlichen Angelegenheiten (§ 27 a). Die schon bei der Anhörung im April 2002 angemahnte Sonderregelung für Ordensgemeinschaften als Träger von Einrichtungen sei in den Novellierungsentwurf nur sehr verklausuliert aufgenommen worden (§ 27a Abs. 1 Satz 4).
Mit der geplanten Novellierung kämen außerdem zusätzliche Kosten auf die Träger zu (z.B. durch die Ausweitung der Freistellungsregelungen nach § 15 Abs. 4), ohne dass etwas darüber gesagt werde, wie betroffene Ordensgemeinschaften mit solchen Zusatzkosten umgehen können. Ingesamt habe man den Eindruck, dass mit der Novellierung weitgehend Bestimmungen des staatlichen Betriebsverfassungsgesetzes bzw. des Personalvertretungsrechts übernommen und z.T. noch überboten werden.
Kritisch angemerkt wurde aus Ordenssicht auch das offenbar unabgestimmte Vorgehen im Bereich des Caritasverbandes, bei dem z.T. wenig Rücksicht genommen werde auf die Belange von Ordensgemeinschaften als Träger von Sozialeinrichtungen. Im Diözesan-Caritasverband München beispielsweise existierten Entwürfe für neue Bestimmungen zur Zusammenarbeit der angeschlossenen Mitglieder mit dem DiCV, durch die die Mitgliedsorganisationen u.a. verpflichtet werden sollen, dem Caritasverband ein Mitwirkungsrecht bei künftigen Änderungen ihrer Satzungen einzuräumen und ihm als Aufsichtsinstanz jährlich Zahlen und Bilanzen vorzulegen.
Von Ordensträgern sozialer Einrichtungen werde in diesem Zusammenhang kritisiert, dass der Caritasverband offenbar gelegentlich zu vergessen scheint, dass er neben seiner Aufgabe als Spitzenverband auch selbst Träger sozialer Einrichtungen ist und damit „Konkurrent" anderer kirchlicher Träger innerhalb des Spitzenverbandes sei, dem man nicht ohne weiteres alle Zahlen und Daten offenbaren wolle. Kritisiert werde ebenfalls die Entwicklung des mehr und mehr unbezahlbar werdenden „Caritastarifs", weshalb zunehmend über Ausgliederung von Sparten bis hin zur Bildung eines unabhängigen Spitzenverbandes nachgedacht werde. Der so genannte „Dritte Weg"

werde von Ordensseite nicht grundsätzlich in Frage gestellt, müsse aber handhabbar und finanzierbar bleiben. Die derzeitigen Entwicklungen (Novellierung der Rahmen-MAVO, Fortschreibung der Arbeitsvertrags-Richtlinien, Forderung einer spitzenverbandsinternen Wirtschaftsaufsicht etc.) würden in eine andere Richtung weisen.
Auch Bischof Dammertz bestätigte das wachsende Unbehagen bei diözesanen Trägern und Arbeitgebern gegen Entwicklungen im MAVO-Bereich und die immer mehr steigende Kostenseite. Zu befürchten sei außerdem, dass der „Dritte Weg", der auf dem verfassungsmäßigen Recht der Kirchen zur Selbstgestaltung der inneren Angelegenheiten basiert, mit dem EU-Recht nicht in Einklang zu bringen sei. P. Entrich warnte davon, dass die steigenden Personalkosten, die z.T. bereits jetzt schon 80 % der Gesamtkosten kirchlicher Einrichtungen ausmachen, in absehbarer Zeit den Sachkostenhaushalt völlig auffressen. – P. Langendörfer sagte eine Überprüfung der vorgetragenen Kritik am Stand der Novellierung der Rahmen-MAVO zu. Kardinal Lehmann wies darauf hin, dass als Nächstes ein Studientag der Bischofskonferenz über „Caritas und verfasste Kirche" geplant sei.

6.4 Die Erinnerung an den Reichsdeputations-Hauptschluss und die damit einher gehende Säkularisation vor 200 Jahren dürfe nach Ansicht der Orden nicht nur wissenschaftlich untersucht, sondern müsse auch im Blick auf die bis heute spürbaren praktischen Folgen für die Orden gesehen werden, erläuterte P. Eric. Ursprünglich sei deshalb zunächst eine gemeinsame Veranstaltung von Bischofskonferenz und Ordensobern-Vereinigungen als öffentlicher Teil eines Ende Februar 2003 in Mainz stattfindenden wissenschaftlichen Symposiums von Ordens- und Kirchenhistorikern geplant gewesen, was Kardinal Lehmann beim letzten Kontaktgespräch nachdrücklich unterstützt hatte. Inzwischen habe man nach Gesprächen mit P. Langendörfer und Dr. Ilgner mehrere Varianten für eine gemeinsame Veranstaltung erwogen, aber keine zufriedenstellende Lösung gefunden. Das Mainzer Symposium von Wissenschaftlern finde zwar statt, jedoch ohne die ursprünglich geplante öffentliche Veranstaltung von Bischofskonferenz und Ordensobern-Vereinigungen. Die VDO werde dem Thema „Säkularisation" am Eröffnungstag ihrer Vollversammlung Ende Juni 2003 in St. Ottilien breiten Raum geben, außerdem weise man auf zahlreiche dezentrale Veranstaltungen zur Säkularisation im kirchlichen und staatlichen Bereich hin.

6.5 Wie bereits angekündigt hat die VDO in ihrem Bamberger Generalsekretariat eine Stelle für Medien- und Öffentlichkeitsarbeit geschaffen, die seit September 2002 besetzt ist. Aufgabe des neuen Referenten sei neben der Imagewerbung für das Ordensleben die Pflege der gemeinsamen Internet-Plattform der Orden <orden.de> mit Informationen über Orden und Gemeinschaften und auch die Redaktion der gemeinsamen Zeitschrift Ordenskorrespondenz. Die seit längerem angestrebte Intensivierung der Zusammenarbeit der Generalsekretariate von VDO und VOD werde bei gemeinsamen Beratungen der Vorstände der Ordensobern-Vereinigungen immer mehr konkretisiert.

6.6 Bei der VDO-Vollversammlung Ende Juni 2003 werde es einige Veränderungen im Vorstand geben. P. Eric Englert und P. Herbert Bihlmayer beenden Mitte 2003 ihre Amtszeit als Provinziale; deshalb sind Nachwahlen für das Amt des 1. und des 2. Vorsitzenden der VDO erforderlich. Thematisch werde man sich im Studienteil der Vollversammlung mit dem Thema „Erfahrungen von heute – Herausforderung für morgen" beschäftigen und dabei neben Fachleuten aus dem Bereich der Soziologie auch jüngere Ordensleute zu Wort kommen lassen, für deren Zukunft heute die Weichen zu stellen sind.

## 7. Informationen aus der VOB (TOP 7)

7.1 Br. Bernward lobte die seit Jahren bestehende gute Kooperation der VOB mit

der VDO, die auch für die Brüderorden tätig werde, z.B. bei der internen Kommunikation (Rundschreiben), der Organisation der Jahrestagungen, der individuellen Beratung durch das Generalsekretariat und der Außenvertretung gemeinsamer Anliegen und Interessen.
Bei der Mitgliederversammlung 2002 habe die VOB einen neuen Vorstand gewählt. Nachfolger des 12 Jahre lang amtierenden VOB-Vorsitzenden Br. Thomas Bischop, der nach seiner Amtszeit als Generalleiter der Canisianer kürzlich eine neue Aufgabe in Mexiko angetreten habe, sei er – Br. Bernward Elsner –, der bisher schon 18 Jahre lang Generalsekretär der VOB neben seiner Aufgabe als Generaloberer der Barmherzigen Brüder von Mariahilf in Trier gewesen sei. Thematisch habe man sich bei der Mitgliederversammlung in diesem Jahr mit der Frage der christlichen Prägung in den ordensgetragenen Einrichtungen beschäftigt, wenn dort keine Ordensleute mehr präsent sein können. Ad experimentum habe man bei einigen Trägern inzwischen so genannte „weltliche Obere" anstelle der Brüderpräsenz eingesetzt, die vor allem für die „weichen Faktoren" (christliche Prägung, Menschlichkeit, Umsetzung der Ordensspiritualität, Trägerinteressen) zuständig seien.
P. Entrich bezeichnete dieses Modell zwischen den Extremen „Alles" oder „Nichts" als einen interessanten Weg in die Zukunft, wie man Ordensidentität und Gründungscharisma gestaltend durchhalten könne durch „anwaltliche Tätigkeit" und stellvertretende Präsenz. Er bat darum, der Bischofskonferenz die von den Barmherzigen Brüdern von Trier diesbezüglich entwickelten Richtlinien zur Verfügung zu stellen.

## 8. Informationen aus der VOD (TOP 8)

8.1 Sr. Maria Claudia berichtete über die Arbeitsschwerpunkte des VOD-Vorstands und den Themenzyklus „Dem Leben Raum geben ...", der die Jahrestagungen der VOD seit 2001 inhaltlich prägt: 2001 „... als OrdensFrau", 2002 „Gelübde heute leben", 2003 „Gemeinschaft heute leben" und 2004 „Ordensleben bei zunehmender Globalisierung". Sie erläuterte ausführlich die jeweiligen thematischen Akzente, die auf die Feier des 50-jährigen Bestehens der VOD im Jahr 2004 zulaufen.
Bei der nächsten Mitgliederversammlung 2003 stünde die turnusmäßige Neuwahl des ganzen VOD-Vorstands an.
8.2 Sr. Cäcilia informierte darüber, dass in Verhandlungen der VOD und des Katholischen Büros Berlin mit dem Bundesarbeitsministerium einvernehmlich eine pragmatische Zwischenlösung für den Aufenthalt und das Tätigwerden ausländischer Ordensschwestern in Deutschland gefunden worden sei (Bestandssicherung, Rotationslösung), die offiziell als vorläufige Regelung bis zum Inkrafttreten des neuen Zuwanderungsgesetzes gilt. Allerdings müsse die Praxis als eher chaotisch bezeichnet werden; die Handlungsbandbreite bei staatlichen Ämtern und Behörden vor Ort und bei kirchlichen Einrichtungen und Trägern, die sich um das Tätigwerden oder -bleiben ausländischer Schwestern bemühen, sei sehr groß.
Die Aufgaben der „Vereinigung katholischer Orden zur Förderung internationaler Solidarität" (VKO), dem die allermeisten ausländischen Schwestern in Deutschland als Mitglieder angehören, hätten sich mittlerweile gewandelt: Früher sei es ausschließlich um Steuer- und Rechtsfragen gegangen, jetzt beschäftige man sich zunehmend mit Fragen der Integration und Inkulturation der Schwestern in Deutschland. Dazu gebe es erste Ansätze in Kooperation mit der Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe (AGEH) in Köln. Man unterscheide dabei zwischen ausländischen Ordensmitgliedern in deutschen Kommunitäten und solchen, die hier eigene Kommunitäten bilden.
8.3 In weniger als 10 Jahren werde es nach neuen Hochrechnungen von derzeit ca. 29.000 Schwestern in Deutschland nur etwa 2.500 geben, die noch nicht im Rentenalter

seien, darunter etwa gleich viele Schwestern deutscher und ausländischer Herkunft. Die relativ kleine Gruppe der jüngeren Schwestern müsse man intensiver in den Blick nehmen (Gefahr der Isolation, Vereinzelung). Sie werden angesichts der großen Zahl alt werdender Schwestern und alternder Gemeinschaften nicht diejenigen sein, die in 10 Jahren die heute noch von den Gemeinschaften getragenen Einrichtungen leiten werden. Deshalb werde an Modellen gearbeitet, wie man die Identität von ordensgetragenen Einrichtungen erhalten kann, auch wenn die Ordensleute aus dem aktiven Dienst ausscheiden bzw. nicht mehr unmittelbar in den Einrichtungen präsent sein können.

8.4 Bei zahlreichen Frauenorden gebe es in unterschiedlichen Stadien Überlegungen und Bemühungen zur Zusammenführung von Provinzen und Regionen – sowohl innerhalb Deutschlands wie auch grenzüberschreitend auf europäischer Ebene. Die Suche nach einem gemeinsamen Weg mache oft die Unterschiedlichkeit der bisherigen Prägung von Provinzen der gleichen Kongregation deutlich. Deshalb gebe es einen großen Bedarf an Austausch und Begleitung. Man habe zwar inzwischen einige Erfahrung im Umgang mit Rechtsfragen, die sich bei einer angestrebten Fusion von Provinzen auf nationaler und internationaler Ebene ergeben, es fehle aber weitgehend noch die Erfahrung, wie ein Fusionsprozess auf menschlicher und spiritueller Ebene zu bewältigen sei.

8.5 Neue Erfahrungen machten inzwischen auch Gemeinschaften, die in den 50er und 60er Jahren von Deutschland aus Missionen in Übersee gegründet hatten. Der deutsche Teil dieser Gemeinschaften in Deutschland habe immer starken Einfluss gehabt, komme jedoch aufgrund des ausbleibenden Ordensnachwuchses sehr ins Alter, während der ausländische Teil dieser Gemeinschaften eine zunehmende Eigendynamik gewinnt und die Schwestern dort Verantwortung übernehmen wollen (und müssen): in ihrem eigenen Land und zunehmend (wo es noch möglich ist) auch in der deutschen Leitung. So genannte „Missionsprovinzen" wollten jedoch z.T. nicht in die Selbständigkeit (wohl auch aus finanziellen Gründen). Daraus ergebe sich allerhand Konfliktpotential in diesen Gemeinschaften.

## 9. Verschiedenes (TOP 9)

9.1 Als Termin für das Kontaktgespräch 2003 wurde vereinbart: Freitag, 12. Dezember 2003, 10.00 Uhr bis 16.00 Uhr, im Priesterseminar Mainz.

9.2 Weltjugendtag 2005 in Köln – P. Entrich informiert über den Stand der Vorbereitungen des Weltjugendtages 2005 in Köln, der in zwei Phasen verlaufen und im Besuch des Papstes kulminieren werde. Der Weltjugendtag sei eine römische Veranstaltung in Deutschland mit genau festgelegter Methodologie. Die Deutsche Bischofskonferenz sei bei der ersten Phase in der Vorwoche gefragt, einen jugendpastoralen Impuls zu geben, wenn junge Leute aus aller Welt in die Bistümer eingeladen sind und uns in Deutschland begegnen werden. Dies sei die zu nutzende Chance zu Impulsen für unsere Jugendarbeit. Bei der 2. Phase des Weltjugendtages gebe es wenig Spielraum, weil diese Tage nach einer von Rom genau festgelegten Dramaturgie verlaufen, während der es keine Parallelveranstaltungen geben kann.

Nach ersten Kontakten mit dem römischen Laienrat sei in Deutschland ein lokales Organisationskomitee mit 10-12 Personen gebildet und ein Vorstand berufen worden (Feldhoff und Koch vom Erzbistum Köln, Langendörfer und Entrich von der DBK). Darüber gebe es ein bischöfliches Gremium (Lehmann, Meisner, Bode). Rechtsträger sei eine eigene GmbH mit dem Erzbistum Köln und dem Verband der Diözesen Deutschlands als Gesellschafter; es gebe einen eigenen Stellen- und Finanzierungsplan.

Ende Januar 2003 werde es in Fulda eine Informationsveranstaltung für alle jene geben,

die über den Weltjugendtag 2005 informiert sein wollen und dabei mittun möchten. Den Orden, die durch die AGJPO an der Gestaltung des Weltjugendtages mitwirken wollen, empfahl P. Entrich, nicht auf eigene Faust zu handeln, sondern im Rahmen bestehender Möglichkeiten eine aktive Rolle zu übernehmen.

9.3 Tagung „Frauen in verantwortlicher Stellung in der Kirche". Die Tagung im Oktober 2002 sei, so berichtete P. Entrich, sehr kommunikativ und interessant gewesen, auch wenn es inhaltlich nicht sehr viel Neues gegeben habe. Nach Jahren der partiellen Gespräche habe man mit dieser Tagung versucht, für das Thema eine breitere Plattform zu finden. Die Präsenz und Mitwirkung des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz und mehrerer Bischöfe habe sehr ermutigend gewirkt. Auch die VOD sei in die Tagung eingebunden gewesen.

9.4 Projekt „Offene Kirchen – Brennende Kerzen – Deutende Worte". Damit das allgemein sehr gut aufgenommene Papier „Zeit zur Aussaat" keine bloß pastoraltheologische Lyrik bleibe, habe man sich konkret auf die Suche gemacht nach den Orten evangelisierender Pastoral. Die von der Diözese Hildesheim im Gespräch mit der evangelischen Kirche thematisierte Frage nach den offenen Kirchen sei mittlerweile zu einer Initiative auf Bundesebene geworden, wobei es theologisch um die Kristallisationspunkte „Raum", „Zeichen" und „Wort" gehe. Die katholische Kirche habe mit ihren Kirchenräumen einen Schatz, der z.B. nach dem 11. September oder dem Amoklauf in einem Erfurter Gymnasium von den Menschen gesucht und genutzt wurde; es hätten jedoch z.T. die deutenden Worte gefehlt.

Fünf Bistümer (Hildesheim, Aachen, München, Freiburg, Berlin) hätten mittlerweile Aktionen geplant, die vor allem von der Tourismus- und Freizeitpastoral getragen werden mit dem Ziel, Kirchen zu öffnen und Kirchenraum sichtbar und erfahrbar zu machen. Die Bischofskonferenz plane für Herbst 2003 dazu eine Publikation.

9.5 Informationen zum Jahr der Bibel 2003. Frau Dr. Tigges erläutert anhand des Bibelmagazins das Programm und die Möglichkeiten des „Jahres der Bibel" von der Eröffnung in Dresden am 1.1.2003 bis zum Ende am 28.12.2003 in Mainz. Es gebe zahlreiche Höhepunkte, einer davon sei der Ökumenische Kirchentag in Berlin. Die „Bibel-Box" könne man für jeweils eine Woche mieten, manche Diözesen hätten (wie Augsburg) statt dessen eine Ausstellung gekauft, die ganzjährig an verschiedenen Orten gezeigt werden könne. Frauen würden in verschiedenen Diözesen und Verbänden ein „Lydia-Fest" vorbereiten. Es gebe eine gute Zusammenarbeit mit den deutschsprachigen Nachbarländern. Das Informationsmaterial werde sehr stark nachgefragt, überraschend viel auch aus dem katholischen Bereich.

9.6 Ökumenischer Kirchentag 2003 in Berlin. Die angestrebte Zusammenarbeit katholischer Orden und evangelischer Kommunitäten sei nach übereinstimmender Wahrnehmung von Frau Dr. Tigges und den Sekretären der Ordensobern-Vereinigungen im Detail bisher oft mühsam gewesen. Man finde aber einen guten Weg im „Geistlichen Zentrum" und eine gezielte Einbindung auf der „Agora". Die Orden hatten eine vierköpfige Arbeitsgruppe eingesetzt, die in zahlreichen Treffen und Kontakten zum ZdK und den Veranstaltern in Berlin gute Vorarbeit für eine gemeinsame Präsenz der Orden beim ÖKT geleistet haben. Dieses Team soll auch für die Orden beim Katholikentag 2004 in Ulm tätig werden.

Man habe die Hoffnung, dass etwas über den Kirchentag hinaus durchträgt, auch wenn die Lernprozesse im Blick auf den Kirchentag oft sehr mühsam seien. Kardinal Lehmann erinnerte daran, dass es im Blick auf erkennbar werdende Vorurteile noch viel zu tun gebe für die Ökumene, die längst noch nicht überall praktiziert werde, wo dies möglich ist.

Kardinal Lehmann schloss kurz vor 16.00 Uhr die Beratungen. Er dankte für den gu-

ten Verlauf des Gespräches und dankte besonders den im kommenden Jahr scheidenden Ersten und Zweiten Vorsitzenden der VDO (P. Englert, P. Bihlmayer) und der VOD (Sr. Maria Claudia Bos, Sr. Agnes Lanfermann). Er gab allen gute Wünsche mit auf den Weg für die noch verbleibende Adventszeit, für ein gnadenreiches Weihnachtsfest und für einen guten Start ins neue Jahr.

Protokoll: P. Wolfgang Schumacher O.Carm.

Mainz, den 06.02.2003

Karl Kardinal Lehmann
Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz

## Neuer Leiter des Zentrums für Berufungspastoral

Peter Birkhofer, derzeit Geistlicher Mentor in der Studienbegleitung für Laientheologen, wurde mit Wirkung vom 01.10.2003 für die laufende Amtsperiode bis zur Herbst-Vollversammlung 2006 zum Leiter der Arbeitsstelle der Deutschen Bischofskonferenz für die Pastoral der geistlichen Berufe und kirchlichen Dienste (Zentrum für Berufungspastoral) berufen. Er tritt die Nachfolge des bisherigen Leiters der Arbeitsstelle, Dr. Rainer Birkenmeier an. Peter Birkhofer ist Priester des Erzbistums Freiburg.

## Online-Führer durch die deutschen Ordensarchive

Seit April 2002 besitzt die Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive (AGOA) einen eigenen Internetauftritt unter der Domain http://www.ordensarchive.de. Neben der eigenen Vorstellung dieser Arbeitsgemeinschaft der drei deutschen Ordensobernvereinigungen der katholischen Priester-, Brüder- und Frauenorden beinhaltet das Angebot ein Linkverzeichnis, das vornehmlich den Ordensarchivaren erste Adressen und Hilfsmittel für ihre tägliche Arbeit an die Hand geben soll. Dieses gliedert sich in Hinweise auf Aus- und Fortbildung, Online-Periodika, Archivierung und Findmittelerstellung, Bestandserhaltung, archivarische Berufsverbände, Online-Bibliografien, Archive im Internet, kirchliches Archivwesen im Speziellen sowie auf Forschungen zur Ordensgeschichte.

Den Kern des Angebots stellt ein Portal zu den teilnehmenden Ordensarchiven dar. Über die abrufbare Archiv- und Bestände-übersicht der AGOA erhält der potenzielle Benützer an seinem PC Informationen zu den Beständen der Archive sowie Daten zu Anschrift, Öffnungszeiten, Träger, Veröffentlichungen zum Archiv oder seinen Beständen, archivischer Zuständigkeit sowie zu Findmitteln. Die Erhebung der Daten erfolgte mittels einheitlicher Fragebogen, die von den Ordensarchivaren ausgefüllt und an den Internetbeauftragten der AGOA gesandt wurden.

An diesem Projekt nehmen bislang 47 Ordensarchive in Deutschland, Osterreich, der Schweiz und Italien teil (Stand: 01.01.2003). Die Archive sind in der ersten Gliederungsebene nach Priester-, Frauen- und Brüderorden aufgeteilt. In einer weiteren Ebene sind die einzelnen Archive nach Ordensgenossenschaften zu ermitteln. Eine Suche nach Regionen ist nur insofern möglich, als man über den Index die Orte aufrufen kann, die als Archivsitze indexiert sind. Sofern die einzelnen Archive E-Mail-Adressen oder eigene Internetangebote besitzen und dem Webmaster mitgeteilt haben, sind auf diese Links gesetzt. Über ein Feld „Recht" in der Fußleiste der Bildschirmansicht ist die Ordensversion der kirchlichen Archivanordnung einzusehen, die auch bei den Ordensgenossenschaften, die sie noch nicht förmlich in Kraft gesetzt haben, ein Orientierungsrahmen für die Archivbenutzung sein kann. Das Feld „Texte" bietet Links zu Ein-

zelbeiträgen und Zeitschriften, die von allgemeinem archivischen oder speziellem ordensarchivischen Interesse sein dürften. Eine Hilfefunktion setzt dem Benutzer den Aufbau der Präsentation bei Bedarf noch einmal ausführlich auseinander.
Das Angebot wird nach den bislang erhobenen Benutzungsstatistiken vorwiegend von Internetnutzern aus Deutschland aufgerufen. Unter den ausländischen Nutzungen ragt Italien hervor. Inzwischen konnten aber u. a. auch bereits Abrufe aus Ungarn, Kanada, Israel, Mexiko und Südafrika verzeichnet werden.
Karsten Kühnel, Leupoldsgrün (Lkrs. Hof)

## Bericht über das Kontaktseminar „Option für die Armen 2003"

(24.-28. Februar 2003)

Zum 13. Mal trafen sich in Münster Ordensleute und Weltchristen für eine Woche zum Erfahrungsaustausch im Dienst unter Armen und zur gegenseitigen Ermutigung. Unter den 38 Teilnehmern waren 4 Studierende der Sozialarbeit und Heilpädagogik und 1 Theologiestudent. Das diesjährige Thema lautete: „Spiritualität für den Dienst an den Armen."
Am Anfang stand ein Referat von P. Thomas Dienberg OFM Cap. zur Definition des Begriffes Spiritualität. Darauf folgten einige geschichtliche Beispiele. Ein Zitat nach Sudbrack haftete tief: „Spiritualität kann man nicht machen. Sie ereignet sich in der lebendigen Wirklichkeit des Glaubenden." Dieses Wort prägte den Austausch in den folgenden Tagen und gab Kraft und Zuversicht für die eigene Lebens- und Arbeitswirklichkeit.
Ein ergänzendes Thema galt Pierre Teilhard de Chardin. Frau Prof. Dr. Andrea Taffern stellte ihre Ausführungen unter die Themen: „Spiritualität des Übergangs" und „Globalisierung und die Wachstumskrise der Menschheit". Ein Zitat nach de Chardin wirkte nachhaltig: „Betrachten wir um uns herum die Erde. Was vollzieht sich vor unseren Augen in der Masse der Völker? Woher kommt die Unordnung in der Gesellschaft? ... – Die Menschheit geht sichtbar durch eine Wachstumskrise hindurch." In wiederholten Gruppengesprächen und in den Pausen wurden die Sachthemen vertieft und mit eigenen Bespielen aus der Praxis belebt.
Als lebendiges Bespiel gelebter Spiritualität war ein Besuch in der ARCHE Tecklenburg vorgesehen. In der ARCHE leben geistig Behinderte mit den Helfern zusammen. Überzeugend war die strahlende Versicherung: „Für uns ist jeder hier ‚normal', denn er gehört zu unserem gemeinsamen Leben." Weil dies so gesehen wird, empfinden die Leitungskräfte es als schwierig, die gesetzlichen Abrechnungsvorgaben für die Förderungs- und Erstattungsanträge zu begründen. „Was ist erhöhte oder höchste Pflegebedürftigkeit bei einem Mitbewohner? Wir sind doch eine Familie!"
Pater Erich Purk gab allen zum Schluß einen ernst gemeinten Rat nach Vinzenz von Paul (1655) mit auf den Weg: „Obwohl Gott uns gebietet, ihn aus ganzer Seele und mit allen unseren Kräften zu lieben, so will er in seiner Güte doch nicht, daß wir mehr Gutes tun wollen, als wir vermögen und schließlich unter der allzu großen Last und den Verpflichtungen zusammenbrechen ... Wir müssen uns den natürlichen Bedürfnissen fügen, da Gott uns ihnen unterworfen hat ... Er kennt unsere Schwierigkeiten genau, er hat Mitleid mit uns...Seine Güte und sein Erbarmen werden das uns Fehlende ersetzen."
Am letzten Abend haben wir aus Anlaß von Weiberfastnacht ein Fest gefeiert. Farbenfroh und einfallsreich waren die Teilnehmer kostümiert. Ein Zauberer erschien und verzauberte alle. Das Seminar endete mit strahlender Laune und voller Zuversicht. Das 14. Kontaktseminar soll vom 9.-13. Februar 2004 in der Kath. Fachhochschule Münster stattfinden. Das Thema „Spiritualität" wird wieder im Mittelpunkt stehen.
Prof. Ursula Adams

# Neue Bücher

## Orden und Spiritualität

### ERNEUERUNG ODER NEUGRÜNDUNG?

Wie Orden und kirchliche Gemeinschaften lebendig bleiben können. Hrsg. von Klemens SCHAUPP und Claudia Edith KUNZ
Mainz 2002: Matthias-Grünewald-Verlag. 158 S., kt., 13,80 EUR (ISBN 3-7867-2403-2).

Der vorliegende Band ist eine Sammlung von 11 Beiträgen verschiedener Autorinnen und Autoren, die erstmals bei einem Symposium im Februar 2001 vorgetragen wurden. Dieses Symposium war die Frucht der Reflexion einer theologischen Arbeitsgruppe am Institut der Orden (IMS), die sich über mehrere Jahre hinweg mit der Erneuerung des Ordenslebens auseinander gesetzt hatte und dabei auf das im englischen und lateinamerikanischen Sprachraum verbreitete Konzept des „refounding" bzw. der „re-fundación" gestoßen war. Die Beiträge kreisen denn auch mehr oder weniger locker um dieses zentrale Stichwort.

In einem ersten Teil wird der Hintergrund des Begriffs „refounding" näher beleuchtet. Klemens Schaupp übersetzt ihn mit „Neugründung" und legt dar, dass es nicht um die Neubelebung vorhandener Systeme geht, sondern um einen wirklichen Neuanfang, der sich in der ursprünglichen charismatischen Gründungserfahrung der Gemeinschaft inspiriert und nun unter veränderten historischen Umständen zu radikal neuen Antworten führt. Ausgehend von den Arbeiten des Anthropologen G. A. Arbuckle beschreibt Schaupp den Ursprung der Neugründung im Chaos, ihre verschiedenen Akteure, ihre Mythen und Phasen und macht dadurch deutlich, dass „Neugründung" ein Wagnis ist, das Unsicherheiten und Risiken nicht scheut und auf diese Weise auch eine Teilnahme am Paschamysterium Jesu darstellt. In einem Überblick über die Diskussion in Lateinamerika betont Anneliese Herzig, dass „Neugründung" in diesem Kontext immer an den konkreten Einsatz für Arme und Ausgegrenzte sowie an die kontemplative Ausrichtung auf Gott gebunden bleibt. Der stärker sozialphilosophisch orientierte Beitrag von Walter Schaupp über „Identitätsfindung in Gemeinschaft" rundet den ersten Teil zum Begriff der Neugründung ab.

Im zweiten Teil folgen „Theologische Grundlagen", zum Beispiel die trinitätstheologisch fundierten Überlegungen von Melanie Wolfers zu „Einheit und Vielheit im Ordensleben"

und die bibeltheologischen Betrachtungen von Margarete Gruber zu Exil und Diaspora als Paradigmen von Krise und „Neugründung" in der Geschichte Israels.

Der dritte Teil zeigt an verschiedenen Beispielen, wie Erfahrungen, Einsichten und Visionen der Gründergestalten zu Anstößen der Erneuerung und Neugründung in der Gegenwart werden können, so etwa Impulse aus der Benediktsregel (Claudia Edith Kunz) oder die Renaissance der ignatianischen „Unterscheidung der Geister" und ihrer speziellen Form der „Unterscheidung in Gemeinschaft" (Stefan Kiechle). Zoe Marie Isenring beschreibt die Lebensmuster einer frauenfreundlichen Identität und Spiritualität als Herausforderung für die Erneuerung von Frauenorden. Ausgehend von der prophetischen Dimension des Ordenslebens bietet schließlich Hildegard Tillmanns aufschlussreiche Kriterien, nach denen Orden in ihren eigenen Reihen, im Umgang mit störenden Abweichlern und Querdenkern das Rufen der „Propheten" erkennen können.

Der Sammelband bietet eine Fülle von Anregungen zum Thema „Neugründung" aus verschiedenen Perspektiven und spirituellen Hintergründen und Traditionen. Insofern ist er für die Reflexion zum Thema unbedingt zu empfehlen. Allerdings bleibt mir die Frage, wieweit die Reflexion zum Thema „Erneuerung oder Neugründung" dem Anliegen dienlich ist. Wenn man auch Erneuerungsprozesse nachzeichnen kann, so kann man sie doch kaum vorzeichnen. Die Erneuerer hatten ähnlich wie die Gründer selten eine Landkarte für ihren Aufbruch. Auch haben sie nicht über das Thema „Gründung" oder „Neugründung" reflektiert, sondern angesichts einer konkreten sozialen oder kirchlichen Herausforderung etwas gewagt und meistens mit hohem Risiko gehandelt. Daran wird sich wohl auch entscheiden, ob die „refundación" nach einiger Zeit auf dem „Friedhof der Reformen" landet, wie Anneliese Herzig befürchtet, oder ob es zu wirklichen Aufbrüchen in Ordensgemeinschaften kommt. Ob es dann „Erneuerung oder Neugründung" war, wird man im Nachhinein beurteilen können. Aber wahrscheinlich ist es dann auch nicht mehr so wichtig. Peter Egenolf SSCC

MÜLLER, Dagmar:

## BEGLEITERINNEN AUF DEM WEG NACH INNEN

8 Wege mittelalterlicher Mystikerinnen
Mainz 2002: Matthias-Grünewald-Verlag. 177 S., kt., EUR 16,80 (ISBN 3-7867-2395-8).

Dagmar Müller ist Dipl.-Psychologin, hat evangelische Theologie studiert, war in der Erziehungsberatung tätig und arbeitet jetzt freiberuflich in der Erwachsenenbildung. In ihrem Buch beschreibt sie, wie sie in der Auseinandersetzung mit mittelalterlichen Mystikerinnen auf neue Wege geführt wurde. Es waren dies: Teresa von Avila, Catarina von Siena, Marguerite Porète, Angela da Foligno, Hadewijch, Mechthild von Magdeburg und Hildegard von Bingen.

In jedem der acht Kapitel beschreibt die Autorin zunächst das Leben und Wirken der Mystikerinnen, um danach den Leser teilnehmen zu lassen an ihrer Auseinandersetzung mit der geistlichen Welt dieser Frauen. Dies „erwies sich als manchmal überwältigender und zermürbender und keineswegs geordneter und gradliniger Prozess, in dem immer und immer wieder durch neue Entdeckungen, durch ein neues Verstehen, eben erlangte Einsichten und Überzeugungen, insbesondere aber unbewusste Vor-Urteile erschüttert wurden" (S. 12). Obwohl der Autorin bewusst ist, dass vieles, was unserem heutigen Bewusstsein entspricht, nicht im Blickfeld dieser mittelalterlichen Mystikerinnen lag und ihr auch manches befremdlich

vorkommt in deren Denken und in deren Sprache, sind sie ihr doch zu Wegbegleiterinnen geworden. Sie haben ihr neue Perspektiven eröffnet und haben sie die Relativität unseres heutigen aufgeklärten Bewusstseins erkennen lassen.

Was Dagmar Müller in der Begegnung mit den acht Mystikerinnen als Hilfen für ihren eigenen geistlichen Weg erfahren hat, ist nicht übertragbar auf andere. Wer indes, ermutigt durch dieses Buch, auf seine Weise Zugang zu finden sucht zu den Wegen, die diese Mystikerinnen auf ihrer Suche nach Gott und zu sich selbst gegangen sind, der wird vielleicht entdecken, dass auch für ihn die eine oder andere dieser Frauen zur Begleiterin auf dem Weg nach innen werden kann. Felix Schlösser

## FRAUEN, DIE DAS LEBEN LIEBEN

Benediktinerinnen der Abtei St. Erentraud Kellenried. Hrsg. von der Abtei St. Erentraud Kellenried.
Ravensburg 2001: Oberschwäbische Verlagsanstalt Drexler & Co. 150 S., geb., EUR 16,- (ISBN 3-926891-26-2).

Das Benediktinerinnenkloster St. Erentraud Kellenried feierte am 7. August 2001 den 75. Jahrestag der Erhebung des Klosters zur Abtei. Die Feier dieses Festes gab den entscheidenden Anstoß, den schon lange gehegten Wunsch von Freunden der Abtei und Angehörigen der Schwestern zu erfüllen, ein Buch über die Entstehung und den Werdegang des Klosters zu verfassen. Nicht wenig dazu beigetragen hatten auch die oft geäußerten neugierigen oder skeptischen Fragen von Besuchern, die den Schwestern erst bewusst machten, wie fremd ihre Lebensordnung und Lebensweise inzwischen vielen Menschen von heute geworden war.

Der Versuch scheint geglückt. Das Buch, in Gemeinschaftsarbeit der Schwestern entstanden und in der vorliegenden Form gestaltet, gibt in Wort und Bild einen sachlich und zugleich anschaulich beschriebenen Einblick in das Leben und in die Geschichte der Kommunität von St. Erentraud. Am Anfang steht eine kurze Information über Benedikt und seine Regel. Im zweiten Teil folgt die Darstellung der geistigen Grundlagen des benediktinischen Lebens, wobei – ein mutiger Versuch – ein Bogen von den beiden benediktinischen Quellenschriften aus dem 6. Jh. zu spontanen Äußerungen von Schwestern aus der heutigen Gemeinschaft geschlagen wurde. Die Darstellung der Gründungsgeschichte des Klosters und der Weg der Gemeinschaft bis in die Gegenwart schließt sich im dritten Teil an. Daneben erzählen eingestreute Bilder auf ihre Weise von dem Ort Kellenried und dem konkreten benediktinischen Leben, wobei die Zeugnisse sozialen und seelsorglichen Einsatzes besonders angenehm auffallen. Bunte Steine aus der Altarinsel der Klosterkirche führen als Wegweiser durch das ganze Buch, ein vor allem grafisch benutzter Einfall, der weniger gelungen ist. Der Anhang „Benediktinische Fachausdrücke" ist dagegen sinnvoll und hilfreich, weil er die Leserinnen und Leser mit spezifischen Begriffen vertraut macht, die nicht allen bekannt sein dürften.

Man merkt es der Festschrift an, dass sie wirklich das Ergebnis einer Gemeinschaftsarbeit ist. Die einzelnen Beiträge sind lebendig und gut lesbar geschrieben und die eingestreuten Informationen fundiert und hilfreich. Das Bildmaterial entspricht allerdings nicht immer dem heute technisch möglichen Standard. Aus allem spricht aber ein von Herzen kommendes Engagement für die Sache, der sich die Schwestern dieses Konvents seit der Gründung verpflichtet fühlen. Dafür herzlichen Dank, verbunden mit dem Wunsch, dass Gott weiterhin segnen möge, was vor Jahrzehnten so erfolgversprechend begonnen hat. Franz Karl Heinemann

SCHNEIDER, Herbert:

## SPIRITUELLES ZENTRUM IN DIR SELBST

Langwaden 2002: Bernardus Verlag. 112 S., kt., EUR 11,- (ISBN 3-934551-50-4).

Häppchenweise – ja, häppchenweise sollte man die wertvollen spirituellen Gedanken dieses Buches zu sich nehmen. Dann nämlich entfaltet sich der ganze Gusto jener Zeilen, die von Anfang bis Ende besonders eines sind: Glaube zum Leben.

Pater Herbert Schneider, Franziskaner, Fachmann für franziskanische Theologie und erfahrener geistlicher Schriftsteller, lädt ein, mit ihm den Weg des Glaubens an die göttliche und menschliche Liebe zu beschreiten. Wegbegleiter ist jedoch nicht in erster Linie Schneider, sondern Johannes Duns Scotus, der nach Bonaventura bedeutendste mittelalterliche Theologe der Minderbrüder.

In 30 Betrachtungen geht der Verfasser des Buches den skotistischen Impulsen auf den Grund und bereitet sie für den Christen des 21. Jahrhunderts auf. Dabei erhellt er jeden der unterschiedlichen und doch thematisch in der Liebe verbundenen Sachverhalte immer schrittweise: Am Anfang steht das Schauen – Hinschauen, was denn nun wahre Liebe ist –, als zweites folgt das Erschauen – das Herausholen der Liebe aus ihrer wahren Tiefe –, und der dritte und letzte Schritt schließlich ist das Beschauen – letztlich die Vereinigung mit der Liebe.
Konkret geht es bei alledem um die vom Menschen her kommende Gottes-, Nächsten- und Selbstliebe, die ihren Grund in der Liebe haben, die uns von Gott geschenkt ist. Und mit Duns Scotus macht Schneider deutlich: Gott hat den Menschen erschaffen, damit er Mit-Liebender mit Gott wird. Die Konsequenz: eine Superfreundschaft mit unserem Schöpfer. Und die wiederum ruft zur Nächstenliebe genauso wie zur Liebe zum göttlichen Sohn Jesus Christus heraus. Wer sich an diesem Modell orientiert, ist nach dem Skotismus ein kluger Mensch – eine Absage also gegenüber einer bloß willkürlichen oder an Menschenwort orientierten Liebe, also ein deutliches Plädoyer für das Wort Gottes und die Ordnung des mit-liebenden Menschen.

In diesem Zusammenhang werden auch die Sakramente Eucharistie und Beichte wichtig – das Bußsakrament ist die Zusage der Vergebung von Seiten des mit-liebenden Gottes, es übersteigt damit jede bloß menschliche Verzeihung. In der Eucharistie schließlich kommt Gott selbst zum Menschen. Dieses Brot, was wir in der Kommunion empfangen, ist Er selbst – und damit geschieht Begegnung mit dem personalen Gott. Schneider zur Veranschaulichung: „Wenn manche meinen, sie könnten ein Bio-Brot dem eucharistischen Brot entgegensetzen, so haben sie den Unterschied nicht verstanden, oder sie wollen das ganze Brot des Lebens nicht annehmen." Während es nämlich beim Bio-Brot-Verzehr allenfalls um ein Einswerden des Menschen mit dem Kosmos geht und dies ein vollkommen apersonales Geschehen ist, ereignet sich bei der Eucharistie ein wirkliches Miteinander zwischen dem lebendigen Gott und dem Menschen.

Tatsächlich spielt das Personale im skotistischen Ansatz – genauso wie übrigens in der christlichen Tradition überhaupt – eine wesentliche Rolle. Gott herrscht nicht in der Ferne, sondern ist mir so nahe, dass er schon in mir ist – darum der Titel „Spirituelles Zentrum in mir selbst." Diese Nähe macht einen Lebensdialog mit Christus möglich. Es geht also um Gespräch, nicht jedoch um eine bloß subjektive und mithin egozentrische Selbsterfahrung, denn Gott begegnet mir in seiner Freiheit und Macht. Diese Begegnung ist es, die Leben schafft, und darum lohnt es sich zu lieben – es ist ganz und gar sinnvoll, sich auf Gott einzulassen. Das wird bei der Lektüre immer und immer wieder deutlich. Doch wie gesagt: Häppchenweise sollte sie sich vollziehen. Denn das Wachsen in der Liebe ist ein langwieriger Prozess, der aber dann umso intensiver ist.

Raymund Fobes

SAUER, Ralph:

## WO BIST DU, GOTT?

Wege der persönlichen Gotteserfahrung.
Kevelaer 2002: Butzon & Bercker. 143 S., kt., EUR 14,90 (ISBN 3-7666-0473-2).

Ralph Sauer war nach seiner Priesterweihe zunächst in der Seelsorge tätig. Danach hat er Geschichte, Germanistik, Philosophie und kath. Theologie studiert. Von 1969 bis 1998 dozierte er als Professor für Praktische Theologie und Religionspädagogik an der Hochschule Vechta.

Im ersten Kapitel seines Buches beschreibt er mit einer Fülle von Belegen Phänomene der „Gottesfinsternis" und sucht zugleich wahrzunehmen, wie Menschen auf verschiedenen Wegen Gott in ihrem Leben aufzuspüren versuchen (S. 11-25). Dem schließt sich ein Exkurs über den Erfahrungsbegriff an (S. 25-29). Ein weiteres Kapitel befasst sich mit den Voraussetzungen für eine Gotteserfahrung (S. 30-39).

Im Hauptteil seines Buches: „Elf Spuren Gottes" (S. 40-100) geht der Verfasser Wegen persönlicher Gotteserfahrung nach: Gott im Innersten des Menschen. Die zwischenmenschlichen Beziehungen. Die Natur – ein Liebesbrief Gottes. Das Schöne als Abglanz der göttlichen Wahrheit. Das Gewissen als schöpferisches Prinzip der Religion. Das Kind – das große Geheimnis. Die Technik – eine Transzendenzchiffre. Das Leid – das „Megaphon Gottes". Jesus Christus – die Ikone Gottes. Die Gemeinschaft der Glaubenden als Wegweiser zu Gott. Gott im Chaos. Erstaunlich, wie reich die Quellen sind, aus denen der Autor schöpft und in wie vielen Erfahrungsbereichen er dem Leser Wege persönlicher Gotteserfahrung zu erschließen vermag.

Nachdem er in einer Zusammenfassung noch einmal Rückschau gehalten hat auf seine Überlegungen zu Möglichkeiten persönlicher Gotteserfahrung (S. 101-110), fragt er („Abschließende Bemerkung", S. 111 f.), wie eindeutig die Spuren sind, die Gott in diese Welt eingezeichnet hat. Seine weitere Frage betrifft „die näheren Konturen dieser großen Transzendenz, die Mensch und Welt hinter sich lässt", und welche Interpretationsmuster es dafür geben kann. Schließlich stellt er sich die Frage, welche Gewissheit wir gewinnen können für die einzelnen, von ihm vorgestellten Phänomene als Verweise auf den unsichtbaren Gott.

In einem Anhang werden dann noch zwölf Kurzpredigten angeboten (S.113-137). Die erste Kurzpredigt lehnt sich an das an, was unter „Gottesfinsternis" dargelegt wurde, die folgenden elf Predigten beziehen sich auf die unter „Elf Spuren Gottes" behandelte Thematik und enthalten darüber hinaus noch weiterführende Aspekte. Die Predigten sind nicht nur hilfreich für die Glaubensverkündigung; sie können auch zu einer persönlichen Betrachtung anregen.

Felix Schlösser

WEBER, Beat:

## WERKBUCH PSALMEN I

Die Psalmen 1 bis 72.
Stuttgart 2001: Kohlhammer. 357 S., kt., EUR 25,- (ISBN 3-17-016312-4).

Das Werkbuch ist auf zwei Bände angelegt, von denen der erste (Ps 1-72) hier vorgestellt wird. Der Aufbau der Auslegung ist gut durchdacht und übersichtlich angelegt. Jeder der Psalmen wird nach einem einheitlichen Raster bearbeitet: Übersetzung, Vokabular, Sprache und Form, Poesie und Struktur, Kontexte (womit das religionsgeschichtliche Umfeld, das Verhältnis zum Psalter sowie zum Alten Testament bzw. zum biblischen Gesamtkanon gemeint ist) sowie Anregungen für die Praxis.

Im Vorwort spricht der Verfasser von seinen eigenen Erfahrungen, die er mit den Psalmen gemacht hat, von dem Risiko, eine Auslegung vorzulegen, die den Brückenschlag zwischen Wissenschaft und Praxis wagt. Er nennt u.a. folgende Gründe: die Adressaten, denen er mit seinem Kommentar eine Hilfe anbieten möchte und die Fragen, die bei einer erschöpfenden Kommentierung der Psalmen eigentlich auch behandelt werden müssten, hier aber aus Platzgründen unberücksichtigt blieben. Es folgen ein Abkürzungsverzeichnis und eine 36 Seiten zählende Einführung, in der er Ausführungen zu Aufbau, Eigenart und Gestalt des Werkbuches (1), zur Eigenart der alttestamentlichen Psalmen (2), zum Psalmenbuch in seiner Gliederung (3) und sonstige Bemerkungen zu den Psalmen und ihrer Wirkungsgeschichte (4) liefert. Das erste (Ps. 1-41) und zweite (Ps 42-72) Psalmbuch sind Gegenstand der sich anschließenden Kommentierung. Das Literaturverzeichnis in Auswahl zu Psalmen und Psalter (1) und zur Wirkungsgeschichte und Praxis (2) nennt fast ausschließlich Werke aus neuerer und neuester Zeit.

Mit seinen in der Einführung vorgetragenen Aussagen begründet der Verfasser zunächst seine eigene Arbeitsweise in kritisch-positiver Auseinandersetzung mit der modernen Forschung, deren Ergebnisse er durchweg akzeptiert. Sehr ausführlich beschäftigt er sich dann mit der Eigenart der alttestamentlichen Psalmen, mit den verschiedenen Zugangsweisen, den Eigenarten der hebräischen Versdichtung im Allgemeinen, den Merkmalen der Textorganisation der Psalmpoesie, den Psalmentypen und der Bildersprache der Psalmen, wobei Einsichten und Ergebnisse der modernen Linguistik und Sprachwissenschaft eine größere Rolle spielen als sonst üblich. Im dritten Teil der Einleitung – das Psalmenbuch in seiner Gliederung – folgt er weitgehend neueren Untersuchungen zur Komposition des Psalmbuches, wie sie vor allem von Zenger, Hossfeld, Seybold und Millard vorgelegt wurden.

In der eigentlichen Auslegung der Psalmen liegt der Schwerpunkt eindeutig auf den beiden Abschnitten „Struktur und Poesie“ und „Kontexte“, in denen Gutes und Wichtiges, öfter aber auch am Rande Liegendes mitgeteilt wird, worauf man meines Erachtens im Blick auf den angezielten Leserkreis hätte verzichten können. Das gilt nicht für den letzten Abschnitt „Anregungen für die Praxis“, der stiefmütterlich behandelt wurde und eher dürftig ausgefallen ist, obwohl er doch gerade für die Verkündigung von größter Bedeutung ist. Be-

denken habe ich auch im Hinblick auf das „Vokabular" unmittelbar hinter der Übersetzung. Es ehrt zwar den Verfasser, wenn er zur Beschäftigung mit dem Bibeltext in der Ursprache zurückführen möchte (S.5), aber ist es auch realistisch? In der Praxis dürften es nicht viele sein, die seinen Wunsch erfüllen, sei es weil sie nie oder nur mangelhaft Hebräisch gelernt oder alles längst vergessen haben, sei es weil sie weder die Zeit noch die Geduld dazu aufbringen. Die wenigen aber, auf die das nicht zutrifft, die die Sprache der Bibel lieben und weiterhin pflegen, haben sicher die entsprechenden Hilfsmittel, Wörterbücher, Grammatiken und Konkordanz, um Sinn und Bedeutung des Originals sachgemäß auszulegen, und können darum auf das hier gebotene Vokabular verzichten.

Trotz der gemachten Einschränkungen darf man dem Autor bescheinigen, dass es ihm zu einem guten Teil gelungen ist, eine Brücke zwischen theologischer Wissenschaft und kirchlicher Praxis zu schlagen. Er hat eine ganze Reihe brauchbarer Impulse gegeben, die für die Arbeit in der praktisch ausgerichteten Verkündigung hilfreich sein können. Es bleibt darum zu hoffen und zu wünschen, dass die Arbeit mit diesem Werkbuch zu einer vertieften, die Spiritualität des Menschen fördernden Beschäftigung mit den Psalmen anleitet.

Franz Karl Heinemann

STUHLMACHER, Peter:

## BIBLISCHE THEOLOGIE UND EVANGELIUM

Gesammelte Aufsätze. Reihe: Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament; 146.
Tübingen 2002: Mohr Siebeck. XIV, 341 S., Ln., EUR 89,- (ISBN 3-16-147768-5).

Der emeritierte Tübinger Neutestamentler legt in seinem Aufsatzband fünf bislang unveröffentlichte und neun überarbeitete Beiträge vor. In seiner Abschiedsvorlesung, die seine 30jährige exegetische Arbeit widerspiegelt, betont er zunächst die Bedeutung der alttestamentlichen Traditionen für das Verstehen des NTs und beklagt, dass die Frage nach dem historischen Jesus durch zwei Vorurteile vorentschieden werde: Weil die synoptische Tradition vor allem durch nachösterliche Gemeindeinteressen geformt worden sei, könne der irdische Jesus noch nicht der von den Synoptikern bezeugte messianische Menschen- und Gottessohn sein. Stuhlmacher tritt dagegen mit einer Minderheit dafür ein, dass die synoptische Traditionsbildung analog zu alttestamentlichen und rabbinischen Traditionsbildungen sehr wahrscheinlich bereits im Jüngerkreis Jesu entstanden sei. Die Jünger verbürgen die Kontinuität der Jesustradition von der vorösterlichen in die nachösterliche Zeit. Das gelte auch für die Christologie. Die Jünger reagieren im Messiasbekenntnis positiv auf den für die jüdischen Autoritäten unerträglichen Vollmachtsanspruch Jesu, der dann zu Anklage und Hinrichtung führte. In seinem Beitrag „Der messianische Gottesknecht" geht der Verf. diesen Zusammenhängen näher nach. Dort weist er auch die These M. Karrers, der Christus-Titel sei erst nachösterlich entstanden, als philologisch, traditionsgeschichtlich und exegetisch unhaltbar zurück. Es ergebe sich vielmehr ein kohärentes Bild von Jesusverkündigung, Jesustradition und urchristlicher Bekenntnisbildung. Die johanneische Christologie bedürfe der Rückkoppelung

mit den Synoptikern, weil der Christusglaube sonst leicht seine konkrete geschichtliche Verankerung verlöre. Der besondere apostolische Sendungsauftrag des Paulus zu den Heiden, der im Licht von Jes 42,1-6; 49,1 und 66,18-21 zu sehen sei, sei mit den Säulenaposteln in Jerusalem abgestimmt gewesen.

Auf die für Paulus zentrale Rechtfertigungslehre geht Stuhlmacher in seinem zweiten Beitrag ausführlich ein. In Auseinandersetzung mit der „New Perspective on Paul" betont er, dass es Paulus nicht nur um das Heil von Juden und Heiden gehe, sondern auch um die Durchsetzung der Gottesgerechtigkeit durch Christus für die ganze Schöpfung. In seinem Aufsatz „Eschatologie und Hoffnung bei Paulus" unterstreicht Stuhlmacher, dass die Hoffnung auf Teilhabe an der Herrlichkeit des Auferstandenen ein wesentliches Strukturelement des Glaubens ist. Die Hoffnung erfülle sich in der erwarteten Zionsherrschaft Gottes und seines Gesalbten. Hoffnung verstehe Paulus im Sinne der zweiten Bitte des Vaterunsers: „Dein Reich komme".

Stuhlmacher geht sodann der missionsgeschichtlichen Bedeutung des Missionsauftrags von Mt 28,16-20 nach, den er gattungsmäßig als Berufungsgeschichte bestimmt. Der Evangelist gebe die von den Jerusalemer Säulen repräsentierte Jesustradition wieder. Er benenne sein Evangelium nach dem apostolischen Gewährsmann seiner Ursprungstradition, dem Zollpächter Matthäus. Die Selbstverständlichkeit, mit der Lukas in Apg 2,38 von der Taufe auf den Namen Jesu spreche, lasse sich am ehesten erklären, wenn es einen ursprünglichen Missionsbefehl gegeben habe. Die in der Apostelgeschichte beschriebene Missionsgeschichte füge sich gut in die Intention des Missionsbefehls ein. Stuhlmacher stellt zutreffend heraus, dass die Kirche nach dem NT wesensmäßig missionarisch ist.

Die folgenden fünf Beiträge wenden sich hermeneutischen Fragen zu. In 1 Kor 2,6-16 gehe es Paulus um das christliche Offenbarungsverständnis. Die historische Kritik als Zugang zum Ursprungssinn des Schriftzeugnisses sei zwar unverzichtbar, sie sei aber keine Instanz, die dessen geistliche Tiefendimension und Tragweite beurteilen könne. Das Evangelium will vielmehr als Wort Gottes im Gehorsam angenommen werden. Nur Glaubende, die sich als Schriftinterpreten von der Schrift selbst auslegen lassen und am geistlichen Selbstvollzug der Gemeinde teilhaben, finden zur inneren Klarheit des Evangeliumszeugnisses.

Stuhlmacher beklagt in seinem Aufsatz „Der Kanon und seine Auslegung", dass der hermeneutische Anspruch der Schrift, geisterfülltes Gotteswort zu sein und deshalb in dem Geist gedeutet werden will, in dem sie geschrieben worden ist, anders als in der katholischen Theologie und Kirche bei vielen evangelischen Pfarrern in Vergessenheit geraten sei, wofür er den Methodenmonismus der historisch-kritischen Forschung mitverantwortlich macht. Er fordert, die historisch-kritische Exegese in den Rahmen der kirchlichen Tradition einzubetten, die die Texte im kanonischen Zusammenhang und nach der Glaubensanalogie auszulegen verlangt. Der Ausgangspunkt von der Endgestalt des Kanons verbiete es, den biblischen Christus durch einen rekonstruierten historischen Jesus zu ersetzen. Er verhindere, das AT vom NT zu lösen, führe aber zugleich zu Spannungen mit dem Schriftverständnis von Juden, die dem christologischen Verständnis der Schriften nicht zustimmen können. Vom Kanon her erscheine auch die kirchliche Inspirationslehre in einem neuen Licht. Eine dem Kanon gemäße Auslegung der Schrift lasse die Grenzen der historischen Kritik erkennen und führe zu einem mehrfachen Schriftsinn, der an die alte Kirche und das Mittelalter anknüpfen könne. Auf die besonders wichtige hermeneutische Bedeutung der Erinnerung (Anamnese) kommt Stuhlmacher im folgenden Beitrag eingehend zu sprechen, bevor er auf die geistliche Schriftauslegung und den richtigen Umgang mit der Bibel eingeht.

Im dritten Teil des Buches sind Gemeindevorträge abgedruckt, die hier nur genannt werden können: „Kirche nach dem Neuen Testament"; „Der Zeugnisauftrag der Gemeinde Je-

su Christi"; „Biblisch-theologische Erwägungen zur Ökumene" und „Jesus Christus – Für uns gekreuzigt und auferweckt".

Alle Beiträge lassen den Verf. als engagierten evangelisch-lutherischen, ökumenisch aufgeschlossenen Neutestamentler erscheinen, der unter der gegenwärtigen Krise seiner Kirche leidet. Seiner an Hartmut Gese anschließenden hermeneutischen Maxime, biblische Texte so auszulegen, wie sie verstanden werden wollen, ist grundsätzlich zuzustimmen, auch wenn man exegetisch in manchen Fragen anders urteilen wird als Stuhlmacher.

Heinz Giesen

VOLLENWEIDER, Samuel:

## HORIZONTE NEUTESTAMENTLICHER CHRISTOLOGIE

Studien zu Paulus und zur frühchristlichen Theologie. Reihe: Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament; 144.
Tübingen 2002: Mohr Siebeck. VIII, 425 S., Ln., EUR 89,- (ISBN 3-16-147791-X).

Die ersten sieben Aufsätze des Zürcher Neutestamentlers kreisen um die „Anfänge der Christologie": Zwischen Monotheismus und Engelchristologie. Überlegungen zur Frühgeschichte des Christusglaubens; Christus als Weisheit. Gedanken zu einer bedeutsamen Weichenstellung in der frühchristlichen Theologiegeschichte; Der Menschgewordene als Ebenbild Gottes. Zum frühchristlichen Verständnis der Imago Dei; „Ich sah den Satan wie ein Blitz vom Himmel fallen" (Lk 10,18); Diesseits von Golgotha. Zum Verständnis des Kreuzestodes Jesu als Sühnopfer; Ostern – der denkwürdige Ausgang einer Krisenerfahrung; Antijudaismus im Neuen Testament. Der Anfang einer unseligen Tradition.

Vollenweider legt überzeugend dar, dass es im frühen Christentum keine Engelchristologie gibt, wohl aber eine Angelomorphie Christi, die selbst wiederum ein Randphänomen ist. Für die Entwicklung der Christologie wird vor allem die Funktion der Engel, zwischen Gott und der Welt zu vermitteln, wirksam. Die Vermutung, dass auch angelologische Traditionen Jesus Christus als transparent für den einen Gott erscheinen lassen, ist gut begründet, auch wenn eine solche Transparenz mehr durch den irdischen Jesus geleistet wird. – Die Art, wie Jesus die Schöpfung auf weisheitliche Weise wahrgenommen hat, hat dazu geführt, in Christus selbst die Grundgestalt der Schöpfung zu sehen. – Das AT spricht von der Gottebenbildlichkeit des Menschen nur selten (Gen 1,26f; vgl. 5,1.3; 9,6; Ps 8,6), die neutestamentliche Briefliteratur bezeugt sie nur für Jesus Christus, so dass die Gottebenbildlichkeit der Glaubenden als Partizipation an dessen Gottebenbildlichkeit erscheint. – Der Verf. zeigt weiter, dass das NT eine Vielfalt von Deutungen des Sterbens Jesu bietet, unter denen die Opferkategorie nur eine begrenzte Bedeutung hat.

Im 2. Teil seines Aufsatzbandes geht Vollenweider auf Paulus und seine Traditionen ein: Zeit und Gesetz. Erwägungen zur Bedeutung apokalyptischer Denkformen bei Paulus; Der Geist Gottes als das Selbst der Glaubenden. Überlegungen zu einem ontologischen Problem in der paulinischen Anthropologie; Viele Welten und ein Geist. Überlegungen zum theologischen Umgang mit dem neuzeitlichen Pluralismus im Blick auf den 1. Korintherbrief; Grosser Tod und Grosses Leben. Ein Beitrag zum buddhistisch-christlichen Gespräch im Blick

auf die Mystik des Paulus; Die Waagschalen vom Leben und Tod. Phil 1,21-1,26 vor dem Hintergrund der antiken Rhetorik; Der „Raub" der Gottgleichheit. Ein religionsgeschichtlicher Vorschlag; Die Metamorphose des Gottessohns. Zum epiphanialen Motivfeld in Phil 2,6-8.

Zum Verständnis der paulinischen Anthropologie ist die Unterscheidung von Selbst und Leib von signifikanter Bedeutung, wobei Selbst und Leib ausgezeichnet sind durch einen gegenseitigen Beziehungsreichtum. Das Selbst als Schöpfung des im Christen einwohnenden Geistes ist vom Ich als dem Erlebens- und Verhaltenszentrum zu unterscheiden. Auf diese Weise wird deutlich, dass der Geist, obwohl er die Identität des Selbst des Glaubenden formt, zugleich Geist Gottes bleibt. – Mit der politischen Rhetorik seiner Zeit ist die Paränese des Paulus vom Harmoniegedanken geprägt. In dieser Perspektive wird der Einzelne allein als Teil des Ganzen gesehen (1 Kor 12,12-27). Für die paulinische Sicht ist allerdings weniger eine vorgegebene Einheitsstruktur maßgebend, sondern die schaffende Wirksamkeit des einen Gottes bzw. des Geistes. Das Kreuzesgeschehen (1,18-2,16) schützt jedoch den Einzelnen davor, von dem Einen überwältigt zu werden. Die Liebe nimmt sich nämlich des Einzelnen an. Interpretiert man die Vollendung der Gottesherrschaft des einen Gottes von der Liebe her, dann zeigt sich, dass Gott am Ursprung der Vielfältigkeit steht. – Phil 1,21-26 interpretiert Vollenweider mit Hilfe der rhetorischen Figur der Synkrisis, des wertenden Vergleichs. Paulus wägt Leben und Tod für seine Person ab und kommt zu dem Schluss, dass sein Leben um der Philipper willen als wertvoller erscheint, obgleich er sich danach sehnt, aufzubrechen und mit Christus zu sein.

Die letzten drei Artikel fasst der Verf. unter der Überschrift „Zwischen Apokalyptik und Gnosis" zusammen: Die Beschwörung der Mächte. Überlegungen zur Botschaft der Johannesapokalypse; Reinkarnation – ein abendländisches Erbstück; Gnosis in der Moderne? Überlegungen zu einem spannungsvollen Verhältnis.

Ein Schwerpunkt der vorgelegten Aufsätze liegt neben der philologischen Analyse auf religionsgeschichtlichen Fragen und deren Bedeutung für das Verständnis neutestamentlicher Texte. Ein weiteres hervorstechendes Merkmal ist das Bemühen, die Aussagen der Bibel mit dem modernen Denken ins Gespräch zu bringen.

Heinz Giesen

## DIE TEXTE VON QUMRAN II

Hebräisch / Aramäisch und Deutsch. Mit masoretischer Punktation. Übersetzung, Einführung und Anmerkungen, hrsg. von Annette STEUDEL.
Darmstadt 2001: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. XX, 277 S., geb., EUR 39,90 (ISBN 3-534-11613-5).

Der vorliegende Band setzt die Veröffentlichung der Texte aus Qumran von Eduard Lohse ([2]1971.[4]1986) fort und bietet eine Auswahl von zehn besonders wichtigen Texten, die im ersten Band keine Berücksichtigung fanden.

Dazu zählen insbesondere *die Tempelrolle*, von der drei Exemplare in Höhle 11 und eine in Höhle 4 gefunden wurden. Eine der drei Exemplare aus Höhle 11 ist mit insgesamt 67 teilweise erhaltenen Kolumnen und ca. 9 Metern Länge die längste Schriftrolle aus Qumran und stammt aus herodianischer Zeit, während das in Höhle 4 gefundene Exemplar mit seinen 39 Fragmenten zwischen 150 und 125 v. Chr. entstanden sein dürfte. Die Tempelrolle ist sowohl in bibelwissenschaftlicher als auch rechtsgeschichtlicher Hinsicht ein bedeutendes Werk, das in folgende Teile gegliedert werden kann: das Heiligtum in der Heiligen Stadt, sein Kult und allgemeinere Gesetze, die denen im Deuteronomium gleichen. Die Perspektive der Tempelrolle ist priesterlich ausgerichtet. Vom Zentrum des Allerheiligsten wird über die einzelnen Bereiche des Heiligtums hinaus bis an die Grenzen des Heiligen Landes geblickt.

*Das Gebet des Nabonid*, eine aramäische Handschrift, besteht aus vier Fragmenten, die Mitte des 1. Jh.s in voressenischer, wahrscheinlich sogar vordanielischer Zeit angefertigt wurden. Inhalt des Textes ist ein Bericht vom Schicksal des letzten neubabylonischen Königs Nabonid (555-539 v. Chr.)und seiner Errettung, die er der Anerkennung JHWHs als des einzigen und höchsten Gottes verdankt. *Der Gottessohntext*, eine aramäische Apokalypse, von der nur ein einziges Fragment mit zwei Kolumnen erhalten ist, stammt aus frühherodianischer Zeit. Er handelt von der letzten bösen Epoche der Geschichte, in welcher unter den polemisch verwendeten Chiffren „Gottessohn" und „Sohn des Höchsten" Antiochus IV. Epiphanes auftritt, dessen Herrschaft letztlich durch die Herrschaft des Gottesvolkes überwunden wird.

Die zwei folgenden Texte gehören zu der Gattung Midrasch. *Der Melchisedek-Midrasch*, von dem 14 Fragmente erhalten geblieben sind, stammt ursprünglich aus der zweiten Hälfte des 2. Jh.s und ist der älteste in Qumran überlieferte rein exegetische Text. Zentrales Thema ist die Gestalt des Melchisedek, himmlischer Hoherpriester, endzeitlicher Befreier und Richter. *Der Midrasch zur Eschatologie*, in zwei Kopien erhalten, stammt aus dem letzten Drittel des 1. Jh.s, das Werk selbst dürfte etwas älter und von Essenern verfasst worden sein. Ihr Gegenstand ist die letzte böse, verhängnisvolle Phase der Geschichte vor dem Beginn der Heilszeit.

Bei den letzten fünf Handschriften handelt es sich um Kommentare zu biblischen Büchern. Der erste, *ein Micha-Kommentar*, besteht aus 23 sehr kleinen und schlecht erhaltenen Fragmenten aus der Mitte des 1. Jh.s v. Chr. Überliefert sind Bruchstücke vom Text und der Kommentar zu Mi 1 und zu Mi 6, wobei der Bibeltext teils in kleineren, teils in größeren Abschnitten zitiert und jeweils ausgelegt wird. Die kommentierenden Abschnitte deuten den Prophetentext zum einen auf den Lehrer der Gerechtigkeit, zum anderen auf die essenische Gemeinde. Vom *Je-*

*saja-Kommentar* wurden Überreste zweier Handschriften entdeckt; die erste aus Höhle 4 besteht aus einem einzigen Fragment mit Resten vom Oberteil dreier Kolumnen mit einem Zitat und der Auslegung einiger Verse aus Jes 5 und eventuell aus Jes 6, die hier in die als Endzeit verstandene Gegenwart der essenischen Gemeinde übertragen und auf ihre Feinde hin ausgelegt werden. Von der *zweiten Handschrift des Jesaja-Kommentars* sind drei Fragmente erhalten, aber nur auf einem von ihnen Text in nennenswertem Umfang. Er bietet in fragmentarischer Form Zitat und Kommentar zu Jes 54,11-12, wobei jeweils kurze Versteile zitiert und je für sich mit relativ langen Kommentaren versehen wurden. Als Entstehungszeit wird die Zeit nach 70 v. Chr. angenommen. Die im Jesaja-Zitat gebotene Verheißung des Wiederaufbaus Jerusalems wird auf die Gründung der essenischen Gemeinschaft und deren Institutionen bezogen.

Die beiden letzten *Kommentare zum Buch Hosea* sind Überreste von zwei Handschriften, von denen *die erste* nur aus einem einzigen Fragment besteht mit Teilen zweier Kolumnen von der vermutlich ursprünglich ca. 21 Kolumnen umfassenden Handschrift. Der Kommentar spielt sehr wahrscheinlich auf den hellenistischen Reformversuch in Jerusalem im 2. Jh.v. Chr. an, als extreme jüdische Hellenisten mit Unterstützung der Seleukiden zunächst eine Aufhebung der Tora sowie eine Reformierung des Kultes durchsetzten, bevor sie dann ausgehungert und vertrieben wurden. Von *der zweiten Handschrift*, in 40 Fragmenten erhalten, ließen sich mehr als die Hälfte rekonstruieren. Ursprünglich enthielt diese Handschrift wahrscheinlich das ganze Buch Hosea mit Kommentar. Die erhaltenen bzw. rekonstruierten Überreste bieten Texte von Hos 2,2 und aus den Kapiteln Hos 5;6; 7(?) und 8. Paläographisch ist die Handschrift in die herodianische Zeit um die Zeitenwende zu datieren.

Die jedem der Textfunde vorangestellten Kommentare mit ihren Anmerkungen und Hinweisen auf die bisherigen relevanten Veröffentlichungen sind von bestechender Kürze und Präzision. Am Anfang des Buches erläutert die Herausgeberin in einem Vorwort Idee und Darbietungsweise dieses zweiten Bandes, der eine Gemeinschaftsproduktion darstellt. Um dem Charakter einer Studienausgabe gerecht zu werden, mussten verständlicherweise auch einige Beschränkungen in Kauf genommen werden, so z. B. der Verzicht auf Diskussionen um Alternativlesungen. Aber auch in der dargebotenen Form wird dieses Buch lange Zeit Bestand haben und allen an der Qumranforschung interessierten Personen als willkommene Hilfe dienen.

Franz Karl Heinemann

## QUMRAN – DIE SCHRIFTROLLEN VOM TOTEN MEER

Vorträge des St. Galler Qumran-Symposiums vom 2./3. Juli 1999. Hrsg. von Michael FIEGER, Konrad SCHMID und Peter SCHWAGMEIER. Reihe: Novum Testamentum et Orbis Antiquus; 47.
Freiburg Schweiz 2001: Universitätsverlag / Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
VIII, 226 S., geb., EUR 52,- (ISBN 3-7278-1329-6 / 3-525-53947-9).

Die Beiträge des Sammelbandes geben einen guten Einblick in wichtige Bereiche der Qumranforschung. E. Tov berichtet über die Veröffentlichung der Schriftrollen aus Qumran, die nunmehr fast vollständig ediert und in verschiedene Sprachen übersetzt sind. Dabei macht er u.a. auch mit den Schwierigkeiten vertraut, die dadurch entstanden sind, dass zahlreiche Handschriften von den Archäologen nicht an Ort und Stelle gefunden, sondern von Beduinen entfernt wurden, um später verkauft zu werden. Schwierig gestaltet sich auch die Identifizierung der Handschriften, da die gefundenen Fragmente meist sehr klein sind.

J. Maier stellt den Stand der Qumranforschung dar. Grundlage für die christliche Botschaft können die Qumranschriften schon deshalb nicht sein, weil nur wenige von ihnen in der ersten Hälfte des 1. Jh.s n.Chr. geschrieben wurden, einige sogar bis ins 3. Jh. v.Chr. zurückreichen. Die Qumranfunde zeigen, dass der Schriftkanon im Judentum noch nicht abgeschlossen war, wenngleich die Bedeutung von (biblischen) Schriften in Qumran aus apologetischen Gründen kontinuierlich zunahm. Der Umstand, dass es Fassungen der Gemeinderegel (1QS; 4QS) gibt, die vor 100 v.Chr. und damit vor Gründung der Anlage in Qumran abgeschrieben wurden, beweist, dass die in ihnen beschriebenen „Gemeindeformen" schon vor und außerhalb von Qumran existiert haben. Sicher ist, dass die hinter den Schriften stehenden, keineswegs als sektiererisch zu bezeichnenden Kreise vor allem das gesetzliche Material aus priesterlicher Perspektive (vgl. vor allem 4QMMT) geschrieben haben. Das impliziert eine Korrektur des gängigen Geschichtsbilds des Judentums in hellenistisch-römischer Zeit. Der „Lehrer der Gerechtigkeit" war kaum ein Hoherpriester, der von Jonatan verdrängt wurde. Er beanspruchte vielmehr als „Prophet wie Mose" Offenbarungsautorität, der sich dem „Frevelpriester" nicht unterwerfen wollte. Er hat dieses Amt schon 178 v.Chr. offenbar angetreten. Als Antiochus IV. 175 v.Chr. den Thron bestieg, gab es somit schon tief greifende Auseinandersetzungen in Jerusalem, in die dieser hineingezogen wurde. Darauf folgten die Makkabäeraufstände und die Hasmonäerherrschaft. Als weiteres wichtiges Ergebnis ist festzuhalten, dass es gegenwärtig noch nicht möglich ist, sich ein einigermaßen gesichertes Qumranbild zu machen und es in den historischen Hintergrund einzuordnen. Die Texte lassen indes nicht erkennen, dass das Hauptproblem des Judentums dieser Zeit eine Hellenisierungstendenz war.

N. Steudel beschreibt „Probleme und Methoden der Rekonstruktion von Schriftrollen". Um die Bedeutung der Schriftfunde aus Qumran für den hebräischen Bibeltext geht es H.-J. Fabry. In vier Thesen stellt er zunächst fest, dass der Schriftkanon in Qumran wesentlich umfangreicher ist als die hebräische und griechische Bibel, dass die unterschiedlichen Kanones durch ihre Verbindung zu bestimmten Gruppen begründet sind und dass die biblischen Handschriften aus Qumran wegen ihres hohen Alters von entscheidendem Wert für die Text- und Literarkritik sind. Die Entstehung des Kanons ist sowohl auf literarisch-theologische Impulse bei der Schriftwerdung als auch auf die Akzeptanz in den Gemeinden zurückzuführen, deren Leben durch diese Texte bestimmt wurden. In Qumran finden sich präsamaritanische und prämasoretische Handschriften, Texte, die sich diesen Texttraditionen nicht eindeutig zurechnen lassen, eine samaritanische Texttradition und eine nicht mit der Septuaginta übereinstimmende griechische Nebentradition. Für die Textgeschichte ist es bedeutsam, dass in Qumran neben dem masoretischen Text ein hebräisches Äquivalent der LXX-Fassung des Jeremiabuches gefunden wurde, das eindeutig eine ältere literarische Fassung darstellt. Die hermeneutischen Prämissen, wonach der älteste Text der richtigere ist und dass hinter jedem biblischen Text ein letztverantwortlicher Verfasser steht, können somit nicht aufrechterhalten werden. Auf diesem Hintergrund bildet sich gegenwärtig ein Konsens darüber heraus, dass der Samaritanus, die Septuaginta und der masoretische Text zwar auf bestimmte Textfamilien verweisen, die Anzahl solcher Texte aber als größer angesetzt werden muss. Die verschiedenen Texttraditionen sind unterschiedlichen Trägergruppen zuzuordnen. Da nun nicht mehr die Suche nach der Einheit des Textes, sondern nach der Bestätigung der Vielfalt leitend ist, ist letztlich auch die Dominanz der masoretischen Texttradition in Frage gestellt.

J. Frey weist in seinem Beitrag zur Frage nach der Bedeutung der Qumranfunde für das NT zunächst meist in populären Veröffentlichungen verbreitete Modelle zurück, die das Urchristentum mit Qumran in Verbindung bringen wollen, nämlich dass Qumran ein „Prototyp" des Urchristentums sei, dass die Qumranschriften die Möglichkeiten böten, die Ge-

schichte des Urchristentums umzuschreiben, dass man christliche Texte in Qumranhöhlen gefunden habe und dass ein „Essenerviertel" in Jerusalem Keimzelle der Urgemeinde gewesen sei. Auch wenn die Qumrantexte weder von Jesus noch von irgendeinem uns bekannten Christen sprechen, können sie dazu verhelfen, neutestamentliche Texte besser zu verstehen. Das zeigt Frey an drei Beispielen auf: am Verständnis Johannes des Täufers, der paulinischen Anthropologie („Werke des Gesetzes", „Gerechtigkeit Gottes", Dualismus, vor allem die Antithese „Fleisch-Geist") und dem johanneischen Dualismus. Die vielen sprachlichen Parallelen in aramäischen bzw. hebräischen Äquivalenten zu neutestamentlichen Begriffen und Wendungen ermöglichen es, bislang als unjüdisch, hellenistisch oder gnostisch eingestufte Vorstellungen auf jüdischem Hintergrund zu erklären. Damit werden die jüdischen Wurzeln des Christentums noch deutlicher als zuvor. Die Qumrantexte bieten keineswegs einen Schlüssel zum Verständnis des Christentums, lassen aber oft das Besondere neutestamentlicher Aussagen hervortreten.

Wer sich mit dem neuesten Stand der Erforschung der Qumranschriften und deren Bedeutung für das Juden- und Christentum vertraut machen möchte, findet in den vorliegenden Beiträgen zuverlässige Informationen.

Heinz Giesen

## QUMRAN KONTROVERS

Beiträge zu den Textfunden vom Toten Meer. Hrsg. von Jörg FREY und Hartmut STEGEMANN. Reihe: Einblicke, Bd. 6.
Paderborn 2003: Bonifatius Verlag. 200 S., kt., EUR 15,40 (ISBN 3-89710-205-6).

Ziel der vorliegenden Beiträge, die auf eine Tagung der Katholischen Akademie Schwerte im Jahr 1998 zurückgehen, ist es, Bibelwissenschaftler und Judaisten über strittige Themen in der Qumranforschung zu informieren. Zu diesem Zweck haben in der Regel je zwei Referenten mit unterschiedlichen Anschauungen zu demselben Themenkreis gesprochen.

R. Bergmeier und J. Frey fragen nach den Beziehungen der antiken Essenerberichte (Philo, Josephus und Plinius der Ältere) zu den Textfunden in Qumran. Bergmeiers Quellenanalyse führt zu einer relativ skeptischen Einschätzung des Geschichtswerts der Essener-Abschnitte bei Josephus. Ausgehend von der bisherigen Forschungsgeschichte und einer kritischen Auseinandersetzung mit der Quellenanalyse Bergmeiers weist Frey darauf hin, dass dessen Zugang schon aufgrund der schriftstellerischen Freiheit des Josephus problematisch ist. Die Diskussion wichtiger Vergleichspunkte zwischen den Essenertexten und der für die Gruppe typischen Texte aus Qumran ergibt, dass die These, die Qumrangemeinde sei essenisch nicht aufzugeben, eine schlichte Identifizierung mit den Essenern jedoch nicht möglich ist.

Um die Verfasserschaft der Qumrantexte geht es in den beiden nächsten Beiträgen. Während A. Lange die Kriterien vorstellt, die für eine Unterscheidung von essenischen und nichtessenischen Texten bestimmend sind, problematisiert Ch. Hempel die verwendete Terminologie („essenisch", „sectarian", „qumranisch"). Sie zeigt, dass man nicht immer genau zwischen „voressenischen" und „essenischen" Texten unterscheiden kann, sondern darüber hinaus damit rechnen muss, dass sich die Mitglieder der „essenischen" Organisation das literarische Erbe von Vorläufergruppen geistig angeeignet haben. Die Tatsache, dass die Hauptschriften in Qumran auf eine lange literarische Entwicklung zurückgehen, ist bei der Beurteilung der Verfasserschaft zu berücksichtigen.

L. Doering zeigt, dass die unter Offenbarungsanspruch formulierte konservative „priesterliche" Halacha in Qumran nicht Ergebnis von Bibelauslegung ist, sondern von der Lebenswirklichkeit ausgeht, die dann vielfach auf die Bibel zurückgeführt wird. A. Steudel verficht erneut die These, dass die Qumrantexte sowohl verheiratete als auch aus religiösen Gründen lebenslang zölibatäre Mitglieder bezeugen.

In Qumran wurden mehr als 200 Handschriften mit biblischen Texten gefunden, die nicht nur die Textkritik der hebräischen Bibel auf eine neue Grundlage gestellt haben, sondern auch Einblicke in das Werden einzelner Schriften und Schriftenkorpora vermitteln. U. Dahmen setzt sich in kritischem Gespräch mit den Thesen P.W. Flints zur Redaktionsgeschichte des Qumran-Psalters auseinander und verbindet sie stärker mit den Einsichten der alttestamentlichen Psalmenforschung, die Flint nicht berücksichtigt. Dieser vertritt zwar eine Gesamthypothese, beachtet aber nicht hinreichend die Spezifika der einzelnen Psalmenhandschriften. Der Nachweis verschiedener Psalter-Editionen in qumranischer Zeit ist ihm nicht gelungen. O.H. Steck geht einer sehr frühen Rezeptionsstufe des Jesajabuches nach, die er aus der Schreibweise und Abschnittsgliederung der Jesajarolle (1QIsa) erschließt. Die Jesajarolle lässt noch keine für Essener spezifische Ansichten erkennen; sie ist somit ein Zeugnis dafür, wie das Jes-Buch nicht lange nach seinem Abschluss verstanden worden ist.

Schwierig und deshalb umstritten ist die Deutung der archäologischen Befunde in Qumran. F. Rohrhirsch weist die methodologischen und wissenschaftstheoretischen Implikationen einiger Deutungen der dort gefundenen Friedhöfe auf. Angesichts der Tatsache, dass Erkenntnis leitende Theorien Auswahl und Gewichtung der zu deutenden Daten bestimmen, setzt er sich dafür ein, darauf zu verzichten, die Interpretation archäologischer Befunde mit Textinterpretationen in Beziehung zu setzen. H.-J. Fabry, der die Thesen Rohrhirschs kritisch unter die Lupe nimmt, wirft ihm vor, Hyper-Kritik zu betreiben. Er fordert dazu auf, sich vom theoretischen Diskurs erneut den Befunden selbst zuzuwenden, betont aber, dass man ohne Prämissen nicht auskommen kann. Dazu gehört die Basisprämisse der einen Wirklichkeit in Qumran, die nur aus einer Zusammensicht von Biblischer Archäologie und Textwissenschaft gewonnen werden kann, was Rohrhirsch zu Unrecht bestreitet.

Der sehr informative Tagungsband schließt mit einem Beitrag zur Edition der Qumranfragmente am Beispiel von 4Q440b und 4Q468i durch A. Lange. Wir dürfen auf den angekündigten Band einer weiteren Tagung zu Qumranproblemen im Februar 2000 gespannt sein.

Heinz Giesen

## DIALOG

Hrsg. von Bernhard MENSEN. Reihe: Akademie Völker und Kulturen. Vortragsreihe 2001/2002, Bd. 25.
Nettetal 2002: Steyler Verlag. 106 S., kt., EUR 24,80 (ISBN 3-8050-0482-6).

Das zurzeit große Thema der Theologie, das Verhältnis des Christentums zu den Religionen, verbindet sich hier dem großen Thema der Kultur- und Geistesgeschichte schlechthin, dem Dialog. Es war Gegenstand der Vortragsreihe 2001/2002 der bekannten Akademie der Steyler Missionare in Sankt Augustin und wird hier einem breiteren Interessentenkreis zugänglich gemacht.

Die einzelnen Vorträge, von ausgewiesenen Kennern gehalten, galten nicht dem direkten Dialog mit den Religionen, sondern mehr dessen Bedingungen, fragten nach dem Wesen des Dialogs (Salmen SVD), nach der Möglichkeit, den Fremden zu verstehen (Sundermeier), nach dem Ort des Dialogs in der Kirche (Beinert), nach Mission und Dialog (Lienemann-Perrin), nach der Wahrheitsfrage im interreligiösen Dialog (Bettscheider SVD) und nach dem Verhältnis von Dialog und Bekenntnis (Waldenfels SJ).

Aufzählung der Themen und Namen genügt wirklich, um Interesse an der Veröffentlichung zu wecken und deren Bedeutung zu erkennen.

Viktor Hahn

ZIEBRITZKI, Doris:

## „LEGITIME HEILSWEGE"

Relecture der Religionstheologie Karl Rahners. Reihe: Innsbrucker theologische Studien, Bd.61.
Innsbruck, Wien 2002: Tyrolia Verlag. 240 S., br., EUR 25,- (ISBN 3-7022-2431-9).

„Legitime Heilswege", die Anführungszeichen im Titel der Untersuchung deuten auf die Prägung des Begriffs durch Karl Rahner und die Ausschließlichkeit dieses Begriffs als Titel der Untersuchung auf seine Bedeutung, die bis in die Übernahme als Legitimierungsmodell durch die pluralistische Religionstheologie reicht.

Die Untersuchung zeigt in drei großen Teilen zunächst den Ansatzpunkt der Religionstheologie Rahners in Gnadentheologie und Christologie, der sie so eindeutig dem Absolutheitsanspruch des Christentums verflicht. Der zweite Abschnitt weist nach, wie die Interpretation und Rezeption durch Epigonen (vor allem durch H.R.Schlette und G.d'Costa) den relativierenden Tendenzen der pluralistischen Religionstheologie zugedacht haben, während Rahner selbst von seinem metaphysischen Ansatz und dem ihm entsprechenden Wahrheitsbegriff her eindeutig an dem Absolutheitsanspruch des Christentums festhält.

So ist die sauber gearbeitete Dissertation ein wichtiger Beitrag zur augenblicklichen Diskussion um Christentum und Weltreligionen.

Viktor Hahn

WEIMER, Ludwig:

## CHRISTSEIN ANGESICHTS DER VIELEN RELIGIONEN

Urfelder Reihe 3
Bad Tölz 2002: Verlag Urfeld. 190 S., geb., EUR 17,90 (ISBN 3-932857-22-4).

Das Verhältnis des Christentums zu den nichtchristlichen Religionen ist zurzeit das große Thema der Theologie, weil es bei bewusst und wach lebenden Menschen heute ihr großes Thema ist. Zum ersten Mal gibt es in unserer Zeit einen buchstäblichen Markt der Religionen (das Angebot der Buchhandlungen und Kaufhäuser in religiöser, vor allem esoterischer Literatur gibt einen ersten Eindruck von ihm). Angesichts dieser Möglichkeit und des von ihr ausgehenden Soges befällt den Glaubenden eine große Unsicherheit, ja angesichts des in dieser Möglichkeit sich spiegelnden religiösen Pluralismus gerät sein Glaube in Gefahr, nicht mehr der sicher tragende Grund seines Lebens zu sein.

In dieser Situation bietet der bekannte, kenntnisreiche Systematiker der Integrierten Gemeinde (auf dem Einband ist er als Lehrer tätig zu sehen) eine grundlegende, verständlich geschriebene, reich und gut gegliederte Studie (das Inhaltsverzeichnis bereits lässt sie in ihrer Struktur erkennen und begreifen), die aus dem Leben der Gemeinde selbst herausgewachsen ist.

Eine *Hinführung* zeigt in zwei Geschichten (Bileam für das AT und die Weisen an der Krippe für das NT) das Zueinander der Offenbarungsreligion und der anderen Religionen. Danach behandelt Weimer *Die heutige Lage* im Anziehungsfeld der modernen Ersatzreligionen und des systematischen Religionspluralismus; dann die Frage *Ist das Christentum eine Religion?*, wo ein erstes Mal die Sonderstellung der jüdisch-christlichen Offenbarungsgemeinde angesprochen und deren aufklärende Bedeutung sichtbar wird, was zum zentralen Kapitel überleitet, das die *Offenbarung als wahre Aufklärung* behandelt und das ganze Gewicht unserer Glaubenserfahrung deutlich macht und dann dieses Gewicht dem der anderen Religionen (Ägypten, Buddhismus, Stammesreligionen, Schamanentum u.a.) in einem achtfachen Vergleich konfrontiert und darin konsequent bis zum Hilfsinstrument Kirche (ich spreche bisweilen von der Notlösung Kirche) fortdenkt und in der Formel rundet: „Wir konnten nichts Besseres finden." Ein letztes Kapitel denkt nach über *Woran wir Christen glauben*, konzentriert auf Tod und Auferstehung Jesu und auf den von ihm offenbarten Dreieinen, wo denn auch der Islam erscheint als eine eigentlich nicht notwendige, aber durch das rivalisierende Juden- und Christentum begünstigte arabische Sonderform der in den beiden großen Religionen vorgegebenen Offenbarung.

Ein gescheites, gläubiges und gerade so und nur so hilfreiches Buch, das man mit Erfolg lesen und meditieren wird.

Viktor Hahn

# WERTE – RECHTE – PFLICHTEN

Grundfragen einer gerechten Ordnung des Zusammenlebens in christlicher und islamischer Sicht. 2., Iranisch-Österreichische Konferenz Wien, 19. bis 22. September 1999. Referate – Anfragen – Gesprächsbeiträge. Hrsg. von Andreas BSTEH und Seyed A. MIRDAMADI.
Mödling 2001: Verlag St. Gabriel. 410 S., kt., EUR 29,90 (ISBN 3-85264-597-2).

Unter dem Eindruck der Schreckensmeldungen über islamistische Terroraktionen drohen die Stimmen einer friedwilligen und dialogbereiten Mehrheit von Muslimen unterzugehen. Dennoch gibt es sie, wie der hier vorgelegte Sammelband beweist, der keine Eintagsfliege ist, weil hinter ihm die Initiative eines iranisch-österreichischen Vorhabens steht, das von Christen und Muslimen beider Länder getragen wird: das „Religionstheologische Institut St. Gabriel" in Mödling und das „Sekretariat für den interreligiösen Dialog" in Teheran. 1999 beschlossen Fachleute beider Länder, als zentrales Thema den Problembereich „Gerechtigkeit in der Welt von heute" anzugehen.

Was daraus geworden ist, dokumentiert der hier vorgestellte umfangreiche Band, in dem die Referate, Anfragen und Gesprächsbeiträge der zweiten iranisch-österreichischen Konferenz vom September 1999 in Wien vollständig wiedergegeben sind. Im ersten Teil sind die Reden abgedruckt, die bei der Eröffnung der Konferenz gehalten wurden, während der zweite, umfangreichere Teil die zwölf Referate enthält, die sich mit bestimmten Aspekten des Gesamtthemas beschäftigten, wobei in drei Fällen Vertreter ihrer Religion über einen beide Seiten interessierenden Gesichtspunkt gesprochen haben. Es ist schon Tradition, dass bei den Veranstaltungen des religionstheologischen Instituts St. Gabriel auch die Anfragen und Gesprächsbeiträge, die im Anschluss an die Referate vorgetragen und diskutiert wurden, zusammen mit den Referaten abgedruckt werden. Das ist auch hier geschehen. Für die Qualität der gehaltenen Vorträge, die hier leider aus Platzgründen nicht im Einzelnen genannt werden können, sprechen schon die Namen der zumindest hier zu Lande bekannten Gelehrten, u.a. A. Bsteh, A.Th. Khoury, K.H. Peschke, H. Schneider und G. Vanoni.

Tradition ist es auch, dass bei diesem gemeinsamen Unternehmen über die nächsten Schritte immer erst dann entschieden wird, wenn die gedruckten Referate und Gespräche der letzten Konferenz vorliegen. Eine kluge Maßnahme, die es ermöglicht festzustellen, ob und wie weit man in dem gemeinsamen Bemühen weitergekommen ist. Aus Anlass der Präsentation dieses Bandes trafen sich im November 2001 in Wien Teilnehmerinnen und Teilnehmer der zweiten Dialogkonferenz, um über das bisher Erreichte und die vor ihnen liegenden Aufgaben zu beraten. Dabei hoben beide Seiten den erfolgreichen Verlauf der bisherigen Begegnungen hervor, die tragende Gemeinsamkeiten, aber auch vielfältige Auffassungsunterschiede deutlich werden ließen, und sprachen übereinstimmend den Wunsch nach einer Fortsetzung der Gespräche aus. In der Folge wurde die Veranstaltung einer weiteren Dialogkonferenz für den Herbst 2002 in Teheran in Aussicht genommen, von der wir berichten werden, wenn die Ergebnisse gedruckt vorliegen.

Franz Karl Heinemann

ARZT-GRABNER, Peter: Philemon. Reihe: Papyrologische Kommentare zum Neuen Testament, Bd.1. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003, 309 S., Ln., EUR 49,90, ISBN 3-525-51000-4.

BALTHASAR, Hans Urs von: Das Herz der Welt. Einsiedeln: Johannes Verlag 2002, 174 S., Ln., EUR 17,-, ISBN 3-89411-372-3.

BALTHASAR, Hans Urs von: Zuerst Gottes Reich. Zwei Skizzen zur biblischen Naherwartung. Reihe: Neue Kriterien 4. Einsiedeln: Johannes Verlag, Neuausgabe 2002, 69 S., kt., EUR 7,-, ISBN 3-89411-374-X.

CHILDS, Brevard S.: Die Theologie der einen Bibel. Sonderausgabe in zwei Bänden. Bd.1: Grundstrukturen, Bd.2: Hauptthemen. Freiburg: Herder 2003, 411 + 495 S., kt. in Schmuckkassette, EUR 38,-, ISBN 3-451-27899-5.

Die grosse Bibel. Altes und Neues Testament. Einheitsübersetzung. Mit 32 Farbtafeln und einer Familienchronik. Freiburg: Herder 2003, XII, 1459 S., geb., EUR 58,-, ISBN 3-451-28003-5.

Die Heilsuniversalität Christi und der Kirche. Originaltexte und Studien der römischen Glaubenskongregation zur Erklärung „Dominus Jesus", hrsg. von Gerhard Ludwig Müller. Würzburg: Echter Verlag 2003, 154 S., br., EUR 16,80, ISBN 3-429-02503-6.

ESSEN, Georg / SCHULER, Renate: Von Tod und Auferstehung den Kindern erzählt. Mit Bildern von Margret Bernard-Kress. Kevelaer: Butzon & Bercker 2. Aufl. 2001, 24 S., br., EUR 5,-, ISBN 3-7666-0191-1.

FRIELINGSDORF, Karl: Wo das Glück beginnt. Mainz: Matthias-Grünewald-Verlag 2003, 79 S., geb., EUR 12,80, ISBN 3-7867-2446-6.

GELMI, Josef: Papstanekdoten. Die schönsten Papst-Anekdoten von Petrus bis Johannes Paul II. Zeichnungen von Peter Schwienbacher. Bozen: Verlagsanstalt Athesia / Innsbruck: Tyrolia-Verlag 2002, 143 S., Klappenbroschur, EUR 11,90, ISBN 88-8266-200-4 / 3-7022-2503-X.

HAARHAUS, Friedrich: Dank sei Gott, dem Herrn. Andachten für Senioren. Leipzig: Benno-Verlag 2003, 120 S., kt., EUR 3-7462-1602-8.

HAHN, Ferdinand: Theologie des Neuen Testaments I/II. Bd.I: Die Vielfalt des Neuen Testaments (Theologiegeschichte des Urchristentums), Bd.II: Die Einheit des Neuen Testaments (Thematische Darstellung). Tübingen: Mohr Siebeck 2002, XLIV, 858 + XXXVI, 869 S., br., EUR 98,-, ISBN 3-16-147950-5: Bd.I, / 3-16-147951-3: Bd.II; Ln., EUR 219,-. ISBN 3-16-147952-1: Bd.I + II.

ISERMANN, Gerhard: Gegensätze in der Heiligen Schrift. Die Kirche und die innerbiblische Toleranz. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2003, 286 S., Paperback, EUR 16,80, ISBN 3-374-02048-8.

Katechismus der katholischen Kirche. Neuübersetzung aufgrund der Editio typica latina. München: Verlag Oldenbourg / Leipzig: Benno-Verlag / CH-Freiburg: Paulus-Verlag 2003, 824 S., geb. mit CD, EUR 36,80, ISBN 3-7462-1568-4: Benno-Verlag.

KATZER, Josef: Leben in Israel zur Zeit Jesu. Würzburg: Echter Verlag 2003, 248 S., br., EUR 19,90, ISBN 3-429-02510-9.

Kirche in ökumenischer Perspektive. Kardinal Walter Kasper zum 70. Geburtstag, hrsg. von Peter Walter, Klaus Kraemer und Georg Augustin. Freiburg: Herder 2003, 556 S., geb., EUR 39,90, ISBN 3-451-27435-3.

KÖRNER, Reinhard: Abba, du wunderbarer Gott. Fotos und Meditationen zum Vaterunser. Leipzig: Benno-Verlag 2003, 26 S., geb., EUR 7,50, ISBN 3-7462-1591-9.

LAUSTROER, Margarete: Ein weiter Weg. Langwaden: Bernardus-Verlag 2002, 108 S., kt., EUR 8,-, ISBN 3-934551-66-1.

Lobe den Herrn, meine Seele. Alle 150 Psalmen mit Auslegungen. Zusammengestellt von Johannes Hasselhorn. Stuttgart: Verlag Kath. Bibelwerk 2003, 395 S., kt., EUR 14,90, ISBN 3-460-33134-8.

MÄRZ, Claus-Peter: Büttenpredigten. Leipzig: Benno-Verlag 2003, 101 S., geb., EUR 9,90, ISBN 3-7462-1594-3.

NEUREITHER, Georg: Recht und Freiheit im Staatskirchenrecht. Das Selbstbestimmungsrecht der Religionsgemeinschaften als Grundlage des staatskirchenrechtlichen Systems der Bundesrepublik Deutschland. Reihe: Staatskirchenrechtliche Abhandlungen, Bd. 37. Berlin: Duncker & Humblot 2002, 382 S., kt., EUR 79,80, ISBN 3-428-10838-8.

NIKOLAUS VON DAMASKUS: Leben des Kaisers Augustus, hrsg., übersetzt und kommentiert von Jürgen Malitz. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2003, IX, 210 S., geb., EUR 34,90, ISBN 3-534-14676-X.

RENNER, Günter: Ganz nah am Menschen. Pflegen zwischen gestern und morgen. Regensburg: Manzsche Buchdruckerei und Verlag 2003, 133 S., kt., Preis nicht mitgeteilt, ISBN 3-925346-28-7.

RIPPLINGER, Chrysostomus: Maria, Mutter Gottes, bitte für uns. Neue Marienandachten. Leipzig: Benno-Verlag 2003, 128 S., kt., EUR 6,50, ISBN 3-7462-1586-2.

Sexualisierte Gewalt im Schutz von Kirchenmauern. Anstöße zur differenzierten (Selbst) Wahrnehmung. Mit Beiträgen von Ursula Enders, Hubertus Lutterbach, Wunibald Müller u.a., hrsg. von Herbert Ulonska und Michael J. Rainer. Reihe: Theologie, Forschung und Wissenschaft, Bd. 6. Münster: Lit Verlag 2003, 192 S., br., EUR 17,90, ISBN 3-8258-6353-0.

Theologen des 17. und 18. Jahrhunderts. Konfessionelles Zeitalter – Pietismus – Aufklärung, hrsg. von Peter Walter und Martin H. Jung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2003, 273 S., geb., EUR 29,90, ISBN 3-534-15763-X.

THÖNNES, Dietmar: Von Sterben, Tod und Beerdigung den Kindern erzählt. Mit Bildern von Cornelia Kurtz. Kevelaer: Butzon & Bercker 2002, 24 S., br. geh., EUR 5,-, ISBN 3-7666-0445-7.

TROYER, Franz: Gottes Sehnsucht – der Mensch. Betrachtungen zu Gleichnissen. Innsbruck: Tyrolia Verlag 2003, 144 S., geb., EUR 17,90, ISBN 3-7022-2505-6.

VATER ALEXANDER SCHMEMANN: Aufzeichnungen 1973-1983. Einsiedeln: Johannes-Verlag 2002, 512 S., geb., EUR 30,-, ISBN 3-89411-371-5.

Vergegenwärtigung des Alten Testaments. Beiträge zur biblischen Hermeneutik. Hrsg. von Christoph Bultmann, Walter Dietrich und Christoph Levin. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002, 496 S., geb., EUR 69,-, ISBN 3-525-53621-6.

WILCKENS, Ulrich: Der Sohn Gottes und seine Gemeinde. Studien zur Theologie der Johanneischen Schriften. Reihe: Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments, Bd. 200. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003, 208 S., Ln., EUR 46,-, ISBN 3-525-54884-7.

Wo die Sehnsucht Heimat findet. Gebete aus den jungen Kirchen, hrsg. von Klaus Vellguth. Kevelaer: Butzon & Bercker 2002, 95 S., Paperback, EUR 7,90, ISBN 3-7666-0505-4.

Wovon wir leben werden. Die Ressourcen der Zukunft. Reihe: Salzburger Hochschulwochen 2002. Hrsg. von Heinrich Schmidinger. Innsbruck: Tyrolia Verlag 2002, 214 S., br., EUR 21,-, ISBN 3-7022-2461-0.

*Rezensionsexemplare senden Sie bitte an P. Franz Karl Heinemann CSsR, Kloster Geistingen, Waldstraße 9, 53773 Hennef (E-Mail: Franz-Karl.Heinemann@t-online.de). Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.*

# Vorwort

*Auf ihren diesjährigen Jahresversammlungen haben sich die Ordensoberenvereinigungen sowohl der Frauenorden als auch der Priester- und Brüderorden inhaltlich mit der Frage beschäftigt, wie Ordensleben in Gegenwart und Zukunft gelingen kann. Die Oberen der Priester und Brüderorden nahmen dabei vor allem die künftige Stellung der Orden im Kontext von Kirche und Gesellschaft in den Blick; die entsprechenden Referate und Statements dokumentiert die OK in Heft 4/03.*

*Die Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands (VOD) setzte mit dem Thema „...dem Leben Raum geben - Gemeinschaft leben" den Leitgedanken der Tagungen der vergangenen beiden Jahre fort. Es schließt den Zyklus der Themen „...dem Leben Raum geben - heute Ordensfrau sein" (2001) und „...dem Leben Raum geben - Gelübde heute leben" (2002) ab. Im Rahmen dieses Zyklus hielt Sr. Thérèse Winter OP wie in den vergangenen Jahren das Hauptreferat. Die OK dokumentiert es im vorliegenden Heft ebenso wie die Statements derzeitiger und bisheriger Ordensoberinnen zu der Frage, wie Gemeinschaft heute gelebt werden kann.*

*Gemeinschaftsleben, schreibt Sr. Thérèse Winter, stecke in einer Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit, die „kaum größer sein" könne. Einerseits stehe die Koinonia, die Gemeinschaft, im Mittelpunkt aller zeitgenössischen Ekklesiologien. Andererseits werde die Wirklichkeit dem Anspruch, der daraus erwachse, auch in den Ordensgemeinschaften allzu oft nicht gerecht. Sr. Thérèse zeigt, dass es sich bei diesem Phänomen nicht um ein Problem allein der Orden oder der Kirche, sondern um einen gesamtgesellschaftlichen Trend handelt. Und über die soziologische und theologische Analyse hinaus erinnert Sie daran, dass Jesus Christus die Mitte unserer menschlichen und geistlichen Gemeinschaft sei: Wenn wir uns Ihm „wirklich und ganz nähern, kommen wir auch einander näher. Nur so können wir miteinander und füreinander und damit auch für andere leben".*

*Sr. Thérèse und auch die Statements der Ordensoberinnen bedenken das Thema „Gemeinschaftsleben" im Wissen um fehlenden Nachwuchs und „Überalterung" in vielen Gemeinschaften. P. Bertram Dickerhof SJ stellt die sich aufdrängende Frage im Titel seines Artikels ganz direkt: „Gibt es auch in Zukunft noch Ordensleben im deutschsprachigen Raum?" Sein Beitrag sucht Bedingungen zu nennen, unter denen Gemeinschaftsleben für Ordensleute aller Generationen weiterhin gelingen kann. Den „Jungen" dürfe die Möglichkeit, Visionen zu entwickeln, nicht genommen werden.*

*Mit den praktischen Folgen der Altersentwicklung setzt sich auch der Beitrag von Michael Fischer auseinander. In seinem Artikel „Ordensgemeinschaften im Wandel der Zeiten" zeigt er auf, wie die Zukunft ordenseigener Werke aussehen kann. Am Beispiel der Trägerschaft von Krankenhäusern entwirft Fischer verschiedene Szenarien, wie man mit bevorstehenden Umbrüchen umgehen könnte. Ziel müsse es in allen Transformationsprozessen bleiben, dass das Wirken der Orden „zum Segen der Menschen sein" solle.*

Arnulf Salmen

Margareta Gruber OSF

# Methodologie der Motivation bei Jesus

*Impulse für das geistliche Leben heute* *

## 1. Eine beeindruckende Firmenkultur

Ich habe mir sagen lassen, dass sich in modernen Handbüchern des Managements Werte aus der christlichen Tradition finden, und dass auch die Strategen von Firmenkulturen auf den Schatz der Erfahrungen der ältesten Firma der Welt zurückgreifen. Das hat mich gefreut, denn es zeigt, dass das Evangelium die Mauern der Kirche längst überstiegen hat und uns, die wir in der Kirche sind, vielleicht überraschend von außen her wieder entgegenkommt.

Die Corporate Identity der Firma Reich Gottes, wie sie im NT begegnet, ist tatsächlich hervorragend, die Firmenkultur beeindruckend: denken Sie an die – freilich doch sehr ideale – Schilderung der Urgemeinde Apg 4 oder an die – schon realistischere – Zielvorstellung vom Teamgeist der Glieder im einen Leib 1 Kor 12, von der Communio also. An solchen Dokumenten aus der zweiten Generation der Christenheit lässt sich einiges Operationalisierbare für unsere Fragestellung gewinnen.

Mich interessiert jedoch eine viel grundlegender Frage: Wie hat Jesus selber seine Leute motiviert? Gibt es sozusagen eine Methodologie der Motivation Jesu?

## 2. Jesus als Chef

### Die erste Phase der Apostelausbildung: eine Lebensschule

Was braucht ein guter Chef? Ich war überrascht, wie schnell ich bei einem ersten Durchgang durch das Neue Testament unter dieser Fragestellung fündig wurde. Alle Ideale eines guten Chefs lassen sich in Jesus entdecken: Die Menschenführung in seiner

Apostelausbildung war intensiv und sorgfältig: Er bewirkte von Anfang an eine hohe Identifikation durch ein intensives personales Angebot, er ermöglichte Partizipation am Konzept und am Wissen, er schenkte Vertrauen und übergab Kompetenzen, er stellte die Größe des Ziels vor Augen und gab klare Anweisungen für seine Umsetzung, die er auch überprüfte. Er stellte Teilnahme am Gewinn in Aussicht. Er wollte keinen Einheitstyp von Mitarbeiter; Linientreue war nicht sein oberstes Prinzip, sondern personale Werte wie Aufrichtigkeit, Korrekturfähigkeit (Umkehrfähigkeit) und Vertrauen. Er forderte seine Leute bis an die Grenze der Überforderung und zeigte gleichzeitig eine Stärke gerade im Umgang mit ihren Schwächen. Krise und Misserfolg konnte er integrieren. Auch der unerklärlich Widerständige, der sich als Verräter zeigen sollte, hatte von Anfang an einen Platz in seiner Gruppe. Er zeigte sich als Autorität authentisch und kongruent, an einigen Stellen auch explizit korrekturfähig (Syrophönizierin). Er ermöglichte Nähe, scheute sich aber nicht vor harten Konfrontationen und Korrekturen.
Dieser Skizze könnte man noch viel Farbe geben. Sie gibt Einblick in die Lebensnähe und Vitalität der Apostelausbildung auf den Wegen zwischen Galiläa und Jerusalem, die eine Lebensschule war.

### Der Zusammenbruch

Aber dann kam der Augenblick, in dem diese kompetent und mit vollem personalen Einsatz aufgebaute Motivation zusammenbrach und vollständig versagte. Die Jünger kehrten nach einer Zeit der Lähmung in die alten Fahrwasser zurück: „Ich gehe wieder fischen. – Wir kommen auch mit" (Joh 21,3).

### Der neue Motivationsschub

Warum ging es trotzdem weiter? Es wäre zu einfach, wollte man den neuen Motivationsschub, der sich nach Ostern Bahn brach, als völlig voraussetzungslosen Neubeginn sehen und ihn nur auf die Begegnung mit dem Auferstandenen zurückführen. Natürlich war ER es, der die Mauern ihrer Angst durchbrach, den Jüngern ihr Versagen verzieh und ihnen den Frieden schenkte. Sein Geist war es, der sie reden und wirken und innerhalb kürzester Zeit in alle Welt aufbrechen ließ. Doch ist es keineswegs so, dass diese neuen Erfahrungen nicht an die ersten Erfahrungen mit Jesus anknüpfen konnten. Eher so, dass die Jünger diese letzte, die Oster - Erfahrung brauchten, um das in Jesu Jüngerschule Gelernte freizusetzen und es ihnen gewissermaßen verfügbar zu machen. Deshalb frage ich in einem zweiten Suchdurchlauf nach dem springenden Punkt in der Motivation Jesu, nach dem, was durch die Ostererfahrung wieder aktiviert wurde und sich als stark genug erwies, aus dem Zusammenbruch wieder neu zu beginnen.

## 3. Der springende Punkt in der Motivation Jesu

Jeder weiß, dass man eine Vision braucht, um Leute zu motivieren. Wie motiviert Jesus mit seiner Vision?

### Nicht ein Projekt, sondern eine Person

„Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahegekommen. Kehrt um und glaubt dem Evangelium" (Mk 1,15). Das ist der erste Satz, mit dem Jesus die Bühne der Weltgeschichte betritt. Er kommt mit einer Vision, der Vision vom Reich Gottes. So ganz holzschnittartig bei Markus.
Der Einstieg Jesu im Johannesevangelium ist demgegenüber wie auf Zehenspitzen: Jesus mischt sich unerkannt unter die Zuhörer des Täufers, der ihn, der einfach vorübergeht, bezeichnet: „Seht, das Lamm Gottes" (Joh 1,36). Darauf folgen zwei der Täuferschüler dem so Bezeichneten, und dessen erster Satz ist keine Proklamation, sondern eine Frage:

„Was sucht ihr?" Darauf die Schüler: „Wo bleibst du, wo gehörst du hin?" Und Jesus: „Kommt und seht", worauf die beiden einen Abend mit ihm verbringen und bereits am folgenden Tag unter ihren Verwandten und Freunden weitere Schüler für Jesus anwerben. Sie werben nicht für ein Projekt, sondern für eine Person. Hier hat die Methode der Motivation Jesu schon gegriffen, denn er macht es nicht anders. Was hat er an diesem Tag mit den zwei jungen Leuten gemacht? Er hat ihnen Lebensgemeinschaft mit sich angeboten, aber noch mehr: Ihre Frage, wohin er gehört (nach seinem Bleiben), ist die Frage nach Ursprung und Beweggrund seines Lebens, nach der Motivation Jesu gewissermaßen. Und Johannes macht durch seine Wortwahl deutlich, worum es dabei geht: Jesus „bleibt" im Vater (Joh 15,10). Auch er wirbt nicht für ein Projekt, sondern für eine Person, und er bietet über seine Person eine Beziehung zu diesem Vater an.

So wird gleich zu Beginn des Johannesevangeliums die Grundstruktur der „Methodologie der Motivation" Jesu sichtbar: Seine Ausstrahlung war sein Leben im Vater; die Menschen, die sich ihm näherten, wurden davon angezogen und von Jesus in diese Beziehung hineingenommen. Wodurch wird Jesus motiviert? Die Antwort ist einfach: „Wie mich der Vater geliebt hat, so habe ich euch geliebt" (Joh 15,9), „wie im Himmel – so auf Erden." Was die Menschen zutiefst anzieht und in Bewegung bringt, ist der Kontakt mit der Wirklichkeit, nach der die Jünger fragen: wo gehörst du hin, wo bist du zuhause: „Zeig uns den Vater, das genügt uns" (Joh 14,8).

## Reich Gottes-Erfahrungen

Die nächste Phase im Trainingsprogramm ist die Zeit der Lebensgemeinschaft mit Jesus. Hier lernen die Jünger die Gesetze des Reiches Gottes: die Logik des Teilens, Gebens und Vergebens und die daraus resultierende Fruchtbarkeit, die Logik der Liebe also, und das bereitet sie vor auf deren Verdichtung im Geheimnis des Pascha. Ihre Erfahrungen im Leben mit Jesus, die Reich-Gottes-Erfahrungen sind, motivieren sie: zunächst ist es die unerwartete Freude, der Überfluss und die Fülle in der Gegenwart Jesu (Kana, Joh 2,1-11; Heilungen). Dann aber geraten sie zunehmend in ein Spannungsfeld, von dem jeder ergriffen wird, der sich auf das Evangelium einlässt: Einerseits die Geborgenheit in der Gegenwart Jesu, andererseits eine Furcht, zunächst angesichts seiner Abwesenheit aber dann fast noch mehr angesichts einer immer wieder auch erschreckenden Fremdheit seines Begegnens (Brotvermehrung – Seesturm und Seewandel, Mt 14,13-33). Die Spannung betrifft auch ihre Selbsterfahrung im anbrechenden und doch noch ausstehenden Reich, von dem Jesus spricht: Die Jünger erfahren sich als geschützt und ausgeliefert (Sperlinge und Schafe), als Bevollmächtigte („auf Schlangen und Skorpione treten", Lk 10,19) und Ohnmächtige („ihr werdet von allen gehasst werden", Mt 10,22), als Ermächtigte („heilt Kranke", Mt 10,8) und Überforderte („gebt ihr ihnen zu essen", Mt 14,16). Sie werden mit den höchsten Idealen konfrontiert („seid vollkommen", Mt 5,48) und lernen an der Geduld Jesu mit ihrem Versagen, aber auch an seiner Zurechtweisung ihrer Härte und Selbstbezogenheit (Lk 9,51-56: die Donnersöhne; Mk 8,33: Satan), wie Liebe vor deren Missbrauch schützt. Sie lernen, den Einzelnen personal und liebevoll zu sehen und gleichzeitig eine universale Vision im Auge zu haben (das verlorene Schaf und die große Volksmenge).

Jesus sagt ihnen auch deutlich, was die Dynamik des Reiches Gottes blockiert. Echte Motivation nimmt die Freiheit des Menschen ernst und riskiert, dass der andere sich nicht entscheidet, sich anders entscheidet oder sogar sich gegen das angebotene Gut entscheidet. Motivation und Freiheit ist deshalb ein wichtiges Thema der Schulung Jesu. Und er nennt deutlich die „Motivationskiller", die den Menschen nicht nur vom Reich Gottes, sondern vom Leben überhaupt abhalten:

Reichtum und Sorge sind die Wichtigsten (Mt 6,19-34: Schatz und Herz; Mk 10,17-27: Kamel und Nadelöhr; Lk 14,15-27: Bitte entschuldigen Sie mich!). Danach kommen Furcht und halber Einsatz (Mt 25,14-30: Talent vergraben; Lk 14,25-35: Bauruine); oft nennet Jesus Überheblichkeit und Heuchelei als Gefahren gerade der Frommen (Mk 6,1-6a Skandal und Ablehnung; Mt 23,1-39 Negativfolie). Er redet auch von Unglaube und Verstockung und nennt dabei das Wirken des Feindes beim Namen (Mt 13,24-30). Am schwierigsten sind die Worte über denjenigen aus seinen Jüngern, „der ihn ausliefern sollte", über Judas (Joh 6,60-71; Joh 12,37-40 Verstockung). Hier rühren wir an das denkerisch nicht abschließend zu lösende paradoxale Zueinander von göttlichem Vorherwissen und menschlicher Freiheit. Gott erlöst die Welt durch die Auslieferung seines Sohnes in den Tod, und gleichzeitig ist es die freie Tat eines Menschen, seinen Freund in den Tod zu übergeben. Das Sterben Jesu ist schriftgemäß, entspricht also dem göttlichen Heilswillen, und dennoch gibt es den „Verräter". Brauchte Gott also den Verräter? Warum hat das Zusammensein mit Jesus Judas zu dieser Tat motiviert? „Die Dialektik des Ineinanders von göttlichem Heilsplan und menschlichem Verschulden erscheint in äußerst kondensierter Form" (Klauck).

Soweit, wieder skizzenhaft, die Reich-Gottes-Erfahrungen der Jünger. Die Frage ist wieder: Was ist es, was darin motiviert, mitzumachen, dabeizubleiben, weiterzumachen? Was ist es, was dem Zweifel, dem inneren Widerstand und der offensichtlich immer gegenwärtigen Versuchung zum „Verrat" widerstehen lässt?

## Das Lernprogramm: das Leben verlieren um es zu gewinnen

Wenn man das Nachfolgeprogramm Jesu liest, klingt es weniger einladend und werbend als vielmehr erschreckend bis abschreckend. Jesus hat nie harmonisiert oder beschwichtigt oder Konflikte verschleiert, im Gegenteil: Er hat sie oft überscharf herausgearbeitet. Sein Nachfolgeprogramm stellt er unter folgendes Motto: „Wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen ... verliert, wird es retten" (Mk 8,35). Genau darin bestand das Lernprogramm in der Jüngerschule Jesu, und auch dessen Faszination: Jesus wollte, dass seine Leute Erfahrungen damit machten, ihr Leben zu verlieren und es wieder zu gewinnen. Wieder eine Skizze mit einigen Beispielen: „Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; doch wenn du es sagst..." (Lk 5,5). Die Jünger haben sich mit nichts in der Hand in die Dörfer schicken lassen und kommen zurück: „Selbst die Dämonen gehorchen uns, wenn wir deinen Namen aussprechen" (Lk 10,17). Sie haben erlebt, wie von fünf Broten und zwei Fischen noch Körbe voll übrig bleiben (Mt 14,13-21), und wie im Vertrauen auf Jesus sogar Schritte auf dem Wasser möglich sind (Mt 14,22-33). Das wirkt zunächst wie eine pädagogische Strategie: Grenzüberschreitungen sollen zu größerer Flexibilität und Leistungsfähigkeit herausfordern. Das ist eine gute Motivationstechnik, vor allem dann, wenn sie innerhalb einer stabilen Beziehung geübt wird. Doch dahinter steckt noch eine andere Logik, die des „wie im Himmel, so auf Erden". Jesus lebt seine Beziehung zum himmlischen Vater in der Grammatik seiner menschlichen Existenz: in der Liebe zu seinem Abba zeigen sich Vertrauen, Ehrfurcht, Gehorsam, Zuordnung, aus der seine Vollmacht, seine Identität als Sohn kommt. Der Sohn tut nur, was er den Vater tun sieht und sagt gleichzeitig: „Ich und der Vater sind eins" (Joh 10,30). Diese Lebensform, diese Art des Umgangs mit Gott lernen die Jünger an und mit Jesus; sie werden hineingenommen, damit konfrontiert, davon überfordert, davon überwältigt, fasziniert, erfüllt und – bewegt. Es besteht also ein Zusammenhang zwischen der Erfahrung der Jünger und der Erfahrung

Jesu selbst. Gerade die tiefgründige Erzählung vom Seewandel macht dies deutlich: Denn Jesus, der in der Nacht auf den Wellen des Sees auf die Jünger zukommt, kommt unmittelbar aus dem Gebet mit dem Vater, er ist sozusagen erfüllt vom Vater. Was dann zur Erscheinung kommt, ist nicht in erster Linie seine Wunderkraft, sondern das unglaubliche Vertrauen zum Vater, mit dem ihn das Meer einfach trägt. Es trägt auch den vertrauenden Petrus, allerdings nur solange, bis den Kleingläubigen seine Furcht wieder einholt. Der springende Punkt ist immer das Sich Überlassen, das Vertrauen, der Verzicht auf das Gewohnte, auf die Sorge und selbstbezogene eigene Vorstellungen, eben das „das Leben verlieren." Der Lebensgewinn, der sich dann einstellt, ob mehr oder auch weniger spektakulär, hat einen Geschmack, den keiner der Jünger vergessen wird. Sie realisieren Kräfte und Fähigkeiten in sich, die sie vorher nicht kannten; sie merken, dass sie nicht nur vor Jesus Ohnmächtige, sondern von seiner Liebe Ermächtigte sind, dass sie in der Gegenwart des großen Liebenden selber zu liebenden Menschen werden, schöpferisch, froh und von innen heraus lebendig. Dieses Leben ist es, das motiviert. Es ist das ewige Leben, das Jesus mit dem Vater teilt und das er gekommen ist, mit uns bereits hier auf der Erde zu leben.

## „Umsonst" zwischen Gratis und Frustra

Das ist also der Kern der Pädagogik Jesu: Er hat seine Schüler behutsam in sein eigenes Lebensgesetz eingeführt, das in der Hingabe besteht: „Umsonst habt ihr empfangen, umsonst sollt ihr geben" (Mt 10,8) – eine sehr einfache, unpathetische Übersetzung des „wie im Himmel, so auf Erden". Wer das in die Tat umzusetzen versucht, – und es geht ja um eine Praxis – , macht zweierlei Erfahrungen: die beglückende Erfahrung des geschenkten „Umsonst", des Gratis, aber auch die herausfordernde und schmerzliche des vergeblichen Umsonst, des Frustra angesichts des Widerstandes der menschlichen Freiheit (der fremden wie der eigenen). Mit der Zeit kommen die Jünger einem interessanten Zusammenhang zwischen beiden Arten des „Umsonst" auf die Spur, und zwar dem entscheidenden für unsere Frage nach der Motivation: Die Erfahrung des Gratis gibt die Spannkraft für das Frustra, und die Annahme des Frustra bereitet für die Erfahrung des größeren Gratis. Es ist wie ein Dreischritt mit steigernder Drehung: Leben (gratis) – Tod (frustra) – größeres Leben (gratis in Fülle). In dieser Bewegung liegt eine Dynamik, die von sich aus nicht zum Stillstand kommt, sondern weiter drängt, und den, der sich darauf einlässt, von innen heraus motiviert weil belebt. Es ist die Dynamik der Liebe, die nicht stehen bleiben sondern nur vorangehen kann.

Die stärkste Erfahrung dieser Art machten die Jünger im Abendmahlssaal nach dem Karfreitag. Die Helden waren davongelaufen und hatten versagt. Die Motivation war zerbrochen, die Angst lähmte jede Bewegung. Es war ein Frustra ohne Perspektive und Kraft. „Da trat Jesus in ihre Mitte und sagte: Friede sei mit euch" (Joh 20,19). Die Erzählungen des Neuen Testaments sind hier ganz sparsam und deuten fast nur an, was da geschehen ist. „Friede" – plötzlich war der Geschmack wieder da, den sie kannten: „Da freuten sich die Jünger, als sie Jesus sahen." In diesem „Frieden", den Jesus zusagt, liegt die ganze Kraft seiner todüberwindenden Liebe. Die Kraft dieses Friedens eröffnet eine neue Tiefe der Motivation: Sie ist von da an Antwort der Liebe auf die Freude der neuschaffenden Vergebung. „Empfangt den Heiligen Geist. Wem ihr die Sünden vergebt, dem sind sie vergeben ..." (Joh 20,22). So wird aus der gescheiterten Elitetruppe Jesu die Schar seiner Erwählten.

## Der typische Oster-Geschmack

Methodologie der Motivation Jesu. Es ist tatsächlich einiges an „Methode" zum Vorschein gekommen. Jesus kennt seine Leute und

formt sie mit klarem Ziel. Die Jünger konnten das erst im Nachhinein, mit österlichen Augen gewissermaßen, erkennen und formulieren. Sie lasen jetzt ihre Erfahrungen mit dem irdischen Jesus, ihrem Rabbi und Reich-Gottes-Trainer mit anderen, vom Geist geöffneten, österlichen Augen. Ungefähr so: Das war es also, was er uns damals klar machen wollte: Als wir auf dem See waren und im Chaos unterzugehen drohten, kam er da nicht, wie jetzt am Ostermorgen, über das Wasser zu uns und sagte: Ich bin es, fürchtet euch nicht? Und hat Petrus nicht tatsächlich diese Furchtlosigkeit im Augenkontakt zum Meister erfahren, die ihn jetzt wieder von innen her erfüllt? Jetzt erst verstehen wir seine Worte angesichts des uns peinlichen Verhaltens der Sünderin, dass sie nämlich viel Liebe zeigt, weil ihr viel vergeben wurde. Und jetzt wissen wir auch, warum Jesus sagt, dass wir uns in der Verfolgung freuen sollen: Weil wir ihm dann nämlich ähnlich sind und wir seine Kraft zu spüren bekommen, wenn wir uns in der Ausweglosigkeit ihm überlassen. Dann kommt jedes Mal wieder der typische Oster-Geschmack auf unsere Lippen, das, was Jesus „ewiges Leben" nennt, also Leben mit Ewigkeits-Qualität.
Eine zentrale Quelle der nachösterlichen Motivation wird in den Evangelien nur indirekt erwähnt, muss aber bei allem vorausgesetzt und immer mitgelesen werden: Es ist die Erfahrung des Brotbrechens, der Eucharistie (vgl. Apg 2,42.46; 20,7). Hier wird die Gesinnung Jesu lebendig, wird seine Lebenshingabe gegenwärtig und wirksam, und bekommen die Jünger Anteil an der Kraft, die das Leben immer wieder verlieren kann, um es zu gewinnen.

Mit diesen Überlegungen sind wir im Zentrum der neutestamentlichen Verkündigung angelangt, bei Tod und Auferstehung Jesu; es mag überraschen, dass die Methodologie der Motivation Jesu sich als so spirituell erweist. Doch wäre es andererseits merkwürdig, wenn ein so zentrales Thema, was nämlich die Menschen um Jesus bewegt, nicht zuletzt an die Osterdynamik rühren würde. Was also motiviert, ist das Leben und das findet sich nur im Kontakt mit dem, der von sich sagen kann: Ich bin das Leben.

*Sr. Dr. Margareta Gruber OSF ist Dozentin für neutestamentliche Exegese an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar.*

* Text eines Referats bei der Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft der Cellerare und Prokuratoren (AGCEP) am 15.10.2002 in Reute.

Michael Fischer

# Ordensgemeinschaften im Wandel der Zeiten

*Wege in die Zukunft*

*Schwestern, dass wir sterben müssen,*
*das mag sein.*
*Aber wenn wir sterben müssen,*
*dann wollen wir jetzt*
*doch nicht die Bretter für den Sarg,*
*sondern für eine Wiege zimmern.*
(P. Heribert Arens)

Die Orden sind seit jeher eine tragende Säule der Kirche. In Zeiten, in denen die Kirche ihre Kraft eingebüßt hat, wurde sie von Orden oft erneuert. Diese packten neue und für die Kirche lebenswichtige Aufgaben an. Heute freilich sind – zumindest in Europa – viele Orden selbst alt geworden. Das Durchschnittsalter der Ordensleute liegt nicht selten bei 70 Jahren. In dieses Alter gekommen, müssen sie sich mit dem Sterben ihrer Gemeinschaft auseinandersetzen. Mag sein, dass ganze Orden oder Teile einer Ordensgemeinschaft sterben müssen. Es kann aber auch sein, dass sich Ordensgemeinschaften wieder verjüngen und es gleichsam zu Neugründungen kommt. In dieser zeitgeschichtlichen Situation sind die Orden herausgefordert. Sie haben viele Fragen zu klären: Welche angestammten Aufgaben können die Orden noch wahrnehmen und was können sie nicht mehr leisten? Was geschieht mit den ordenseigenen Werken, den Krankenhäusern, Alteneinrichtungen und Schulen, die nicht mehr eigenverantwortlich geführt und geleitet werden können? Außerdem gilt es zu bedenken: Wie werden die Ordensfrauen und Ordensmänner in zehn Jahren als Gemeinschaft leben? Wie heißt die Berufung der Gemeinschaften in ihrer dritten Lebensphase?

Es gibt viele Ungewissheiten. Im Grunde genommen spiegelt sich in ihnen die Frage nach der Berufung einer Ordensgemeinschaft. Eine Gemeinschaft kann diese Frage nicht ein für alle mal und somit abschließend beantworten, denn die Berufung formt sich immer wieder neu im Wandel der Zeit. Dadurch erweist sich diese Frage als eine Herausforderung, und sich ihr zu verschließen, hieße, sich der Zukunft nicht zu stellen.

## 1. Der Lebenszyklus von Organisationen

Organisationen sind nicht unsterblich. Ihr Lebenszyklus ist zwischen Geburt und Tod eingespannt: Sie werden geboren und können nach unterschiedlich langen Daseinsphasen wieder sterben. Sie haben eine Geburtsstunde, in der sie ins Leben gerufen werden und sind zumeist aus einer Vision geboren. Zu Beginn steht eine Idee, die Menschen begeistert. Aus einer wachsenden Zahl von Begeisterten, kann dann eine Organisation entstehen. Sind sie zu ihrer Anfangszeit meist noch sehr locker gestaltet, wird es mit der zunehmenden Zahl von Mitgliedern notwendig, Aufgaben zu verteilen und arbeitsteilige Programme zu entwickeln bis sich schließlich eine angemessene Administration ausbildet.[1]
Strukturen ordnen das Leben, bergen aber zugleich die Gefahr in sich, den Gründergeist zu verwalten. Es entsteht eine Spannung zwischen Institution und Charisma. In dieser Lebensphase angelangt, folgt in Organisationen die Phase, in welcher der Blick in die gute al-

te Zeit zurückgeht und parallel dazu die Anzahl der Jubiläen zunimmt. Verbunden mit dem Altern einer Organisation besteht die Gefahr, dass deren Vorrat an Visionen abnimmt. In dieser Phase ist es dringend an der Zeit, sich um die eigenen Visionen zu kümmern. Dies ist deshalb so notwendig, weil Visionen die Lebenskraft von Gemeinschaften erhalten und fördern.

Organisationen blühen nicht nur auf, sondern sie verwelken auch. Dies gilt auch für Ordensgemeinschaften. In der zweitausendjährigen Geschichte des Christentums wurden Orden in verschieden Wellen gegründet. Die Gründungen erfolgten in dieser Weise, weil bestimmte zeitgeschichtliche Notsituationen es dringend erforderlich gemacht haben, auf der Grundlage des Evangeliums Antworten zu finden und neue Wege einzuschlagen. Die letzte große Gründungswelle im 19. Jahrhundert war eine Reaktion auf die Verelendung großer Teile der Bevölkerung im Zuge der Industrialisierung. In dieser Zeit sind Kongregationen entstanden, die sich vorrangig um die Verlassenen, Kranken und Unwissenden gekümmert haben.

Desgleichen gab es nicht nur Gründungen von Gemeinschaften, sondern viele Ordensgemeinschaften starben auch wieder aus. Von den 37 Gründungen, die vor dem Jahr 1000 erfolgt sind, besteht heute nur noch eine einzige: die der Benediktiner. Von den 67 zwischen den Jahren 1000 und 1500 gegründeten Orden, existieren heute noch 24. Und von den 48 Neugründen zwischen den Jahren 1500 und 1800 sind heute noch 30 präsent. Bei einer Gesamtzahl von 152 Gründungen wurden also ungefähr zwei Drittel aufgelöst. Sicherlich erfreuen sich die Orden im Vergleich zu anderen Organisationen einer außerordentlich langen Lebensphase; aber auch sie sind nicht unsterblich.[2] Viele der einst aufblühenden Orden sind in die Jahre gekommen und stehen vor der Frage, wie es mit ihnen weitergehen soll. Ihre Frage lautet: Ist unsere Lebensform am Ende oder an einer Wende?

## 2. Wege in die Zukunft

Zweifellos sind die Orden herausgefordert. Dabei geht es nicht um die Frage, ob die Orden ihre Zukunft noch vor sich oder bereits hinter sich haben – die Antwort auf diese Frage liegt ohnehin in Gottes Händen. Heute besteht die Herausforderung darin, sich mit kommenden Entwicklungen aktiv auseinander zusetzen: Wie kann es mit den Orden weitergehen? Es geht um die Frage, wohin Gott die Gemeinschaft noch führen möchte. Dies ist die Frage nach der ureigenen Berufung einer Gemeinschaft. Es gibt nicht nur eine Berufung in jungen Jahren, gleichsam in der Aufbauphase des Lebens, sondern die Berufung Gottes an sein Volk ergeht zu allen Zeiten, auch in der dritten Lebensphase einer Ordensgemeinschaft.

Mit der Frage nach der Berufung ist die Suche nach Visionen im biblischen Sinn eng verknüpft. Das Wort Vision leitet sich aus dem lateinischen „videre" ab und heißt sehen. Ein künftiger Zustand wird bereits geschaut und damit erschaffen. Visionen beinhalten Ziele und Pläne, die sich Menschen geben, um die Zukunft zu gestalten. Vorausschauende Planung ist unersetzlich, weil ohne sie keine zielgerichtete Entwicklung möglich wäre. Menschen setzen sich zusammen, entwerfen Pläne, formulieren Ziele, entwickeln Zukunftsszenarien, wägen mögliche Konsequenzen ab und treffen Entscheidungen. So wird die Zukunft visionär gestaltet.

Visionen reifen aber nicht nur, indem Menschen und Gemeinschaften eigene Pläne entwickeln, sondern indem sie sich der spirituellen Tiefe von Visionen hingeben und damit immer neu das Wort Gottes in ihre eigenen Pläne, in die gegenwärtige Situation und Zeit, hineinlesen. So durchkreuzen die Träume Gottes die eigenen. Im Hören auf das Wort Gottes gilt es zu fragen, ob wir als Person und als Gemeinschaft auf der Spur des Lebens sind, die Gott den Menschen zugedacht hat.[3]

So sind Visionen gleichsam das Einfallstor Gottes für uns Menschen. Und Gott hat nicht selten Menschen und Gemeinschaften mit

neuen Zumutungen herausgefordert. Die vielen Aufbrüche in der Kirchengeschichte können lebendig von diesen „Zumutungen Gottes" erzählen. Ebenso kennt die biblische Tradition viele Glaubensvorbilder, die sich den Träumen Gottes geöffnet haben. Oft waren gerade diese Menschen große Visionäre.
Wer sich als Gemeinschaft um seine Visionen sorgt, möchte Unwesentliches vom Wesentlichen unterscheiden, das Mögliche in der Spannung zum Nötigen bedenken. Wer sich um seine Visionen kümmert, möchte kein Spielball der Zeitwellen sein, sondern in dem Bewusstsein, von Gott geführt und getragen zu sein, die Zukunft mitgestalten. Wer in dieser Zuversicht handelt, erfährt die nötige Gelassenheit, Vertrautes und Gewohntes loszulassen.

## 3. Abraham bricht auf

Einer der großen Visionäre in der biblischen Tradition, der gewagt hat seine Lebensschritte neu zu setzen, ist Abraham. Er hat sich noch im fortgeschrittenen Alter von einer Zumutung Gottes berühren lassen.

*„Und der Herr sprach zu Abraham: Ziehe hinweg aus deinem Vaterland und aus deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause in das Land, das ich dir zeigen werde; so will ich dich zu einem großen Volke machen und dich segnen und deinen Namen berühmt machen, dass er zum Segensworte wird. Segnen will ich, die dich segnen, und wer dich flucht, den will ich verfluchen; und mit deinem Namen werden sich Segen wünschen alle Geschlechter der Erde. Da zog Abraham hin, wie ihm der Herr geboten hatte; und Lot zog mit ihm. Abraham aber war 75 Jahre alt, als er aus Haran wegzog." (Gen 12, 1-4)*

Immer wieder hat Gott Menschen und Gemeinschaften aus Gewohntem herausgerufen. Einigen Orden mag es dabei ergehen wie Abraham: Er hat auf den Anruf Gottes die Zukunft in den Blick genommen und mitgestaltet. Er hat dies zwar im hohen Alter getan, aber zu einem Zeitpunkt, an dem seine Kraft noch ausreichte. Abraham musste dabei schwere und weitreichende Entscheidungen treffen. Entscheidungen die Konsequenzen hatten. Abraham hat eine Option getroffen: Er hat vieles und Vertrautes aufgegeben, um für andere Dinge frei zu sein. Trotz des Aufbruchs ins Ungewisse konnte Abraham in der Zuversicht handeln, von Gott gehalten und geführt zu sein.

## 4. Reformimpulse durch das Zweite Vatikanische Konzil

Ordensgemeinschaften sind im Laufe ihrer Geschichte immer wieder aufgebrochen; dabei standen sie oft an der Spitze von Reformbewegungen. Aufbrüche sind nichts Einmaliges und nichts Ungewöhnliches, denn Menschen sowie Gemeinschaften erleben im Laufe ihres Lebens viele kleine und größere Aufbrüche. Bewegung ist Ausdruck von Leben. Doch trotz der alltäglichen Veränderungen gibt es Zeiten und Situationen, die in besonderer Weise Gestaltung und Veränderung erfordern. Für viele Orden sowie für die Kirche insgesamt war das Zweite Vatikanische Konzil (1962 - 1965) ein Ereignis, das sie zu intensiven Reformbemühungen inspirierte.
Das zweite Vatikanische Konzil hat das Verhältnis der Kirche zur Welt neu bestimmt und damit bahnbrechende Veränderungen angestoßen. Die Konzilsväter haben intensiv mit der Spannung zwischen der „alten Kirche" und der „modernen Welt" gerungen. Die Kirche wollte sich nicht länger von der modernen Welt abschotten, sondern sich mit ihr kritisch-loyal zusammentun. Loyal, um mit offenen Augen das Wirken Gottes in der Welt zu sehen und zu verstehen; kritisch, um Widerspruch dort einzulegen, wo das Evangelium verschüttet ist.[4]
Es ist bemerkenswert, dass die institutionelle Kirche auf einem Konzil die Ordensge-

meinschaften zu einer Erneuerung aufforderte. Hier scheinen sich die Rollen fast verkehrt zu haben, denn es waren doch bislang die Orden, die im Laufe der Geschichte immer wieder ihre Stimme prophetisch erhoben haben, um ein evangeliumsgemäßes Leben in der Nachfolge Jesu anzumahnen und vorzuleben.[5]

Das Konzil setzte wichtige Impulse zur Reform der Orden.[6] Es ging dabei um eine vernünftige Modernisierung, um ein Verständnis für die heutige Welt und eine geistige Aufgeschlossenheit, damit die Welt im Lichte des Glaubens richtig beurteilt werden kann.[7] Die Ordensgemeinschaften fühlten sich vom Zweiten Vatikanischen Konzil stark herausgefordert. Bis auf wenige Ausnahmen bemühten sie sich, die im Konzil theologisch und spirituell vertiefte Sicht des Ordenslebens umzusetzen.

Die ersten Jahre nach dem Konzil waren daher eine bewegte Zeit für die Klöster. Man kann ohne Übertreibung sagen, dass das Konzil in den Ordensgemeinschaften eine anhaltende Suchbewegung ausgelöst hat.[8] Weil viele bisherige Selbstverständlichkeiten und Sicherheiten fragwürdig geworden waren, wurde die Frage nach der eigenen Identität ausdrücklich gestellt. Drei Themenbereiche – es gab in der Folge des Konzils weitaus mehr Themen – sollen die Situation nach dem Konzil verdeutlichen:

- die Suche nach angemessenen Lebensformen,
- die Frage nach der Gemeinschaft und zuletzt
- die theologisch spirituelle Vertiefung des Ordenslebens.[9]

### 4.1. Suche nach angemessenen Lebensformen

Die Reformbemühungen seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil waren geprägt durch die Suche nach Lebens- und Umgangsformen, die zeitgemäßer und den Bedürfnissen der Ordensleute entsprechender erschienen. Es ging um die Frage, welche menschlichen Bedingungen wichtig sind, um als geistlich lebender Mensch ein geglücktes Leben führen zu können. Das Konzil selbst hat in diesem Zusammenhang unter anderen folgende Fragen angeregt: Überprüfung und Anpassung der Lebensweise und der Arbeit (PC 3), des Leitungsstils und der Regeln (PC 4), der Abschaffung überlebter Klausurgebräuche (PC 16), der Tracht (PC 17) sowie der zureichenden Aus- und Weiterbildung (PC 18). Die Bemühungen hatten das Ziel, den Ordensleuten einen breiteren Raum zur Persönlichkeitsentfaltung einzuräumen, um so mehr Mensch- und Christsein zu ermöglichen.[10]

### 4.2 Das Leben in Gemeinschaft

Das Konzil hat die Gemeinschaftsdimension der Kirche und der Orden neu entdeckt. In der überlieferten Ordenstheologie war das Ordensleben eher auf den Einzelnen und nicht so sehr auf die Gemeinschaft als solche bezogen. Viele Anstrengungen wurden daher unternommen, um der Gemeinschaftsidee einen gebührenden Platz einzuräumen. Gemeinschaft bekam sozusagen eine theologische Qualität.[11]

So trafen sich in der Folge des Konzils die Mitglieder der Ordensgemeinschaften verstärkt auf zentraler, regionaler und provinzieller Ebene. Auch innerhalb der eigenen Ordensgemeinschaft suchten die Ordensleute eine tiefere Verbundenheit, um der beklagten Isolation und Einsamkeit entgegenzutreten. Denn wo der Austausch und die Begegnung vernachlässigt wird, entsteht die Gefahr, aneinander vorbei zu leben.[12] Aber aus der empfundenen Notwendigkeit, das gemeinschaftliche Leben intensiver zu pflegen, entspringt das Bedürfnis, sich umfassender und tiefer auszutauschen.

Die Veränderungen schärften auch den Blick für die notwendige Balance zwischen dem Ich und dem Wir, zwischen individuellen Bedürfnissen und den Anforderungen einer Gemein-

schaft. Die Empfehlung des Konzils, die Interessen der einzelnen Personen zu achten, hat insgesamt einen positiven Einfluss auf die Gestaltung des Gemeinschaftslebens ausgeübt. Gleichzeitig ist aber auch deutlich geworden, dass immer das Gleichgewicht zu suchen ist „zwischen der Achtung der Person und dem Gemeinwohl, zwischen den Ansprüchen und Bedürfnissen der einzelnen und jenen der Gemeinschaft, zwischen dem persönlichen Charisma und dem apostolischen Entwurf der Gemeinschaft... Die Ordensgemeinschaft ist der Ort, wo sich der tägliche und geduldige Übergang vom ‚Ich' zum ‚Du', von meiner Aufgabe zur Aufgabe der Gemeinschaft, von der Suche dessen, ‚was mein ist', zur Suche dessen, ‚was Christ ist', vollzieht."[13]
Eine Gemeinschaft lebt demnach aus der lebendigen Balance zwischen individuellen Bedürfnissen und den Interessen der Gruppen. Eine Gemeinschaft kann nur wachsen, wenn sich alle als Miterbauer und nicht nur als Konsumenten gemeinschaftlichen Lebens begreifen. Wer sich für seine Schwestern und Brüder verliert, findet sich selbst. Das Evangelium ruft nach Menschen, die selbst sterben, damit gemeinschaftliches Leben wachsen kann. Die Gemeinschaft wird so zu einem Ort menschlichen Reifens.[14]

### 4.3 Spirituelle Vertiefung

Die Sehnsucht nach spiritueller Vertiefung des Ordensleben war in der Zeit nach dem Konzil groß. Zuvor lag der Akzent zu sehr auf der Arbeit. Karl Rahner hatte wie so oft auch diesen Punkt schon weitsichtig erkannt: „Wir sind doch, wenn wir ehrlich sind, in einem schrecklichen Maße eine spirituell unlebendige Kirche ... In der Öffentlichkeit der Kirche herrschen in einem erschreckenden Maße auch heute noch ... Ritualismus, Legalismus, Administration und ein sich allmählich selber langweilig werdendes und resignierendes Weiterverfahren auf den üblichen Geleisen einer spirituellen Mittelmäßigkeit...".[15] Ohne eine geistig-geistliche Erneuerung wären alle anderen Reformen eine rein äußerliche und intellektuelle Angelegenheit. Dieses Eingeständnis schafft Raum und Mut, für die Suche nach einer erneuerten Spiritualität.

## 5. Die Zukunft ordenseigener Werke

Die kurze Darlegung der drei Themenkomplexe hat gezeigt, wie breit und umfassend sich die Ordensgemeinschaften um eine zeitgemäße Erneuerung bemüht haben. Doch damit nicht genug. In den letzten Jahrzehnten ist für viele Orden eine neue Situation eingetreten, die sie dazu drängt, weitreichende Entscheidungen zu treffen: Weil sich immer weniger junge Menschen für ein Leben im Kloster entscheiden[16], stellt sich die Frage nach der Zukunft der ordenseigenen Werke: Was geschieht mit ihnen? Wer führt verantwortlich die Krankenhäuser weiter, wer kümmert sich um die Kindergärten, wer garantiert die Versorgung und Betreuung alter Menschen, wer nimmt sich der Behinderten an, wenn die Ordensleute es nicht mehr tun können, weil zu wenige in ihren Reihen nachrücken? Diese Fragen betreffen vor allen Dingen die apostolisch tätigen Frauenorden, die im letzten Jahrhundert entstanden sind.
Die Würzburger Synode (1971 - 1975)[17], die die Ergebnisse des Zweiten Vatikanischen Konzils weiterbedacht hat, beschäftigte sich auch mit der Frage nach der Zukunft ordenseigener Werke. Im Synodentext heißt es: „Gemeinschaften, die von ihrer Tradition her in ordenseigenen Werken ... tätig sind, müssen sich fragen, ob sie diese noch allein und in der bisherigen Form weiterführen können. Bei zunehmendem Mangel an eigenen Kräften und erhöhten Anforderungen an deren fachliche Qualifikation wirkt sich die Arbeitsbelastung mit allen negativen Folgen für das Humane und das Geistliche immer verhängnisvoller aus, zumal dann, wenn eine gewisse Gettomentalität die Zusammenarbeit mit nichtei-

genen Kräften erschwert. Verlängerte Arbeitszeit, Fehlen von Hilfsmitteln, geringe Aussichten für den Fortbestand religiös überspielen zu wollen geht nicht an. Ohnehin ist die Frage erlaubt, ob nicht in manchen Fällen das Ziel einer Gemeinschaft nicht besser erreicht und ein zeitgemäßes Zeugnis nicht besser verwirklicht würde, wenn die gesamte Einrichtung nicht vom Orden getragen wird, sondern die Mitglieder eingesetzt werden, ohne dass die Leitung in ihren Händen liegt."[18]
Auf diese Fragen wird es heute noch keine abschließende Antwort geben. Entscheidender ist vermutlich die Einsicht, sich mit diesen Herausforderungen zu einem Zeitpunkt auseinander zu setzen, an dem die Kraft noch reicht, um einen Übergang zu gestalten und es nicht zu spät ist, um nur noch den Untergang zu verwalten. Die Würzburger Synode wusste um die Tatsache, dass für die anstehenden Umbrüche Mut zur eigenen Berufung, eine Offenheit für kluge Experimente sowie Sachkenntnis und Entschlossenheit erforderlich sind.[19]

## 6. Die Umbrüche am Beispiel der Krankenhäuser

Die anstehenden Umbrüche sollen am Beispiel ordenseigener Krankenhäuser ein wenig verdeutlicht werden. Zunächst sind drei Entwicklungsvarianten naheliegend:
In der ersten Variante werden ordenseigene Krankenhäuser an freie Mitarbeiter übergeben. In diesem Fall müssen die Verantwortlichen genau überlegen, wie sie ihr Erbe ordnen und die Stabsübergabe gestalten.
Die zweite Variante besteht in der bewussten Weiterführung eigener Häuser. Dies wird natürlich nur dann geschehen, wenn sich die entsprechende Ordensgemeinschaft dazu noch in der Lage sieht.
Eine übereilte Übergabe an Träger, welche die gewachsene Tradition der ordenseigenen Krankenhäuser nicht aufgreifen würden oder eine Weiterführung der Häuser mit allerletzter Kraft, macht keinen Sinn. Daher sollte ernsthaft geprüft werden – hiermit ist die dritte Variante benannt –, ob nicht ein Zusammenschluss oder zumindest eine enge Kooperation konfessionell geführter Häuser für alle Beteiligten Vorteile bringt.

### 6.1 Die Übergabe ordenseigener Krankenhäuser

Eine Mehrzahl der Orden werden ihre Häuser wohl in die Hände freier Mitarbeiter übergeben. Sie tun dies, weil sie sich personell nicht mehr in der Lage sehen, die Einrichtungen verantwortlich in eine marktumkämpfte Zukunft zu führen. Dies ist ein schmerzlicher Einschnitt in das gewachsene Selbstverständnis dieser Orden und es ist ein Verlust für die Versorgung bedürftiger Menschen.
Mit diesen Übergaben ist ein verständliches Anliegen verbunden: Wie können nicht nur die Werke übergeben werden, sondern ebenso die damit verbundenen Werte? Wie kann der Übergang so gestaltet werden, dass die Tradition der Orden nicht auf der Strecke bleibt? Die Weiter- oder Übergabe der Häuser kann in unterschiedlicher Weise geschehen. Die Krankenhäuser können teilweise oder vollständig an andere Träger verkauft werden. Mit dem Verkauf eines Krankenhaus ist die Last der Verantwortung nicht mehr zu tragen, gleichzeitig kann aber auch kein Einfluss mehr auf die weitere Entwicklung genommen werden.
Eine andere Möglichkeit besteht in der Überführung der Trägerschaft in eine Stiftung. Dadurch wird zwar die wirtschaftliche Verantwortung für die Häuser abgegeben, aber es bleibt noch die Möglichkeit bestehen, den Stiftungszweck mitzubestimmen. Zudem ist durch eine Mitarbeit in den Stiftungsgremien eine gewisse Einflussnahme weiterhin möglich.
Eine Stiftung ermöglicht es dem Stifter, dauerhaft einen von ihm benannten Zweck zu verfolgen. Stiften ist somit nicht eine bloße Herausgabe von Vermögen, sondern entspringt dem gestalterischen Denken, das weit

über den Tod hinausreicht. Mit einer Stiftung werden gleichsam die Werte und der Sinn in ein Organisationsgefüge eingestiftet.
Auch die Entwicklung von Leitbildern kann im Zusammenhang mit der Übergabe von Häusern betrachtet werden. Leitbilder bieten den Rahmen, um eine Wertegemeinschaft zu begründen. Um der Umsetzung von Leitbildern eine Chance zu geben, müssen zahlreiche Maßnahmen zur Organisationsentwicklung ergriffen werden, die Geduld, Verbindlichkeit und einen tatkräftigen Willen voraussetzen. Ob diese Versuche langfristig Erfolg haben werden, muss sich erst noch erweisen. Es gibt ermutigende Beispiele.
Das hiermit verfolgte Ziel ist klar: Wenn auch die Ordensleute nicht mehr als Personen für ihre Werte und Ideen stehen, sollen dies andere in ihrem Sinne tun. Damit ist übrigens das zentrale Anliegen der Evangelisierung aufgegriffen, nämlich die Frohbotschaft in alle Bereiche der Menschheit zu tragen. Konkret: das Evangelium in einen modernen Organisationskontext hineinzutragen, um eine Verbindung zwischen modernem Management und Evangelium zu wagen. Es geht in diesem Zusammenhang um die theologische Frage, wie Gott in der Sorge um Kranke in einer modernen Organisation „zur Welt kommt".
Geben die Orden ihre Werke der Krankenversorgung ab, ist dies ein Verlust. Dennoch soll an dieser Stelle eine Bemerkung erlaubt sein, welche diese Entwicklung einmal aus einer anderen Perspektive beleuchtet: Die angestammte Aufgabe vieler Orden, die im letzten Jahrhundert entstanden sind, ist die Pflege der Kranken und Bedürftigen. Zu ihrer Gründerzeit war dieses Engagement eine notwendende Pionierarbeit, denn niemand hat sich um diese bedürftigen Menschen in einem ausreichendem Maß gekümmert. Neuerdings haben der Staat und zwischenzeitlich auch private Träger die Idee der Krankenversorgung aufgegriffen und institutionalisiert. Andere haben also jene Aufgaben übernommen, die sich damals die Ordensleute in ihrer Gründungsphase zur ureigensten Sache gemacht haben. Für die bedürftigen Menschen ist diese Entwicklung und die damit verbundene umfassende Versorgung gut.
Ohne die prophetische Initiative der Orden wäre dieses Niveau nicht erreicht worden; dies ist und bleibt die Großtat der Orden. In diesem Sinn haben die Orden ihr Ziel erreicht: Eine flächendeckende, menschenwürdige und fachlich kompetente Versorgung kranker und bedürftiger Menschen. Natürlich bleibt die Sorge, ob ausschließlich kommerziell orientierte Unternehmen die Kranken menschengerecht versorgen. Somit ist es ein schmerzlicher Verlust, wenn sich Orden aus diesem Bereich zurück ziehen müssen.

### 6.2 Weiterführung der Werke

Es gibt auch Ordensgemeinschaften, deren Kraft heute noch ausreicht, um ihre Werke eigenverantwortlich weiterzuführen. Sie werden es zwar nicht mit der gleichen Anzahl von Ordensleuten tun können, aber doch so, dass sie weiterhin die Gesamtverantwortung tragen. Sie können dies tun, weil sie ausreichend Ordensleute für die Übernahme von Managementfunktionen ausbilden konnten. Dieser Entscheidung liegt der Wunsch zugrunde, gerade heute die Entwicklung in der Versorgung der Kranken zu prägen und ein unverwechselbares christliches Profil zu zeigen. Wie lange die eigene Kraft dazu noch reicht, ist heute noch nicht absehbar.

### 6.3 Zusammenführung der Werke

Um den bevorstehenden Verdrängungskampf zu bestehen, bündeln sich die Kräfte in der Krankenhauslandschaft schon heute. Die Krankenhäuser schließen sich zu Verbünden zusammen. Dabei ist nicht ein Wachstum um jeden Preis die sinnvollste Form, sondern ein Wachstum mit Augenmaß, durch das sich Synergieeffekte entweder auf regionaler oder auch überregionaler Ebene erzielen lassen. Der Zu-

sammenschluss einzelner Häuser zu größeren Verbunden oder die Fusion unterschiedlicher Träger ist nicht so einfach, wie das auf den ersten Blick scheinen mag. Die Erfahrung zeigt, dass Zusammenführungen von Unternehmen immer wieder scheitern, weil die unterschiedlichen Firmenkulturen nicht zueinander gefunden haben. Auch der Dschungel an Eifersüchtigkeiten unter den Trägergesellschaften ist ein Barriere, die nur im Blick auf ein gemeinsames Ziel überwunden werden kann.
Dennoch könnte gerade für ordenseigene und kirchliche Häuser in der Zusammenführung ihrer Werke eine große Chance liegen. Denn zum einen sind sich diese Unternehmenskulturen in ihrem tragenden Sinngrund sehr ähnlich und zum zweiten können solche durch ihre Größe erstarkten Verbünde mit den schnellwachsenden privaten Trägereinrichtungen mithalten. In der Kombination der ersten und der dritten Variante, einer wertegebundenen Übergabe und der Zusammenführung solcher Häuser, entstünde eine enorme Stoßkraft.

## 7. Ausblick: Herausforderung in Kirche und Gesellschaft

Es ist deutlich geworden: Die Orden und ihre Werke stehen inmitten eines turbulenten Transformationsprozesses.[20] Auf dem Weg dieser Selbstvergewisserung und der Zielfindung von Ordensgemeinschaften kann es auch sein, dass sich für die Ordensleute neue Aufgaben nahe legen, für die sie sich zukünftig stark machen möchten. Sie brechen zu neuen Aufgaben auf, weil sie darin eine evangeliumsgemäße Antwort auf die Nöte der Zeit sehen.
Vielleicht sind diese Ordensleute, die zu neuen Aufgaben aufbrechen, wieder Vorreiter für andere und somit ein prophetisches Korrektiv für gesellschaftliche Entwicklungen. Solche Initiativen sind gleichsam kleine neue Aufbrüche innerhalb der Orden, vergleichbar mit dem Aufbruch Abrahams. Sr. Basina Kloos benennt einiger solcher Aufbrüche: [21]

- Eine wichtige Aufgabe könnte darin bestehen, die Klöster und die Konvente in einem begrenzten Umfang für Außenstehende zu öffnen. Die Orden wären in diesem Sinn Orte der geistlichen Gastfreundschaft, Orte zum Verweilen und Ausruhen. Dadurch ergibt sich auch eine Nähe zu den Menschen außerhalb der Klostergemeinschaft.
- Der Platz der Orden war und ist an der Seite der Benachteiligten: Das sind die Armen, von denen es auch in Deutschland eine wachsende Anzahl gibt. Das sind die einsam Sterbenden, die Aidskranken und Obdachlosen, kurzum die Sorge um jene Menschen, die in der heutigen Zeit kaum einen ausreichenden institutionalisierten Schutz genießen und daher besonders bedürftig sind.
- Vielleicht sind es die Orden, die einen Beitrag zum Frieden und zum Dialog zwischen den Kulturen bei der zunehmend multikulturellen Bevölkerung leisten können?

Es wäre unsinnig, den Aufbruch Abrahams für alle als Ideal zu fordern. In einer gewachsenen und institutionalisierten Organisation können gar nicht alle Mitglieder aufbrechen; dies soll auch nicht sein. Es gibt ja schließlich auch ein Erbe, das gut geordnet übergeben werden muss. Und es gibt viele Schwestern, die ihr Leben in den Dienst der Ordensgemeinschaft und der Kranken gestellt haben und nun alt und schwach geworden sind. Sie haben das Recht, in Würde und Respekt an ihrem angestammten Ort zu bleiben. Und dennoch kann es Zweige in der Ordensgemeinschaft geben, die neue Wege beschreiten möchten. Es werden einzelne sein, die in diesem Sinne aufbrechen. Ein wichtiger Dienst der anderen ist, dies im Gebet und als Personen zu stützen.
Welchen Weg ein Orden einschlagen wird, hängt von vielen Umständen ab. Es gibt auch hier nicht den einen richtigen Weg. Unabdingbar allerdings ist, dass die Verantwortlichen in den Ordensgemeinschaften sich früh genug mit diesen Zukunftsfragen auseinandersetzen. Ob dann die Bretter, die gezimmert werden, zum Bau einer Wiege dienen werden, kann im vornherein nicht be-

antwortet werden – die Macht über Leben und Tod liegt ohnehin nicht in Menschen Händen. Was aber gewiss ist: die Mühen der Orden sollen zum Segen der Menschen sein.

*Dr. Michael Fischer ist Leitbildkoordinator der Hospitalgesellschaften der Franziskanerinnen Münster – St. Mauritz.*

1 Zulehner, P. M., Ein Obdach der Seele: geistliche Übungen – nicht nur für fromme Zeitgenossen, Düsseldorf 1997, 106f.

2 Hostie, R., Leben und Sterben der Ordensgemeinschaften, in: Concilium 10 (1974), 468-475.

3 Vgl. Fischer, M., Ohne Vision verkommt das Land. Wenn Gott sich einmischt, in: Anzeiger für die Seelsorge. Zeitschrift für Pastoral und Gemeindepraxis 4 (2001), 21-23.

4 Zulehner, M. Paul, Hennersperger, Anna, „Sie gehen und werden nicht matt", Priester in heutiger Kultur, Ostfildern 2001, 84.

5 Codina Victor, Zevallos Neo, Ordensleben, Düsseldorf 1991, 72.

6 Den Einschnitt in das Selbstverständnis der Ordensgemeinschaften, den das Zweite Vatikanische Konzil ausgelöst hat, beschreibt Norbert Greshake in seinem Aufsatz: Das Selbstverständnis der Orden heute, Berufung zum Ordensleben nach dem Zeiten Vatikanischen Konzil, in: Ordensnachrichten 30 (1991), 11-34.

7 Konzilsdekret des 2. Vatikanischen Konzils Perfectae caritatis (PC),2.

8 Die anhaltende Suchbewegung spiegelt sich auch in den Dokumenten wieder, die in der nachkonziliaren Phase in Rom entstanden sind. Die Wichtigsten sind: Das apostolische Mahnschreiben Pauls VI. „Evangelica testificatio" über die Erneuerung des Ordenslebens nach dem 2. Vatikanischen Konzils (1971), das Dokument „Mutuae relationes" der Kongregation für die Bischöfe zusammen mit der Kongregation für die Orden heute und Säkularinstitute über Kriterien zum Verhältnis zwischen Bischöfen und Ordensleuten in der Kirche (1978), die Texte der Kongregation für die Ordensleute über „Ordensleute und menschliche Förderung" und über „Die kontemplative Dimension des Ordenslebens" (1981) sowie die Enzyklika Johannes Pauls II. „Redemptionis donum" im Heiligen Jahr des Heils (1983).

9 Vgl. Isenring, Zeo, M., Die Frau in den apostolischtätigen Ordensgemeinschaften: eine Lebensform am Ende oder an der Wende?, Freiburg 1995, 81f.

10 Vgl. zu diesem Themenkomplex: Zulehner, P. M., Menschliches im Dienste Gottes und der Menschen, in: Geist und Leben 58 Jg (1985), 28-41.

11 Karl Rahner formuliert dies so: „Darum glaube ich doch, dass wir alle älteren Ordensleute sagen können, dass wir alle Spätindividualisten waren. Man könnte behaupten, dass wir auch in großen Kommunitäten so etwas wie kasernierte Einsiedler waren. Wir waren ja einzelne, die als solche zusammenlebten und zusammenarbeiten. Unsere Gemeinschaft war (von dem Menschlichen das unter normalen Menschen immer bestehen wird, einmal abgesehen) eher funktional, nicht aber an den Menschen als solchen und ihrem personalen und nicht nur funktionalen Zusammenschluss interessiert." Vgl. Karl Rahner, Das Verständnis von persönlicher und gemeinschaftliche Spiritualität und Arbeit, in: Schriften zur Theologie X, 472.

12 Das brüderliche und schwesterliche Leben in Gemeinschaft, Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens 1994, 28f.

13 Ebd., 28.

14 Ebd., 23f.

15 Karl Rahner, Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance, Freiburg, 1972, 92f.

16 Einen Einblick in die Altersstruktur der katholischen caritativen Schwesterngemeinschaften gibt Hans Harro Bühler, Altersaufbau, Nachwuchs und Tätigkeitsfelder der katholischen caritativen Schwesterngemeinschaften, in: Caritas 1995, 435-443.

17 Um die Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils zu verwirklichen, hielten die Bistümer der Bundesrepublik Deutschland eine gemeinsame Synode ab. Im Januar 1971 fand die konstituierende Sitzung statt und nach einer knapp fünfjährigen Tätigkeit beschloss die Synode im November 1975 ihre Arbeit.

18 Würzburger Synode 3.1.1.

19 Ebd., 5.

20 Nach der Ansicht von Sr. Basina Kloos ist die Nachwuchskrise primär eine Funktionskrise, die dadurch verursacht ist, das den Orden heute große, spezifische, in einer Weise nicht übertragbare Aufgaben in der Kirche und Welt fehlen. Vgl., Sr. M. Basina Kloos, Zukunft der Orden, Orden der Zukunft aktiv gestalten oder Bestehendes nur noch verwalten, in: Ordenskorrespondenz 41 Jg. 2000, Heft 4, 392-403.

21 Ebd., 392-403.

Bertram Dickerhof SJ

# Gibt es auch in Zukunft noch Ordensleben im deutschsprachigen Raum?

Mit dieser provozierenden Frage habe ich vor allem die sozial-karitativen und apostolischen Ordensgemeinschaften im Blick. Ein benediktinisch oder kontemplativ ausgerichtetes Ordensleben scheint es nach der Statistik auch in Zukunft zu geben, während es für sehr viele jener Gemeinschaften düster aussieht. Da sie bis heute die bei weitem größte Zahl der Ordensleute stellen, ist die Frage in dieser Formulierung erlaubt.
Doch kommen Überlegungen zu ihrer Beantwortung, die ich hier vorlege und die sich damit beschäftigen, wie „Kerne" apostolischen und karitativen Ordenslebens auch in Zukunft möglich sein könnten, für etliche Gemeinschaften nicht zu spät? Sind sie nicht utopisch? Sind sie überflüssig, weil ein Gott, der „aus diesen Steinen Kinder Abrahams machen" kann (Mt 3,9), auch in unserem Raum ein gottgeweihtes Leben erwecken kann? – und dies sich ja auch vielerorts ereignet in neuen geistlichen Gemeinschaften, in religiösen Wohngemeinschaften von Laien, Männern und Frauen, jenseits, aber auch in bestehenden Orden. Oder sind solche Überlegungen sogar kontraproduktiv, weil das bestehende Ordensleben mit seinen erstarrten Strukturen und Kulturen erst untergehen muss, bis die Faszination dieser Lebensform wieder neu aufleuchten und Menschen anziehen kann?
Wie immer man denkt: dies ist keine akademische Frage ohne Praxisrelevanz: Es gibt ja die jungen Ordensleute, wenn auch nicht in früherer Zahlenstärke.[1] Sie stehen vor der Aufgabe, heute eine Gestalt ihres Lebens von morgen zu suchen und zu entwickeln. Es gibt zuständige Oberinnen und Obere, die dafür in der Pflicht stehen. Und es gibt, hoffentlich, eine Menge Ordensleute, denen diese Fragen nicht gleichgültig sind.

## Status quo in Stichworten

- VOD: 30.000 Ordensfrauen, 3.000 (!) unter 55 Jahren, ca. 20.000 über 65 Jahren. Bei VDO und VOB sind von den ca. 5.700 Ordensmännern etwa 2.800 über 65 Jahre alt, für die Anzahl der unter 55jährigen liegen keine Zahlen vor: es werden vielleicht 1.000 sein. Das bedeutet, dass von den insgesamt 35.700 Ordensleuten in Deutschland etwa 4.000 unter 55 sind, 8.900 zwischen 56 und 65 und 22.800 über 65 Jahre alt sind (Statistiken vom 01.01.02). Ähnliche, eher ungünstigere, Altersverhältnisse bei kleineren absoluten Zahlen liegen aus Österreich und der Schweiz vor. Grob gesprochen ist das Verhältnis von „Jungen"[2] zu „Alten" 1:9.
- Es ist davon auszugehen, dass in der Regel die „Jungen" mit den „Alten" zusammen in einer Kommunität, Konvent, Kloster leben.[3] Bestünde eine solche Normalniederlassung aus 18 Personen, wären demnach 2 unter 55, 4 zwischen 56 und 65 und 12 über 65 Jahre alt. In diesem Konvent hat natürlich die starke Gruppe der über 65jährigen, die 2/3 der Kommunität ausmachen, das „Sagen", selbst wenn die Funktionsträger jüngere Ordensleute sind: nolens volens bestimmt die Gruppe der über 65jährigen den Stil, der den Dialog mit der umgebenden Kultur und ihren Herausforderungen zwangsläufig

mehr oder weniger verliert oder schon verloren hat. So „vergreisen" mental auch die „Jungen", bevor das Alter sie dazu berechtigte

- Arbeitsmäßig ist die Zeit der großen Organisationen in Erziehung, Bildung, Gesundheit usw., die von Ordensgemeinschaften getragen, geleitet und geprägt wurden, mehr oder weniger vorbei. Es ist eher der Einzelfall, wenn eine Gemeinschaft noch das ein oder andere solche Werk durchtragen kann. Viel öfter strebt man deren Abwicklung an oder ist bereits dabei, sie durchzuziehen: ein anderer Träger, möglicherweise Abzug der ordenseigenen Kräfte, vielleicht auch Weiterbeschäftigung einer sehr geringen Zahl, aber nun in abhängiger Lohnarbeit nach den staatlich und betrieblich geregelten Bedingungen. Vom Verbleib der Ordensleute hängen Existenz und Gestalt des Werkes in der Regel nicht mehr ab.
- Die finanziellen Spielräume werden enger, da die Einnahmequellen und die Anzahl der Verdiener sinken, die Kosten für die Versorgung der alten, insbesondere pflegebedürftigen Mitbrüder und -schwestern jedoch steigen. Man hat Immobilien, die man erhalten muss, mit denen man aber nichts verdienen kann. Vielfach ist es schwer, ja oft unmöglich, einen Käufer oder auch nur eine Nutzung für sie zu finden.

## Was auf die Leitungen zukommt

- Eine große und sehr schmerzliche Herausforderung ist die Frage nach der Zukunft der eigenen Werke. Die ohnehin schwierigen Sachentscheidungen in diesem Bereich werden noch dadurch erschwert, dass sie mit vielen emotionalen Bindungen einhergehen: der Schwierigkeit, das eigene Lebenswerk loszulassen („Mein Krankenhaus, für das ich ein Leben lang da war – Tag und Nacht!"), der Frage der Ordensidentität (gegründet für Krankenpflege; Erziehung usw.) und natürlich dem Phänomen des Veränderungswiderstands, den man jedem Wandel immer entgegenstellt: allen Bekenntnissen zum Trotz, dass man etwas verändern müsse, es so wie bisher nicht mehr weitergehen könne, hätte man eigentlich gerne, dass alles beim Alten bliebe. Auch wenn dieses Alte Mängel aufweist: man hat gelernt, sich damit zu arrangieren. Man kommt zurecht, kennt sich aus, weiß, was man hat. Genau diese Sicherheit verliert man bei Veränderungen und ist zunächst einmal mit seinen Ängsten konfrontiert.
- Ordensintern muss nicht nur Vorsorge getroffen werden für den „Berg" alter und pflegebedürftiger Mitbrüder und -schwestern; auch der „normale" Schrumpfungsprozess der Normalniederlassung geht weiter. Wer hat schon Erfahrung damit, wie solche Schrumpfungsprozesse zu managen sind? Auf- und ausbauen hat man gelernt! Mitbrüder und -schwestern können vor Ort nicht mehr genügend betreut, gepflegt werden. Sie müssen umziehen in eine Niederlassung, die dafür besser geeignet ist. Jeder weiß, wie viel Kraft solche Umsetzungen nicht nur bei den Betroffenen selbst, sondern auch bei den Funktionsträgern (Obere, Ministri…) und bei denen erfordern, die den Betroffenen dabei begleiten. Er muss seine gewohnte Welt aufgeben. Aber auch für die Lebensfähigkeit der Zurückbleibenden können sich Fragen ergeben: Ist noch ein Miteinanderleben möglich? Können die notwendigen Funktionen von den wenigeren Ordensleuten aufrechterhalten werden? Was geschieht mit den Angestellten? Sind sie noch bezahlbar? Ist der Konvent noch wirtschaftlich zu führen? Wie klappt dann die Haushaltsführung? Niederlassungen werden zu groß für die paar Ordensmitglieder, die noch darin leben. Irgendwann kann man sich ihren Unterhalt nicht mehr leisten. Die Konsequenz ist, dass auch der

Rest umgesetzt werden muss, mit all den Aufwänden, die das bedeutet. Für die Berufstätigen muss man entsprechende Stellen finden, für die Senioren und Seniorinnen Dienste, die sie noch tun und mit denen sie sich nützlich machen können. Umgesetzt wird in der Regel eben wieder in Niederlassungen, in denen das Verhältnis von „Jungen" zu „Alten" 1:9 ist.

- Hinzu kommen für Gemeinschaften, die mehr als eine Provinz haben, die Fragen des Zueinanders der Provinzen: Zusammenlegen von Provinzen, um Synergieeffekte z.B. in Verwaltung und Planung zu bekommen – was aber die Kräfte der Leitungen erheblich bindet, da man mit ähnlichen Schwierigkeiten fertig werden muss, die Fusionen draußen so oft scheitern lassen? Provinzen, die man in der Dritten Welt hat, die meistens aus jungen Leuten bestehen, in die Unabhängigkeit entlassen, ja ihnen sogar die Verantwortung für die gesamte Gemeinschaft zumuten, wo sie bisher am Tropf der früher starken deutschen Provinzen hingen und (noch) nicht (genügend) darauf vorbereitet sind, solche Verantwortungen zu übernehmen?
- Mit diesem Übermaß an Herausforderungen, Veränderungen zu gestalten, werden Leitende konfrontiert, die eben aufgrund ihres Alters weder die physischen und psychischen Kräfte, noch das Know-how haben, solche Übergänge mutig und entschlossen zu gestalten. Und all dies findet statt in überalterten Organisationen, denen nichts lieber wäre, als dass alles bliebe, wie es immer war. In dieser überforderungsträchtigen Situation ist die Gefahr groß, den Notwendigkeiten hinterher zu rennen: Veränderungen lassen sich am besten durchsetzen, wenn man sie als „Sachzwänge" verkaufen kann. Das geht aber nur, wenn der Zug schon so deutlich am Abfahren ist, dass es nur noch um „Aufspringen" geht. Damit bleibt es aber beim puren Reagieren, zu neuen Würfen kommt es nicht mehr.

## Eine verborgene Entscheidung

Die aufgezählten Aufgabenstellungen lassen sich unter einem Überbegriff subsumieren: Abwicklung des Bestehenden. Was ich geschildert habe, beschreibt wesentliche Aufgaben, die mit diesem Prozess gegeben sind. Wickelt man aber „lediglich" ab, gestaltet man „nur" den oben beschriebenen „Auszug" der Alten aus der Normalniederlassung in Betreuung, Alten-, Pflegeheim und Friedhof, versetzt die „Jungen" immer wieder in die nächste Normalniederlassung, die die bislang praktizierte Struktur und Kultur des Miteinanderlebens und -arbeitens und das bisherige praktische Selbstverständnis von Ordensleben aufrechterhält, dann wird diese Entwicklung folgende Konsequenzen haben:

1. Die Schere zwischen „Binnenkultur" der Konvente und Kultur der umgebenden Gesellschaft wird sich weiter öffnen, weil sich die Normalniederlassungen nicht entwickeln können. Das macht solche Niederlassungen weniger attraktiv für die „jungen" Leute draußen (und drinnen), die nach Gott suchen, sich für ein Ordensleben interessieren. Damit nimmt man ihnen Modelle, die sie anregen, oder auch Kristallisationspunkte, an die sie sich anlagern könnten – bis hin zu einem Eintritt. Schon lange hört man die Klagen der in der Berufungspastoral Tätigen über ihre Not, in welche Gemeinschaft man denn überhaupt am Ordensleben interessierte Leute schicken könne, damit diese nicht gleich durch den „Kulturschock" von ihrem Vorhaben abgeschreckt werden. Die inzwischen älter gewordenen „Jungen" werden zu früh vergreisen, nachdem sie zu lange das Leben ihrer Eltern- und Großelterngenerationen geführt und sich daran angepasst haben. Sie werden resignieren, die Zeit für Visionen wird vorbei sein, die Kraft für ihre Verwirklichung nicht mehr vorhanden. Man wird sich damit trösten, dass man in seinem Leben viel Gutes tun konnte, eine sinnvolle und be-

friedigende Berufsarbeit hat leisten können – und sein Dasein still zu Ende bringen.

2. Schließlich und endlich werden die (früheren) „Jungen" nach getanem Auszug der „Alten" vereinzelt dastehen, so vereinzelt, wie sie gekommen sind. Es hat ja kaum mehr so etwas wie nennenswerte Jahrgänge gegeben, die als solche eine längere Ausbildung gemeinsam durchlaufen hätten und dabei zu einer Gruppe zusammengewachsen wären. Sie kamen vereinzelt, und aufgrund ihrer sehr unterschiedlichen Vorgeschichten und Ausbildungen wurden sie schnell auf unterschiedliche Orte aufgeteilt, je nach ihren Aufgaben und Ausbildungserfordernissen. Infolgedessen haben sie wenig Kontakt und Berührungspunkte miteinander, selbst wenn sie sich gelegentlich treffen. Hinzu kommt erschwerend, dass in der von den „Alten" dominierten Kultur die „Jungen" sich nach den „Alten" ausrichten, da diese ja die Bestimmenden sind, an denen man sich orientiert. Die andere Möglichkeit der Nischenbildung erfolgt mangels junger Gleichgesinnter im Konvent weitgehend draußen, im Bereich der Arbeit. Wieso sollten die vereinzelten früheren „Jungen" dann als alte Männer und Frauen etwas zusammen machen, wo sie das ein Leben lang nicht getan haben? So werden sie ihr Leben z.B. in einem Appartement, z.B. als Verwalterin eines weitgehend leerstehenden Mutterhauses alleine zu Ende bringen.

Wer also sich heute ganz vom Abwickeln absorbieren lässt, darf sich nicht wundern, wenn dann in der Tat das Ordensleben in Deutschland weitgehend abgewickelt sein wird. Mein Anliegen ist es, genau darauf aufmerksam zu machen, dass man unter dem Druck der konkret anstehenden Probleme, die ich oben beschrieben habe, und in der Routine eines beanspruchenden Alltags nicht die Aufgabe der Gestaltung eines zukunftsfähigen Ordenslebens aus den Augen verliert.

Es kann doch nicht nur um die letzte Wegstrecke der „Alten" gehen, es muss auch um die nächste Wegstrecke der „Jungen" gehen. Es liegt hier tatsächlich eine Entscheidungssituation vor, für die es nach dem Willen Gottes zu fragen gilt: nämlich die Frage, ob parallel zum Auszug der „Alten" auch ein Auszug der „Jungen" zu gestalten ist, damit es auch morgen noch Zellen apostolischen und sozial-karitativen Ordenslebens bei uns geben kann. Bei diesem Auszug der „Jungen" geht es nicht einfach um die Gründung von Wohngemeinschaften „Junger", bei denen die Chemie stimmt – so wichtig das sein mag -, sondern um den Auftrag, eine Vision des eigenen Ordenscharismas zu entwerfen, Ziele zu entwickeln, wie diese Vision umgesetzt werden kann, und nach Wegen zu suchen, dies zu verwirklichen.

## Bedenken, wie man sie häufiger hört

*„Wir haben keine 'Jungen'!"*

Nichts geht mehr, wenn es tatsächlich keine „Jungen" gibt. Dabei ist zu beachten, dass ja mit „jung" weder strikt („alle unter 45!") noch primär („keiner über 55!") eine Altersangabe gemeint ist: die besten Erfahrungen machen Gruppen, in denen Angehörige aller Generationen vertreten sind, doch so, dass keine zahlenmäßig die anderen dominiert.

*„Die 'Jungen', die wir haben, sind nicht belastbar, kränklich, unselbständig, keine Führungspersönlichkeiten und können es nicht miteinander."*

Dieses Urteil ist insofern überraschend, als in den letzten 10-15 Jahren das Bewusstsein gewachsen ist, dass man nicht jede und jeden aufnehmen kann, der/die an der Türe der Gemeinschaft anklopft. Wo mehr und mehr ausgewählt wurde, auf die Qualität des Nachwuchses mehr geschaut wurde als früher, dort sollte das obige Urteil doch nur in Einzelfällen zutreffen, auch wenn die Anzahl de-

rer, aus denen man auswählen konnte, nicht eben groß war.

Zur Erklärung des oben beschriebenen Syndroms möchte ich eine Dynamik knapp entwickeln, die es im Zusammenleben von „Jungen" und „Alten" in der Normalniederlassung gibt, und die mit dem Generationenkonflikt unter der Bedingung der herrschenden Altersstruktur zu tun hat. Die „Jungen" treten in eine Binnenkultur ein, die von der Generation ihrer Eltern (und Großeltern) bestimmt ist. In dieses Milieu müssen sie sich einpassen, da sie ja das Ordensleben in dieser Gemeinschaft erlernen und einüben wollen. Ihre eigenen inneren Tendenzen, die auf Entwicklung eines eigenständigen, autonomen (erwachsenen) Lebens hinauslaufen, werden von beiden Seiten (eher) nicht gefördert: Für die „Alten" der Gemeinschaft wären solche Tendenzen Störungen, unbequeme Anfragen, die aufgrund der Zahlen- und Statusverhältnisse nicht so nachdrücklich vorgebracht werden können, dass eine wirkliche Auseinandersetzung zwischen den Generationen stattfinden müsste. Hinzukommt, dass die „Alten" solche inneren Impulse, die sie selber sich zu verbieten gelernt haben, schwerlich nun den „Jungen" gestatten können. Und die „Jungen", die Ordensleben so verstehen lernen, wie es die Generation ihrer Eltern auffasst und vorlebt, blocken ihre emanzipatorischen Tendenzen schon im Vorfeld ab. Denn solche inneren Impulse zuzulassen und ernst zu nehmen birgt für sie das Risiko, die eigene Berufung in Frage zu stellen. Machen sie das öffentlich, stellen sie zugleich zur Disposition, ob sie denn überhaupt in die Gemeinschaft passen. Dies hinwiederum erschwert beiden Seiten einen angemessenen Umgang mit diesen Impulsen und insbesondere ihre Unterscheidung. Da die „Jungen" sich aber bereits auf ihre Gemeinschaft eingelassen und vielfältige Bindungen aufgebaut haben, an diesem Leben hängen, gut versorgt (Wohnung, Essen, Arbeit, Urlaub, Zuwendung...) sind, ist es für sie naheliegend, sich dem Vorgegebenen anzupassen und zu verlernen, die schwierigen emanzipatorischen Tendenzen zu leben. Das Ergebnis ist die Infantilisierung der „Jungen". Sie sind zu vergleichen mit jenen Söhnen und Töchtern, die „ewig" in ihrem Elternhaus mit ihren Eltern leben, und dann lebensfremd, blass und energielos wirken. Da aber jeder (gesunde) Mensch sich entwickeln und zu größerer Freiheit reifen will, dies aber in der Unterwerfung unter die Elterngeneration nicht oder wenig möglich ist, zumal der Generationenkonflikt auch kaum thematisiert wird, entwickeln sich Auswege, deren beste wohl noch die Flucht in die Arbeit oder der Austritt sind: die versagte Erlaubnis zum eigenständigen Leben führt zu einer Lähmung und kann

- zur Flucht in die Krankheit werden (der/die Kranke wird deutlicher zum Kind, um das sich die Eltern kümmern müssen),
- zur Verweigerung („wenn ich schon nicht kann und darf, was ich gerne möchte, dann mache ich auch nicht bei dem mit, was ihr möchtet!"),
- zur latenten Selbst- und Fremdaggression im Verhalten („Seht nur zu, was für ein Scheusal der wird, der nach euren Regeln und Normen lebt!").

Diese Dynamik ist sicherlich eine wesentliche Ursache für das obige Urteil über die Jungen. Das würde umgekehrt bedeuten: wenn man die „Jungen" zu Auszug und Aufbau eines ihnen und ihrer Generation entsprechenden Ordenslebens herausfordert, haben sie die Chance, die Infantilisierung zu vermeiden bzw. zu überwinden und zu verantwortungsbewussten Persönlichkeiten mit Profil heranzureifen. Die dramatische Geschichte des Auszugs Israels aus dem Sklavenhaus (Unfreiheit!) Ägypten mit seinen vollen Fleischtöpfen (Überversorgung!) durch die Wüste als Ort der Krisen, der Reifung, auch des Abfalls (selbstverständlich!), gibt ein realistisches Modell für den zu erwartenden Weg der „Jungen".

*„Unsere 'Jungen' wollen nicht ausziehen, ihnen gefällt es, mit ihren alten Mitbrüdern und -schwestern zu leben."*

Klar: die „Jungen" müssen selber gehen. Man kann sie nicht tragen, aber man muss sie wohl ermuntern. Denn es ist ja nicht leicht, die „vollen Fleischtöpfe" zu verlassen, (vermeintliche) Sicherheiten einzubüßen, nun selber Verantwortung fürs eigene Leben zu übernehmen, Risiken einzugehen, Entscheidungen zu treffen, Fehler zu machen, in Sackgassen zu geraten, sie sich einzugestehen und umzukehren. Man wird sie dabei unterstützen müssen und ihnen doch die Verantwortung für ihr Ordensleben zumuten. Ich erinnere nochmals an den Auszug aus Ägypten: Werden alle Israeliten ausgezogen sein? Wohl nicht! Und vielleicht braucht es auch einen „kleinen Moses", einen „kleinen Aaron" dabei. Die „Jungen" müssen ja nicht alleine für sich gehen. Die Gruppe kann lernen, so miteinander umzugehen, dass man sich gegenseitig stützt und stärkt, mal den einen, mal die andere, mal umgekehrt.

*„Unsere 'Alten' werden die 'Jungen' nie gehen lassen!"*

Grundsätzlich erinnert das Ganze an die Schwierigkeiten, die Eltern haben, ihre Kinder in ein eigenständiges Leben zu entlassen, ihre Enttäuschung, nicht in alles, was die Jungen machen, einbezogen zu sein, ihre Sorge, nicht mehr für sie da sein zu können und ihre Ängste, die Zuwendung und Lebendigkeit der Kinder einzubüßen. Die natürlichen Eltern von uns Ordensleuten, „Jungen" wie „Alten", haben dieses Loslassen ja schon einmal fertig bringen müssen, als sie uns in unsere Gemeinschaft eintreten ließen. Wollen die heutigen „alten" Ordensmänner und -frauen hinter dieser Leistung ihrer Eltern zurückstehen? Und es sind nicht die leiblichen Kinder, die es loszulassen gilt. Gleichwohl geht es auch hier um einen Verzicht. Er beinhaltet auch, die Hoffnung aufzugeben, dass die Jungen das eigene Leben und Wirken bestätigen, indem sie es weiterführen, und dass man von ihnen im Alter betreut und gepflegt wird. Solange es gegenseitig heimliche Aggressionen bei den „Jungen" und „Alten" gibt, die daher rühren, sich gegenseitig etwas versagt zu haben, können solche Hoffnungen nur enttäuscht werden.[4] Der Abschied von „Jungen" und „Alten" muss genommen werden, damit Interesse und Zuwendung füreinander überhaupt erst menschlich entstehen können. Nach dem im Zwischenmenschlichen geltenden Gesetz vom „Ausgleich von Geben und Nehmen" wird irgendeine Art von aufeinander Zugehen in Freiheit auch stattfinden.

Darüber hinaus birgt dieser Abschied für die „Alten" auch unmittelbar Entlastung und Chancen:

- Die Klärung, was die „Jungen" wollen, würde Klarheit darüber schaffen, welche Positionen die Gemeinschaft halten und welche sie aufgeben wird. Die derzeitigen StelleninhaberInnen wüssten dann, woran sie sind, und könnten Wege aus ihrer Überlastung einschlagen.
- Das Anvertrauen des Charismas der Gemeinschaft an die „Jungen", die ihren Weg finden werden, es heute zu leben, entlastet die „Alten", ihr Modell aufrecht erhalten zu müssen, wo es über ihre Kräfte geht. Sie wären dann freier, sich den Herausforderungen ihres Altwerdens und -seins zu stellen, und dies als Ordensleute zu gestalten. Eingedenk ihrer Vergänglichkeit könnten sie etwas anderes finden als entweder bis zum Sterbebett zu schuften oder freigesetzt, sich als Konsument und Tourist zu betätigen: Sie könnten Vorbild sein im Angesicht des Todes.
- Die „Alten", insbesondere die Amtsträger, können Verantwortung und Sorge abgeben, wenn sie sehen, dass die „Jungen" sich auf den Weg machen.
- Den „Alten" könnten ihr Ordensleben in ihrem Stil zu Ende zu leben und wären befreit von Versuchen, die darauf abzielen, sie und ihr Leben in der Gemeinschaft doch noch zu verändern.

Spätestens auf dem Sterbebett werden die „Alten" ihrerseits die „Jungen" endgültig verlassen, ohne dann viel zu fragen, was denn nun aus ihnen wird. Kann das der Wille Gottes sein, diesen Verzicht wirklich erst dann zu leisten, wenn es gar nicht mehr anders geht, und ihn bis dahin zu vermeiden, obwohl es gute Gründe dafür gibt, ihn schon heute auf sich zu nehmen? Der beiderseitige Auszug muss zu einem beiderseitigen, gemeinsamen Prozess werden, in dem „Junge" und „Alte" einander erlauben, sich vielleicht sogar ermutigen, sich gegenseitig zu verlassen.

## Und schließlich: wie soll das gehen?

Dieses ganze Unternehmen hat zunächst eine organisatorisch/handwerkliche Seite:

- Im Vorfeld braucht es einfach Raum für „Junge", Treffmöglichkeiten, gemeinsame Ferien, Exerzitien, Zusammenarbeit bei gemeinsamen Fragestellungen mit dem Ziel, dass die vereinzelten „Jungen" miteinander in Berührung kommen und mehr miteinander zu tun haben.
- Ein nächster Schritt, sofern noch nicht geschehen, ist eine Sensibilisierung der „Jungen" und parallel dazu der gesamten Gemeinschaft für die Zukunftsproblematik. In diesem Rahmen holt man insbesondere die „Jungen" zusammen und regt sie an, sich Gedanken zu machen über Zukunftsszenarien der eigenen Gemeinschaft, der Niederlassungen, in denen sie aktuell leben, stellt ihnen Visionen, die andere haben, oder Wege, die andere gegangen sind, vor und lässt sie teilhaben an den Erfahrungen, die aus diesen Entwürfen zu gewinnen sind.[5]
  Zu diesen „Jungen" sind auch jene an Jahren älteren Ordensleute zu rechnen, die für die ganze Fragestellung aufgeschlossen, selber „jung" geblieben, hinreichend flexibel sind und das nötige Engagement mitbringen. Falls es zu wenige sind, um eine lebensfähige Gruppe zu bilden, d.h. drei bis vier mindestens, dann müsste man provinzübergreifend[6], ja sogar gemeinschaftsübergreifend, wenn die Institute hinreichend ähnlich sind (z.B. zur selben Familie gehören) solche Personen zusammenführen, obgleich das auch zusätzliche Schwierigkeiten schafft.
- Eine weitere Phase ist dadurch gekennzeichnet, dass die Ordensleitung eine (oder auch mehrere, wenn man sieht, dass es so unterschiedliche Interessensschwerpunkte, Begabungen und dergleichen bei den „Jungen" gibt, dass man diese nicht in einer Gruppe unterbringen kann. Auch hier gilt, dass Konkurrenz das Geschäft belebt.) Projektgruppe zusammenstellt und ihr den Auftrag erteilt, eine Vision des eigenen Ordenscharismas für die Zukunft zu entwerfen, entsprechende Ziele zu definieren und Wege der Verwirklichung zu suchen mit der Perspektive, dass dieses Team zum Kern einer „Jungen"-Niederlassung wird. Bei der Zusammensetzung der Projektgruppe muss oberste Maxime sein, dass diese Gruppe die Aussicht bietet, ihren Auftrag erfolgreich auszuführen. Wegen der Brisanz dieser Frage[7] seien einige Kriterien für die Auswahl der Personen genannt, auch wenn sie sich fast von selbst verstehen:

1. die Eignung der Person für diese Aufgabe aufgrund von persönlichen Eigenschaften, ihres Glaubens und ihrer praktischen und methodischen Kompetenzen;
2. die Motivation der Person, sich nicht aus subjektiven Interessen allein, sondern aus objektiven Gründen auf diese Herausforderung einzulassen;
3. die Zeit und Kraft, die die Person angesichts ihrer sonstigen Aufgaben einsetzen kann;
4. es sollte eine bezüglich der „Chemien", bezüglich der Treffmöglichkeiten arbeitsfähige Gruppe entstehen, in der Menschen aller Altersstufen in je gleicher Zahl vertreten sind.

Die Entscheidung über die Zusammenset-

zung der Gruppe liegt bei der Leitung, die ja den Auftrag vergibt. Dann sind all die Fragen zu regeln, die bei jeder Projektgruppe[8] anstehen: zu klären sind die Leitlinien und Rahmenbedingungen des Projekts; die Frage der Organisation der Projektgruppe; ihr Zeitrahmen, ihre Kompetenzen, ihr Budget: was entscheidet sie selber; wie wird der Informationsfluss mit dem Auftraggeber geregelt? Wer ist seitens des Auftraggebers für die Gruppe zuständig? Was ist das Kommunikationskonzept nach außen, d.h. in die Gemeinschaft hinein? Diese Frage betrifft ja auch den Einbezug der „Alten" in den Prozess, über den gesondert nachgedacht und der entsprechend gestaltet werden muss. Auf jeden Fall wird es sich empfehlen, der Gruppe einen guten Prozessbegleiter zur Verfügung zu stellen, der ihr hilft, sich entlang ihrer Aufgabe auch als Gruppe zu entwickeln.

Auch wenn der Weg in eine Zukunft des Ordenslebens im deutschen Sprachgebiet ansetzt bei der Lösung des Generationenkonflikts unter dem Vorzeichen der Überalterung und sich des menschlichen Verlangens nach Gestaltung eines eigenen Lebensraumes von „Jungen" und „Alten" bedient, so werden in seinem weiteren Verlauf den „Jungen" und auch den „Alten" Fragen begegnen, die das Grundsätzliche des Ordenslebens und christlicher Spiritualität überhaupt betreffen, die Orientierung und Auseinandersetzung, ja auch Umdenken und Umkehren erfordern, zumindest dann, wenn man sich den auf dem Weg liegenden Herausforderungen stellt. Der Auszug der israelitischen Sklaven aus Ägypten war motiviert davon, die Fesseln abzustreifen und sich von Gott ins gelobte Land führen zu lassen. Der Weg dahin erwies sich als ein Weg durch Wüste. Im Hineingehen in die Wüste wuchs das Vertrauen auf Gott als Retter und Fels, bildete sich Gemeinschaft, entstanden Strukturen (Bund, Gesetz). Damals wie heute sind Prozesse menschlichen Wachsens und Reifens „ungetrennt und unvermischt" verbunden mit Prozessen geistlicher Vertiefung. Solche Vertiefung und Umkehr hat vor allem zu geschehen in den drei Bereichen Gemeinschaft, Arbeit und Armut:

- *Gemeinschaft* wird in allen mir bekannten Zukunftsentwürfen des Ordenslebens als eine wesentliche Dimension neben Armut, Keuschheit Gehorsam und Sendung gesehen.[9] Viele „junge" Ordensleute – wie auch viele Menschen „draußen" – sehnen sich nach intensiverer Gemeinschaft. Zugleich gehören sie zu jener Generation, die, als Kinder der 60er Jahre und später, meistens einzeln, ohne Geschwister, aufgewachsen ist, in Schule und Freizeit mehr Leistungsanforderung und Konkurrenz denn Klassengemeinschaft und Jugendgruppe erlebt hat, in eine Zeit zunehmender Kommunikationsbedürfnisse und -ansprüche hineinsozialisiert wurde, und die dann mit ihrer Lebensentscheidung für eine Ordensgemeinschaft sich gegen die Form verbindlicher und naher Gemeinschaft, nämlich Ehe und Familie, entschieden hat. Kurz: die „Jungen" bringen wenig Gemeinschaftserfahrung mit, haben sich auch gegen ein nahes Miteinander entschieden und rufen doch nach intensiverer Gemeinschaft. Diese Gegebenheiten rücken die Bedeutung des Gemeinschaftswunsches in ein helles Licht. Er passt insofern gut, als wir Menschen, die wir von Gott gerufen sind, hineinzureifen in die Vollgestalt Christi, uns dazu gerade mit den defizitären, schweren, schmerzlichen Bereichen in unserem Leben auseinandersetzen müssen: das Verlangen nach intensiverer Gemeinschaft und die Ent – täuschung über unsere eigenen Grenzen, was Nähe anbelangt, halten uns auf diesem Reifungsweg, wenn man selber standhält. An unseren Grenzen kommen wir in Kontakt zu Gott und zu den Menschen. Ist insbesondere die Liebe zu Gott, dem Nächsten und sich selbst das wichtigste Gebot für Christen, und besteht Liebe, wie Ignatius von Loyola sagt[10], im Mit – teilen, also in der Kommunika-

tion, in der Beziehung, dann ist menschliches Wachsen und Reifen darin, beziehungs- und gemeinschaftsfähiger zu werden, eine Kernaufgabe christlicher Existenz. Dies gilt auch in unseren Tagen und auch für die „Jungen" mit ihrer persönlichen Lebensgeschichte, ihren Erwartungen an und ihren Erfahrungen mit Gemeinschaft. Bei dieser Sicht der Dinge wird klar, dass die „Jungen" zu ermutigen sind, mehr Gemeinschaft zu wagen. Bei diesem Unterfangen hat man sie zu begleiten, da Wachsen und Reifen immer krisenhaft sind: die eigenen Wünsche und Vorstellungen von Gemeinschaft müssen ent – täuscht werden, man muss umlernen auf diesem Weg, man braucht Geduld miteinander und mit sich selbst und darf die Ansprüche nicht zu hoch schrauben – ohne indes die Herausforderung gemeinschaftlichen Lebens aus den Augen zu verlieren.

- Was unseren *Dienst* anbetrifft, scheinen wir Ordensleute, nach meiner Wahrnehmung, vielfach in eine Engführung hineingeraten zu sein. Die Frage nach dem Willen Gottes „heute für mich", wenn sie überhaupt gestellt wird, wird doch im allgemeinen ziemlich schnell dahingehend beantwortet, dass ich die mir übertragenen Aufgaben pflichtbewusst, effizient und zur Zufriedenheit des/der Vorgesetzten ausführe, mir dabei nichts zuviel ist und ich nie fehle. Ein guter Ordenschrist zu sein heißt also, möglichst reibungslos, besser perfekt, an seiner Stelle zu funktionieren. Natürlich muss er das auch, sonst kann man kein Werk aufrechterhalten. Das aber bedeutet, dass das Bestreben, ein guter, möglichst hoch mit den Unternehmungen der Ordensgemeinschaft identifizierter Mitarbeiter zu sein, zum nahezu alleinigen Inhalt des Ordenslebens geworden ist. Demgegenüber sind der Glaube als eine – früher – selbstverständliche Vorbedingung und das Leben nach den Gelübden in den Hintergrund gerückt, zu eben dazugehörenden Feldern degradiert worden, auf denen „alles klar!" ist. Wo aber „alles klar" ist oder sein muss, ist nichts zu reden, ist keine Mühe einzusetzen, ist nichts zu gestalten. Solche Bereiche spielen dann im Leben einfach keine Rolle mehr. Bleibt aber nur das funktionale Selbstverständnis von Ordensleuten übrig, ja, was soll dann daran attraktiv sein, was alternativ zu den Arbeitsplätzen „in der Welt" draußen? Der Ordenschrist als „Funktionär" aber ist heute obsolet. Kann man sich noch eine Funktion, einen Beruf vorstellen, für dessen Ausübung man heute in eine Ordensgemeinschaft eintreten müsste? Ich glaube nicht. Heute muss keiner mehr, gleich ob er in der Pflege, Erziehung, Sozialarbeit oder Wissenschaft, ja sogar in der Seelsorge oder Verkündigung tätig sein will, Ordensmann oder Ordensfrau werden. Verkündigen kann heute jeder alles, in fast allen Medien, Christliches und anderes. Auch dazu muss man nicht ein Ordensleben führen. Was ist aus dieser funktionalen Engführung herausgekommen? Haben wir damit das Bessere und *eine* Notwendige gewählt (siehe Lk 10,42) oder mühen wir uns um einen Lohn, der uns nicht satt macht? (siehe Jes 55, 2).

Hier liegt m.E. eine wesentliche Herausforderung zur Umkehr. Es sollte Ordensleuten nicht mehr länger vorrangig um ihre Berufstätigkeit gehen, sondern um ihre Lebensweihe an Gott. Das Kirchenrecht beschreibt Ordensleben als Lebensweihe an Gott. Die Berufstätigkeit, mit der man seinen Lebensunterhalt verdient, ist natürlich ein Teil dessen, was in dieser Lebensweihe an Gott zu gestalten ist. Aber die Grundfragen sind doch eher: wie können wir in der Unmittelbarkeit zu Gott dasein? Wie können wir seinen Willen hier und jetzt erkennen und ihn tun? – das zentrale Anliegen beispielsweise eines Ignatius von Loyola, der so oder ähnlich fast alle seiner Briefe schloss. Wie können wir

beziehungsfähige und liebende Menschen werden mit Ehrfurcht vor der Schöpfung? Was für Haltungen können wir lernen und welche Strukturen können wir entwickeln, wenn wir diese grundlegenden Dimensionen von Ordensleben wieder als erstes wollen? Worauf haben wir dann zu verzichten? Eine solche Unmittelbarkeit bekennen wir Christen als Herzstück unseres Glaubens („Kinder (!) Gottes sind wir" Joh 3,1). Nach ihr verlangen und suchen wir gemeinsam und, wenn möglich, in Gemeinschaft mit vielen Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche.

Schließlich ist zu sehen, dass es einen Dienst vor jedem Apostolat oder sozial-karitativem Einsatz gibt: Ordensleute bleiben Kinder ihrer Zeit. Damit drängen sich ihnen eigentlich dieselben Fragen und Probleme auf, vor denen die Zeitgenossen „draußen" in unserer überalterten, pluralistischen, multikulturellen Leistungs- und Spaßgesellschaft stehen: Bedeutung von Arbeit, Leistung; Gestaltung der Freizeit; Konsumverhalten; Rollen von Mann und Frau heute; Bedeutung der Sexualität; gemeinschaftliches, menschliches Zusammenleben; Gestaltung des Altwerdens und Bewältigung des Todes. Die „Jungen" würden sich – wenn sie ein gemeinschaftliches Leben entwickeln wollen – solchen Fragen zu stellen haben und sie würden eine gemeinschaftliche Antwort darauf zu finden und zu leben haben. Dies wäre ein sehr wesentlicher apostolischer Beitrag: ein Apostolat des Lebens, der Praxis! Man müsste sich wohl geduldig eine Zeit zugestehen, bis dieses Apostolat der Praxis einen angemessenen Ausdruck in der Tätigkeit nach außen finden könnte.

◈ Leben in Gottunmittelbarkeit und Leben in *Armut* stehen in einem zirkulären Ermöglichungsverhältnis. Ohne hier versuchen zu wollen, Ordensarmut vollständig zu beschreiben, beinhaltet sie als eine wichtige Dimension, mit „weniger" zu leben: weniger Ablenkung, weniger volle Terminkalender, weniger Beschäftigung, weniger Tempo. Eines der Kernelemente jeglicher Spiritualität ist die Steigerung der Bewusstheit („Wachsamkeit") für das, was der Mensch je jetzt tut und was ihn bewegt, eine Bewusstheit, die Sammlung voraussetzt und nur bei größerer Langsamkeit des Lebens und einem guten Maß an Stille möglich ist. Das Leben in Gottunmittelbarkeit, in der Gegenwart und der Annahme dessen, was ist, die Erfahrung der Früchte des Heiligen Geistes, sowie der Freiheit und Würde der Kinder Gottes ermöglichen ein Leben mit „Weniger" in Armut. Genauso braucht umgekehrt das Sich-Zerstreuen in Hektik, vielerlei Aktivität, getrieben vom Verlangen nach Erfolg, Macht, Bestätigung, Genuss, also vom Verlangen nach „mehr", die Kompensation durch gehobenen Konsum, Lebensstil und Ablenkung. Bescheidene Lebensführung erweist sich geradezu als angemessener Ausdruck jener inneren Fülle, als diejenige Gestalt, die Gottunmittelbarkeit im Bereich des Geschöpflichen annimmt. Desgleichen drängt ein Leben in Gottunmittelbarkeit zur Mit – teilung, zum Dienst, aber eben auch zu einer Dienstbarkeit in Armut: in kleinen, persönlichen Gesten, von denen das Evangelium an vielen Stellen spricht: in der Bergpredigt (leihen, mitgehen, klar und verlässlich sein, ...), in der Geschichte vom guten Samaritan, vom Weltgericht (Mt 25: die leiblichen Werke der Barmherzigkeit) usw.[11]

Umgekehrt ermöglichen ein solches Dienen und ein Leben in Armut auch Gottunmittelbarkeit. Das Leben mit „Weniger" fordert eine weitgehendere Selbstkonfrontation heraus, das Bei-dem-Bleiben, was je jetzt ist. Es „zwingt" zum Durcherleben all dessen, was je jetzt ist, bis zu dem Punkt, wo dies, unser Sein, aus Gott hervorkommt. Es führt damit zum Gewahrwerden des Anrufs Gottes im Leben und seiner Einladung an uns zur Zu-

wendung zu ihm.[12] Die inneren Bewegungen aber, vor Gott zugelassen, angenommen und unterschieden, um sie loszulassen oder aufzugreifen, wird die Menschen, die dies leben, in eine neue Unmittelbarkeit mit Gott und miteinander wachsen lassen.

Dieses Leben mit „weniger" wird für viele der „Jungen" auch eine praktische Erfordernis sein, wenn man nicht vom manchmal doch auch üppigen Erbe der „Alten" leben will. Die heute zerstreut lebenden, berufstätigen „Jungen", finden vielleicht gar nicht alle einen Arbeitsplatz, wenn sie an einem Ort zusammenziehen. Vielleicht ist das ja auch gar nicht wünschenswert. Wer „weniger" Erwerbsarbeit nachgeht, um frei zu sein für die Erfordernisse, unmittelbar für Gott da zu sein und in kleinen Gesten zu dienen, verdient weniger Geld und kann sich weniger leisten. Man wird dann auch seinen Haushalt selber führen müssen, was Zeit braucht, wenn man es in Gottverbundenheit und Bewusstheit tun will. Wer weniger Ablenkung will, kocht weniger aufwändig, schaut weniger fern oder hat gar keinen Fernsehapparat mehr. Vielleicht kann man sich eigene Zimmer für jedes Mitglied der Gemeinschaft gar nicht mehr leisten[13], vielleicht will man es auch nicht, da man Gemeinschaft leben möchte, aber hat als Gemeinschaft einen Raum der Stille, in den man sich zurückziehen kann und weiß, dass man in Ruhe gelassen wird. Ich habe in meinem Leben bei verschiedenen Gelegenheiten die Erfahrung gemacht, dass ein materiell (sehr) bescheidenes Leben nicht leicht, aber lebensvoller und gott-unmittelbarer und in diesem Sinn erfüllender ist.

Die zu entwickelnde Vision der „Jungen" kann und muss am Status quo ansetzen, darf aber dabei nicht stehen bleiben. Eine Entwicklungsrichtung ist die „Modernisierung" des eigenen und gemeinschaftlichen Lebens im Dialog mit den Fragen der Zeit. Es wäre allerdings möglich, dass sich die Antworten ganz im Horizont des bisherigen Lebens in der Normalniederlassung und unseres gewohnten Denkens bewegen. Ich glaube deshalb, dass die auszugswilligen „Jungen" im Zuge ihres Planungsprozesses eine Art Kontrasterfahrung brauchen, wie sie ähnlich auch in den Überlegungen zum „Refounding" als notwendig angesehen wird. Diese könnte beispielsweise in der Form einer speziell konzipierten Intensivzeit in einem Dritte-Welt-Land stattfinden, um zu leben, wie die Menschen dort leben – was wir uns kaum vorstellen können. Eine solche Erfahrung böte die Möglichkeit, diese Unmittelbarkeit zu Gott und das Experimentieren mit seinem Willen einzuüben, um zu erleben, wie ein Leben mit „Weniger" dafür hilfreich und befreiend ist[14]. Andernfalls ist zu befürchten, dass die Vision der „Jungen" kraftlos bleibt, weil die eigenen Anhänglichkeiten an Sicherheit, an Versorgung, an Wohlstand, an das Kochen des individuellen Süppchens usw., die Angst vor Entbehrung und Schmerzen, die Bereitschaft zu Verzicht und Loslassen schon unterlaufen haben.

*P. Bertram Dickerhof SJ ist Leiter des Instituts der Orden für missionarische Seelsorge und Spiritualität (IMS).*

1 Kann man denn wirklich große Zahlen bei einer so anspruchsvollen Lebensform und im Kontext unserer Gesellschaft erwarten?

2 Ich verwende „Junge" und „Alte" nicht ausschließlich für die unter und über 55jährigen, obwohl man sich scheuen wird, einen über 55jährigen als (altersmäßig) jungen Menschen zu bezeichnen. Mir liegt nichts an einer scharfen Definition. „Jung" und „alt" verstehe ich eher bezogen darauf, wer sich der Aufgabe der Zukunftsgestaltung stellt.

3 Natürlich gibt es Ausnahmen: Alten- und Pflegeheime, Noviziate (wenn es sie gibt), vielleicht auch die ein oder andere Kommunität von „Jungen".

[4] Immer wieder hört man die Erfahrung, dass freies Personal die alten Mitschwestern liebevoller pflege als die eigenen Mitschwestern dies tun können.

[5] Dazu hat das Institut der Orden vom 14.- 18. Juli 2003 in Neustadt/Weinstr. einen Workshop angeboten unter dem Titel „In welche Zukunft ruft Gott „junge" Ordenschristen?"

[6] Bei „provinzübergreifend" ist zunächst an deutsche Provinzen gedacht, allenfalls an europäische. Nicht gedacht ist, junge Ordensleute aus anderen Erdteilen zu „importieren" und damit Konvente aufzufüllen. Dann schon lieber umgekehrt: dass die einzelnen deutschen „Jungen" im Ausland mitleben und -arbeiten.

[7] Man schafft mit der Auswahl nämlich zwei Klassen und muss sich überlegen, wie die Projektgruppe mit den nicht gewählten „Jungen" kommunizieren.

[8] Siehe z.B. Klaus Doppler/Christoph Lauterburg, Change Management. Den Unternehmenswandel gestalten, Frankfurt/New York 1997, 6. Auflage und eine Fülle von Literatur zum Thema „Projektmethodik".

[9] So z.B. auch Sandra M. Schneiders, Finding the treasure, New York 2000, S. 61

[10] Geistliche Übungen Nr. 231

[11] Der Schweizer Politiker und Pfarrer Klaus Schädelin schreibt in seinem Abschiedsbrief an seine Verwandten und besten Bekannten vom 28. 10. 1987, wenige Monate vor seinem Tod: „... Besonders wertvoll ist mir geworden, erfahren zu haben, wie absolut nichtig die so genannten Würden sind. Was zählen schon Erfolge oder sogenannte Misserfolge, wo man an die Lebensschwelle gerät. Müsste ich noch ein Büchlein schreiben, so wäre es eine Warnung vor dem Streben nach Dingen, die Ehre und saftige Nachrufe einbringen. Das alles ist Chutzenmist. Viel wichtiger wäre es, hie und da ein Kindlein erfreut, einem Besorgten zum Lachen verholfen oder einen Beladenen entlastet zu haben – und was solch heiliger Dinge mehr sind. Und genau an diesen wichtigsten Lebensinhalten erkenne ich mich als armer Schlucker..."

[12] Alfred Delp hat im Gefängnis es wohl genauso erlebt. Im Kassiber vom 17. November 1944 schreibt er: „Die Welt ist Gottes so voll. Aus allen Poren der Dinge quillt er gleichsam uns entgegen. Wir aber sind oft blind. Wir bleiben in den schönen und in den bösen Stunden hängen und erleben sie nicht durch bis an den Brunnenpunkt, an dem sie aus Gott hervorströmen. Das gilt...für alles Schöne und auch für das Elend. In allem will Gott Begegnung feiern und fragt und will die anbetende, hingebende Antwort. Die Kunst und der Auftrag ist nur dieser, aus diesen Einsichten und Gnaden dauerndes Bewusstsein und dauernde Haltung zu machen, bzw. werden zu lassen. Dann wird das Leben frei in der Freiheit, die wir oft gesucht haben." A. Delp, Kassiber, hrsg. von Roman Bleistein, Frankfurt/Main, 1987, S. 14

[13] An der Stelle sei angemerkt, dass ein Platzbedarf, wie er für Ordensleute „normal" ist, „draußen" Luxus entspricht: 4 Ordensleute mit Einzelzimmer, Kapelle, Wohn-/Essraum, 2 Gästezimmer brauchen eine 8 Zimmer-Wohnung.

[14] Da nicht jede und jeder in die 3. Welt reisen kann, wird IMS zu diesem Zweck ab Sommer 2004 einen „christlichen Ashram" anbieten, der Einübungsmöglichkeiten und Erfahrungen damit ermöglicht.

Dieter Funke

# Gehorsam: Heiligung der Unterwerfung oder heilsame Lebensverwirklichung?

Ich werde in meinem Vortrag* psychoanalytische Sichtweisen mit dem christlichen Lebensentwurf des Gehorsams in einen Dialog bringen. Dabei soll nicht individualisiert werden nach dem Motto, wenn der Einzelne Schwierigkeiten mit dem Gehorsam hat, dann stimmt mit ihm etwas nicht, dann schicken wir ihn in Exerzitien oder zur Therapie. Es geht vielmehr um die Wechselwirkung von psychischem Prozessen und normativen Glaubensvorstellungen.

## 1. Der theologische Problemzusammenhang

Als ursprünglicher Impuls auf der Suche nach Lebensfülle geriet der Gehorsam durch die Übernahme vaterrechtlicher römischer Traditionen ins Christentum, durch die Theologie der Väter und im Rahmen scholastischer Theologie in das Gefüge des mittelalterlich geprägten Ordo-Denkens: Den vielfältigen Ordnungen (kosmisch, staatlich, kirchlich., familiär) entspricht ein Gefüge von männlichen Autoritäten, denen zu gehorchen ist. Dieses römisch geprägte Modell von Unterordnung wurde im Christentum verinnerlicht: Der Leib hat der Seele zu gehorchen, der Geist dem Gewissen, die Sinnlichkeit der Moral, der Mensch Gott und der Untergebene dem Oberen.
Damit zusammen hängt eine bestimmte Auslegung des ersten biblischen Dokumentes des Gehorsams, des jahwistischen Schöpfungsberichts mit Sündenfall und Vertreibung aus dem Paradies. Es herrscht in der Theologie weitgehend die moralische Auslegung vor, nach der die Trennung von Gott als Ur-Schuld angesehen wird. Ungehorsam wird als die Sünde schlechthin angesehen und nicht als der heilsame, wenn auch tragische Beginn der Individuation des Menschen.
Mit dieser Bewertung geht die Verleugnung der seelischen und sinnlichen Realität einher: Zentrale psychische Strebungen wie Selbstwerdung, Individuation und Entfaltung der Person geraten in einen Gegensatz zum Gehorsam, obwohl dieser biblisch eine Form der Selbstwerdung bezeichnet. Dies führt zum spezifisch erotisch geprägten christlichen Masochismus, wie er in den Märtyrerlegenden bezeugt ist. Die Betrachtung des gequälten Körpers verschafft Lustgefühle mit negativen Vorzeichen. Davon zu unterscheiden ist der natürliche Masochismus, der dem unvermeidlichen Leiden einen Sinn abzugewinnen sucht. Die neurotische Variante wurde durch das Erlösungsdenken des Anselm von Canterbury verstärkt. Der mittelalterliche Theologe hat die Vorstellung von Sühnetod und Wiederherstellung des paradiesischen Zustandes entwickelt und damit einem späteren masochistischen Erlösungsverständnis den Weg gebahnt. Denn die Vorstellung der Sühne beinhaltet ja die Annahme eines sadistischen Gottes, der der Unterwerfung des Sohnes bedarf, der seinerseits dieses Opfer in geradezu masochistischer Weise vollzieht, um den Vater zu versöhnen. Dieser Aspekt des blinden Sich-Unterwerfens steigert sich bis hin zu einer Märtyrer- und Demutsideologie,

die das Leben und die innere Haltung vieler Christen prägt und mitunter vergiftet. Es kommt zu einer „Heiligung der Unterwerfung", die zu einem die christlichen Lebensformen bestimmenden Motiv wurde. Diese Tendenz zur Abtötung verstärkte sich durch die Entscheidung des Christentums, als Religion des Geistes die Sinnlichkeit geringer zu schätzen als die Geistigkeit.
Dass eine solche Glaubenshaltung natürlich Hass und Aggression auf eben diesen Glauben und seine symbolischen Repräsentanten fördert, wird verständlich, wenn man einen nicht zum Schweigen zu bringenden Lebenstrieb im Menschen annimmt.

## 2. Psychoanalytische Deutung: Unterwerfung als destruktiver Narzissmus

Was ist mit destruktivem Narzissmus gemeint? Um den Zusammenhang von Gehorsam, Unterwerfung und Gewalt zu verstehen, ist es nötig, in wenigen Strichen die Entwicklungsgeschichte des Narzissmus zu skizzieren. Dieser wurzelt im Zustand vor der Geburt, wie er sich in Bildern und Vorstellungen vom ursprünglichen Paradies am Beginn der Menschheit ausdrückt. Dieser pränatale Zustand bildet für den Fötus eine in sich geschlossene konfliktfreie Welt, in der die somatischen Quellen des absoluten narzisstischen Wohlbehagens zu suchen sind. Diese pränatale Einheit bildet den biologischen Mutterboden, aus dem das Bedürfnis nach Einssein, Undifferenziertheit, aber auch Unterwerfung und Gewaltbereitschaft hervorgeht. Bereits in dieser frühen Phase weist der Narzissmus zwei Seiten auf: Es gibt den positiven Narzissmus der Ganzheit und der Vollkommenheit, der ohne Trieb und Realität auskommt und in dem spätere Fähigkeiten wie Zuversicht, Gelingen, Glauben und Selbstgenügsamkeit wurzeln. Daneben existiert der negative Narzissmus. In ihm wurzeln Allmacht und die Wut gegenüber der das Wohlbehagen störenden Realität, die auch der Kränkung entspringt, die die Katastrophe des Zusammenbruchs der vorgeburtlichen Glückseligkeit bereitet. Er bedient sich der triebhaften Aggression, um den Verlust des Paradieses zu „bewältigen". Freud sprach von der „Not des Lebens", die dem Neuankömmling auf dieser Welt nach der Geburt zugemutet wird. Philosophisch wurde dies als „Mangel an Sein" beschrieben, der als conditio humana vor allem von der Anthropologie des 20. Jahrhunderts (Gehlen, Plessner) ins Zentrum des Menschenbildes gerückt wurde und den „Nachteil" der menschlichen Spezies durch die fehlende Instinktsicherung gegenüber ihren tierischen Artverwandten beschreibt.
Mit der Geburt ist der Säugling gezwungen, aus seiner von Trieb- und Körperspannungen freien Welt des Mutterleibes herauszutreten und die Gegebenheit materieller körperlich-triebhafter Ausstattung anzuerkennen. Zunächst sorgt die Mutter durch ihre Präsenz dafür, dass der geburtliche Absturz des Säuglings nicht in die Katastrophe führt. Eine liebevolle und einfühlsame Beziehung der Mutter zu ihrem Kind erlaubt es diesem, den jähen Verlust der vorgeburtlichen Umhüllung einigermaßen glimpflich zu überstehen. Die Mutter wird vom Säugling (in der Phantasie) mit solchen Qualitäten ausgestattet, die dem Leben in ihr vor der Geburt entsprechen, so dass man von einem Idealbild sprechen kann. Es ist ein virtueller Raum, der nun zwischen Mutter und Kind entsteht, eine Zweieinheit, in der Trennung und Verbundenheit gleichermaßen existieren, ein von innen nach außen verlagerter Uterus. Er besteht in den Objekten der Kultur wie der Idee des imaginären Begleiters, wie er in der Gestalt des Tieres in Märchen auftaucht, im Schutzengel und der Vorstellung von einem Aufgehobensein in einer höheren Macht in der Religion, aber auch in der Identifizierung mit charismatischen Persönlichkeiten oder narzisstisch besetzten Ideologien. Auch im spirituellen Erlebnis der Ver-

einigung mit dem Göttlichen oder der ersten Wirklichkeit realisiert sich einen Teil jenes kosmischen Narzissmus, der auf die Erfahrung des Enthaltenseins abzielt.

Dieses im Narzissmus wurzelnde Bedürfnis nach Verschmelzung und Einssein hat aber auch eine das Böse hervorbringende Seite. Gewalt und Aggression entstehen als Folge der Kränkung über die Realität, die dem Narzissmus widerspricht. Je stärker die narzisstischen Wünsche nach Umhüllung, Heimat und Enthaltensein, um so bedrohlicher wird deren Fehlen oder Ausbleiben erlebt, vor allem, wenn niemand die Enttäuschung bewältigen hilft. Um das narzisstische Universum zu retten, neigt die Psyche dazu, es zu spalten. Alles, was dem Idealzustand im Wege steht, vor allem die Realität und die Welt der Triebe, wird verfolgt und zerstört. Im Falle der Reifung vermischen sich beide Komponenten, so dass die Aggression gemildert wird.

Der Psychoanalytiker Bela Grundberger sieht eine Verbindung zwischen dem Christentum und der destruktiven Aggression eines geschädigten Narzissmus. Er unterstellt dem christlichen Glauben, die Wiederherstellung des reinen paradiesischen Narzissmus in Aussicht zu stellen. Dies geschehe dadurch, dass die Christusfigur als Identifikationssymbol präsentiert werde, welche ihrerseits den reinen Narzissmus darstelle, der von allem Triebhaften gereinigt und göttlich sei. Insofern symbolisiere die Christusfigur die Vermeidung ödipal-triebhaften Begehrens. Gegen alle grenzsetzenden „ödipalen" Personen und Instituationen richte sich die destruktive Zerstörung. Damit es nicht dazu kommt, ist für die frühe Entwicklung des Kindes entscheidend, dass die Aggression von der Mutter ausgehalten wird. Phantasien von Angriff und Zerstörung richten sich gegen das primäre Objekt, wobei entscheidend ist, dass für den Säugling die Mutter die von ihm inszenierte Zerstörung überlebt und so ein wichtiges und konstantes Objekt wird. Weil also die Mutter die Aggressionen des Säuglings überlebt und keine Vergeltung übt, kann er jetzt die eigene Aggression besser bewältigen und als zu sich gehörend erleben. Diese Integrationsleistung führt später dazu, dass das Kind zur sprachlichen Äußerung des Nein fähig wird und somit seine eigene Identität schützen kann gegen die Ansprüche der Anderen. Somit ist also die Aggression in den Dienst des Ich gestellt und wird zur Erreichung adäquater Ziele eingesetzt. Wenn das skizzierte Zusammenspiel zwischen Mutter und Baby über längere Zeit erhalten bleibt, kann der Säugling allmählich Verantwortung für seine Aggressionen übernehmen: Misslingt dies, treten an ihre Stelle primitive Abwehrformen wie Spaltung und Desintegration mit der Folge von Destruktivität und Gewalt: Die Liebe entgleist!

Der Mangel an echter Empathie wird vom Kind und vom späteren Erwachsenen kompensiert durch Selbstidealisierung. Die Idealisierung solcher grandioser Objekte wie der Pardiesvorstellung, einer gottähnlichen Figur oder eines Ideals wie dem des Gehorsams dienen der Verleugnung von extremer Hilflosigkeit und unerträglicher Abhängigkeit. Die Identifizierung wird um jeden Preis gesucht, koste es, was es wolle. Insgeheim werden sogar Tod, Zerstörung, Unterwerfung und Selbstverachtung als allmächtige Lösungen für alle Probleme verherrlicht, ohne die mühsamen Schritte normaler Individuation gehen zu müssen. Die terroristische innere Instanz, die dies bewirkt, kann man als „kriminelle Bande", bezeichnen, die mit rücksichtsloser Gewalt ihre omnipotenten Ziele gegen das eigene Selbst und seine Individuationsbestrebungen durchsetzen will. Dies kann zur Perversität führen, zur Umkehr von Gut in Böse, von Liebe in Hass, von Gegenseitigkeit in Ausbeutung. Eine solche Verkehrung dient der Aufrechterhaltung der Phantasie der Wiedervereinigung mit der frühen Mutter. Alles, was der Rückkehr in dieses Paradies im Wege steht, wird mit äußerster Gewalt beseitigt, daher der Rigorismus des Gehorsams. Ja, als Belohnung für den Verzicht auf triebhafte Bedürfnisse belohnt

das Überich den Einzelnen mit dem Gefühl der Großartigkeit und der Auserwähltheit. Die Unterwerfung unter das fordernde und verbietende Überich wird befriedigender erlebt als die Erfüllung körperlicher und seelischer Bedürfnisse. Das ist der psychodynamische Kern der Askese und der masoschistischen Unterwerfung. In der Darstellung des Märtyrers kommt es bisweilen zu einer sekundären sexuellen Aufladung des Opfers und der Opfer (Vgl. die Fresken von Signorello im Dom von Orvieto, die bildlichen Darstellungen der Märtyrerlegenden, den Hexenwahn am Beginn der Neuzeit) Auf diese Weise wird die Liebe einer höheren Instanz gerettet und dem Triebbedürfnis genüge getan. Es handelt sich um eine klassische Kompromissbildung im Symptom. Die Heiligung der Unterwerfung ist perfekt und wird durch die entsprechende Ideologie begünstigt.
Hinter dieser Spaltung von ganz bösen fremden Objekt und dem ganz guten eignen Selbst verbirgt sich entwicklungspsychologisch ein extrem geschwächtes und entleertes Selbst, welches nicht die Chance hatte, dass seine Aggressionen und Entäuschungen über den „Mangel an Sein" und über die „Not des Lebens", die jeder Erdenbürger beim Eintritt in die Welt erlebt, von elterlichen Personen ausgehalten wurden. An die Stelle eines produktiven Leidens an den frustierenden Mangelerfahrungen tritt die beschämende Überzeugung, ein kleines, dummes und unbedeutendes Kind in der Welt der Großen und Erwachsenen geblieben zu sein. Unerträgliche Minderwertigkeitsgefühle sollen durch Identifizierung mit großen Anderen, als Gehorsam getarnt, beseitigt werden. Das Selbsterleben ist von der Phantasie eines defekten und minderwertigen Selbst geprägt. Eine solche Person erlebt sich als nicht liebens- und achtenswert. Deshalb ist die Scham der zentrale Affekt bei diesen narzisstischen Störungen und das Schamgefühl treibt sie dazu an, das schwache und unansehliche Selbst zu verbergen und zu verstecken. Mit maskenhaftem Verhalten, So-tun-als-Ob-Gehabe, Oberflächlichkeit, Arroganz, Ironie, Überheblichkeit und Entwertung soll dieser Defekt unsichtbar gemacht werden. Eine andere Form dieser Affektabwehr ist die Verschiebung der Phantasie des defekten Selbst auf den Körper, wie dies etwa bei bulimischen und/oder anorektischen Patienten auftritt, aber auch in Form selbstschädigenden Verhaltens durch Drogen, übertriebenen Sport, suizidale Handlungen, erfolglose Lebensführung oder auch übertriebene Ästhetisierung des eigenen Körpers geschehen kann.
Ich habe Ihnen die Psychodynamik von narzisstischen Störungen beschrieben, die sich m. E. hinter einer ideologischen Gehorsamsmentalität verbirgt. Aus der Schwäche wird eine Tugend. Über die Wechselwirkung von theologischen Konzepten und spirituellen Lebensentwürfen mit dieser Psychodynamik urteilen Sie selbst.

## 3. Gehorsam als heilsame Lebensverwirklichung

Ich sagte anfangs, dass Gehorsam, jesuanisch verstanden, auf eine reife Lebensverwirklichung abzielt. Der Gehorsam Jesu ist geprägt von einem dreifachen Nein, wie es in der Szene der Versuchung in der Wüste zum Ausdruck kommt. Dieses Nein dient der Konstituierung des eigenen Selbst, des gesunden Narzissmus. Ich stelle Ihnen jetzt zwei theologische Aspekte vor, die die genannten psychoanalytischen Gesichtspunkte aufnehmen und den Gehorsam als heilsame Lebensverwirklichung zu skizzieren versuchen.

### Eine andere Sicht des „Sündenfalls"

Die zweite Schöpfungsgeschichte der Bibel (Gen 2, 4b-3) handelt vom Paradies, von Sündenfall und Vertreibung. Ich fasse zusammen: Nach der Formung des Menschen aus Erde vom Ackerboden wird um ihn herum ein Garten angelegt. Von den zahlreichen

Bäumen des Gartens werden zwei besonders hervorgehoben: Der „Baum des Lebens" und der „Baum der Erkenntnis von Gut und Böse". Nach der Erwähnung der vier Paradiesströme schließt sich das Verbot an, vom Baum der Erkenntnis zu essen und die Ankündigung zu sterben, falls der Mensch die aufgezeigte Grenze überschreite. Eine erste Differenzierung des Menschen wird angekündigt: Gott will ihm eine Hilfe machen, die ihm entspricht. Zunächst jedoch werden die Tiere geformt und dem Menschen zugeführt, der sie seinerseits mit Namen versieht und durch diese hoheitliche Benennung seine Umwelt begrifflich ordnet. Jetzt erst wird aus der Rippe des Adam eine Frau gebaut und dem Menschen zugeführt. Durch den Eingriff eines Dritten wird die geschlechtliche Differenzierung in Mann und Frau vollzogen. Diese Trennung ist die Voraussetzung, dass beide sich als fremd gegenüberstehen, sich als anderen erleben und so miteinander in Kommunikation treten und „eins" werden können. Das Kapitel endet mit der Feststellung, dass beide ihr Nacktsein erkennen, aber sich noch nicht voreinander schämen. Die Scham als Affekt, der das gewahr Werden des Getrenntseins begleitet, wird noch nicht erlebt, was als Hinweis darauf verstanden werden kann, dass die Differenzierung noch nicht so weit fortgeschritten ist, dass sie affektive Spuren hinterlässt.

*Der Sündenfall: Eintritt in die Welt der Differenz*

Im dritten Kapitel vom „Sündenfall" geht es nun um die Differenzerfahrung und ums unterscheiden Lernen. Die Schlange wird zum Gesprächspartner der Frau des Menschen. Sie bringt ihr den Vorschlag nahe, vom verbotenen Baum zu essen. Nicht zu sterben sei die Folge dieser Grenzüberschreitung, sondern vielmehr sehend zu werden. Nach dem Genuss der Frucht tritt das sehend Werden ein als ein gewahr Werden ihrer Nacktheit. Beide erkennen voreinander und vor Gott als dem Dritten, dass sie nackt sind. Dann werden für Mann und Frau die Konsequenzen genannt, die sich aus dem Akt des Essens, der Aneignung eines bestimmten Wissens, ergeben: Für die Frau ist es die Mühsal der Schwangerschaft und Geburt, das Verlangen nach dem Mann und dessen Herrschaftsanspruch, für den Mann die Ankündigung von Arbeit und Not und vor allem die Sicherheit, wieder zu Staub zu werden. Das Leben wird als Arbeit und Mühsal dargestellt, und die Möglichkeit des andauernden Glücks ist für immer verloren. Das Kapitel schließt damit, dass die Möglichkeit der Rückkehr in den Garten Eden endgültig ausgeschlossen wird. Vor die Pforten des Paradieses werden die Cherubim gesetzt, die darüber wachen, dass die Differenz zwischen Gott und Mensch nicht aufgehoben wird.

Die üblichen theologischen Auslegungen dieses uralten Textes gehen von einem moralischen Standpunkt aus. Sie beschreiben die menschliche Grenzüberschreitung als einen Akt des Ungehorsams gegenüber dem allmächtigen Gott. Durch diesen Sündenfall habe der Mensch die endgültige Gemeinschaft mit Gott verloren. Die Plackerei seines Lebens als Mann und Frau hat er sich demnach selbst zuzuschreiben. Aus eigener Schuld ist die Möglichkeit des Glücks im Zustand vollkommener Gottgemeinschaft verlorengegangen.

Hinter diesem Auslegungstyp verbirgt sich regelmäßig die Annahme, als hätte es auch ein glücklicheres, leidfreieres Leben geben können als das tatsächliche, hätte der Mensch eben dem von Gott gesetzten Gebot Gehorsam entgegen gebracht. Gleichzeitig wird die Grenzüberschreitung als eine im moralischen Sinne böse und darum schuldhafte Tat verstanden. Eine solche Deutung reicht meines Erachtens jedoch nicht an die Dimension heran, die zu erreichen ist, wenn man von einem anderen, radikal vormoralischen Standpunkt aus diese Geschichte liest und dabei psychodynamische Gesichtspunkte mit einbezieht.

Ich schlage vor, den Ungehorsam als die Erlösung zu verstehen, wodurch die Größenphantasie eines destruktiven Narzissmus auf-

gegeben wird. Der „Baum der Erkenntnis" markiert einerseits die illusionäre Zugangsmöglichkeit zur Aufhebung der Sterblichkeit, denn die Unsterblichkeit unterscheidet Mensch und Gott. Wie Gott unsterblich werden zu wollen, beinhaltet ein Rückgängigmachen der erreichten Differenz. Die Differenzierung betrifft nicht nur die Welt außerhalb des Menschen, sondern ihn selbst: Äußerlich differenziert er sich als Mann und Frau, innerlich zu einem Wesen, welches zur Selbsterkenntnis fähig ist und seine Sterblichkeit und seine Sexualität akzeptiert – und deshalb eben nicht Gott ist. Andererseits steht der „Baum der Erkenntnis" und der Genuss seiner Frucht für den notwendigen Verlust der Unsterblichkeit. So gesehen ist der Sündenfall die Erlösung von jenem vormenschlichen Zustand der Unbewusstheit, in der es noch keine Selbstreflexivität und Subjektivität, noch keine Gewissheit der eigenen Sterblichkeit und damit der eigenen Identität als Mann oder Frau gibt. Der notwendige Sündenfall konstituiert somit das notwendige menschliche Dilemma im Umkreis von Freiheit und Schuld. Gehorsam wäre die Anerkennung dieser unumgänglichen Schuld in einem begrenzten Leben als Mann oder Frau.

### In dieser Perspektive: Gehorsam als Aufgabe des Allmachtswahns.

Die Ungehorsam-gleich-Sünde-Deutung ermöglichte die Interpretation des Kreuzestodes Jesu durch Anselm von Canterbury. Durch ihn bekam die masochistische Lesart der Erlösung ihre populäre Gestalt. Danach stirbt Jesus nicht, weil sein Eintreten für die Entrechteten ihn in eine Situation trieb, die den Tod unausweichlich machte und der um dieses Zieles willen bewusst in Kauf genommen werden musste, sondern weil Gottvater dieses Opfer verlangte, um Genugtuung für die Beleidigung durch die Sünde im Paradies zu erlangen. Von der Seite Gottes her gesehen wird also hier das zur Sünde gemacht, was in unserer Lesart der jahwistischen Schöpfungsgeschichte gerade als die Voraussetzung für das Menschsein erschien, nämlich die Stufe der Differenziertheit als Mann und Frau und das Bewusstsein von der Gewissheit des eigenen Todes erlangt zu haben. Man könnte hinter der traditionellen Auslegung eine Gottesprojektion vermuten, die von einem Elternbild geprägt ist, welches keine Trennung und Individuation zu lässt, sondern die Entwicklung und Differenzierung des Kindes als schwere narzisstische Kränkung erlebt, die nur durch das Opfer des Kindes wiedergutgemacht werden kann. Damit wird die Unterwerfung des Sohnes geheiligt und die Position des Vaters bestätigt. Das Ich (Sohn) wird dem Überich (Vater) geopfert. In der Identifikation mit dem Sohn kommt es für den Christen zur unbewussten Unterordnung unter das väterliche Überich. Der Einzelne kann jetzt nicht mehr nach situativen Gegebenheiten entscheiden, ob z. B. Einschränkung und Verzicht sinnvoll sind und gewollt werden, sondern er muss sich jetzt dem Überich blind unterordnen und immer verzichten. Damit hat das Ich seinen Handlungsspielraum und seine Freiheit verloren. Ein solchermaßen befangenes Ich ist nur in sehr geringem Maße imstande, notwendige Beschränkungen, Verzicht und Leiden zu tolerieren. Vielmehr verharrt es im Wahn einer infantilen Leidfreiheit.

In der psychotherapeutischen Arbeit mit christlich erzogenen Menschen begegnet mir immer wieder dieser Zusammenhang: die Bereitschaft zur „gehorsamen" Unterwerfung unter ein strenges „Gewissen", das eine Menge unnötiger Lebenseinschränkungen abverlangt, und die Weigerung, einen bisweilen notwendigen, der Situation angemessenen Verzicht, auf sich zu nehmen.

Solche „christlich" geprägten Menschen sind in ihrer eigenen Strenge und ihrer Abhängigkeit vom Überich nicht in der Lage, echte Schuld für ihr Leben anzuerkennen und an ihr zu leiden. Sie bleiben in der kindlichen Position des Opfers, welches sie auch tat-

sächlich einmal waren, und sind nicht fähig, die unangenehme Tatsache zu akzeptieren, dass sie, obwohl sie Opfer waren, jetzt Täter, d. h. Subjekt ihres Lebens sind. Die Anerkennung von Schuld ist ihnen nicht möglich, weil es keinen Menschen gab, der sie in ihrem Leiden gesehen und gehalten hat. Die Fixierung auf die Opferrolle wird dadurch verstärkt, dass die masochistische Phantasie eine Entschädigung anbietet: Dadurch, dass ich Opfer bleibe und als Opfer leide, sollen sich Hass in Liebe, Schmerz in Lust, Erniedrigung und Angst in (sexuelle) Erregung (im Fall des sexuellen Masochismus) und Hilflosigkeit in Macht verwandeln.

Genau diese Phantasie findet sich in der gängigen Interpretation des Todes Jesu. Seine Ohnmacht und Machtlosigkeit habe Gott in Stärke und Macht verwandelt, durch sein freiwilliges Sterben sei unser Hass in Liebe verwandelt worden, durch seinen Tod habe er uns vom Los des ewigen Todes befreit. Viele Beispiele aus der Frömmigkeitsgeschichte ließen sich hier anfügen, die sich um die masochistische Kernphantasie gruppieren. Diese Phantasien vermögen zwar für einen Moment zu trösten, sie führen jedoch letztlich in eine tiefe Entzweiung der Wirklichkeit. Anstatt mit der Wirklichkeit zu versöhnen, „erlösen" sie von ihr um den Preis der Spaltung. Denn das, was in der Phantasie gewünscht wird, tritt in der Wirklichkeit eben nicht ein. Konflikte, Leiden, Schmerzen, Begrenzungen und der Tod bestehen weiterhin. Der Hass und die Aggression bleiben starke Mächte im Leben des Einzelnen. Die Ohnmacht und Hilflosigkeit werden nicht erlebt und bewältigt, sondern überspielt durch eine phantasierte Allmacht. Gerade diese narzisstischen Allmachtsphantasien sind eine Form, mit der Hilflosigkeit vor dem äußeren Gott, der Unterwerfung und Opfer fordert, oder dem inneren Richter fertig zu werden.

Ein Beispiel: In einer Analysestunde zögerte der Patient, mir den Autor und Titel eines interessanten, von ihm gelesenen Buches zu nennen, weil es seiner Meinung nach ziemlich unorthodoxe Auffassungen im Hinblick auf den Glauben enthielte. Der Analysand assoziiert: „Es könnte sein, wenn ich Ihnen das Buch nenne und Sie es lesen, dass Sie es missverstehen und Ihren Studenten diese Meinung nahebringen. Ich könnte daran schuld sein, dass Sie einen falschen Weg wählen und anderen eine Irrlehre beibringen. So könnte ich Sie alle in die Hölle schicken."

Dieser Zusammenhang von Schuld und Allmacht gedeiht gut im christlichen Kontext. So berichtet eine Analysandin, dass ihr in der Kindheit gesagt wurde, jede böse Tat sei ein weiterer Nagel, der Christus am Kreuz eingeschlagen werde. Damit werden die Taten des Einzelnen übermächtig und die Patientin fühlt sich tatsächlich für alles Leid in der Welt verantwortlich, kommt jedoch auf Grund einer sie über alle Maßen einschränkenden Zwangssymptomatik nicht dazu, auch nur irgend etwas zu tun. Statt dessen bestraft sie sich mit immer neuen „Erfindungen", wie sie ihr Leben einschränken kann.

Eine weitere Variante der masochistischen Phantasie ist die innere Gleichsetzung von Trennung mit Verbrechen, Mord und Tod. Trennung, die ja für jeden Entwicklungsschritt notwendig ist, wird als ein zutiefst schuldig machendes Vergehen erlebt. Dem entspricht dann das Gefühl des hilflosen Ausgeliefertseins und der Ohnmacht. Da jede Selbstbehauptung so gefährlich und schuldbesetzt ist, schwindet das Selbstgefühl bis zum Nullpunkt. Es kommt zu einer tiefen Selbstverachtung und zur Scham.

Kommen wir wieder zum theologischen Gedankengang zurück. Die Unterscheidung der theologischen Rede vom irdischen Jesus einerseits und dem nachösterlichen Christus des Glaubens andererseits ist auch unter psychoanalytischem Aspekt bedeutsam. In dieser Perspektive steht der irdische Jesus für die Instanz unserer Persönlichkeit, die man das Ich nennt. Dieses Ich ist die Gesamtheit unserer Funktionen, beinhaltet unsere Grenzen

und unsere Nichtidentität. Es wird sofort deutlich, dass dieses Ich nicht die ganze Person sein kann. Diese ist umfassender und beinhaltet auch die Aspekte, die nicht funktional zu fassen sind.
Das Ich kann in zweifacher Weise darin gehindert werden, seine schöpferischen Aufgaben situationsgerecht zu erfüllen: durch Entwertung oder durch Teilhabe am Größen-Selbst. Abgesehen von der hier angesprochen Pathologie der menschlichen Psyche, die im Einzelfall behandlungsbedürftig ist, kann man allgemein sagen, dass der Weg, unser Ich von diesen unnötigen Lasten zu befreien, darin besteht, dass wir selbst unsere Situation in dieser Welt und im Rahmen der Schöpfung realistisch einschätzen: Wir sind Mängelwesen, nicht zu dauerhaftem „ewigen" Glück geschaffen, die aber im Rahmen dieser Grenzen Lebenserfüllung und Zufriedenheit erlangen können.

*Die „kopernikanische Wende" in psychologischer Sicht: Das Opfer des Ich?*
Der menschlichen Selbstüberschätzung sind durch Entdeckungen größerer Zusammenhänge immer wieder Grenzen gesetzt worden: Die Vorsokratiker lehrten, dass nicht die Götter die Natur bewegen, sondern physikalische Prozesse unser biologisches Dasein bestimmen. Kopernikus lehrte die Menschheit, dass nicht die Erde Mittelpunkt des Universums ist, Darwin bereitete der Menschheit die Kränkung, ein Zufallsprodukt der Evolution zu sein und Freud mutete den Abschied zu von der Illusion, dass „Ich" sei Herr im eigenen Hause und lehrte die Macht der unbewussten Triebe. Muss nun die Psyche die „Kopernikanische Wende" im Inneren nachholen – wie viele Psychotherapeuten und spirituelle Lehrer fordern – und das Ich seine Vormachtstellung aufgeben zugunsten transpersonaler Zusammenhänge? Hat sich das Ich tatsächlich allzu sehr aufgebläht, so dass es zum herrscherlichen Subjekt in dieser Welt wurde und rücksichtslos alles beseitigte, was seiner Vormachtstellung im Wege stand? Steht also eine Opferung des Ich an zugunsten der Geburt eines größeren, umfassenderen Selbst? Sind der oft beklagte Individualismus, die schwindende Beziehungsfähigkeit, soziale Verantwortung und Solidarität Früchte dieser falschen Ich-Aufblähung?
Es ist ein Grundgedanke der Opfervorstellung, dass in gewisser Weise das Ich geopfert werden muss, wenn es zur Geburt des „wahren Selbst" kommen soll. Der Neurobiologe Hinderk M. Emrich betrachtet das Opfer als paradoxe Form der Rettung von Identität durch Hingabe von Identität. Wenn man die erste Form von Identität die ich-hafte nennt und die zweite als „Selbst" bezeichnet, dann kann man folgende Analogie auf die erlösende Wirkung des Todes Jesu übertragen: Dem Ich entspricht der irdische Jesus und dem Selbst der nachösterliche Christus, der die Vollgestalt des Irdischen symbolisiert. Ich bin mir im klaren darüber, dass ein solcher Versuch in mehrfacher Hinsicht „gefährlich" ist, weil er allzu schnell in die bekannte Verteufelung des Ich einmünden kann und so einer masochistischen Position Vorschub leisten würde. Darüber hinaus könnte ein solcher Versuch als eine unzulässige Psychologisierung abgetan werden, der an der eigentlichen metaphysischen Tiefe und der Tatsache der Erlösung von außen, durch Gott, vorbeigeht. Dem letzten Einwand möchte ich durch den Hinweis begegnen, dass gerade die Verlegung des Erlösungsgeschehens in eine „andere Welt" zu einer tiefen Spaltung der Wirklichkeit führt und damit ein heilsames Verarbeiten des Mangels und der tatsächlich erlösungsbedürftigen Situation des Menschen verhindert. Positiv gesagt: es geht um ein erfahrungsnahes Verständnis von dem, was theologisch die Erlösung genannt wird. „Erfahrungsnah" bedeutet, dass ein religiöses Symbol wie das des Todes Jesu am Kreuz eine innere Resonanz hervorruft in der Weise, dass es neue Lebens- und Entwicklungsschritte induziert oder kritisch-konstruktiv bereits gelebtes Leben in einen umfassenden

Deutungs- und Sinnhorizont hineinholt. Dabei freilich wird auf eine metaphysich-religiöse Wahrheit „an sich" verzichtet, weil eine religiöse Wahrheit sich lebenspraktisch zu bewähren und zu bewahrheiten hat.
Was aber muss sterben und geopfert werden, damit das Leben schöpferisch gelebt werden kann und sich in ihm Auferstehung realisiert? Zunächst ist davon auszugehen, dass vor der „Opferung" des Ichs ein solches Ich erst einmal entstanden sein muss. Es braucht viel Wertschätzung und Aufmerksamkeit, ja es kann davon eigentlich nicht genug bekommen. In der Lebensgeschichte eines Menschen ist es vor allem die erste Lebenshälfte, und besonders die Jahre der frühen Kindheit, aber auch die Zeit der Pubertät, Adoleszenz und des frühen Erwachsenenalters, in denen das Ich seine Funktionen übernimmt. Im Laufe der Entwicklung ist das Ich aber auch mit Aufgaben betraut, die ihm eigentlich fremd sind: Es ist einmal die Identifikation des Ich mit dem Größen-Selbst, die es überfordert. Opferung des Ich kann also in diesem Fall heißen, die Abhängigkeit von einem fordernden Ideal aufzugeben. In der Regel ist es für das Ich eine große Entlastung, wenn es sich von überfordernden Zuschreibungen durch das Selbst oder durch eine andere Autorität freimacht. Es ist dann nicht mehr bereit, sich Gehorsam verlangenden Instanzen zu unterwerfen und schon gar nicht, sich alle Schuld der Welt auf seine Schultern laden zu lassen.

Wenn wir nun den irdischen Jesus mit dem psychologischen Ich in Analogie bringen, entspricht die nachösterliche Christusgestalt dem übergeordneten Selbst. So wie Christus im Gegensatz zu Jesus keine historische Person beschreibt, ist das Selbst keine physikalische oder seinshafte Größe. Wenn man den Tod Jesu am Kreuz mit dem Schlüssel der Ich-Selbst-Beziehungsdynamik als heilsam auslegt, könnte man folgendes sagen: Das Ich bzw. ein Teil von ihm muss sterben, damit aus dem Untergang von Teilen des Ichs das Selbst hervorgeht. Dieser Vorgang beschreibt eine rein psychologische Realität. Das Selbst steht also für die kontrafaktisch angenommene Ganzheit der Persönlichkeit, die noch im Werden ist, und diese ist ohne die schmerzhafte Opferung von Ich-Anteilen nicht zu haben. Man kann auch hier den Begriff Freiheit einführen. Ein freier Mensch im Sinne des umfassenden Selbst wird man dann, wenn die kindlichen Phantasien und das Wunschdenken nicht mehr das Handeln bestimmen, sondern eben diese kindlichen Phantasien geopfert worden sind. Es muss im wahrsten Sinn des Wortes etwas sterben und geopfert werden z. B. der kindliche Gehorsam und die Unterwerfungsbereitschaft, damit etwas Neues wie Freiheit und Autonomie geboren werden kann.

Das wird im sog. Philipperhymnus Jesus zugeschrieben. Hier zeigt sich Gehorsam als heilsame Verwirklichung: „Er war Gott gleich, hielt nicht daran fest, wie Gott zu sein, sondern er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen" (Phil. 1,6f). Was hier von Jesus gesagt wird, nennen die Theologen „Kenosis", was soviel heißt wie Ausleerung, Preisgabe, Verzicht.
Der liedhafte Text beschreibt, dass Jesus die Welt Gottes verlassen und sich auf die Ebene der Menschenwelt begeben hat. Der Verzicht auf die Gottnatur ermöglichte ihm ein geerdetes Leben als Mensch. Damit wird von Jesus das gesagt, was als Entwicklungsaufgabe jedem Menschen bevorsteht, wenn er in diese Welt eingetreten ist. Psychoanalytisch ist es die Bewältigung des primären Narzissmus, die als Weg von der Gottgleichheit in die Menschlichkeit von jedem Ankömmling auf dieser Welt beschritten werden will.
Im Neuen Testament werden unterschiedliche Metaphern gewählt, um diesen Transformationsprozess zu beschreiben: das Bild vom Weizenkorn, welches sterben muss, um Frucht zu bringen (Joh 12, 24), ist sicher das prominenteste, aber auch das Wort Jesu, dass

der, der sein Leben verliert und gering achtet, eben dieses Leben finden wird (Lk 14, 26). Auf diese Paradoxie verweist das Bild vom Tod Jesu jenseits seiner historischen Dimension. Wo jemand ängstlich klammernd und lebenshungrig festhält an seinem Ich, dort findet er nicht zu seinem Selbst. Dieses Ich freilich steht hier als Chiffre für all jene rückwärtsgewandten und manchmal kindlichen Wünsche, die einer Reifung im Wege stehen. Dieses Opfer ist nicht im Sinne einer „Heiligung" der Unterwerfung zu verstehen, sondern muss im Dienste einer umfassenden Selbstwerdung vollzogen werden. Insofern scheint mir der Opfergedanke einen unaufgebbaren Aspekt zu beinhalten, der lebenserweiternde Erfahrungen ermöglicht.

Dazu gehört die Fähigkeit zur Ambivalenz. Diese ist gekennzeichnet durch einen heilsamen, nicht zu rigiden Spaltungen neigenden Glauben. Ambivalenz zu erleben ist eine Furcht des „Opferns" und besteht im Loslassen kindlicher Allmachtsphantasien. Die „Welt" nicht verfolgen und (in der Phantasie) nicht zerstören zu müssen, weil sie nicht den idealen, reinen und großartigen Bildern entspricht, die im Größen-Selbst aufgehoben sind, ist eine Frucht der schöpferischen Trauer über den Verlust von glückseliger ursprünglicher Ganzheit. Wenn ein solcher Prozess des Loslassens, des Trauerns und Einverstandenseins mit einer begrenzten und unvollkommenen Welt im Subjekt einsetzen kann, dann ist es frei. Diese Freiheit ist die Frucht eines Gehorsams, der nicht auf masochistischer Unterwerfung beruht, sondern Ausdruck heilsamer Selbstwerdung ist.

*Dr. Dieter Funke, Theologe, Psychologischer Psychotherapeut, Psychoanalytiker (GPP); 1988-1999 Lehrbeauftragter für Pastoralpsychologie an der Universität Bonn, jetzt tätig in freier psychotherapeutischer Praxis. Mehrere Bücher zum Dialog von Theologie und Psychoanalyse, u. a. „Im Glauben erwachsen werden" (1986); „Der halbierte Gott" (1990); „Gott und das Unbewußte" (1995) „Das Schulddilemma" (2000).*

* Unveränderte Fassung eines Vortrags beim „Forum der Orden" am 09. 05. 2003 in Ludwigshafen.

Literaturhinweise in: Funke, Dieter: Das Schulddilemma. Wege zu einem versöhnten Leben, Göttingen 2000.

# Dokumentation

Thérèse Winter OP

# „Dem Leben Raum geben – Gemeinschaft leben“*

„Niemals zuvor hat sich die Kirche mit einer solchen Eindringlichkeit als Gemeinschaft präsentiert. Koinonia steht im Mittelpunkt aller zeitgenössischen Ekklesiologien. Und dennoch hat die Kirche, wenigstens in Westeuropa, niemals zuvor so wenig wirkliche Gemeinschaft geboten. Wir sprechen die Sprache der Gemeinschaft, aber nur selten leben wir danach.“[1], so formuliert der frühere Ordensmeister der Dominikaner, Timothy Radcliffe, in einem Brief an seine Mitbrüder das Drama der modernen Kirche. Er umschreibt damit auf prägnante Weise das Dilemma, das die Kirche, aber wohl auch jede Gemeinschaft auf die eine oder andere Weise heute erlebt und erleidet.

Einerseits wird am Wert und Ideal gemeinschaftlichen Lebens unbedingt festgehalten und ist es sehr bewusst, dass Glaube ohne ein Mindestmaß an Miteinander auf Dauer nicht gelingen kann. Es ist keine Frage, dass das Leben, dem wir Raum geben wollen, gemeinsam reicher, bunter, vielfältiger und fördernder ist, als ein Leben im Alleingang.

Andererseits zeigt die Realität, dass dieser Wert „Gemeinschaft“ durch verschiedenste Gründe zu wenig zum Leben und zu einer menschlich befriedigenden Erfüllung kommt. Die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit könnte wohl kaum größer sein. Für die Ordensgemeinschaften gibt es dafür zahlreiche Ursachen.

Diese sind uns nur zu vertraut: der fehlende Nachwuchs, die Überalterung in den Gemeinschaften, ein gewisser resignativer Geist, der sich wie eine Tauschicht über die Gemäuer unserer Klöster und Gemeinschaften zieht, die gesellschaftlichen Veränderungen, die auch die Orden nicht unberührt lassen, der wachsende Individualismus in den eigenen Reihen, damit einhergehende Sprach- und Verständigungsschwierigkeiten, unterschiedliche Vorstellungen von Ordensleben, verschiedene Bilder von Gemeinschaft, berufliche Ausdifferenzierungen, das Auseinanderklaffen verschiedener Lebenswelten, ein hohes Maß an Mobilität, die Schwierigkeit, eine Struktur für das gemeinsame Leben zu finden, die es annähernd ermöglicht, sich hin und wieder zu sehen

(und mehr als das), die anwachsenden Aufgaben für immer weniger aktive Schwestern, die allseits knappe Ressource Zeit ... Die Reihe ließe sich mühelos fortsetzen, je nach den Erfahrungen, die wir mitbringen.
Ich möchte mit meinen Gedanken den Blick auf die heutige Situation der Orden etwas weiten und öffnen. Es soll deutlich werden, dass das Dilemma Gemeinschaft, wenn man es so nennen will, auch eines unserer Gesellschaft ist, und zudem ein grundsätzliches unseres Menschseins. Damit entschärft sich das Problem zwar nicht, aber wir können es in einen größeren Zusammenhang stellen. Abschließend möchte ich dann thesenhaft einige Eckpfeiler von kirchlicher/klösterlicher Gemeinschaft formulieren, die mir für die heutige Zeit im Blick auf die Zukunft bedeutsam erscheinen.

## 1. Gesellschaftliche Beobachtungen:

Bei meiner Lektüre ist mir in den letzten Monaten immer wieder aufgefallen, dass es eine Renaissance gemeinschaftlicher Wertigkeiten und Lebensvorstellungen gibt. Der Zenit einer bloß individualistischen Gesellschaft, deren oberstes Gebot persönliche Freiheit, Autonomie und Selbstverwirklichung heißt, scheint erreicht und bereits übersprungen zu sein. Die Single-Kultur erlebt ihre Defizite und Schwierigkeiten, leidet an Isolation und Vereinsamung. So lautet beispielsweise die These von Horst-Eberhard Richter, Psychotherapeut und Sozialphilosoph in seinem Buch „Das Ende der Egomanie", dass sich heute die Wir-Menschen zurückmelden, bei denen wieder Nähe und Geborgenheit, aber auch soziales Engagement zählen.
Gab es in der Mitte der 90er Jahre noch eine Zunahme der Ich-Betonung unter den Menschen und den wachsenden Verlust eines Verbundenheitsgefühls, so erfuhren viele doch, dass die erhoffte Selbstwerdung ohne eine soziale Zugehörigkeit nicht in dem Maß zur Erfüllung fand, wie erwartet. „Als Kehrseite der individualistischen Isolierung wurde eine Verarmung an Wärme, an Geborgenheit, auch an Beliebtheit empfunden."[2] Daraus ergab und ergibt sich eine veränderte Wertigkeit unter den Menschen, vor allem auch unter den jungen Leuten. Die allseits um sich greifenden Entwicklungen und Konsequenzen des Globalisierungsprozesses, der Menschen auf der ganzen Welt näher bringt und paradoxerweise zur gleichen Zeit mehr und mehr entwurzelt und vereinsamen lässt, – diese Entwicklungen rufen heute ein neu erwachtes Verständnis von Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit wach. „Die sorgende Anteilnahme an anderen", so beobachtet Richter, „lange Zeit vernachlässigt, meldet sich zurück, und zwar offenbar nicht nur als Empathie, als Einfühlung, sondern auch als verantwortliches Einstehen für andere. ... Es ist wieder gefragt, sich anzustrengen, wahrhaftig zu sein, sich zu kontrollieren, ordentlich zu sein und Rücksicht zu üben. Der Grundtrend lautet jedenfalls: weniger Ich, mehr Wir."[3]
Ob sich dieser Trend nun überall so entdecken lässt, darüber kann man streiten. Aber er legt doch ein wachsendes Grundverständnis von Gesellschaft und Gemeinschaft nahe: wir sind über alle Kontinente hinweg voneinander abhängig, miteinander und mit der Natur vernetzte Wesen. Wir existieren nur in Gegenseitigkeit. Von daher braucht es soziale Mitverantwortung und ein Engagement, das über den eigenen kleinen Tellerrand hinausschaut.
Auch Prof. Dr. Stefan Hradil, Soziologe an der Uni Mainz, kommt bei seinen Studien auf ähnliche Ergebnisse: „Die heutige Generation ist ein Stück klüger geworden. Sie hat gelernt, dass das extensive Auskosten von Freiheiten auch seinen Preis hat. Was wir heute beobachten können, ist nicht das völlige Zurückdrängen der Ich-Werte, sondern der Versuch einer Balance von Ich- und Wir-Werten. Deshalb sind heute die Wir-Werte wieder mehr in den Vordergrund gerückt. Selbstverwirklichung um jeden Preis ist nicht mehr gefragt."[4] Stattdessen steht bei den Deutschen, das zeigen alle Umfragen, der

traditionelle Wert der Familie noch immer oder wieder neu an erster Stelle. Allerdings, so Prof. Hradil, bedeutet dies kein Zurück zur patriarchalen Familie der 50er Jahre, sondern die Entwicklung gehe eher hin zu gleichberechtigten Partner-Beziehungen.
Und noch eine letzte Beobachtung: es hat mich überrascht, in einem Buch über Zukunftsforschung Reflexionen über eine neue Form des Individualismus zu finden.[5] Der Autor stellt die These auf, dass künftig selbstbezogener Individualismus mit einem einseitigen Freiheitsbegriff weder zur Freiheit noch zur Selbstverwirklichung führt, sondern dass es neue Ideale eines anders geprägten Individualismus geben wird. Diese Ideale sind

- eine große Kooperationsbereitschaft der Menschen, sich für ein soziales Netz zu engagieren,
- die wieder anwachsende Sehnsucht nach Religion und Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft,
- das Erlernen von Selbstbestimmung in Verantwortung für das Ganze
- und die Wertschätzung nicht-materieller Güter (Kreativität statt bloßer Konsum).

Wenn sich in diesen Idealen eines neuen Individualismus, aber auch in der Entdeckung der Wir-Werte, tatsächlich ein Stück unserer Gesellschaft und Zeit widerspiegelt, meine ich, dass wir als Orden mit dem Thema von Gemeinschaft hoch aktuell und gesellschaftlich durchaus relevant sind.

## 2. Auf der Suche nach einer gemeinschaftlichen Lebensform

Der Wert der Gemeinschaft wird bei den heutigen Diskussionen meist nicht in Frage gestellt, vielmehr die Gestalt des klösterlichen Gemeinschaftslebens. Die Suche nach der angemessenen Lebensform von Gemeinschaft nimmt einen breiten Raum ein. Es wird immer wieder der Ruf laut, neue Wege zu wagen, um in der Gestaltung neuer Formen, vor allem kleinerer Konvente, das Miteinander lebendig zu halten und zeitgemäß zu gestalten. Die Veränderungen in der Gesellschaft, aber auch innerhalb der klösterlichen Reihen machen diese Versuche nicht leicht und werfen viele Fragen auf.
Durch Berufssituationen gezwungen, leben Schwestern alleine und sind einer Gemeinschaft angegliedert, die sie hin und wieder besuchen. Andere tun sich schwer mit einem Gemeinschaftsgefüge, das zuviel Nähe, Offenheit oder auch Anpassung einzufordern scheint, und leben deswegen lieber allein. Wieder andere leben in kleinen Konventen, oft ohne gemeinsames Apostolat und in sehr verschiedenen individuellen Lebenswelten, und es taucht die Frage auf, was sie als Ordensgemeinschaft ausweist, wie es ihnen gelingt, sich von einer bloßen Wohngruppe zu unterscheiden und als geistliche Gemeinschaft erkennbar zu bleiben. Dann gibt es die Schwestern, die sich verstärkt an die einmal übernommenen Regeln des Zusammenlebens halten und die Gemeinschaftsleben dann als gelungen sehen, wenn alle alles zur gleichen Zeit miteinander teilen (Gebetszeiten, Essenszeiten, Rekreation, Arbeitsfelder). Ihr Ideal von Gemeinschaftsleben hält fest am klassisch klösterlichen Leben. Es gibt darüber hinaus die paradoxe Erfahrung, dass Schwestern, die viele Kilometer außerhalb einer Kommunität leben und arbeiten, sich sehr klar als Mitglied einer Gemeinschaft erleben und verstehen können. Ihnen ist bewusst, dass sie im Zusammenhang mit einem größeren Ganzen ihre Arbeit tun und auf ihre Weise Zeugnis von der Gemeinschaft und für die Gemeinschaft ablegen. Das Wissen um die innere Zugehörigkeit gibt dem eigenen Ordensleben Halt und Identität. Andererseits wird erlebt, dass jemand auf engstem Raum innerhalb einer konkreten Gemeinschaft tagaus, tagein lebt, und sich innerlich weit entfernt hat, ohne dass das nach außen hin sichtbar wird. Ich glaube, das Phänomen der inneren Emigration ist in den Gemeinschaften heute eine weit verbreitete Not und höhlt letztlich authentisches Gemeinschaftsleben von innen her aus.

Bei all diesen Versuchen nach einer zeitgemäßen Gemeinschaftsform, einer Form, die dem einzelnen und dem Ganzen gerecht wird, ist es tröstlich, dass es zu keiner Zeit ein Patentrezept auf die Frage nach der Gemeinschaftsform gab. Ein Blick in die Ordensgeschichte zeigt, dass Gemeinschaft immer ein wesentlicher Faktor des Ordenslebens war, dass aber immer unterschiedliche Gemeinschaftsformen nebeneinander bestehen konnten. Das lässt sich bereits bei den Wüsten- und alten Mönchsvätern beobachten, wie auch bei Benedikt, bei Franziskus, für unsere Zeit ein typisches Beispiel Thomas Merton, der als Einsiedler lebte und doch eine rege Gastfreundschaft pflegte. Es gab nie *die* Gemeinschaftsform schlechthin. Es war immer eine Suchbewegung zwischen dem Rückzug aus der Welt und dem Dasein für die Welt, zwischen der Einsamkeit und der Gemeinschaft.
In all diesen Bewegungen wird deutlich, dass Gemeinschaft kein statischer Begriff ist, sondern ein Fließen zwischen verschiedenen Polen, zwischen Alleinsein und Zusammensein, zwischen dem je eigenen Weg und dem Weg der Gemeinschaft als Ganze, zwischen der Sehnsucht nach Selbstverwirklichung und der Sehnsucht nach gemeinschaftlichem Zeugnis. Ich möchte in Kürze aufzeigen, dass diese Spannung, dieses Hin und Her nicht Zeichen eines Unvermögens oder einer Schuld ist, sondern dass sie uns in unserem Menschsein grundlegend mitgegeben ist.

## 3. Der Mensch zwischen Individualität und Sozialität

Jeder Mensch ist ein einmaliges unverwechselbares Wesen, ein Geschöpf Gottes, das gerade in dieser einmaligen Gestalt so von ihm gewollt ist. Der Prozess der Selbstwerdung ist ihm mit seinem Lebensweg als Aufgabe und Herausforderung mitgegeben. Gerade die Neuzeit hat das Augenmerk darauf gelenkt, dass jeder Mensch ein freies Wesen ist, das nach eigenen Vorstellungen und Wünschen diese Freiheit auch verwirklichen darf. Er lebt seine Werte, seine Autonomie und Selbstständigkeit und realisiert darin im besten Falle das, was wir christlich gesprochen Berufung nennen würden. Ein wichtiges Schlagwort diesbezüglich lautet heute: Authentizität, Echtheit des Lebensentwurfes. Die Befreiung des Menschen von den staatlichen und kirchlichen Bindungen seit der Aufklärung hat dazu geführt, dass sein Selbstbewusstsein in neuer Weise Mittelpunkt seiner Selbstentfaltung geworden ist. Je mehr die äußeren verbindlichen Rahmenbedingungen in der Gesellschaft weggebrochen sind, umso mehr muss der Mensch auf die Suche gehen und eigene Normen und Orientierungen finden. Je mehr er treu und durchsichtig an seiner besonderen Art zu leben festhält, wird sein Leben echt und einmalig sein. Darin findet er Sinn und Richtung. Sinn wird heute nicht mehr automatisch durch eine Lebensform, einen fest normierten Rahmen vorgegeben, sondern es liegt in der Arbeit jedes einzelnen, eine sinnvolle Lebensgestalt zu entdecken.
Zugleich wächst das Bewusstsein der Verwiesenheit auf irgendeine Form von Gemeinschaftlichkeit. Auf einer einsamen Insel wird der Mensch kaum zu seiner Individualität finden, und er ist dort in einer schrecklichen Weise absolut frei. Vielmehr braucht er dazu ein Gegenüber, das Eingebundensein in ein größeres Ganzes. Der Religionsphilosoph Martin Buber hat das einmal so formuliert: „Der Mensch wird am Du zum Ich." Die bleibende Sehnsucht nach Gemeinschaft bestätigt dies. Die große Frage ist also nicht, ob er Individualismus oder Gemeinschaft für ein erklärtes Lebensziel hält, sondern wie das Verhältnis beider Werte zueinander gedacht werden muss, damit daraus Leben entstehen kann und das Leben Raum findet. Jeder Wert für sich, ins Extrem verlängert, wird falsch, sowohl die Absolutsetzung der Selbstverwirklichung als auch die Ideologisierung des Wertes Gemeinschaft. „Weil ... Gemeinschaft wesentlich zur Erfüllungsgestalt von Menschsein dazugehört ...", formuliert der

österreichische Moraltheologe Walter Schaupp, „gilt es, nach einem Gemeinschaftsverständnis zu suchen, wo erfüllte Individualität und Gemeinschaft sich nicht in unversöhnlichem Konflikt gegenüberstehen, sondern in ein geglücktes Verhältnis zueinander treten können."[6]
Dafür ist es hilfreich, sich darauf zu verständigen, was Gemeinschaft eigentlich ist. Würden wir hier eine Umfrage machen, so vermute ich, würden sehr unterschiedliche Definitionen herauskommen, je nach dem Akzent, der für Sie bedeutsam ist. Der schon zitierte Theologe Schaupp schlägt folgende Definition vor, die ich erhellend finde und die meines Erachtens wichtige Kriterien von Gemeinschaft enthält: „Gemeinschaft kann verstanden werden als ein Ort, wo Menschen auf der Basis einer *gemeinsamen Betroffenheit*, aus der ein *gemeinsames Engagement* erwächst, *zusammenleben* oder *zusammenwirken* und wo dieses gemeinsame Engagement ein gewisses Maß an *institutioneller Struktur* gewinnt."[7] Diese Definition beinhaltet für den Autoren vier Schlüsselqualifikationen, die für eine lebendige Gemeinschaft zählen.

*a) Gemeinschaft ist ein Ort gelebter Sinnerfahrung*
Der Mensch ist als Individuum auf Orte angewiesen, an denen er Sinn und Bedeutung der Welt, des Daseins erfahren kann. Je mehr äußere Gewissheiten wegbrechen, umso entscheidender ist diese gemeinschaftliche Sinnerfahrung, die dann zum Handeln motiviert.

*b) Gemeinschaft ist ein Raum der Anerkennung*
Um selbst Mensch zu werden, brauchen wir die Anerkennung durch andere, zuallererst auf der Stufe emotionaler Liebe und Zuwendung, aber auch auf der Stufe rechtlicher und wertorientierter Anerkennung. Gemeinschaft ist ein Ort, wo wir einander wahr- und ernstnehmen in der je eigenen Lebensgestalt und Überzeugung.

*c) Gemeinschaft lebt von gemeinsamer Praxis*
Gelungene Gemeinschaft geht nur in einem wechselseitigen Miteinander, das sich wiederum in einem gemeinschaftlichen Tun ausdrücken muss. Wo dies auf Dauer nicht erlebt wird, verkommt Gemeinschaft zur bloßen Idee oder zu einem Zweckverband von Individuen. Es gibt gemeinschaftliche Werte, die sich nur im Lebensvollzug realisieren lassen (z. B. Liturgie).

*d) Gemeinschaft ist ein Öffentlichkeitsort subjektiven Glaubens*
Glaube wird heute mehr und mehr in die Privatsphäre des Menschen gestellt, in die bloße Beliebigkeit seiner persönlichen Neigung. Gemeinschaft ist daher ein sichtbarer Ort, wo die religiöse Überzeugung sozusagen eine öffentliche Gestalt bekommt, von daher artikulierbar, diskutierbar wird und ein Mehr an Realität erhält.

## 4. Aspekte gelingender Gemeinschaft

Ohne den Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, möchte ich nun fragen, welche Konsequenzen sich aus dem bisher Gesagten für ein Gemeinschaftsleben heute und morgen ergeben. Es geht mir dabei vor allem um den Wert der Gemeinschaft nach innen hin, also nicht zuerst von der Zielsetzung des Apostolates her, das natürlich auch bedeutsam ist. Eine Grundannahme lautet, dass es hilfreich sein kann, den Erwartungshorizont bezüglich Gemeinschaft künftig *bescheidener* und zugleich *anspruchsvoller* zu gestalten.

*Bescheidener*: damit ist gemeint: die Orden werden in Zukunft zahlenmäßig kleiner werden, sie haben weder ihre Lebensform noch ihre Identität fertig in der Tasche, es gibt kaum noch einen festen Rahmen, der von selbst trägt, Orden werden auch von anderen Gruppen und Menschen das Zusammenleben lernen und den Mut zu kleinen Schritten und immer neuen Anfängen wagen;

*Anspruchsvoller*: die Aufgabe der Hoffnung und eines sinnvoll gelebten Miteinanders ist mehr in die Eigenarbeit jeder einzelnen Schwester gestellt; Gemeinschaft ist kein Familienersatz, sie ist aber auf dem Weg, menschlich erfüllte, reife Beziehungen untereinander zu ermöglichen, die in reflektierter und bewusster Weise gestaltet sind.

Thesen:

◈ *Das Wissen um erkennbare Ziele der Gemeinschaft*

In „Alice im Wunderland" gibt es eine kleine Szene, die bezeichnend ist. Alice ist in ein Labyrinth geraten und findet den Weg nicht mehr. Sie fragt die Katze: „Würdest du mir bitte sagen, wie ich von hier aus am besten weitergehe?" Die Antwort der weisen Katze bringt es auf den Punkt: „Das hängt davon ab, wo du hin willst."

Ob Gemeinschaft ein lebendiger Organismus ist, hängt nicht zuletzt davon ab, ob sie weiß, wo sie hin will. Die Formulierung von Leitbildern, Visionen und Optionen ist für die Gestaltung der Zukunft von enormer Bedeutung. Sie entfaltet aber nur dann eine Wirkung, wenn sie in kleine, klar erkennbare Ziele übersetzt werden kann. Visionen wird immer der Geschmack eines hohen Ideals, des Nicht-Erreichbaren anhaften. Dies liegt in der Natur der Sache. Um aber sinnvoll dorthin zu gelangen und einen Veränderungsprozess zu gestalten, braucht es – so zeigt die Psychologie – klare Zielformulierungen. Diese sind konkret, messbar und erreichbar. Entscheidend ist, ob die Gemeinschaft in ein lebendiges Gespräch über die Zukunft eintritt (und zwar nicht erst zu Zeiten eines offiziellen Kapitels), aber auch über die reale Gegenwart mit ihren Grenzen und Chancen. Die Wahrnehmung dessen, was ist – so schmerzhaft die Realität auch manchmal sein mag –, kann manchmal weiter führen, als die Hoffnung auf unvorhergesehene Wunder, die vom Himmel fallen und sich künftig ereignen sollen.

◈ *Der geistliche Mehrwert des Gemeinschaftslebens*

Joan Chittister, amerikanische Benediktinerin, hat sich intensiv mit der Frage beschäftigt, welche Bedingungen gegeben sein müssen, damit es auch in Zukunft noch glaubwürdiges Ordensleben gibt. Sie kommt zu der prägnanten und unmissverständlichen These: „Ordensleben ist nur lebensfähig, wenn es der Mühe wert ist, und es ist nur dann der Mühe wert, wenn es für seine Mitglieder in geistlicher Hinsicht verlockender erscheint, im Orden zu bleiben als auszutreten."[8]

Im Leben der Gemeinschaft, soll sie Bestand haben, wird künftig ein geistlicher Mehrwert erfahrbar sein, der die Qualität dieses Lebensstils auszeichnet. Wenn sich Ordensleben von einer bloßen Zweck- oder Arbeitsgemeinschaft unterscheiden will, dann wird es ihr wichtigster Dienst für die Welt, aber auch für sich sein, einen Ort zu bilden, wo das Geheimnis der Gegenwart Gottes erfahrbar werden kann. Die Gemeinschaft trägt in sich eine geistliche Mitte, nämlich das Leben und die Botschaft Jesu Christi, welche in Erinnerung halten, warum Frauen auf diese Weise heute zusammenleben, warum ihr Alltag dieses ganz bestimmte Gesicht hat, warum sie ihr Leben nach den Gelübden ausrichten. Sie trägt in sich einen freien, offenen und nicht verplanten Raum, um mit dem lebendigen Gott noch zu rechnen, der vielleicht auch eine Gemeinschaft, wenn sie alt geworden ist, gürten und führen wird, wohin sie nicht will. (vgl. Joh 21,18)

Die Spiritualität jeder einzelnen Schwester ist dann nicht nur deren Privatsache, so wahrhaftig und tief sie auch sei, und Ausdruck ihres individuellen Glaubens. Sondern über geistliche Themen, über Fragen zum Sinn des Daseins, über Ängste und Zweifel, über die Not und den Segen des Betens, über alle Bereiche, die zum Glück und zum Leid des menschlichen Lebens gehören, kann offen und in Vertrauen gesprochen werden. Geistliches Leben vollzieht sich in einer sehr bewussten und reflektierten Auseinanderset-

zung. Die Gemeinschaft verabschiedet die Vorstellung, dass geistliches Leben von selber geht und sich in bloß funktionierenden Abläufen und „treuer Routine" erschöpft.

◈ *Die fruchtbare Spannung zwischen Individualität und Gemeinschaft*

In einer lebensfähigen Gemeinschaft bleibt die Spannung zwischen Individualität und Gemeinschaft lebendig. Wo sie als Balance immer wieder angestrebt wird und die Mitglieder erfahren, dass sie gelingen kann, da führt sie zu wechselseitiger Fruchtbarkeit. Dies setzt ein hohes Maß an gegenseitigem Vertrauen voraus, Vertrauen in die Gewissheit, dass die andere nicht nur ihre eigenen Pläne zur persönlichen Befriedigung verfolgt, sondern sie diese Erfüllung in den Dienst der ganzen Gemeinschaft stellt, und wenn notwendig auch einmal davon ablassen kann. Das zentrale Kriterium bleibt: führt das Ideal der Gemeinschaft (ebenso das Ideal der Individualität) zu mehr Lebendigkeit ihrer Mitglieder oder verhindert es Leben? Die biblische Botschaft von der Würde jedes einmaligen Geschöpfes bewahrt dabei den Vorrang vor allen noch so sinnvollen gemeinschaftlichen Zielen. Wo gemeinsamem Denken alles untergeordnet wird, geschieht Verletzung der Einzelnen. Wo individuellem Denken alles untergeordnet wird, geschieht die Verletzung des Ganzen.

Eine fruchtbare Balance beider Pole wird verhindern, dass einzelne Schwestern bloß noch funktionieren oder aber dass Gemeinschaft für eigene Zwecke instrumentalisiert wird. Beide Fehlhaltungen würden über kurz oder lang zur Aushöhlung führen und zum inneren Tod einer Gemeinschaft.

Walter Schaupp trifft eine erhellende Unterscheidung, die mir hilfreich erscheint: „Gemeinschaften, die den einzelnen Mitgliedern einen großen Freiraum gewähren, müssten sich fragen, ob in der Verschiedenheit und Unabhängigkeit der einzelnen Engagements auch etwas Gemeinsames wachsen kann; dieses muss spürbar, benennbar und vergewisserbar sein. ...Gemeinschaften, die einen starken Akzent auf gemeinsame Vollzugsformen oder Gehorsam legen, müssten sich fragen, ob dies zu einer größeren Lebendigkeit und zu einem Mehr an innerer Freiheit der einzelnen Mitglieder beiträgt."[9]

◈ *Der menschliche Mehrwert der Zugehörigkeit*

Was von der Spiritualität gesagt wurde, gilt ebenso für das zwischenmenschliche Zusammensein. Heute hat sich das Bewusstsein geschärft, dass die Gemeinschaft kein Ersatz für familiäre Wärme und Geborgenheit sein kann. Es geht um das Miteinander von reifen und gleichberechtigten Frauen, die einem bestimmten Lebensentwurf folgen. Das kann aber nicht heißen, dass die Mitglieder einer Gemeinschaft ihr Leben im bloßen Nebeneinander, in souveräner Unabhängigkeit oder verzweifelter Isolation leben. „Der Dünger einer Gemeinschaft", formuliert Wunnibald Müller, „ist gelebte Menschlichkeit."[10] Für eine lebensfähige Gemeinschaft wird es entscheidend sein, inwieweit die Mitglieder diese Menschlichkeit, Herzlichkeit und Wärme tatsächlich erfahren und selbst weiter schenken. Was dies in der Konsequenz bedeutet, kann hier nur angedeutet werden. In dieser gelebten Menschlichkeit weiß sich jede von der Gemeinschaft wahr- und angenommen. Es entfaltet sich eine „Kultur der Anerkennung", in der jede ihren unverwechselbaren Namen, ihr Gesicht und ihre Würde hat.

Gelebte Menschlichkeit: das führt zu einer Solidarität, die nicht nur rechtlich verankert, sondern auch emotional nachvollziehbar ist. Entscheidend wird es sein, ob das Gefühl der inneren Zugehörigkeit unterstützt wird und wachsen kann. Diese Zugehörigkeit, die frühere Generationen in den Ordensreihen noch viel selbstverständlicher aufbauen und bewahren konnten (Größe der Häuser, stärkere Uniformität, zahlenmäßig starke Kursjahrgänge, gemeinsame Werke), muss heute

häufiger bestärkt und vergewissert werden. Die gegenseitige Anerkennung und Wertschätzung immer einmal wieder neu zu formulieren, in Gesten und Worten auszudrücken, ist nicht eine Folge der Schwäche, sondern ein Reichtum der geteilten menschlichen Bedürftigkeit und gegenseitigen Verwiesenheit. Jeder Mensch lebt davon.

Gelebte Menschlichkeit: das bedeutet für mich auch, Zeit zu haben füreinander, echtes Interesse und wirkliche Anteilnahme am Leben der Mitschwester. Ich möchte es das „Apostolat der Anwesenheit" nennen. Ich habe mir länger überlegt, ob ich diesen Punkt anführen soll, wirkt der Appell, Zeit zu haben, doch immer etwas moralinsauer und verursacht möglicherweise ein schlechtes Gewissen (nach dem Motto: was sollen wir denn noch alles tun?). Es macht mir aber Mut, dass der ausgezeichnete Passauer Pastoralplan sein Projekt „Zeit haben" in die Reihe der wichtigsten Handlungsschritte zum Aufbau einer künftigen Gemeinde stellt. Sehr schön kommentiert Paul Michael Zulehner diese Passage aus dem Pastoralplan: „Zeit gilt heute zunehmend als eine der wichtigsten Güter. Sie ist im Leben eines jeden Menschen knapp. Die eigene Zeit sich daher gut einzuteilen, ist ein Moment an einem verantwortlichen Umgang mit der geschenkten Zeit. Zeit ist auch unverzichtbare Voraussetzung für die Zuwendung zu konkreten Menschengeschichten, ihren frohen und traurigen Lebenserfahrungen. Zeit haben, Zeit schenken gilt als elementarer Ausdruck von handfester Liebe."[11] Ohne geteilte Zeit geht Menschennähe verloren, verkommt Gemeinschaft zu einem funktionstüchtigen Zweckverband, wo vielleicht gegessen, geschlafen und gearbeitet wird, aber keine echte Begegnung mehr geschieht.
Ein Freund, so erzählt eine chassidische Geschichte, trifft den anderen und sagt: „Ich liebe dich!" – „Wie kannst du sagen, ich liebe dich", erwiderte dieser, „wenn du nicht weißt, was mir fehlt."[12]

◇ *Die Einübung einer Gesprächskultur*
„Dialog ist die neue Art des Christ seins." (Papst Paul VI.) Die Lebensfähigkeit und die Lebendigkeit einer Gemeinschaft wird sich künftig daran entscheiden, ob es den Mitglieder gelingt, eine gemeinsame Gesprächskultur einzuüben. Die Weise, wie eine Gemeinschaft zusammenlebt, ist entscheidender als das, was sie tut. Und dieses Wie zeigt sich unter anderem an der Fähigkeit, einander zuzuhören und zu sprechen, sich zu verständigen und bestimmte Dinge, (Ziele, Werte, Vorstellungen, Rituale, Struktur, Verhaltensweisen) auszuhandeln. Die Gemeinschaft wird mehr Vereinbarungen aushandeln müssen als dies früher notwendig war. Dafür sind Kommunikation und Dialog entscheidende Kriterien.

Einige Impulsfragen: Wie sprechen wir in unserer Gemeinschaft (z. B. knapp, informierend, eher unpersönlich, offen und eher emotional, aggressiv-wertend und urteilend?), wo sprechen wir miteinander, bei welchen Gelegenheiten? Gibt es Zeiten und Orte, an denen wir uns treffen, und die zum Gespräch und Austausch wirklich einladen? Wie sprechen wir über andere, vor allem Außenstehende? Aufgrund welcher Eigenschaften oder Verhaltensweisen schätzen wir jemanden in der Gemeinschaft oder werten ihn ab? Wann wird gelobt oder auch einmal Anerkennung zum Ausdruck gebracht?

Eine weitere Frage, die sich daran anschließt: wie wird in der Gemeinschaft mit Konflikten umgegangen? Werden sie aus Harmoniebedürfnis möglichst „unter den Teppich gekehrt", heruntergespielt oder verschwiegen? Oder investiert die Gemeinschaft Zeit und Energie, über die Schwierigkeiten zu sprechen und Lösungen auszuhandeln? Ich glaube, dass der Begriff des „Aushandelns" in Zukunft eine wichtige Rolle spielen wird in der Gestaltung eines lebendigen Gemeinschaftslebens.

◈ *Die Fähigkeit zu Vergebung und Versöhnung*

Gemeinschaft wird an Leben und Wahrhaftigkeit zunehmen in dem Maß, wie sie gemeinsame Formen der Umkehr, der Vergebung und des Neuanfangs findet. Ohne die sichtbare Bereitschaft zu Versöhnung kann sie auf Dauer kein gesunder Lebensraum bleiben. Schwestern einer Gemeinschaft bereichern sich nicht nur oder fordern sich nicht nur heraus, sondern sie verletzen einander auch, stoßen einander ab und werden schuldig. Eine lebendige Gemeinschaft entwickelt Rituale und regelmäßige Formen, sich gegenseitig Schuld einzugestehen, um Vergebung zu bitten und miteinander wieder einen neuen Anfang zu wagen. Es ist wichtig, alte Wunden zu benennen, damit sie nicht unterschwellig fortlaufend ihr Unwesen treiben und das Zusammensein vergiften. Die früheren Schuldkapitel wurden abgeschafft, aber es ist nichts Vergleichbares an deren Stelle getreten.

Eine lebendige Gemeinschaft wird darauf achten, dass diese Dimension des Zusammenlebens nicht zu kurz kommt. Sie wird Sorge tragen, dass Heilung, wo es möglich ist, mit Zeit und großer Geduld reifen kann, und dass die Fähigkeit, eigenes Versagen auch vor anderen Mitgliedern der Gemeinschaft einzugestehen, nicht auf Dauer verkümmert.

Zum Abschluss eine kleine Geschichte:

*Von der Mitte gehalten*

Der Abt eines Klosters wurde von Besuchern gefragt: „Wie ist es möglich, dass alle Mönche trotz ihrer verschiedenen Herkunft, Veranlagung und Bildung eine Einheit darstellen?"

Statt einer theoretischen Erklärung antwortete der Abt mit einem Bild: „Stellt euch ein Rad vor. Da sind Felge, Speiche und Nabe. Die Felge ist die umfassende Mauer, die aber nur äußerlich alle zusammenhält. Von diesem Rand des Rades aber laufen die Speichen in der Mitte zusammen und werden von der Nabe gehalten. Die Speichen sind wir selbst, die einzelnen unserer Gemeinschaft. Die Nabe ist Jesus Christus. Aus dieser Mitte leben wir. Sie hält alles zusammen."

Erstaunt schauten die Besucher auf, sie hatten etwas Wichtiges verstanden.

Doch der Abt sagte weiter: „Je mehr sich die Speichen der Mitte nähern, um so näher kommen sie auch selbst zusammen. Ins konkrete Leben übertragen heißt das: Wenn wir uns Christus, der Mitte unserer menschlichen und geistlichen Gemeinschaft, wirklich und ganz nähern, kommen wir auch einander näher. Nur so können wir miteinander und füreinander und damit auch für andere leben."[13]

---

* Vortrag bei der VOD-Mitgliederversammlung in Freising vom 10. bis 13. Juni 2003.

1 Timothy Radcliffe, Gemeinschaft im Dialog, Leipzig 2001, S.245

2 Horst-Eberhard Richter, Die Wir-Menschen melden sich zurück, chrismon 10/2002, S. 34

3 ebd.

4 Hartmut Meesmann, Die neue Balance zwischen Ich und Wir, publik forum 8/2003, S. 25

5 Charles Leadbeater, Das Zeitalter der Selbstbestimmung, 120 - 151, in: Bertelsmann Stiftung (hrsg.), Was kommt nach der Informationsgesellschaft, 11 Antworten, Gütersloh 2002

6 Walter Schaupp, Identitätsfindung in Gemeinschaft, 41 - 59, in: Klemens Schaupp/ Claudia Edith Kunz (hrsg.), Erneuerung oder Neugründung, Mainz 2002, hier S. 48

7 ebd.

8 Joan Chittister, Unter der Asche ein heimliches Feuer, München 2000, 247

9 Schaupp, S.55

10 Wunnibald Müller, Nähe und Distanz, in: Ordens-Nachrichten 40. Jhg. 2001/6, 39 - 52, hier S. 39

11 Paul M. Zulehner, Aufbrechen oder untergehen, So geht Kirchenentwicklung, Ostfildern 2003, S.131f

12 ebd. S. 132

13 Willi Hoffsümmer, Kurzgeschichten 3, Mainz 1987, S.123

Walburga M. Scheibel

# „Dem Leben Raum geben – Gemeinschaft leben“

*Eintritte und Austritte in unseren Gemeinschaften**

„Solidarität zwischen den Generationen, neue Dynamik, um Leben freizusetzen; Haltungen, die Leben freisetzen; Dialog, der Leben freisetzt...“ Ist diese Aussage wohl ein Zauberwort für Ordenseintritte, eine These zur Voraussetzung, dass junge Frauen die Kurve zum Ordensleben bekommen? Nein, diese Aussage war die „Grundmelodie“ einer Gemeinschaft, mit der sich diese seit Mitte der 90iger Jahre intensiv beschäftigt hat. Dieses Thema bewegt wohl mehr oder weniger alle Gemeinschaften aus unterschiedlichen Gründen, oft aber auch aus gleich frohen und/oder schmerzlichen Erfahrungen.

Die Statistik der VOD in ihrem letzten Rundbrief zeigt eine Wirklichkeit der Ordenssituation in Deutschland auf, die mit insgesamt 29 % von Ordensfrauen unter 65 Jahren zahlenmäßig immer unbedeutender in unserer Gesellschaft werden. Dabei ist diese Entwicklung bereits einige Jahrzehnte alt, sonst würden die über 65 jährigen Ordensfrauen nicht 71 % ausmachen. Die Eintrittsquote von nicht einmal einem halben Prozent wird durch die Austritte noch einmal halbiert.

Zunächst möchte ich den Blick auf Frauen, die eintreten, richten und danach auf die Situation der Gemeinschaften. Es ist heute ein langer Lebensabschnitt, in dem der Boden für eine Berufung bereitet und begleitet werden muss. Deshalb schaue ich zuerst einmal auf die Jugendlichen und jungen Erwachsenen.

## 1. Die Situation der Jugendlichen und eintretenden Frauen:

Die heute Berufenen wachsen aus der Generation der Jugendlichen heraus, die eine erfahrene, in der Jugendarbeit stehende Schwester (Master, Gudrun Schellner SSM, Wien, Feb.2003) mit den vier Schlagworten charakterisiert hat:

*-immer-* Jugendliche wollen immer etwas – sie wollen, dass immer etwas für sie da ist. Durch zerbrochene Familienstrukturen fehlt jede Kontinuität. Sie suchen Kontinuität, brauchen ständig jemanden – Symbol dafür ist das Handy – immer in Kontakt sein wollen.

*-gleich-* alles muss gleich passieren – dahinter steckt die Sehnsucht nach Leben heute; wer weiß, was morgen passiert; Schlagwort „Fun“-Gesellschaft; (Ganz wenige Jugendliche sparen heutzutage).

*-alles-* Jugendliche wollen nicht etwas, sondern alles – am besten alles auf ein Mal – sie haben ein vielfältiges Bild der Welt – Jugendliche verstehen nur schwer, wenn ich sage, ich habe nur eine Viertelstunde Zeit, sie reden Belangloses und sind dann noch nicht bei dem angekommen, was sie eigentlich mitteilen wollen.

*-ganz-* Jugendliche stehen im Konflikt zwischen alles und ganz – sie haben ein anderes Zeitverständnis – sie können kaum zukunftsorientiert leben, sie geben sich mit halben Sachen nicht zufrieden.

Jugendliche sind Menschen in *Entwicklung*. Die körperliche Entwicklung setzt schon viel früher ein, jedoch hinkt die emotionale, psy-

chische und seelische Entwicklung hinten nach, insbesondere die soziale Entwicklung dauert länger, weil die Jugendlichen keine festen Gruppen haben, kein Raum wo Gefühle ausgedrückt und gelebt werden können. Vor dem Gesetz gibt es jedoch konkrete Verantwortlichkeiten z. B. Führerschein, Volljährigkeit.

*Daraus ergeben sich 4 Konsequenzen:*

- Jugendliche wollen nicht erzogen, sondern begleitet werden
- Jugendliche brauchen ein Gegenüber, eine Auseinandersetzung mit glaubwürdigen Erwachsenen
- Jugendliche haben Zeit und wollen Zeit bekommen
- Jugendliche wollen verstanden werden (zuhören).

Für eine menschliche und theologische Grundlage zur Jugendpastoral sind *5 Aspekte* zu nennen:

- Jugendliche leben in einer Kultur des *Narzismus*, sie wollen etwas vom Leben spüren, spüren sich selbst oft nur unter Extrembedingungen
- *Unendlich dauernde Adoleszenz* – nie erwachsen werden, alle Türen offen halten
- *Nihilismus* (=Fehlen von Planung) Jugendliche sind oft gegen etwas, um Zeit zu gewinnen, bevor sie Stellung beziehen
- *Apathische Gleichgültigkeit / Indifferenz*: alles ist fad, langweilig. Diese Gleichgültigkeit wird oft mit Toleranz verwechselt. Mangel an Identität.
- *Große Sehnsucht nach Gott, nach etwas Transzendenten und nach sich selbst*:

Jugendliche suchen religiöse Erfahrungen, wollen Gott / Jesus selbst erfahren – diese Erfahrung muss extrem sein, weil sie es sonst nicht mehr spüren. Jugendliche wollen entdecken, was/wie Gott ihre Bedürfnisse befriedigen kann, wie er für sie da sein kann, dass es ihnen etwas bringt. In jedem Menschen ist die Sehnsucht nach Gott, nach dem Kennen lernen von Gott, die Sehnsucht nach Liebe. *Jugendliche stehen in der Spannung, zwischen dem Gott, der sie befriedigen soll und dem Gott, den sie kennen lernen, der sie liebt. Unsere Aufgabe ist es, beides in ihnen wach zu halten.*

*Schritte im Umgang mit jungen Menschen:*
*1. Schritt: Jugendliche lernen über ihre Ängste und Probleme sprechen – das braucht Vertrauen, Beziehung und Zeit*
*2. Schritt: Die Richtung deutlich aufzeigen: Es geht um Leben, um die Berufung zum Leben. Immer wieder nachfragen: Macht dich das glücklich? Bringt dir das mehr Leben?*
*3. Schritt: Dieser ist erst viel später möglich. Hier geht es um eine christliche Berufung, die über die normale Berufung zum Leben hinausgeht. Erst jetzt kann ich über meinen Glauben reden, da ist zuerst schon viel anderes passiert.*

Bis sich Jugendliche entschließen, in eine Gemeinschaft einzutreten, sind sie heute wesentlich älter. Sie kommen z.T. mit einer starken Familienbindung und leben eine gewisse Selbständigkeit in Beruf und Studium. Oft bringen sie eine unverarbeitete Lebensgeschichte mit. Spürbar ist eine Ambivalenz von Sehnsucht nach Geborgenheit und Sehnsucht nach großer Freiheit. Die physische und psychische Belastbarkeit ist eher geringer. In ihrer Gottsuche haben sie einige Glaubenserfahrungen gemacht und sind z.T. sensibel geworden für Gottes Gegenwart.

*Beweggründe zu einem Eintritt sind:*

- Ein Angesprochen sein von Gott
- Eine Suche nach Lebenssinn
- Das Charisma einer Gemeinschaft, z. B. Gott in der leidenden Menschheit dienen; Unter den Menschen leben, ihnen helfen…
- Das Lebens- und Glaubenszeugnis von Schwestern
- Die Spiritualität des Ordens z. B. Benedikt, Franziskus, Klara, Ignatius, Vinzenz…

Wir sind davon überzeugt, dass Gottes Geist in diese Zeit hineinwirkt und spricht. Unser

Ordensleben findet mitten in dieser Zeit statt. Deshalb stehen wir (Ordens)leute in einem lebenslangen Formationsprozess, sind herausgefordert zu einer ständigen Weiterbildung aller Schwestern. Am Ende eines fruchtbaren aber z. T. auch schmerzlichen Weges hat z.B. unsere Gemeinschaft das Berufungsverständnis vor dem Hintergrund unserer Zeit, unseres Ordencharismas und unserer Lebensform in heutige Sprache gefasst. Es lautet: „Jeder Mensch ist von Gott berufen und bedingungslos geliebt. Der Mensch ist angesprochen von dieser Liebe und gibt Antwort, in dem er sich für einen Lebensweg entscheidet. In der Formation erfährt die Berufene, ob ihr Weg in dieser Gemeinschaft zur Fülle des Lebens führt. In freier Wahl entscheidet sie sich für ihre erkannte Lebensform. Durch ihre Entscheidung trägt sie Verantwortung für das Gelingen ihres Lebens im Einklang mit dem Auftrag und der Sendung der Gemeinschaft."
Da steht das „Leben" im Vordergrund und bedeutet eine Herausforderung auch für die Schwestern, die schon lange der Gemeinschaft angehören.
Dieser gesamten Herausforderung von Formation entspricht auch die heutige Ausbildung der Formationsleiterinnen im Institut der Orden (IMS) mit einem ganzheitlich integrierten Ansatz. Dabei wird Wert auf die Dimension der Selbsterfahrung, der Identitätsfindung und Persönlichkeitsbildung der Verantwortlichen gelegt. Ordens*leben*, Gemeinschaft und Gelübde sind inhaltliche Schwerpunkte.
Viele Gemeinschaften haben in den letzten Jahren viel Kraft und Zeit in Jugend- und Formationsarbeit investiert oder zusammen mit anderen Kräfte dafür gebündelt. Eine Konkretisierung der Formationsstufen in Angesprochen sein und Handeln: Von Jugendarbeit (Motivationsanschub), über Kandidatur (Hinschauen), Postulat (Experiment – ich probiers), Noviziat (Einübung), Juniorat (Lebens- und Umsetzungsphase) bis zur Zeit nach der Ewigen Profess (entschieden leben) hilft, die Anforderungen an die Begleitung wie auch die Inhalte der Ausbildung zu formulieren. Hilfreich für unsere Gemeinschaften sind Kriterien zur Aufnahme bzw. Ablehnung für den Ordenseintritt.
Formation ist eine Aufgabe nicht nur der Formationsleiterin, sondern jeder Schwester durch ihre eigene lebenslange Formation. Eine große Hilfe sind sogenannte Formationskonvente in denen eine kleinere Anzahl von Schwestern unterschiedlichen Alters eine lebendige Gemeinschaft bilden und das Ordenscharisma leben. Diese Schwestern sind offen für ihre eigene beständige Formation.

## 2. Situation der Gemeinschaften

Auch wenn wir es viel zu oft hören und täglich erleben, sind wir in der Realität z. T. überalterte und sterbende Gemeinschaften. Vor dem Hintergrund, offen zu sein für die Vorsehung Gottes Zukunft oder Sterben zu gestalten, stehen viele unserer Gemeinschaften in tiefgreifenden strukturellen, geistlichen und gemeinschaftlichen Prozessen.
Die Ordensgeschichte bezeugt, dass es immer wieder gelungen ist, das jeweilige Ordenscharisma in die gegebene Zeit hinein zu buchstabieren. Die Charismen z.B. des Heilens, Lehrens, der Gastfreundschaft, des Begleitens oder Mitlebens sind heute, wo es an „Erfahrungsräumen des Glaubens" fehlt, nötiger denn je. Dafür brauchen wir andere Formen, wie vor 50 oder 200 Jahren. Haben wir gelernt, etwas rechtzeitig loszulassen, damit wir für Neues oder Anderes bereit sind, das zu ergreifen wichtig wäre und das dem Leben dient?
Die physische Realität einer Gemeinschaft ist eine Seite, die Möglichkeit mit Hoffnung und Vertrauen sich immer wieder einzulassen in das Leben, die andere. Dafür gibt es viele Beispiele von Aufbrüchen in Ordensgemeinschaften. Sie haben sich auf eine neue Aufgabe eingelassen und sind ausgezogen, sich an Brennpunkten dieser Welt einzusetzen oder sie haben sich geöffnet für Menschen

die suchen. Längst spüren wir, dass bei aller Kontinuität von Leben nach dem Geist des Evangeliums das Leben und vor allem die einmal begonnen Aufgaben in ihren Formen nicht kontinuierlich sind.
Es sprüht von Leben, wenn wir mit unseren Charismen mutig etwas wagen, was uns der Geist in der Situation eingibt und wieder lassen, wenn der Dienst nicht mehr gebraucht oder von anderen getan wird. Die Erkenntnis der Übersetzung der Ursprungscharismen ist schon im Konzilsdekret für das Ordensleben vor 40 Jahren dokumentiert worden.
Was ist es nun, dass alle Ordensfrauen das Leben für sich und ihre Gemeinschaft erstreben und gleichzeitig viele Ängste und gegenseitige Lähmungen erlebt werden? „Auferstehung" ist Geschenk, sie ist nicht machbar, doch eine Vorbereitung ist nötig: Die Wahrnehmung der Sehnsüchte und Ängste, die Vermittlung und Begleitung von Entwicklungen und Prozessen, die Transparenz unseres Verständnisses von Gemeinschaftsleben, unsere Sichtweise von Ordensgelübden... Die Vielfalt von Prägungen ist nicht nur eine Frage der Generationen, sondern auch eine Frage der Persönlichkeiten. Es muss sich hier niemand betroffen fühlen und doch müssen wir Gemeinschaften uns die Frage gefallen lassen, ob man *bei uns* und *mit uns* leben kann. Anhand von zwei Beispielen gehe ich noch einmal auf diese Thematik ein:
Im letzten Jahr hat Sr. Therese Winter auf der Jahresversammlung zum Thema „Gelübde" die verschiedenen Sichtweisen der Ordensgelübde nach P. Füllenbach vorgestellt. In der Praxis trifft es tatsächlich zu, dass sich die Schwestern, entsprechend ihres Lebens- u. Ordensalters, im jeweiligen Modell des Gelübdeverständnisses und in der Art wie Gelübde gelebt wurden, wiederfinden. Wenn 71% aller deutschen Ordensfrauen über 65 Jahre alt sind, sind sie überwiegend im asketischen Gelübdeverständnis (Verzicht) geprägt worden. Wie aber vermitteln wir eintretenden Frauen heute mit ihrem Hunger nach Leben, wie Gelübde zu einem geglückten Leben in der Nachfolge führen? Es setzen sich immer mehr Gemeinschaften damit auseinander, wie ihr Gelübdeverständnis für die Zukunft heißt und wie verschiedene Gelübdeverständnisse sich gegenseitig ergänzen können.
Das zweite Beispiel liegt schon einige Jahre zurück, ist aber immer noch aktuell: Auf der VOD- Jahresversammlung 1999 hat der damalige Leiter des Instituts der Orden uns drei Merkmale einer Gemeinschaft/Kommunität vorgestellt:

1. Wohnen an einem gemeinsamen Ort
2. Gemeinsame Tätigkeiten, Werte und Bindungen
3. Interaktion

Je nachdem auf welche genannten Faktoren der Nachdruck gelegt wird, kommt es zu unterschiedlichen Sichtweisen (Modellen) von Gemeinschaft". Diese Auseinandersetzung fanden wir z.B. in unserer Gemeinschaft sehr hilfreich, denn sie brachte zutage, dass 90% aller Schwestern und jeden Alters der gleichen Meinung waren, dass wir überwiegend vom traditionellen und vom Dienstmodell geprägt und bestimmt waren. Gleichzeitig wurde gesehen, dass es heute in unserer Zeit sehr viel mehr auf das Lebenszeugnis, auf die Art des Zusammenlebens als Zeugnis vom Reich Gottes ankommt – dass es um eine Offenheit geht für das Wirken des Geistes Gottes und um die prophetische Dimension des Ordenslebens.
Wo gemeinsames Suchen und Finden, wo einzelne Charismen gestaltend und erhaltend für das Ordenscharisma eingesetzt werden, können sich Eintretende mit auf den Weg machen. Die Erfahrung der Gemeinschaften ist, dass es viele kleine Schritte sind, bis das *Leben* zur „Grundmelodie" im Lebensalltag unserer Ordensgemeinschaften wird, wie in jener Gemeinschaft, die ich am Anfang zitiert habe.

### 3. Austritte aus unseren Gemeinschaften:

Bei jedem Austritt erfahren wir ein schmerzliches Zerbrechen von Beziehungen, ein Scheitern von Wegen und Zielen. Am

schmerzlichsten ist eine Trennung ohne Verständigung und Gespräch. Die Tatsache, dass im vergangenen Jahr z.B. über fünfzig Schwestern mit ewiger Profess ausgetreten sind, fragt uns immer wieder neu an. Anhand von beispielhaften Thesen möchte ich näher darauf eingehen.

*Im Blick auf die Austretenden:*

- Die Motivation zum Eintritt hatte nicht genügend Tiefe und Reife zur Fortentwicklung
- Die Schwester hat sich nie richtig entschieden
- Sie hat ihre Gottesbeziehung nicht weiterentwickelt
- Sie hat in den Jahren des Ordenslebens ihre persönliche Berufung gefunden, die aber nicht die der Nachfolge im Orden ist.
- Egoismen und Gefühle des Zukurzkommens treten an die Stelle eines gesunden Selbstwertgefühls und verstellen die Gottesbeziehung und das Hineinwachsen in die Gemeinschaft.

*Im Blick auf die Gemeinschaften:*

- Die Gemeinschaft spricht und lebt nicht deutlich genug ihr Ziel der evangelischen Nachfolge und leidenschaftlichen Hingabe an Gott
- Die Gemeinschaft artikuliert nicht deutlich, was sie leben will und in dieser Gesellschaft in Frage stellt
- Die Gemeinschaft hat versäumt, rechtzeitig Fehlentwicklungen anzusprechen
- Die Gemeinschaft hat ein Ordenscharisma zu verwirklichen und kann nicht eine therapeutische Einrichtung sein.

Fragestellungen helfen uns also eher, als der Versuch von Schuldzuweisungen. Vor dem Hintergrund der Frage, was dem Leben dient, wird sich klären, wie weit die ausgetretene Schwester ihr *Leben* als Ordensfrau in Selbstverantwortung gestaltet hat und wie weit ihr die Gemeinschaft die Möglichkeit zum *Leben* gegeben hat. Wir brauchen eine Kultur der Wahrnehmung unserer Bedürfnisse, um uns entscheiden zu können, ob die Befriedigung dieser Bedürfnisse dem Leben dient, zum entschiedenen Ordens-Leben passt und ob und wie sie erfüllt wird oder überhaupt erfüllt werden muss. In Krisensituationen hilft oft eine entsprechende Begleitung und ehrliche gegenseitige Rückmeldung, die gleichzeitig die persönliche Sphäre der Anderen achtet.

Verluste brauchen Trauerarbeit, deshalb muss ein Austritt auf beiden Seiten emotional verarbeitet werden. Es braucht gegenseitige Akzeptanz für eine solche Entscheidung. Tatsächlich kann ein Austritt sowohl für die Austretende als auch für die Gemeinschaft dem Leben dienlich sein. Der Umgang mit ausgetretenen Schwestern wird in unseren Gemeinschaften unterschiedlich praktiziert. Es tut uns Not, mit Offenheit und gleichzeitiger Distanz das rechte Maß zu finden, das wiederum dem Leben dient.

Viele Gemeinschaften haben einen Weg der Versöhnung, des Gesprächs und der Begegnung gefunden, in dem sie ausgetretene Schwestern ins Kloster einladen und so Erfahrungen und Werte des Lebens teilen.

*Schwester Walburga M. Scheibel war von 1990 bis 2002 Generaloberin der Franziskanerinnen von Reute. Von 2000 bis 2003 war sie im Vorstand der VOD.*

* Statement bei der VOD-Mitgliederversammlung in Freising vom 10. bis 13. Juni 2003.

Mediatrix Nies OSF

# Dem Leben Raum geben – Gemeinschaft leben...

...das ist unser Thema in diesen Tagen* und ganz sicher auch in unserem Alltag – immer wieder neu – oder?
Dem Leben Raum geben, auch über unseren aktuellen oder persönlichen Lebensraum hinaus...das ist ein Gedanke, eine Einladung und auch eine Herausforderung, der wir uns auch – immer wieder neu – stellen müssen, wenn Gemeinschaft gelingen soll, wenn da wirklich *Raum für Leben* spürbar und erfahrbar sein soll.

Wir alle wissen das und wir wollen auch Raum für uns selbst und für alle anderen, in dem Leben nicht behindert, sondern gefördert wird, wo es sich entfalten und wachsen kann...denn – und auch das wissen wir alle, – wie ließe sich sonst etwas von dem lebendigen Gott in dieser Welt und für die Menschen, denen wir begegnen, deutlich machen?
Wir reden viel von Gemeinschaft und wir wissen, dass sie ein wichtiger Teil unseres religiösen Lebens ist. Wir wissen von den vielen hilfreichen und positiven Erfahrungen *in* Gemeinschaft und *durch* die Gemeinschaft, aber wir kennen auch alle die Last, das ständige Bemühen um- und oftmals das Leiden an der Gemeinschaft...Wir kennen beides aus dem direkten Umfeld in dem wir uns bewegen und das wir täglich versuchen zu gestalten... und wir kennen es auch aus den Erfahrungen, wenn wir uns dann aufgemacht haben und aufmachen, um über unseren Tellerrand hinauszusehen.
Ich erinnere mich noch sehr gut daran, dass wir zwar wussten, dass wir ein wenig Internationalität in unserer Gemeinschaft hatten... es gab die Schwestern in Amerika, und dann – sehr viel später, erst ab 1963/64 auch auf den Philippinen und in Brasilien... und zu den Generalkapiteln kamen ja auch Vertreterinnen nach Olpe... Aber in meiner Erinnerung waren sie eigentlich nur besondere Gäste, für die viel Aufwand betrieben wurde, aber die meisten erfuhren herzlich wenig über deren Denken, Fühlen und Leben... Ich vermute, dass wir hier Verantwortliche von Gemeinschaften haben, in denen die Internationalität eine sehr viel längere Geschichte hat, mit wirklich gewachsen Strukturen lebt und in der Vielfalt auch sehr viel internationaler ist. Eine von ihnen wäre darum viel kompetenter hier etwas zu sagen, als ich das bin. Bei uns veränderte sich die Einstellung und die Praxis in diesem Bereich nur ganz allmählich. Es wuchs das gegenseitige Interesse und es wurden auch persönliche Gespräche gesucht, – die u.a. ja auch deshalb möglich wurden, weil es in Deutschland immer mehr Schwestern gab, die Englisch sprechen konnten.
Wie wichtig ist es doch, wenigstens etwas von der Sprache der anderen zu lernen – aber selbstverständlich ist das auch heute noch nicht für alle. Diese Entwicklung aufeinander zu, ging zwar langsam, aber doch stetig weiter und es wurde nach Wegen und Möglichkeiten gesucht, sich wirklich besser kennen zu lernen, etwas darüber zu erfahren, was denn das Lebensgefühl, die Kultur, das Denken auch die tägliche Praxis des Ordenslebens für die anderen war und ist... und so entstand der Wunsch der ausländischen Schwestern, doch auch die Gelegenheit zu haben, die Wurzeln der eigenen Gemein-

schaft einmal besuchen und kennenlernen zu dürfen. Und uns wurde es ein Anliegen, dieses möglich zu machen und ein entsprechendes Programm vorzubereiten und anzubieten... So kamen und kommen in jedem Jahr die Silberjubilarinnen aller Provinzen zusammen und setzen sich mit den Anfängen der Gemeinschaft auseinander und besuchen Orte und Einrichtungen, die gerade an diese Zeit erinnern, aber auch solche, durch die sie dann einen Einblick in unsere heutige Situation bekommen. Daneben ist dann auch Raum und Zeit, wo untereinander ausgetauscht wird und alle einen kleinen Einblick in die je andere Kultur bekommen...das war und ist nicht viel, aber es ist zumindest ein durchaus lohnender Versuch, sich auf den Weg zu machen.

Im letzten Generalkapitel wurde noch einmal ausdrücklich formuliert, dass wir verstärkt etwas dafür tun wollten und sollten, die Internationalität mehr ins Bewusstsein der Schwestern zu bringen und im Alltag auch erfahrbarer werden zu lassen. Daraufhin haben sich neben den seit einigen Jahren schon üblichen regelmäßigen Treffen der Provinzleitungen mit der Generalleitung auch internationale Arbeitsgruppen entwickelt, die zumindest auf dem Weg sind, aber nur mehr oder weniger gut funktionieren.

Gut hat sich die Gruppe entwickelt, die sich mit der franziskanischen Spiritualität, dem Charisma unserer Gründerin und der Bedeutung von FI für unsere Gemeinschaften beschäftigt, Erfahrungen und Gedanken austauscht und die Ergebnisse dann auch in die Provinzen weitergibt...

Schwieriger gestaltet sich die Zusammenarbeit bei der Thematik Berufungs- und Formationspastoral. Aber auch da bewegt sich etwas und ich denke, wir brauchen einfach den langen Atem und viel Geduld und Verständnis. Denn gerade hier wurden viel Berührungsängste deutlich und Sorgen machten sich breit, dass nun einfach alles von den anderen übernommen, – dass Gewohntes nun abgeschafft und verändert werden sollte, weil die anderen es eben anders machten... und machen. Diese Sorge war und ist provinzübergreifend überall anzutreffen und ich denke, gerade wir hier in Deutschland sollten uns dabei ruhig auch mal bewusst machen, dass z.B. die älteren Schwestern in Nordamerika sich sehr wohl noch daran erinnern, dass ihnen vieles aus der deutschen Kultur einfach übergestülpt wurde und als das einzig wahre Ordensideal nahe gebracht wurde und in den späteren Missionsgebieten haben die Schwestern ähnliche Erfahrungen gemacht.

Nur mühsam ist es ihnen gelungen, ihre eigenen Wege und Ausdrucksformen zu finden und umzusetzen. Manchmal habe ich den Eindruck, dass viele auch heute noch auf der Suche nach ihrer eigenen Identität sind, darum kämpfen... und jeden Annäherungsversuch erst einmal abwehren...

So gab und gibt es auf allen Seiten Unsicherheit, Sorge und Angst, aber es gab immer auch die Schwestern, die die *Einheit in der Verschiedenheit als Wert* erkannten und alles daran setzten, die vorsichtigen ersten Schritte weiter zu führen und zu intensivieren. Und im Kennenlernen des Fremden, im Dialog untereinander, in der persönlichen Begegnung sind gegenseitige Achtung und der Respekt voreinander gewachsen. Auch das ist eine Tatsache und eine durchaus positive Erfahrung. Aber trotzdem brauchen wir auch heute noch viel Zeit und Geduld füreinander und wir müssen ständig neu lernen, genau und wohlwollend hinzuschauen und hinzuhören, um Antworten auf offene Fragen zu finden...

Wir brauchen überall die gegenseitige Solidarität, nicht nur in Worten und auch nicht nur als finanzielle Unterstützung, sondern ganz bes. in der gegenseitigen Anerkennung als gleichberechtigte Mitglieder der Gemeinschaft... und auch da haben wir *noch viel* zu lernen, aber auch auf allen Seiten!

Aber wir haben eben auch die Erfahrung gemacht, dass selbst die kleinen Schritte, die wir aufeinander zu gemacht haben, vieles

veränderten, vor allem uns selbst, die wir uns darauf einlassen. Doch wir wissen recht gut: Wir müssen weitergehen und nicht nachlassen im Bemühen darum, auch die Ängstlichen zu überzeugen von der *Schönheit und dem Reichtum der Vielfalt in einer Gemeinschaft*... Ja, es gibt auch bei uns noch einen hohen Bedarf an Entwicklungshilfe... es gibt noch viel zu tun, ohne dass ich genau sagen könnte, wie es denn zu tun ist, da ich auch immer wieder neue Erfahrungen mache... und eben vor Überraschungen nicht sicher bin...

Aber was es heißt „über den Tellerrand hinaus zu sehen", bekam für mich noch einmal einen ganz anderen Inhalt durch die Mitarbeit im VOD Vorstand und durch die Teilnahme bei den UISG Versammlungen und der nachfolgenden Arbeit in der Konstellation EC2. Dort wurden mir die Augen geöffnet für die Notwendigkeit, den Blick auch über die eigene Gemeinschaft hinaus zu lenken. Es wird immer wichtiger, dass wir uns in unserem eigenen Land als große *Gemeinschaft der Frauenorden* sehen und verstehen, wo durchaus auch die Verbindung zu den Männern einen Platz haben kann und – ich denke – auch hat. Denn es gibt gewiss auch immer mehr Situationen wo wir als Schwestern *und* Brüder gemeinsam auftreten sollten.
Anfangs war da auch bei mir eher die Einstellung: Ach, nun lass mich doch in Ruhe, wir haben doch mit uns selbst genug zu tun... oder so ähnlich! Inzwischen bin ich davon überzeugt, dass wir jede Gelegenheit wahrnehmen sollten, um Dinge auch gemeinsam zu tun und ganz besonders in der Öffentlichkeit von Kirche und Gesellschaft als Gruppe mit *einer* Stimme aufzutreten und uns zu Wort zu melden! Ich weiß selbst, dass sich das leichter sagt, als das es sinnvoll und wirksam getan wird... und ich weiß leider auch keine Patentrezepte. Aber wir sollten alle – nicht nur der Vorstand! – sehr aufmerksam und wachsam sein und möglichst schnell reagieren, wenn sich eine Möglichkeit bietet. Um den nötigen Mut zum Risiko sollten wir darum – jetzt schon – jeden Tag beten!
Bei der UISG wurde 2001 eine Deklaration als Schlussdokument verfasst, die ich hier schon einmal vorgestellt habe. Aus diesem Papier geht hervor, dass wir den Blick auch über die eigenen Landesgrenzen ausweiten müssen, auch über die Kongregationen hinaus, mit denen wir auf internationaler Ebene durch unsere eigene Gemeinschaft verbunden sind. Und außerdem wurde betont, wie wichtig es ist, dass wir als Frauen auch über unsere Gemeinschaften hinaus alle Frauen und deren Kinder mit den vielfältigen Nöten in den unterschiedlichen Gesellschaftsformen sehen müssen, auch sie sollten wir in unsere Gemeinschaft miteinbeziehen. Neben der Solidarität unter den Ordensgemeinschaften muss die Solidarität mit Frauen und Kindern ein wichtiges Anliegen für uns alle sein oder werden...

Denn wenn wir uns für eine *Kultur des Friedens* einsetzen wollen, dann beginnt die sicher in unseren konkreten Gemeinschaften. Aber dabei sollten wir nicht stehen bleiben. Da sind wir dann tatsächlich gefragt, welche Bedeutung unser Leben in und mit den Gelübden, auch unser Leben in Gemeinschaft denn für diese unsere Welt und auch für unsere Kirche hat? Da gilt es dann, dem Leben Raum zu geben, auch über die persönlichen Lebensbereiche hinaus... Und nach Wegen der Solidarität Ausschau zu halten und dort aktiv zu werden, war dann auch der Auftrag, der den Konstellationen, den regionalen Arbeitskreisen der UISG, mit auf den Weg gegeben wurde.
Im Nov. 2002 wurden die Sprecherinnen oder Delegierten dieser Konstellationen nach Nairobi eingeladen, wo die Ergebnisse und die Erfahrungen all der unterschiedlichen Gruppierungen zusammengetragen wurden. Auf dieser Grundlage soll dann die nächste UISG-Vollversammlung in Rom vorbereitet werden. Für mich war es beeindruckend, wie viel wirk-

lich auf den Weg gekommen ist... oder auch schon vorher auf dem Weg war, hier aber bewusst gemacht wurde... Es ist schon toll, was da alles geschieht von den Frauengemeinschaften... und von einzelnen Schwestern in den Orden.
Aber es war auch bedrückend von den vielen Nöten zu hören, denen gerade afrikanische Frauen ausgesetzt sind – auch die Ordensfrauen!! – Und wenn man solche Berichte in dem betreffenden Land hört, gehen sie sehr viel tiefer unter die Haut, als wenn eine Afrikanerin z.B. hier jetzt berichten würde. Ich war sehr betroffen und das, was ich dort hörte, hat mich lange beschäftigt.
Wenn ich zurückdenke, kommt es mir auch heute noch so vor, dass da Vieles geschieht, was wirklich vorwiegend auf althergebrachte Herrschafts- und Machtstrukturen zurück zu führen ist – auch innerhalb von Kirche!
Aber da das alles gewachsene Strukturen sind, braucht es eben auch da sehr viel Zeit und Geduld, aber auch viel Kraft und einen langen Atem für die, die eine Veränderung wollen. Und dazu brauchen auch sie unsere Solidarität, brauchen die Erfahrung, dass sie eben nicht nur einsame Kämpfer sind, sondern, dass da viele-, ja dass eigentlich eine geballte Kraft von Frauen hinter ihnen steht.
Und darum werbe ich wirklich sehr intensiv unter den Generaloberinnen, die hier anwesend sind, – aber ich bitte auch die Provinzleitungen diesen Appell an ihre Generalleitung weiterzugeben! – bitte kommen Sie im Oktober zu unserer nächsten Konstellationsversammlung in Reute und planen Sie auch die UISG Versammlung 2004 in Rom mit ein. Gerade wir Deutschen, von wo aus so viele, weltweit tätige Gemeinschaften gegründet wurden und von wo aus soviel internationale Solidarität ausgegangen ist und gelebt wurde, sollten dort präsent sein.
Natürlich hören wir nicht immer nur ganz Neues, aber manches bekommt in diesem Kontext eine neue Bedeutung... Vieles ist uns aus der eigenen Erfahrung auch bekannt und manches kann einen dort auch aufregen, weil es eben nicht so sehr unsere Realitäten erkennen lässt... Aber meine persönliche Abneigung, die ich gegenüber den immer neuen Terminen ja auch hatte, hat sich wirklich verändert... Und gerade wegen dem „Blick über den eigenen Tellerrand hinaus" werde ich ganz sicher daran teilnehmen wenn es mir nur eben möglich ist – oder ich werde meine Nachfolgerin motivieren, daran teilzunehmen.
In Nairobi wurde auch die Arbeit der Woche in einem Abschlusspapier zusammengefasst. Darin spiegelt sich ein wenig von dem wieder, was uns dort beschäftigt hat und was in der kommenden UISG Versammlung fortgesetzt oder vertieft und durch andere Fragestellungen erweitert wird... weil es ja immer um die Frage geht: *Was ist unser Auftrag in dieser unserer Zeit und Welt und wie können oder wollen wir ihn denn umsetzen?*

Ja, auch auf dem Hintergrund unserer Thematik in diesen Tagen hier, wo es darum geht, dem Leben Raum zu geben dadurch, dass wir Gemeinschaft leben, und über den „Tellerrand hinaus sehen" wollen, schließe ich mit dem letzten Satz aus der Schlusserklärung von Nairobi:

*Der Traum einer einzelnen Frau mag Utopie bleiben;*
*der Traum von vielen Frauen zusammen wird zu einer Prophetie;*
*der Traum, den wir innerhalb und zwischen den Konstellationen miteinander teilen, wird zu einer neuen Wirklichkeit.*

*Sr. Mediatrix Nies ist seit 1997 Generaloberin der Franziskanerinnen von der ewigen Anbetung in Olpe. Seit 2002 ist sie im Vorstand der VOD und wurde 2003 zur stellvertretenden Vorsitzenden gewählt.*

* Statement bei der VOD-Mitgliederversammlung in Freising vom 10. bis 13. Juni 2003.

Simone Zoller

# „Zeuginnen der Hoffnung – es gibt mehr als die Realität"

Liebe Schwestern,* wir sind hier als Mitgliederversammlung der VOD in diesen Tagen zusammen. In allem, was wir hören, was wir beraten und entscheiden, sind wir als Gerufene beieinander, gerufen in die Nachfolge Christi. Als Ordenschristen sind wir in besonderer Weise berufen, in der Nachfolge die Hoffnung zu leben – Hoffnung, ein Gut, das so selten und gleichzeitig heute in unserer Welt so notwendig ist. Dieses Statement zu Beginn des heutigen Nachmittags soll der Hoffnung, dieser göttlichen Tugend gewidmet sein.

Bei der Vorbereitung dieses Themas bin ich zur Perikope der Emmaus-Jünger (Lk 24, 36-53) geführt worden, die Ihnen inhaltlich sicher präsent ist.

Wie die beiden Jünger, die traurig sagten: „Wir hatten gehofft, dass er der sei, der Israel erlösen werde....", wissen und fühlen – menschlich gesehen – auch wir uns manchmal müde, enttäuscht, resigniert über die Situation in unseren Gemeinschaften, in unserem Amt, in Gesellschaft und Kirche. Die Themenkreise der letzten Tage, die Statistiken berührten hier unser Empfinden, unsere Gefühle, unsere Befindlichkeit.

In der Emmaus-Geschichte holt Jesus die Jünger in ihrer Realität ab – und was ist ihre Realität? Jesus holt sie ab

- in ihrer Trauer über das, was mit Jesus geschehen ist,
- in ihrer Enttäuschung, ihrem Unverständnis über ihre Hohenpriester, die Jesus zum Tod verurteilen ließen,
- in ihrer Aufregung über das Gerede von Frauen.

zusammenfassend: er holt sie ab in ihrer Resignation, dass nichts weitergeht, dass alles umsonst war, dass sie vielleicht einer Illusion nachgelaufen sind – und, und, und... Erfahrungen der Realität für die Jünger vor 2000 Jahren – Erfahrungen der Realität von uns heute.

Jesus erklärt in dieser Schriftstelle den Jüngern, was es an Mehr über ihre Realität hinaus gibt, – nämlich: die Hoffnung, und er legt dar, worin die wahre Hoffnung allein begründet ist und ihren Bestand hat. Er weist die Jünger auf drei Wirklichkeiten hin:

- auf das Wort Gottes („Wie schwer fällt es euch, alles zu glauben, was die Propheten gesagt haben."),
- auf das Geheimnis des Kreuzes und der Auferstehung („Musste nicht der Messias all das erleiden, um so in seine Herrlichkeit zu gelangen?")
- und auf das Geheimnis der Eucharistie („Er nahm das Brot, sprach den Lobpreis, brach das Brot und gab es ihnen.").

In diesem zeugnishaften Ereignis von Emmaus wird für uns ein Weg, der Weg der Hoffnung aufgezeigt:

Christus ist das Wort Gottes, ER ist der Gekreuzigte und Auferstandene und ER ist das Brot des Lebens. Im Wort, im Gekreuzigten und Auferstandenen und in der Eucharistie ist ER gegenwärtig unter uns, bei uns und wird darin uns zur Hoffnung. ER ist die Hoffnung.

Die Gegenwart Christi in unserem Leben, in Zeit und Raum ist der alleinige Grund unserer Hoffnung. In der Emmaus-Erzählung, wie im ganzen Neuen Testament, wird Christus selbst, seine Person immer neu als unsere Hoffnung benannt (vgl. Röm 5,1-5; 1 Thess 1-3; Phil 1,6).

Christus ist derjenige, der gegenwärtig bleibt

in jedem Menschen, in jedem Augenblick, in allen Ereignissen der Vergangenheit, der Gegenwart und Zukunft. Hätte er sonst gesagt: „Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt" (vgl. Mt 28,20). Christus ist derjenige, den wir im Glauben einmal erkannt und angenommen haben – und den wir in diesem Augenblick, hier und jetzt erkennen und im Glauben annehmen können.

Kehren wir noch einmal zu den Emmaus-Jüngern zurück. Schauen wir, was mit ihnen passiert ist, weil wir von ihrem Weg der Hoffnung lernen wollen:

- Die Emmaus-Jünger sind zunächst nach Jerusalem zurückgekehrt.
  Kehren auch wir zu den Ursprüngen des Evangeliums zurück! Geben wir dem Wort Gottes neu und verstärkt in unserem persönlichen Leben und im Leben unserer Gemeinschaften Raum! (Persönlich frage ich mich immer wieder: nehme ich mir für das Wort Gottes genau so viel Zeit wie für die Worte der Medien?) Geben wir dem, was Gott durch sein Wort unter uns wirkt, Raum und Zeit! Dann werden wir sehen...
- Ein zweites: Die Emmaus-Jünger kehren zurück in die Gemeinschaft der Apostel und Jünger. Im Abendmahlsaal finden die Emmaus-Jünger die kirchliche Gemeinschaft wieder – mit Petrus und Maria.
  In Petrus finden sie das Amt. (Ich möchte hier keine Fragen auf das Amt hin aufwerfen, sondern Ihnen eine Erfahrung im Zusammenhang mit dem Amt aus Südafrika erzählen: Hinweis des Erzbischofs von Bloemfontein, die kirchlichen Dokumente zu lesen und sich anzueignen, weil sie uns im weitesten Sinne bilden.)Die Gemeinschaft ist der bevorzugte Ort der Gegenwart Gottes und seiner Heilszuwendung.
  In der Tat sind unsere Gemeinschaften ihrem Wesen nach Geheimnis der Gemeinschaft des dreifaltigen Gottes. Um dieses Geheimnis widerzuspiegeln, sind wir in Gemeinschaft gerufen.
  Deshalb bezeichne ich oft das Gemeinschaftsleben als viertes Gelübde. Wie wir miteinander leben, ist Zeugnis für die Welt, ist Hoffnung für die Welt. Auf diesem Hintergrund möchte ich sagen: es ist notwendig, unserem Gemeinschaftsleben Raum, Aufmerksamkeit und Zeit zu schenken.
- Und als drittes: Die Jünger treffen in der Gemeinschaft auch Maria an.
  Bleiben wir mit Maria in Erwartung und Hoffnung auf dem Weg der Nachfolge. Maria verweist uns immer auf den Sohn, auf den menschgewordenen, gekreuzigten und auferstandenen Herrn, der unsere Hoffnung ist.

Nun möchte ich noch einige Hinweise geben, von denen ich glaube, dass sie Erkennungszeichen der Hoffnung sind, die aus diesem Weg erwachsen. Ich will sie nur stichpunktartig aufzählen:

- Ein Kennzeichen der Hoffnung ist die Aufmerksamkeit für den Augenblick. Weil ich glaube, dass Christus in Raum und Zeit gegenwärtig ist, ist die Zeit grundsätzlich gut und jeder Augenblick kostbar. Ich kann mich jeden Augenblick einladen lassen zur Begegnung mit Christus in den Realitäten und Wirklichkeiten meines Alltags. So gesehen erlaubt uns die Hoffnung eine gewisse Unbeschwertheit des Herzens.
- Ein weiteres Kennzeichen der Hoffnung ist das Zeugnis des Geistes Jesu in uns. Jesus gibt uns seine persönliche Kraft, die der Heilige Geist ist. Wir brauchen nicht auf unsere eigene begrenzte Kraft vertrauen, wir können getrost auf die Kraft des Heiligen Geistes vertrauen. In dieser Kraft können wir auch unsere Grenzen annehmen. Die Hoffnung garantiert uns nicht, dass es keine Grenzen und Probleme gibt, aber sie garantiert, dass wir sie tragen und durchtragen können in der Kraft des Geistes Jesu.

- Ein drittes Kennzeichen der Hoffnung ist die Geduld.Sie ist eine typische Frucht der wahren Hoffnung. In der Haltung der Geduld kann ich warten und in Erwartung sein. In Erwartung sein heißt wiederum nichts anderes als „Hoffnung haben". Unsere deutsche Sprache bringt das sehr schön zum Ausdruck: wenn eine Frau ein Kind erwartet, sagt man, dass sie „in Erwartung ist" oder, dass sie „in guter Hoffnung ist".
- Zu diesen drei Kennzeichen kommt als viertes hinzu: Vergebung zu bekommen und zu schenken. Das Geheimnis der Hoffnung ist die Vergebung. Nur durch die Versöhnung ist ein immer neues Weitergehen auf unserem Weg und ein Neuanfang möglich. Der französische Schriftsteller und Philosoph Charles Péguy hat eine Trilogie über die drei göttlichen Tugenden verfasst. Bei der Hoffnung lässt er den Menschen Gott fragen: „Woher hast du immer das neue Wasser, das du den Menschen schenkst?" Und Gott antwortet: „Ich habe kein neues Wasser, sondern ich mache aus dem alten Wasser neues". – Gott, der Urquell der Hoffnung, hat Hoffnung mit jedem von uns, weil er barmherzig ist. Und diese Hoffnung, seine Barmherzigkeit dürfen wir weitergeben.
- Als letztes Kennzeichen der Hoffnung ist zu nennen: ein lebendiges Gebet. Weil ich alles von Gott erwarte, darf ich auch alles zu ihm bringen. Das Gebet ist Ausdruck meiner im Augenblick gelebten Beziehung zu Christus – und durch ihn zu Gott. Das Gebet ist nur einem Menschen möglich, der die wahre Hoffnung in sich trägt. Wenn Christus unsere Hoffnung ist, betet er in uns. Wir wissen oft nicht, worum wir in rechter Weise beten sollen – doch der Geist nimmt sich unserer Schwachheit an und tritt für uns ein.

Diese Hoffnung möge uns eine neue Sichtweise auf die Realität und die Wirklichkeit unseres Lebens und unserer Gemeinschaften schenken, soll uns ermutigen, Zeuginnen der Hoffnung zu sein. Möge es uns gegeben sein, uns darin immer mehr gegenseitig zu stützen. Das wünsche ich uns allen.

*Sr. Simone Zoller ist seit 1996 Generaloberin der Franziskanerinnen von Sießen und seit 2000 Mitglied im Vorstand der VOD.*

* Statement bei der VOD-Mitgliederversammlung in Freising vom 10. bis 13. Juni 2003.

Maria Claudia Bos SPSF

# „Dem Leben Raum geben – Gemeinschaft leben“

*Jung und Alt – Sterben/Auferstehen**

## Realität

*„Das gemeinsame Leben ist ein wesentlicher Ausdruck unseres Ordenslebens“* Diese Aussage stammt aus unseren Konstitutionen, und ich denke, sie wird so oder ähnlich in allen Konstitutionen oder Satzungen zu finden sein. Eine zweite Aussage finden wir in der Verlautbarung des Apostolischen Stuhls zum gemeinsamen Leben 1994: *„Eine schwesterliche, brüderliche und geeinte Gemeinschaft ist immer dazu berufen, ein wichtiges und zeichenhaftes Element der Gegenkultur des Evangeliums zu sein, Salz der Erde und Licht der Welt.“*

Es scheint also klar zu sein, dass Ordensleben immer auch gemeinsames Leben ist. Durch lange Zeit war es auch klar, wie dieses gemeinsame Leben auszusehen hatte, gefügt und geordnet nach zumeist vernünftigen Regelungen und Vorschriften, geeint nicht nur durch das gemeinsame Ziel der Gesamtgemeinschaft, sondern häufig auch durch eine gemeinsame Aufgabe vor Ort, der sich alle widmeten und deren Erfüllung viele Regeln des gemeinsamen Lebens bestimmte.

Das alles hat sich verschoben. Einmal durch die veränderten Lebens- und Arbeitsbedingungen in unserem Lebenskreis, zum anderen durch das andere Verständnis von menschlichem Miteinander in Verantwortung. Die Realität in unseren Mitgliedsgemeinschaften zeigt die Statistik:

9% der Schwestern sind unter 55 Jahre alt,
19% der Schwestern sind zwischen 55 - 65 Jahre alt,
72% der Schwestern sind über 65 Jahre alt.

Allein diese Tatsache verändert die Zusammensetzung, das Zusammenleben in Kommunitäten. Nach meinen Erfahrungen leben größere Kommunitäten – ich denke an 30 und mehr Schwestern – meist nur noch in Schwesternaltenheimen bzw. im ordenseigenen Mutterhaus oder Provinzhaus. Das sind dann überwiegend Schwestern, die nicht mehr im Arbeitsprozess stehen, noch kleine Aufgaben in Treue wahrnehmen, am gemeinsamen Gebet teilnehmen können. Sie erkennen darin einen Auftrag im Rahmen ihrer begrenzten Möglichkeiten. Das lobpreisende und fürbittende Gebet, die gegenseitige Hilfe, das gastfreundliche Haus, das Zuhören und das Teilen von Lebens- und Glaubenserfahrungen mit Menschen, die ins Haus kommen, die kleinen aufmerksamen Hilfen lassen das Leben in dieser Form mehr oder weniger gut gelingen. Dabei ist immer das Wissen im Hintergrund, manches wird nicht mehr lange möglich sein, fast täglich geht etwas nicht mehr so wie bisher. So gehört das Ringen um Loslassen, Verlassen und Einwilligung in Veränderung immer dazu. Da ist es nicht mehr nur die einzelne Schwester, die diesen Prozess gehen muss, sondern eine oft eine ganze Kommunität, evtl. eine ganze Gemeinschaft.
Auch die Kommunitäten der älteren, alten und pflegebedürftigen Schwestern verän-

dern sich. Die alten Schwestern in ihren Kommunitäten brauchen Begleitung, Ermutigung und Unterstützung, damit sie ihre Sendung im Alter erkennen. Es ist für viele zu lernen, dass sie auch dann Salz der Erde sind, wenn sie einander das schenken, was sie früher vielen Menschen zugänglich machen konnten: Liebe, Barmherzigkeit, Versöhnungsbereitschaft, Zuhören, Hilfen kleiner und kleinster Art, ihren Gebetsdienst für Welt und Kirche, besonders auch für die eigene Gemeinschaft, und das Teilen der Gottes- und Glaubenserfahrungen eines langen und reichen Lebens.

Es gibt wie in der Gesamtbevölkerung eine wachsende Zahl Demenzerkrankungen bei den Schwestern. Das bringt die Suche nach Formen der Gemeinsamkeit für diese Gruppe der Schwestern, damit sie sich weiterhin im abnehmenden Rahmen ihrer Möglichkeiten in der Gemeinschaft geborgen wissen, Vertrautes behalten und wiederfinden.

Oft ist die Zahl und das Alter einer Gesamtgemeinschaft so, dass es keine Möglichkeit mehr gibt, von eigenen Schwestern gepflegt und vorsorgt zu werden. Darum werden wir in Zukunft oft den Part der Angehörigen übernehmen müssen, die ihre alten und hilfsbedürftigen Angehörigen im Alten- oder Pflegeheim besuchen, betreuen, und ihnen die über das Notwendige hinaus mögliche Zuwendung und geistliche Hilfe und Begleitung schenken.

Realität ist es auch, dass einige Gemeinschaften so klein geworden sind, dass sie keine Aufgaben mehr wahrnehmen können und selbst mit der Sorge für ihre eigene Gemeinschaft überfordert sind. Für viele stellen sich schon dringende Fragen nach der wirtschaftlichen Existenz für die letzten Schwestern und die Frage nach der Gestaltung einer Lebensphase für die Gemeinschaft, die keine Zukunft mehr in dieser Welt sieht. Mit Hilfe anderer Gemeinschaften oder in gemeinsamen Aktionen wird für diese Schwestern ein Lebensraum geschaffen, der ihnen solange wie möglich ein eigenes Gemeinschaftsleben garantiert.

Verändert hat sich auch die Situation der anderen Kommunitäten, der Filialen. Das Kleinerwerden holt viele sehr schnell ein. Es gilt, eine neue Form des gemeinsamen Lebens erlernen und einüben. Die Berufsaufgaben der einzelnen sind meist verteilt an verschiedenen Stellen und mit verschiedenen Schwerpunkten. Es gilt, neue Ordnungen und Verabredungen zu treffen, damit gemeinsames Gebet, gemeinsame Arbeit, gemeinsame Mahlzeiten und gemeinsames geistliches Tun und Leben, gemeinsames Feiern noch Zeiten und Orte findet. Wie gestaltet sich Gelübdeleben in solchen veränderten Gemeinschaftsformen? Wie gestaltet sich Leitung? Das Verständnis von menschlichem Miteinander, von gemeinsamer Verantwortung, von Nähe und Distanz, von Verfügbarkeit und Wechsel muss hier wachsen, braucht Zeit und Begleitung. Kürzlich – in einem größeren Kreis von Schwestern und Brüdern verschiedenster Gemeinschaften – wurde folgende Meinung vertreten: Wir drei Schwestern leben seit mehr als zwanzig Jahren in einer kleinen Kommunität zusammen. Wir sind für Versetzungen nicht mehr verfügbar und haben verschiedentlich eine vorgesehene Veränderung abgelehnt. Die Begründung: Wir leben unsere Treue und Verbindlichkeit jetzt in dieser Gruppe, zu der wir gehören und der wir verpflichtet sind. Wir sind jetzt füreinander verantwortlich. Welches Verständnis von Gesamtgemeinschaft, welches Verständnis von Gelübde tut sich hier auf?

Eine andere Frage, die sich bei den Überlegungen nach Gemeinschaftsleben heute auftut, beschäftigt sicher viele von uns. Wie leben Schwestern verschiedener Generationen miteinander Gemeinschaft? Da ist dann die kleine Gruppe der jüngeren Schwestern, evtl. eine einzige in einer Kommunität. Unterschiedliche Wertvorstellungen, unterschiedliche Gebetsformen, unterschiedliche Lebensgefühle und ihre Äußerungen, unterschiedliche Bedürfnisse in der Gestaltung und im Stil des Lebens, unterschiedliche Be-

ziehungspflege bei jung und alt mit aller einsichtigen Berechtigung - und was eint bei all diesen Fragen? Einigermaßen Ausgewogenheit zu erreichen und für alle auch gemeinsame Ziele zu erarbeiten, braucht Begleitung, Hilfe, Zeit, Geduld und mehr. Und jede Veränderung in der Zusammensetzung einer kleinen Gruppe, die gewachsen ist, braucht alles wieder neu: Begleitung, Hilfe, Zeit, Geduld und mehr.

In den Gemeinschaften, in denen noch eine Gruppe junger oder jüngerer Mitglieder leben, stellen sich noch andere Fragen. Wie können die wenigen jüngeren Mitschwestern in diesen sich verändernden Gemeinschaften durchhalten. Menschlich gesehen sehen sie eine Last vor sich, die einfach in Zukunft zu schwer werden könnte. Was können wir für diese Schwestern zukunftsweisend tun, welche Kraftquellen und Stützen für sie erschließen? – Ich denke oft daran, dass unsere jüngeren Schwestern immer mehr Glauben und Vertrauen brauchen, Mut für die Zukunft, um sich den Herausforderungen zu stellen, aber gleichzeitig eine tiefe Verwurzelung in ihrer Berufung und im Gewachsenen ihrer Gemeinschaft.
In vielen Gemeinschaften gibt es zunehmend „Einzelkämpferinnen", Schwestern, die allein leben, was notwendig wurde aufgrund ihrer Aufgabe, welche die Gemeinschaft nicht aufgeben möchte bzw. oder aus persönlicher Gründen, die ein Alleinwohnen notwendig erscheinen lassen. Diesen Schwestern „gemeinsames Leben" zu ermöglichen oder sie dazu zu ermutigen und zu verpflichten, braucht achtsame Sorge und einen geordneten Rahmen.
Lassen, Hergeben, Aufgeben, Sterben – es ist nicht schwer, dies auch im Leben als Gemeinschaft zu erkennen. Wenn aber unser Thema heisst: dem Leben Raum geben, wo wird dann erkennbar, dass Gemeinschaft heute dem Leben Raum gibt, mehr Raum gibt? – Ich denke, es ist unter anderem daran zu erkennen,

- dass sich Räume äußerer und innerer Freiheit auftun
- dass Formen des Lebens sich wandeln dürfen und Vielfalt nicht gleich gemeinschaftsbedrohend ist
- dass Verantwortung für die Gemeinschaft breit gestreut wird
- dass Gottes- und Glaubenserfahrungen zunehmend mehr geteilt werden
- dass Leisten sich zum Wirken wandelt, wandeln muss

Und in diesen und anderen Erfahrungen der Lebensraumerweiterung sind auch Erfahrungen der Auferstehung verborgen, die der Angst vor dem Sterbeprozess entgegenwirken können und müssen.
„Das gemeinsame Leben ist ein wesentlicher Ausdruck unseres Ordenslebens". Es ist ein wesentlicher Ausdruck der Nachfolge Jesu. Er, dem wir nachfolgen, „hielt nicht daran fest, wie Gott zu sein, entäußerte sich, wurde Mensch unter Menschen". Er begab sich hinein in die Enge, Beschränktheit, Eingrenzungen des menschlichen Lebens, ER, das Leben selbst. Dem Leben Raum geben heißt darum nicht, alle Begrenzungen und Einschränkungen und Widerstände aufheben wollen, sondern innerhalb der Grenzen, welche das Ringen um Gottes Reich in dieser Welt, das Wohl und Heil der anderen uns immer setzen werden, das Leben zu entfalten.

*Sr. Maria Claudia Bos SPSF ist seit 1992 Generaloberin der Armen-Schwestern vom hl. Franziskus. Von 1994 bis 2003 war sie Mitglied im Vorstand der VOD, von 2000 bis 2003 deren Vorsitzende.*

* Statement bei der VOD-Mitgliederversammlung in Freising vom 10. bis 13. Juni 2003.

Agnes Lanfermann

# „Dem Leben Raum geben – Gemeinschaft leben“

*Was ergibt sich nun, wenn wir all das bedenken – am Ende der VOD-Mitgliederversammlung 2003?*

Wir haben in diesen Tagen versucht, den Raum auszumessen innerhalb der Spannbreiten von alt und jung, Eintritten und Austritten, eigener und fremder Kultur. Miteinander haben wir Höhen und Tiefen erkundet – denn viele Gemeinschaften tragen schwer an ihrer Situation – und wir haben Spuren von Leben und Hoffnungszeichen in den Gemeinschaften ausgetauscht. Es ging um konkrete Ansatzpunkte für die weitere Arbeit zuhause in unseren Gemeinschaften und um eine erste Mitgift für den neuen Vorstand der VOD. Was ergibt sich nun, wenn wir all das bedenken?

## 1. Gewissheit

Zahlen, Fakten, Statistiken (erste ausführlichere Alterstatistik) sind uns näher unter die Haut gerückt. Gewissheit ist gewachsen: Ja, so ist unsere Realität der Ordensfrauen in Deutschland mit alt und jung, den Eintritten und Austritten, der eigenen und fremden Kultur. Auch wenn wir die Zahlen und Fakten – die wir ja schon länger kennen – manchmal nicht mehr hören können, allgemeine Behauptungen die Differenziertheit der Realität nicht immer genau treffen: *Wir sind da. Wir bleiben dabei.* Auch wenn oftmals Ratlosigkeit sich einschleicht, wir nicht wissen wie es denn weitergehen soll und wohin uns das alles noch führen wird: *Wir sind da. Wir bleiben dabei.* Auch wenn neue und ungeplante Umstände uns vor vollendete Tatsachen stellen: *Wir sind immer noch da. Wir bleiben da. ‚Presente'* würden die Lateinamerikaner sagen. *‚Presente'*: ‚Wir leben, auch wenn manche unter uns sterben. *‚Presente'*: Selbst die Toten werden gerufen und wir spüren: *‚Presente'*.
Woher kommt diese Gewissheit: *‚Presente'*? Was lebt und wird die Talfahrten überdauern? Was stirbt nicht, selbst wenn einzelne Gemeinschaften oder vielleicht sogar die eigene in den nächsten Jahren und Jahrzehnten sterben? Was lebt weiter über Höhen und Tiefen hinaus? Wessen dürfen wir uns gewiss sein?

### ...über die Wirklichkeiten unseres Lebens

Was ist wirklich? Wir sind da in und mit den Realitäten unserer Gemeinschaften und gleichzeitig auf engste verbunden mit den Entwicklungen unserer Gesellschaft. In allen Bereichen denken wir an das Thema: alt – jung. Unsere Fragen und Probleme teilen wir mit vielen Menschen in unserer Gesellschaft. So gilt für uns und unsere älteren Mitschwestern genauso auch das, was in diesen Tagen über die jungen Menschen heute und über junge Ordensleute gesagt wurde, die von den Entwicklungen und Trends der Gesellschaft gepägt sind, dass sie z.B. *„immer gleich, alles, ganz...“* wünschen. *„Immer gleich, alles, ganz...“* gilt auch für die älteren Mitschwestern, ob sie dies nun in Worten äußern oder nicht. Die Realität in unseren Gemeinschaften ist, dass gerade auch die älteren Mitschwestern viel an persönlicher Zuwendung, Begleitung, Auseinandersetzung mit den eigenen Wünschen und Sehnsüchten, Zeit und Zuhören im Sinne von Verstanden werden wünschen und einfordern.

## ...über gesellschaftliche Entwicklungen

Gewissheit besteht darüber, dass gesellschaftliche Entwicklungen und Fragestellungen bei uns zeitverzögert ankommen, so daß wir zuweilen immer noch an Problemen knacken, die in der Gesellschaft längst nicht mehr Thema sind. Wir hinken hinterher. So ist die Frage, wie bereiten wir uns für den Kontakt und auf den Dialog vor, den Menschen der heutigen Zeit von uns erwarten. Wie stellen wir uns den Herausforderungen der Zeit und den Wünschen der Menschen, gemeinsam mit ihnen nach Antworten zu suchen, die lebbar sind im Hier und Jetzt. Ein Beispiel sind bioethische und medizinisch-ethische Fragestellunge. Es gibt viele andere mehr.
So müssen wir uns zuweilen fragen: Sind wir überhaupt in der Lage, Menschen unserer Zeit langfristig (nicht nur für „Kloster auf Zeit") Raum zum Leben zu anzubieten, Gemeinschaft zu leben? Können wir auf ihre Welt und Kultur, ihre Werte so eingehen, dass sie genügend Resonanzboden finden, ihre eigene Berufung in dieser Zeit in unseren Gemeinschaften zum Klingen zu bringen? Welche Konsequenz ziehen wir aus dem genannten Beispiel, dass 90% einer Gemeinschaft sehen, dass sie das traditionelle Modell von Gemeinschaft – das Dienstmodell – leben und gleichzeitig wissen, dass das nicht mehr in diese Zeit paßt? Es geht *nicht* um die Alternative: „unzeitgemäß also nicht passend" oder „zeitgemäß also passend". Vielmehr geht es darum, dass wir uns klar machen, was wir leben wollen und dass wir dafür Verantwortung übernehmen, damit wir „Rede und Antwort" stehen können, denen, die uns danach fragen. Es geht darum klar und identifizierbar zu sein, damit Menschen uns erkennen und sich entscheiden können, damit wir dem Leben Raum geben in Gemeinschaft.
Gewiss ist, wir haben teil an den gesellschaftlichen Entwicklungen und Tendenzen heutzutage und sind Teil davon. So stellte Sr. Dr. Therese Winter in ihrem Referat im sich wandelnden Verständnis von Gemeinschaft ähnliche Tendenzen fest, wie sie Sozialpsychologen in der Gesellschaft heute ausmachen.
Ein anderes Beispiel: Nachdrücklich forderte Sr. Josefia Schulte die Notwendigkeit eines externen Controlling zur Beurteilung der wirtschaftlichen Situation unserer Gemeinschaften und Werte, zur Einschätzung der Risiken und zur Optimierung anstehender Entscheidungen. Dabei wurde mir deutlich, dass es letztlich auch darum geht, dass wir auch in diesem Bereich ‚gesellschaftsfähig' bleiben, zuverlässige und ernstzunehmende Partnerinnen in Verhandlungen bleiben, mit politischer Durchsetzungskraft in unserer je eigenen Aufgabe und Sendung. Die Mitgliederversammlung sprach sogar eine offizielle Empfehlung hierfür aus, die nicht nur Gültigkeit hat für einige wenige Gemeinschaften, sondern für alle. Das gleiche gilt für die Umsetzung der Datenschutzempfehlungen. *Presente!* Wir sind da. Wir bleiben dabei, auch in Solidarität mit den gesellschaftlichen Erfordernissen.

## ...und deren Konsequenzen

Die gesellschaftlichen Erfordernisse verändern uns, stärker als wir oft wahrnehmen, vor allem, wenn wir uns wirklich darauf einlassen und hier dem Leben Raum geben. Sie verändern uns und so manche unserer altgewohnten und lieb gewordenen Denk-, Verhaltens- und Sprechweisen, unsere Sendung und unsere Rede von Gott, unsere Strukturen. Wir werden z.B. ordenseigene Gremien erweitern müssen um jene Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die uns mit Rat und Tat zur Seite stehen. Sie werden auf Dauer nicht mehr nur professionellen *beratenden* Einfluß ausüben, sondern wir werden überlegen müssen, wo und wie wir ihnen einen angemessenen Raum in Entscheidungsprozessen und -gremien geben, wie wir ihrer Sachkompetenz angemessen Raum geben, damit das Leben in den ordenseigenen Werken und Institutionen, aber auch in den Gemeinschaften gelingen kann. Manche Gemeinschaften haben schon Erfahrung damit, anderen steht der Schritt noch bevor.

Auch im Rahmen der VOD werden weitere Überlegungen anstehen, wie wir unsere Zirkel öffnen können, um möglichst gut sagen zu können: *Presente*! Wir sind da. Wir bleiben, gestalten mit, teilen Macht und Einfluss und geben dem Leben Raum... lassen sie nicht nur teilnehmen sondern auch teilhaben an dem, was alte Besitzstände ausmachen. Wir haben nichts zu verlieren, nur zu gewinnen. Gemeinschaft leben heute fordert Kooperationsbereitschaft und Integrationsfähigkeit über alte früher festgesetzte Grenzen hinweg. Wir sind da, *Presente*: Grenzgängerinnen, um dem Leben Raum zu geben, neue Dimensionen von Gemeinschaft zu erkunden. Vielleicht spring dabei ja auch ein Funke über und neue Beziehungen, Bindungen entstehen... Assoziierte, Freunde, Wohltäter, Apostolatshelfer etc. Ist das Utopie, Traum, Vision?

## 2. Visionen und Träume

Was sind die Wirklichkeiten ohne Visionen. Dorthee Sölle überschrieb einst ein Büchlein: ‚Ein Volk ohne Vision'. Darin beklagte sie den Untergang des Volkes, wenn es keine Visionen mehr hat und allein die Wirklichkeiten der Umstände das Leben bestimmen. Dann werden wir gelebt. Dann erlischt langsam aber sicher das innere Feuer und der Geist haucht aus. P. Bertram Dickerhof SJ dachte in seinem Plädoyer für junge Ordensleut sehr pointiert in eine ähnliche Richtung und erinnerte daran, dass jede Verwaltung überleben kann, doch der Untergang des Ordenslebens und der Gemeinschaften eingeläutet wird, wenn wir nicht immer wieder unsere Visionen teilen, ihnen und ihren Entfaltungen Raum geben in unseren Planungen und Entscheidungsprozessen. Visionen sind wie ein Hefeteig, einmal in Berührung gebracht mit staubigem Mehl, verändern sie alles. Wir haben sie. Sie sind da! *Presente*! Und selbst die schon begrabenen rufen, wenn wir sie wieder wach-rufen: *Presente*! Die Träume der Jungen und die Visionen der Alten, die können wir nicht machen. Sie sind da! Und wir können ihnen Raum geben, lebendig zu werden, zu wachsen und sich zu entfalten: Visionen angesichts der nackten Tatsachen unserer Realitäten von Leben und Sterben, Ein- und Austritten, Sehnsucht nach Gemeinschaft und der Vereinzelung jüngerer Mitschwestern und -brüder angesichts von neuen Initiativen, die Aufschwung geben und das Ich- und Wir-Gefühl stärken. Die Meldungen im Plenum im Anschluss an den Beitrag vom P. Dickerhof zielten alle auf den Punkt, dass es für die Zukunft der Orden und des Ordenslebens notwendig ist, die gesamte Gemeinschaft – jung und alt – miteinzubeziehen in einen Prozess der Visionsarbeit. Denn Jüngere haben oft Träume, die noch leicht sind ohne Schwergewicht von Jahrzehnte langen Erfahrungen. Und die Älteren haben Visionen, die schon geerdet sind vom Gang durch die Zeiten und Veränderungen. Vieles hat sich verändert und gewandelt in den Gemeinschaften, in der VOD, wenn wir die letzten Jahre anschauen. Träume sind gut, erweitern den Horizont, bringen Leichtigkeit ins Spiel bei erdenschweren Problemen. Und: Visionen sind wichtig. Wo blieben die Gemeinschaften ohne die Visionen mancher ihrer älteren Mitschwestern? In der Regel beinhalten Visionen mehr als tolle Ideen zur Eröffnung eines neuen Projekts. Visionen sind tief verwurzelt in der Tradition der Gemeinschaft, wachsen aus jedem Ursprungscharisma zu jeder Zeit. Sie nehmen die Wandlungen und Veränderungen im Wandel der Zeiten auf und entfalten sich. Träume, Visionen sind da in jedem Alter, sie haben gelebt in jeder Schwester und sind zum Teil noch sehr lebendig, wenn sie wieder wach gerufen werden. Wir sind gefragt, ob und wie wir ihnen und ihrem Leben in unseren Gemeinschaften Raum geben. Wie kitzeln wir sie heraus, wenn sie verschüttet, vergraben, vergessen sind unter dem Druck der Realitäten, der sich im Lauf der Zeiten darüber getürmt hat. Wenn sie nicht hängen geblieben sind in den leicht hervorkrambaren Gedankenstützen

oder gar je ins Wort gehoben wurden, weil niemand nach ihnen gefragt oder so lange gewartet hat, bis sie formuliert wurden. Da sehe ich eine Herausforderung für die Gemeinschaften und für diejenigen, die sich Gedanken machen, wie Visionsprozesse in ganzen Gemeinschaften zu fördern, zu stützen oder zu initiieren sind. Denn Visionen sind da: *presente presente presente*, bei alt und bei jung'.

## 3. Berufung

*Sendung im Ursprungscharisma überdauert die Zeiten und geht weiter.*

Ich wage zu behaupten, alle Schwestern sind eingetreten mit einer Idee, einem Traum, einer Hoffnung, einer Sehnsucht – tief im Herzen, und wenn es nur gewesen ist, damals einem Traumberuf in der Gemeinschaft nachzugehen. Kann Gott nicht auch dadurch rufen? Die Verwirklichung des Traumberufes in einer Gemeischaft hat zwar für manche einen hohen Preis gekostet in Form von Anpassung und in Kauf nehmen von viel Askese im Leben von Gelübden oder damaligen Gemeinschaftsstrukturen. Es wurde weniger auf die Entwicklung des Ich geachtet, der heute notwendigen Säule, um Gemeinschaft zu leben. Sie wurde meist hintan gestellt. Wir kennen dieses Problem in den Gemeinschaften und wissen um die damit verbundenen Schwierigkeiten. Doch gleichzeitig hat es auch sehr viel an Leben Raum gegeben: Ordensfrauen waren geachtet, geschätzt und bewundert, aufgrund ihrer Leistungen und abhängig von Funktionen. Sie hatten ihre Stellung und ihr Leben hatte Raum. Heute sind wir gerufen, einer anderen Dimension von Leben mehr Raum zu geben: die eigene Identität – unabhängig von Leistung – zu stützen, zu fördern, eine Kultur der Anerkennung, Wertschätzung, des liebevollen Umgangs und der Kommunikation zu entwickeln, die Eigenständigkeit und Authentizität der einzelnen zu stärken. Hierfür brauchen wir Zeit, langen Atem, Geduld und Verständnis (Sr. Maria Claudia Bos). Doch so leicht ist das nicht für diejenigen, die noch nicht zu alt und nicht mehr zu jung sind, die „dazwischen" sind im Mittelalter zwischen 45 und 65. Ihre Aufgabe ist es, den „Laden" in Gang zu halten. Da ist wenig an Zeit für Muße, Kommunikation, Zeit für mich und meine Beziehungen, die über die Regelungen und Vereinbarungen hinaus bis zum Verständnis des „Ganz" reicht. Oft ist gerade diese Altersgruppe überlastet und überfordert. Die Frage stellt sich gerade auch hier: Können wir als Gemeinschaften wirklich noch alles, was wir jetzt noch tun .. nicht nur in Zukunft nicht mehr, sondern auch jetzt schon nicht mehr? Die jungen Ordensleute sind wichtig, die alten Ordensleute sind wichtig und die mittelalterlichen – wo immer wir sie ansiedeln...

### Berufung: Gott suchen

Wir können nicht alles. Visionen sind gut, Realitäten sind notwendig und es gilt zu wählen. Wir haben nur ein Leben zur Verfügung, um dem Ganzen Gestalt zu geben. Die Gelübde sind unsere Gestalt, dem Leben Raum zu geben. Worauf kommt es an?

P. Dickerhof hat uns die Sehnsucht der Gottsucherinnen und Gottsucher vor Augen gestellt, die vornehmste Aufgabe aller Ordensfrauen und -männer. Sie ist die Grundlage unserer Träume und Visionen, unserer Hoffnungen und Sehnsüchte und unseres Verlangens, die Nähe Gottes zu erfahren. Wir sind herausgefordert, dies neu einzuüben. Jede von uns hat Gott erfahren auf eine ganz persönliche Weise: Du bist gemeint! Für Augenblicke zumindest haben wir gespürt: Du bist geliebt! Sonst säßen wir nicht hier. Das verbindet alt und jung, Gemeinschaften und darüber hinaus alle Gottsucherinnen und -sucher. Wir wissen, wer einmal Gott begegnet ist, trägt diese Sehnsucht nach mehr ein Leben lang in sich. Sie ist wie Hunger und Durst, selbst in Verhärtung oder Bitterkeit. Der glimmende Docht wird nicht ausgelöscht, auch wenn das Feuer unter der Asche nicht mehr sichtbar ist. Die-

se Be-ruf-ungsmomente, von Gott gefunden zu sein, gilt es einander zu erzählen. Kinder freuen sich immer, wenn Eltern erzählen, wo sie sich denn kennen gelernt haben. Sie gewinnen neu an Leben, an Zukunft.

### Sendung

‚Und jede, die Gott begegnet ist, hat eine Botschaft mitzuteilen', sagt ein jüdisches Sprichwort, unmittelbar – ohne Furcht etwas zu verlieren, sondern in der tiefen Hoffnung, Neues zu gewinnen, dem Leben Raum zu geben. Darum sind viele eingetreten...

### ...im Ursprungscharisma

Wer Gott sucht, wird ihn finden, meist ganz anders als erwartet und oft erst nach vielem vergeblichen Ver – suchen. Wie war das bei unseren Ordensgründerinnen und -gründern? Auch ihnen war die Erfahrung der Nähe und Unmittelbarkeit Gottes geschenkt in der unfassbaren Vielfältigkeit, wie sich Gott den Menschen zeigt. In dieser Gotteserfahrung und der Antwort gründet gleichsam der Same einer jeden Gemeinschaft. Hierin liegt das Ursprungscharisma verborgen: ein bleibendes Geschenk, das nicht stirbt, nicht verletzt und zerstört werden kann. Denn Gott gibt sich selbst darin, sei es unmittelbar oder in den Menschen, den Kranken, Behinderten, Sterbenden etc. Das ist und bleibt, überdauert die Zeiten. *Presente*! Auf diese einzigartige Erfahrung haben die Ordensgründerinnen und -gründer Antwort gegeben: ‚Ja Gott ist darin so und so zu finden. Ich bin ihm begegnet und will es weiter tun. Ich sehe diesen Auftrag. Und in dieser meiner und unserer Antwort gibt Gott sich ebenfalls selbst, als der heilende, der liebende, der erbarmende, der lehrende, der erziehende, der begleitende... Gott. Er gibt sich selbst in uns... *Presente!* Auch das bleibt. Es geht darum, diese Botschaft Gottes, die wir erfahren haben, weiterzugeben. Wenn wir davon erzählen oder unsere Alten noch darüber reden können, dann leuchten die Augen. Die Erinnerung daran ist imstande, emotionale Energien wachzurufen, selbst wenn es widersprechende Dinge sind. Sie antwortet auf vier grundlegende Wünsche: nach hinreichendem Sinn für meine persönliche menschliche Existenz, die aus dem Lot gekommene Weltordnung kriegt wieder Kontur, die Einbindung in die Gemeinschaft erhält ihren Sinn und „soziale" Einstellungen, die auch gegen eigene Vorlieben gehen, werden wieder lebbar. Und die Erinnerung bietet Geleit in Zeiten von Chaos, Bedrängnis und Übergang. Gott selbst geht mit wie ein Bundesgott über Grenzen hinweg, über die des eigenen Horizonts, über die der eigenen Kulturen etc., seien sie nun international, anderer Generationen oder Gemeinschaftsvorstellungen.

### ...geht weiter

Es gibt unzählige Antworten auf den Ruf, der einmal erging, weil das damit verbundene Charisma noch einmal viel grösser ist als eine Gemeinschaft es fassen kann. So haben mehr Gemeinschaften als nur eine teil an dem Charisma des Heilens. Sonst wäre Gott knauserig und die Kirche arm an Phantasie und Vielfalt. Das Charisma wächst auch durch die Zeiten und entfaltet sich. Die einzigartige missionarische Antwort der Gründer einer Gemeinschaft auf die Nöte ihrer Zeit war stimmig, überzeugend, hat viele angezogen. Doch heute sind die Nöte anders. Sie passen sich nicht unseren Ausformungen der Gemeinschaften an, sondern wir haben uns und unsere jeweilige Sendung den Nöten anzupassen. Das Charisma ist gegeben, es bleibt und kann sich weiter entfalten, vertiefen, Gott hört nicht auf sich zu offenbaren in seiner Liebe. Gott wartet darauf sich weiter finden zu lassen, und wir sind eingeladen, Phantasie und Kreativität zu entwickeln, ihn zu suchen. Eine jüdische Geschichte sagt: ‚Gott spielt verstecken'. Das ist die Herausforderung heute: Gott zu suchen in den Verstecken unserer Gemeinschaften, in den Alten und Kranken, den Dementen und den Jungen, Gott zu suchen im Nichtwissen und in Ver-

weigerung, dem Leben Raum zu geben, Gott läßt sich finden, wenn nicht gleich, nicht heute und morgen. Aber geben wir die Suche nicht auf. Gott läßt sich finden. Gott ruft: *Presente!*

### ...bis an die Grenze

Dem Leben Raum geben geht nur innerhalb von Grenzen. Es gibt Grenzen und Spielräume und wieder Grenzen und Spielräume. Und irgendwann ist Schluß, dann wenn das Leben des gesamten oder der einzelnen bedroht ist. Da sind eindeutig Grenzen zu ziehen. Die Kriterien hierfür hat jede Gemeinschaft deutlich zu benennen und transparent zu machen, ebenso Entscheidungsprozesse; besonders dann, wenn kein Konsens im Prozess des Aushandelns besteht.

Dies wird heute wichtig in der Spannung zwischen Pluriformität und Einheitlichkeit, eine große Herausforderung nicht nur in internationalen Gemeinschaften, sondern auch innerhalb von Provinzen und selbst in Konventen und kleinen Kommunitäten, in denen häufig eine Vielfalt von Kulturen und Subkulturen lebt. Neue Facetten entfalten sich und bestimmte Ausformungen schlagen Wurzeln. Manches trägt einfach keine Frucht mehr oder anderes treibt Blüten, die die Kraft nehmen. Ich stelle mir vor, diese Ausformungen sind wie Bäume, gepflanzt am Wasser des Lebens. Doch wir haben dafür zu sorgen, welcher Ast beschnitten werden muß, damit er mehr Frucht bringen kann. Dafür braucht es Kriterien, die erwachsen aus den Wesenselementen der Spiritualität der Gemeinschaft, die in schöpferischer Treue zum Bisherigen, in Kontinuität und Diskontinuität, Ähnlichkeit und Unterschied das Ursprungscharisma zur Entfaltung bringen und den Gelübden ihr Profil.

## 4. Prophetische Berufung

Gott gibt den Anfang und Gott gibt auch Vollendung auf dem Weg von Gott her in Gott hinein. Das ist unser Weg und die Phasen dieses Weges sind festgelegt. Wir finden sie mit aller Klarheit im Leben Jesu durch Leben, Sterben und Auferstehen hindurch. Das gilt nicht nur für jede einzelne. Sondern auch für die gesamte Gemeinschaft. Ich glaube, uns diesem Weg Jesu als Gemeinschaften zu stellen, ist die Herausforderung schlechthin. Das wird je verschieden aussehen, doch wir können Weggefährtinnen sein und uns unterwegs immer wieder erinnern an unser je eigenes Charisma und an den den gemeinsamen Ruf. Wir wissen und erfahren: Das kostet viel. Alles. Das ist unser Preis: Sterben, um zu leben. Gott nimmt uns beim Wort und wir werden ihn finden: für immer und alles und ganz und gleich. Denn Gott sagt: *Presente!* Wir sind hineingenommensein in das Lebensgeheimnis Gottes, ganz existentiell. Das ist der prophetische Ruf an uns. Nur so können wir auf Gott verweisen. Lebenszeugnisse, Glaubenszeugnisse wollen die Menschen, die sich uns anschliessen. Sie wollen sehen, spüren, erleben, ob unsere Hoffnung trägt, unser Glaube Bestand hat, durch Fragen und Zweifeln, Zeiten der Dunkelheit hindurch. Ob wir den langen Atem haben, dabei zu bleiben, nicht zu gehen, auch wenn es uns stinkt oder uns den vorletzten Nerv raubt. Dabei finden wir uns immer wieder in Lagen vor, die wir uns nicht gesucht haben und die wir nicht erstrebenswert finden.

Wir sind gewählt und weder als zu jung, noch zu alt, weder als zu viele, noch als zu wenige befunden. Wir sind gewählt, finden uns vor und sind gefragt: ‚Liebst du mich mehr als diese deine Pläne, Vorstellungen, selbstgemachten Hoffnungen und erträumten Erfolge hier? Liebst du mich mehr als deine selbst gemachten Bilder und Vorstellungen von Ordensleben? Liebst du es mich dich finden zu lassen und zu warten bis ich komme, auf ganz neue Weise. Bist du da, wenn ich komme?' Können wir dann sagen: *Presente*: Ich bin da, ich die einzelne, wir die Gemeinschaft. Presente, presente presente: wenn auch als Zerstreute in der Fremde. Doch im Innern wissen wir: Gott ist da: *Presente*. Das wollen wir durch unser Sein vergegenwärtigen: *Presente!*

Wir werden nicht an unseren Idealen erkannt, sondern an unseren Wundmalen, nicht an unseren glatten Erfolgen und positiven Bilanzen, nicht in unsterblichen selbst gestrickten Ideal-Gemeinschaften sondern in Jesu Gemeinschaft, der auch an seinen Wunden erkannt wurde. Vielleicht ist auch eine prophetische Herausforderung: uns gegenseitig in den Wunden zu erkennen und zu sagen: *Presente!* Ich bin da, weil Gott da ist!

Das ist schwer und ich denke, das ist auch häufig die Schwierigkeit, in Gemeinschaft über Gott zu reden. Denn es gibt diese Erfahrung mit Gott: wer sich ihm bis zur letzten Konsequenz nähert, wird auch ‚einige Brandwunden oder hinkende Hüften' abbekommen, von dem Feuer des brennenden Dornstrauches oder dem Ringen mit Gott. Dann aber sagt Gott: *Presente!* Ich bin da, zieh deine Schuhe aus, berühre den nackten Boden, denn er ist heilig, dein eigener Boden. Oder der, mit dem wir ringen, segnet uns an Ort und Stelle.

Vielleicht bringt uns das auch den Menschen näher, den verbrannten, verletztem ausgehungerten und dürstenden Menschen, denen, die nicht mehr weiter wissen, die auch Gottes Botschaft nicht verstehen, die „Warum" schreien und keine Antwort hören. Warum soll es uns anders ergehen als Gott. Er wurde in Jesus den Menschen gleich und konnte so sagen: *Presente.* Ich bin da in deiner Not. Dasein. Present sein. Gott vergegenwärtigen, den, der hinabstiegen auf diese Welt, bis in das Reich des Todes und sagt: *Presente*: Ich bin da, als der barmherzige, treue, den nicht verlassenen Gott. Da wird unsere Antwort sein: Ja, ich bin da in dieser Situation gemäß unseres Ursprungscharismas.

Das ist aber zuallererst ein Sein und weniger ein Tun. Vielleicht können wir dann leichter loslassen, loslassen vom Rollenverhalten, nicht mehr nur Hüterinnen alt geliebter Gewohnheiten und Erfüllerinnen unerfüllter Wünsche zu sein, Erfüllungsgehilfinnen hoher Ansprüche von Gesellschaft und Kirche. Dann brauchen wir nicht mehr nur still zu sitzen und stumme Mehrheit spielen, zuhören ohne eigenes vorzubringen. Wir brauchen nicht mehr zu warten auf Anerkennung von außen, Wertschätzung der perfekt erfüllten Funktionen, sondern wir dürfen sagen: *Presente!* Ich habe den Herrn gesehen. Er hat mich gesegnet und meine Botschaft ist…

Das haben unsere Gründerinnen und Gründer in klarem Selbstbewusstsein gesagt und dies hat Frucht getragen und trägt sie weiter, vielleicht anders als wir es denken. Gott hat den Anfang geschenkt und er schenkt auch die Vollendung. Diese Frucht bleibt *presente* und sie überdauert die Zeiten und verbindet uns mit vielen anderen Menschen, die diesen Aspekt von Gott auch durch ihr Sein den Menschen vergegenwärtigen, mit anderen Gemeinschaften, (Frauen und Männern) mit anderen Christen und Christinnen weltweit, ja mit allen Menschen, die Gott suchen und anderswo finden als wir ihn finden. Auch das bedeutet dem Leben Raum geben in Gemeinschaft, im kleinen Kreis und weltweit (VOD-Arbeit mit Frauenverbänden, Christinnenrat, ZdK etc.).

Ich bin überzeugt, dieses Zeugnis zieht Menschen an, vielleicht nicht alle für den Orden, aber doch in die Beziehung mit Gott in Jesus Christus, denn sie werden uns fragen: Und warum gehst du diesen Weg? Warum machst du das? Vielleicht können wir dann wie Paulus sagen:

„Ich bin gewiss: weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe, noch Gewalten der Tiefe noch irgendeine andere Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn." Was wollen wir mehr?

*Sr. Agnes Lanfermann MMS war von 1993 bis 2001 Distriktkoordinatorin des Distrikts Deutschland der Missionsärztlichen Schwestern. Mitglied im VOD-Vorstand war sie von 2000 bis 2003.*

Mitteilungen der Ordenskorrespondenz

abgeschlossen am 14. August 2003

# Aus dem Vatikan

## Ansprache des Papstes an die Teilnehmer der Generalversammlung der päpstlichen Missionswerke (in Auszügen)

Herr Kardinal, verehrte Brüder im Bischofsamt, Liebe Nationaldirektoren der Päpstlichen Missionswerke!

1. (...) Meine Vorgänger wollten die Missionswerke mit dem Titel „Päpstliche Werke" auszeichnen und ihren Hauptsitz nach Rom verlegen, um damit ein Zeichen dafür zu setzen, dass in ihnen die Pflicht und die Sorge der ganzen Kirche um diese „opera maxima", das heißt, die Evangelisierung der Welt, zum Ausdruck kommt.

2. Die Missionswerke sind auch sichtbares Zeichen für die Sorge des Papstes für alle Kirchen (vgl. Kor 11,28). Ihre Aufgabe ist es, die missionarische Animation unter dem ganzen Gottesvolk zu fördern und dabei vor allem den apostolischen Geist in den einzelnen Kirche wach zu halten und sich darum zu bemühen den Bedürfnissen jener Kirchen entgegenzukommen, die sich in Schwierigkeiten befinden. Deshalb könne sie sich zu Recht als „Werke des Papstes" qualifizieren. Gleichsam sind sie jedoch auch „Werke der Bischöfe", da durch diese Einrichtungen die Pflicht der Verkündigung der Frohbotschaft zum Ausdruck kommt, die Christus den Aposteln aufgetragen hat. Da sie Werke des Papstes und des Bischofskollegiums sind, „gebührt ihnen mit Recht der erste Platz, da sie Mittel, darstellen die Katholiken von Kindheit an mit einer wahrhaft universalen und missionarischen Gesinnung zu erfüllen und zur tatkräftigen Sammlung von Hilfsmitteln zum Wohl aller Missionen gemäß den jeweiligen Bedürfnissen anzueifern" (Ad gentes 38). „Ein weiteres Ziel der Missionswerke ist die Weckung von Missionsberufen auf Lebenszeit,

sowohl in den alten als auch in den jungen Kirchen"(Redemptoris missio, 84).

3. Meine Lieben, bei Ihrer so wichtigen missionarischen Tätigkeit, die Sie in den Mittelpunkt des Lebens der Kirche stellt, arbeiten Sie eng mit der Kongregation für die Evangelisierung der Völker zusammen, der die Päpstlichen Missionswerke anvertraut wurden, womit sie zum offiziellen Mittel der universalen missionarischen Zusammenarbeit wurden. (vgl. Pastor Bonus 85 und 91; Cooperatio missionalis, 3 und 6). Dies alles bringt den wahren universalen und missionarischen Geist der Päpstlichen Missionswerke zum Ausdruck, deren zutiefst „katholisches" Charisma ihr durch euer Gebet, eure Tätigkeit und euer Opfer bewahrt und bezeugt. Dies ist auch der Geist, der von euren Statuten ausgeht. Dieser Geist muss sorgsam gehütet und immer wieder neu den sich wandelnden Erfordernissen des Apostolats angepasst werden. Diesbezüglich freue ich mich erfahren zu dürfen, dass Sie sich um eine angebrachte Revision bemühen, in der Absicht diese Statuten den sich ändernden Bedingungen der Zeit anzupassen. Aus diesem Grund kann ich Ihnen und allen, die sich um diese Erneuerung bemühen, die auf eine bessere Zusammenarbeit und eine angemessene Nutzung der Hilfsmittel für die Kirche abzielen, nur mein Lob aussprechen.

4. Bei dieser freudigen Gelegenheit möchte ich auch an das 160jährige Bestehen des Päpstlichen Werkes der Heiligen Kindheit, auch Kindermissionswerk genannt, erinnern, das dieses Jahr gefeiert wird. Ich möchte dabei auf das große Engagement bei der Animation und Bewusstseinsbildung hinweisen, das dieses Werk „von Kindheit an" zur Förderung der Anliegen der Mission betreibt. Die Botschaft, mit der ich mich am Fest der Heiligen Drei Könige an die Mitglieder des Werkes gewandt habe, bringt meine ganze Wertschätzung für diese „kleinen Missionare" zum Ausdruck. Es wird für mich deshalb eine große Freude sein, schon bald eine zahlreiche Delegation von Kindern aus der ganzen Welt empfangen zu dürfen, die zur Feier dieses bedeutenden Jubiläums ihres wohlverdienten Werkes nach Rom kommen werden. Bereits im Februar dieses Jahres durfte ich eine Vertretung der Päpstlichen Missionswerke aus den Vereinigten Staaten unter Leitung des Nationaldirektors empfangen. Durch die großherzigen Spenden für die bedürftigen Brüder und Schwestern, sind diese Werke in diesem Land ein Zeichen der wahren universalen Liebe.

5. Ich möchte Sie dazu auffordern, sich bei Ihrer Arbeit der „missionarischen Zusammenarbeit" stets die wachsenden Bedürfnisse der Kirche in verschiedenen Teilen der Welt vor Augen zu halten. Aus unberechenbaren Gründen ist der „Tausch der Güter" unter den Kirchen, was die materiellen Güter anbelangt, in letzter Zeit in besorgniserregendem Maß zurückgegangen. Seien Sie nicht entmutigt, wenn es Schwierigkeiten gibt. Mit den Worten des heiligen Paulus, der zur „Kollekte" für die Kirche in Jerusalem auffordert (vgl. Röm 15,25-27) sollen Sie alle daran erinnern, dass „die Zusammenarbeit in der Mission für die Evangelisierung der Welt unverzichtbar und das recht und die Pflicht aller Getauften ist." (Cooperatio missionalis, 2; Redemptoris missio, 77; vgl. auch CIC Can. 211,781) Bietet deshalb alten und jungen Kirchen das Privileg an, „dem Evangelium zu helfen", damit es allen Völkern dieser Welt verkündet wird: „Die Missionskirche gibt das, was sie empfängt, sie verteilt an die Armen, was ihre mit materiellen Gütern besser ausgestatteten Kinder ihr großzügig zur Verfügung stellen". „Denn geben ist seliger als nehmen" (Apg 20,35) (Redemptoris missio, 81)

6. (...) Auch an dieser Stelle möchte ich jene Aufforderung wiederholen, mit der ich mich an die kleinen Missionare der Kindermissionswerke gewandt habe: „Besonders

eindrucksvoll ist der Missionsrosenkranz: Zehn weiße Perlen stehen für das alte Europa, damit es jene Evangelisierungskraft wiedererlangen möge, die zahlreiche Kirchen hervorgebracht hat; zehn gelbe Perlen stehen für ein Asien voller Leben und Jugend; zehn grüne für Afrika, das vom Leid geprüft, aber offen für die Verkündigung ist; zehn rote für Amerika, voll viel versprechender neuer missionarischer Kräfte; zehn blaue für den ozeanischen Kontinent, der noch auf eine tiefgehendere Verbreitung des Evangeliums wartet".

In diesem Sinn, vertraue ich Sie unser aller Mutter an, der Sie – dessen bin ich gewiss – Ihr fortwährendes Gebet und Opfer bei der Erfüllung Ihrer wertvollen missionarischen Arbeit widmen werden. Den apostolischen Segen, den ich Ihnen erteile, möge Ihnen und Ihren Mitarbeitern reiche himmlische Gnade bringen.

(Fides)

## Jubiläum des ältesten Frauenordens: Vor 750 Jahren starb die Heilige Klara

Vor 750 Jahren starb die Heilige Klara. Die franziskanische Familie feiert das als den „Geburtstag der Ordensgründerin für den Himmel". Klara, adeliges Mädchen und erste weibliche Schülerin von Franz von Assisi, nannte sich selbst „das Pflänzchen des Franziskus". Klara war die erste Frau, die eine Ordensregel schrieb und dafür vom Papst ein Privileg erlangte, das sogar dem Heiligen Franz verweigert worden war: das Privileg, immer arm leben zu dürfen.

Papst Johannes Paul II. hat den Klarissen zu ihrer 750-Jahrfeier mit einer Grußbotschaft gratuliert. Darin schreibt er, das Leben der Heiligen sei auch heute noch eine Alternative zur Unzufriedenheit und Oberflächlichkeit der Welt, die manchmal ihre „eigene Identität verloren zu haben" scheine. Denn die Menschen hätten oft vergessen, dass sie der Liebe Gottes entstammten und von ihm in der ewigen Gemeinschaft erwartet würden, so der Papst.

Mit weltweit rund 900 Klöstern und über 17.000 Schwestern sind die Klarissen heute der größte kontemplative Orden weltweit. Ein ausführlicher Artikel zum Todestag der Hl. Klara findet sich in Heft 2/03 der Ordenskorrespondenz.

(ok/rv)

## Seligsprechung von Mutter Teresa im Oktober

Nach dem bisher kürzesten Seligsprechungsverfahren der Kirchengeschichte wird Mutter Teresa von Kalkutta im Oktober selig gesprochen. Der Vatikan hat das Programm der Feierlichkeiten bekannt gegeben: Die Zeremonie der Seligsprechung selbst ist in dreitägige Feierlichkeiten eingebettet; tausende Pilger werden in Rom erwartet.

Von Freitag, den 17. bis Montag, den 20. Oktober dauern die Feierlichkeiten an. Den Auftakt bildet eine eucharistische Anbetung mit und für Priester sowie eine Serie von Gottesdiensten in der Lateran-Basilika. Eine Messe in deutsch wird am Samstag um zwölf Uhr in der Kirche Santa Maria Maggiore gefeiert. Am Vorabend der Seligsprechung beginnt abends um 17 Uhr in der vatikanischen Audienzhalle eine Gebetsvigil in Vorbereitung auf den Weltmissionssonntag. Die Messe mit der Seligsprechung Mutter Teresas beginnt dann um zehn Uhr auf dem Petersplatz. Anschließend können die Reliquien der Seligen noch von Montag, 20.10. bis Mittwoch 22.10. in der Lateran-Basilika besucht werden. Vom 11. bis zum 26. Oktober stellt eine Ausstellung in der Päpstlichen Universität Antonianum der Franziskaner-Minoriten das Leben, die Spiritualiät und die Botschaft Mutter Teresas der Öffentlichkeit vor.

vid/rv

# Aus der Weltkirche

## Hilfsorganisation für Benediktinerklöster in der Dritten Welt

Mitte Juni tagte im Benediktinerinnenkloster Marienrode bei Hildesheim der „Conseil" der A.I.M., das ist der (Verwaltungs-) Rat der von Benediktinern, Zisterziensern und Trappisten getragenen Hilfsorganisation „Alliance Inter Monastères" für ihre Klöster in der Dritten Welt. Dem Conseil gehören u.a. der Abtprimas des Benediktinerordens, die Generaläbte der Zisterzienser und Trappisten, verschiedene Präsides der Benediktinerkongregationen (u.a. Abtpräses Thierry von den Sublazensern) und verantwortliche Schwestern aus dem Benediktinerinnenbereich an. Hinsichtlich der Nationalitäten versammelt der Conseil Mönche und Schwestern aus den USA, Kanada, Frankreich, England, Belgien, Italien und Deutschland. Für den Nachmittag des 16. Juni hatte der Conseil Oberinnen und Obere vor allem aus dem Norden Deutschlands eingeladen, um seine Arbeit bekannter zu machen. Als Gäste waren die Äbtissinnen von Alexanderdorf (bei Berlin) und Dinklage, die Priorin von Köln-Raderberg, die Prioren von der Huysburg (bei Halberstadt), des Zisterzienserklosters Bochum-Stiepel, der Subprior von Nütschau (bei Bad Oldesloe) und Abt Albert Altenähr (Kornelimünster) gekommen.

(Kornelimünster)

## Vereinigte Staaten

Einen „Boom" an Ordensnachwuchs gibt es in der Stadt Nashville im Bundesstaat Tennessee. Die Dominikanerinnen der heiligen Cäcilia in der Welthauptstadt der Country-Musik berichten, dass über 60 Prozent ihrer Schwestern bereits unter 40 Jahren alt sei, das Durchschnittsalter der Schwestern liege bei 34 Jahren. Insgesamt sei ihre Zahl auf über 200 gestiegen. Die Schwestern verbinden die monastische Tradition mit ihrer Tätigkeit im Erziehungswesen. Sie unterhalten 25 katholische Schulen in neun amerikanischen Bundesstaaten. Generalsuperiorin Rose Marie Masserano vermutete gegenüber der Presse als Grund für den Ansturm: Der jetzige Papst habe vor allem bei der Jugend in den USA eine starke Anziehungskraft und Wirkung. (ansa/vid)

Drei US-amerikanische Nonnen müssen für eine handfeste Anti-Atomkriegs-Aktion ins Gefängnis. Im Oktober des Vorjahres waren die Dominikanerinnen in einen Atomwaffensilo im Bundesstaat Colorado eingedrungen und hatten dort symbolisch eine Atomrakete abgerüstet. Der Richter verurteilte die Ordensfrauen im Juli zu Haftstrafen zwischen 30 und 41 Monate – Beobachter hatten auch mit achtjährigem Freiheitsentzug gerechnet. Der Fall der Nonnen hatte nicht nur in den Staaten für Aufsehen gesorgt. Vergangenen Herbst hatten sie sich, verkleidet als „Entwaffnungsspezialisten", Zugang zu einem staatlichen Atomwaffensilo in Colorado verschafft. Dort hämmerten sie auf das Betongehäuse des Silos ein, zeichneten sechs Kreuze mit ihrem Blut und feierten anschließend einen Gottesdienst. Damit wollten sie – so sagten die Nonnen – symbolisch eine Atomrakete abrüsten. Die Dominikanerinnen im Alter zwischen 55 und 68 Jahren hatten bis zuletzt die Rechtmäßigkeit ihres Handelns betont. Atomwaffen würden unterschiedslos Soldaten und Zivilisten töten, sagten sie – insofern verstoße ein Einsatz von Atomwaffen gegen das Völkerrecht. Die Dominikanerinnen hatten bereits ein längeres

Vorstrafenregister, in allen Fällen wegen zivilen Ungehorsams. Seit den 70er Jahren hatten sie mit Rückendeckung ihrer Ordensgemeinschaft immer wieder gegen „Kriegsverbrechen" der USA protestiert und jeweils mehrere Monate in Haft verbracht.

(kna/ansa)

Ein Kapuziner wird neuer Bischof in Boston. Amerikas Katholiken sind für den Vatikan wichtig und gefährlich zugleich: Wichtig, weil sie die Kassen der Kirche füllen und weil ihre Stimme Gewicht hat; gefährlich, weil sie ein demokratisches Mitspracherecht fordern und nicht vor Kritik an der Hierarchie zurückscheuen. Der jüngste Pädophilie-Skandal in der US-Kirche hatte diese Kritik verstärkt, und deshalb hing sehr viel von der Wahl des neuen Oberhirten für das Bistum Boston ab, wo die meisten Verfehlungen von Priestern registriert worden waren. Mit der Berufung von Bischof Sean O'Malley hat Papst Johannes Paul II. nun viele Gläubige positiv überrascht. „Er scheint der Mann zu sein, auf den wir eine ganze Weile gewartet haben", sagte Rodney Ford, dessen Sohn von einem Priester in Boston missbraucht worden war, nach einem Treffen mit O'Malley.
„Er hat uns zugehört, und man kann es in seinen Augen sehen: Er hat Mitgefühl." Als „unkonventionelle Wahl" bezeichnete auch Edward Lambert, der Bürgermeister von Fall River im US-Bundesstaat Massachusetts die Berufung. Hier war O'Malley bis vor neun Monaten Bischof. „Er ist ein Bischof des Volkes. Seine erste Aufgabe wird es sein, den Menschen in seiner Diözese Hoffnung und Heilung zu bringen." Das hatten Bostons Katholiken von ihrem früheren Oberhirten, Kardinal Bernard Law, vergebens erwartet. Der galt als kalt, arrogant und kritik-resistent und war damit das genaue Gegenteil des weißbärtigen Kapuzinermönchs O'Malley.
Bescheiden und demütig will der neue Bischof zunächst den Opfern des Sexualskandals zuhören – so wie er es bereits in Fall River und zuletzt in der Diözese Palm Beach in Florida praktiziert hatte, wo sich ebenfalls Priester an Kindern vergriffen hatten. Schon beim ersten Besuch im neuen Bistum nach seiner Berufung hat sich O'Malley bei den Gläubigen entschuldigt – ein Schritt, zu dem sich Kardinal Law nicht durchringen konnte. „Ich bitte um Vergebung für diese furchtbaren Sünden und Verbrechen, die begangen wurden", sagte der 59-Jährige, der – gekleidet in die schlichte braune Kutte seines Ordens – mit Opfern des Skandals gesprochen hatte. „Die ganze Kirche fühlt die Scham und den Schmerz, und daher bitte ich wieder und wieder um Vergebung." Als Kirchenfürst hat sich O'Malley nie gesehen, und auch in Boston würde er lieber in einer bescheideneren Unterkunft leben als in dem Bischofspalast in Chestnut Hill. O'Malley stammt aus Ohio, promovierte an der Katholischen Universität Washington in spanischer und portugiesischer Literatur, wo er anschließend auch lehrte. Nach einem kurzen Aufenthalt als Koadjutor auf den Jungfern-Inseln wurde er an die Diözese Fall River berufen, wo es ihm gelang, die seelischen Wunden zu heilen, die ein Sex-Skandal dort geschlagen hatte.
Als er Ende vergangenen Jahres nach Palm Beach ging, hatte er erwartet, dort länger zu bleiben. „Ich weiß nicht, warum der Papst mich wählte", sagte er nun in Boston. „Ich habe dem Nuntius immer gesagt, dass Kapuziner lieber Bischöfe in der Mission sein sollten. Aber offenbar hat man meinen Rat nicht gehört."

(Wolfgang Koydl / kapuziner.org)

## Mexiko

Mexico City – Die Unesco hat die Franiskanermissionen von Sierra Gorda di Querétaro, Mexiko, in die Liste des Weltkulturerbes aufgenommen. Die Missionen sind Teil der letzten Gruppe von 22 Objekten in verschiedenen Teilen der Welt, die von der Uno-Organisation ausgewählt worden war. Die Entscheidung hat große Bedeutung in histori-

scher und künstlerischer Hinsicht, jedoch ebenso in Hinblick auf die Leistung der franziskanischen Familie. Die Franziskanermissionen von Santiago de Jalpan, Nuestra Señora de la Luz de Tancoyol, Santa María del Agua Landa, San Francisco del Valle de Tilaco und San Miguel Concá wurden mitte des 18. Jahrhunderts vom Seligen Junipero Serra O.F.M. gegründet. In der Begründungt für die Aufnahmen in das Weltkulturerbe erläutert die Unesco, die Missionen hätte sich „zu einem wichtiger Bezugspunkt für die Fortsetung der Evangelisation und Kolonisation von Kalifornien, Arizona und Texas entwickelt. Die reich verzierten Kirchenfassaden sind von besonderem Interesse, insofern sie ein Beispiel für die gemeinsamen creativen Anstrengungen von Missionaren und Indios darstellen. Die ländlichen Strukturen, die um die Missionen entstanden, haben ihren Charakter beibehalten". (vid)

## China

Hong Kong – Der Salesianer und Bischof von Hong Kong, Joseph Zen Ze-Kiun, war in den vergangenen Wochen einer derjenigen, die ihre Stimmen für die Demokratie in der früheren britischen Kolonie erhoben. In öffentlichen Demonstrationen zeigte sich Widerstand gegen die – inzwischen zurückgenommene – Verabschiedung eines Antisubversions-Gesetzes. In einem Interview gegenüber der Agentur MISNA sagte der Bischof: „Wenn ich die Demokratie verteidige und fördere, dann handele ich nicht als Politiker in meinem eigenen Namen, sondern ich folge der Lehre der Kirche." Am 1. Juli rief er die Katholiken auf zu demonstrieren, und am 13. Juli sprach er zu 20.000 Demonstranten, die sich zu einem Sit-In vor dem Parlamentsgebäude versammelt hatten. Er bezog sich dabei auf die Konstitution „Gaudium et Spes" des Zweiten Vatikanischen Konzils. „Ich denke, dass es jetzt Vorrang hat, dieser Bewegung für Demokratie zu folgen, die sich in diesen Tagen gemäßigt, aber unbeugsam gezeigt hat." Er machte Mut zu einer allmählichen Demokratisierung, die der sicherste und der Situation Chinas am besten entsprechende Weg sei.
Nicht jedem in der katholischen Gemeinschaft gefällt das Engagement des Bischofs in der Demokratiebewegung. Aber der scherzt über die kritischen Stimmen: „In Hong Kong haben wir die Tradition, dass sogar in den kirchlichen Blättern der Bischof kritisiert werden darf. Ich habe nicht die Absicht, diese pluralistische Haltung zu ändern." Angesprochen auf die schwierige Situation der Kirche in China, meinte der Bischof: „Niemand kann wirklich verstehen, was es heißt unter einem Regime zu leben, wenn er nicht selbst unter einer Diktatur gelitten hat. Es gibt einige haarsträubende Geschichten, die unsere Mitbrüder im Bischofsamt bei unseren privaten Begegnungen erzählen." (Hatto von Hatzfeld / ans)

Schanghai – Während in Macerata (Italien), der Geburtsstadt des Jesuitenpaters Matteo Riccio, eine Ausstellung über das Leben des Chinamissionars stattfindet, wurde zeitgleich auch in China in Schanghai eine Ausstellung veranstaltet, die dem italienischen Missionar gewidmet ist. Erstmals seit 1949 hat die Verwaltung der chinesischen Metropole eine Ausstellung mit Stücken aus der Zeit Matteo Riccis in Schanghai genehmigt. Unter anderem befinden sich in Schanghai auch die Originale von Texten und Dokumenten, die Ricci im 16. Jahrhundert geschrieben hat, sowie Grafiken, Zeichnungen und Gegenstände aus dieser Zeit.
Ort der Ausstellung war die Bibliothek der Stadt Schanghai im Geschäftsviertel Xujiahui, die sich in einem Gebäude befindet, das auch Schulen, Kirchen und Waisenhäuser beherbergt, die von den Jesuiten im 19. Jahrhundert gegründet worden waren. Als 1949 alle Missionare aus China ausgewiesen wurden, gelang es den Jesuiten zwar einige Stücke aus der Zeit Matteo Riccis mitzunehmen, doch vieles mussten sie in dem Gebäude

hinterlassen, das vom Staat beschlagnahmt wurde: eben diese Gegenstände standen nun im Mittelpunkt dieser Ausstellung. Die Ausstellung wurde am 27. Juli eröffnet und war nur zwei Wochen lang für die Besucher geöffnet. „Dies ist zwar sehr kurz, doch es soll vermieden werden, dass die Gegenstände möglicherweise beschädigt werden", so ein Mitarbeiter der Bibliothek. Die Ausstellung stößt auf großes Interesse bei christlichen Wissenschaftlern und Gläubigen, doch auch chinesische Intellektuelle und Forscher betrachten den Jesuitenmissionar insbesondere für seine Brückenfunktion zwischen der westlichen und der östlichen Kultur. Matteo Ricci (Macerata 1552 - Peking 1610) führte als erste Europäer in China die Philosophie, Wissenschaft, Theologie und Kunst des Westens ein, war aber auch der erste der die chinesische Sprache in Wort und Schrift perfekt beherrschte. (fides)

## Nepal

Zwei Missionare sind für ihr soziales Engagement in dem Himalaja-Staat mit einem hohen staatlichen Orden ausgezeichnet worden. Jesuitenpater Eugene Watrin und die Ordensfrau Margaret Mary wurden von König Gyanendra mit dem zu seinem 57. Geburtstag gestifteten Preis geehrt. Der US-Amerikaner Watrin arbeitet seit über 50 Jahren mit Schülern der Jesuitenschule „Franz Xaver" in diversen Armenprojekten, während die indische Schwester Margaret eine über 2.000 Schüler zählende Gesamtschule in Katmandu leitet. An beiden Schulen werden auch nicht-christliche Jungen und Mädchen unterrichtet. (rv)

## Neuseeland

Zur Falschaussage aus Geldgier im Verfahren wegen sexuellen Missbrauchs gegen den katholischen Orden „St. John of God" hat sich ein Zeuge bekannt. Wie Zeitungen berichteten, hat der 34-Jährige vor einem Gericht in Christchurch gestanden, als Schüler der Ordensschule „Marylands" nicht von Ordensbrüdern sexuell missbraucht worden zu sein. Er habe diese Aussage lediglich gemacht, um Wiedergutmachungszahlungen zu erhalten, die der Orden den Opfern angeboten hatte. (rv)

## Pakistan

Lahore – Während es überall auf der Welt Zeichen des Zusammenlebens zwischen den Religionen gibt und sich die Beziehungen zwischen Christentum und Islam festigen, gibt das Vorgehen fundamentalistischer Provokateure unter der christlichen Gemeinde in Pakistan Anlass zur Sorge. In der kleinen Stadt Kasur, in der Diözese Lahore im Staat Punjab an der Grenze zu Indien, mehren sich Episoden der Gewalt, die islamische Extremisten gegen christliche Gemeinden verüben, bei denen es sich „um ruhige und friedliebende Bürger handelt, die ihren Glauben in der Nächstenliebe und Solidarität gegenüber den Nächsten leben und dabei die anderen Konfessionen Respektieren", sie Pfarrer Inayat Bernard, ein Priester aus der Erzdiözese Lahore im Gespräch mit dem Fidesdienst erklärt.
Anführer der fundamentalistischen Bewegung ist Ahemd Ali Tolu, der alle Bürger der Stadt öffentlich aufgerufen hat, die Christen zu diskriminieren und ihnen weder Arbeit auf den Feldern zu geben, noch Lebensmittel an sie zu verkaufen. Nachdem diese Anweisungen einige Tage lang befolgt worden waren, hatte sich die Situation zugespitzt: es kam zur allgemeinen Spannungen und Beobachter befürchten einen möglichen Ausbruch von Auseinandersetzungen zwischen Christen und Muslimen.
„Eventuelle Episoden der Gewalt zwischen Christen und Muslimen könnten zu einer Kettenreaktion im ganzen Land führen und

dem Image Pakistans großen Schaden zufügen. Die staatlichen Behörden sollten deshalb vorbeugend eingreifen und versuchen die Lage zu beruhigen und die Normalität wieder herbeizuführen. Wenn man zulässt, dass sich die Lage weiter zuspitzt, wird es bald zu direkten Auseinandersetzungen kommen", so Pfarrer Inayat Bernard gegenüber dem Fidesdienst.
Zuletzt war am 21. Juli Ahmed Din Opfer der Gewalt geworden: Extremisten, waren in seine Wohnung eingedrungen und hatten sie in Brand gesteckt. Ende Juni war die Familie von Salamat Mish, ein in Kasur lebender Christ, angegriffen worden: mehrere Männer waren in seiner Abwesenheit in seine Wohnung eingedrungen, wobei sie seine drei Töchter bedroht und schließlich die Wohnung ausgeraubt haben.
Ebenfalls in Punjab wurde in Renala Khurd im Verwaltungsbezirk Okara in der Diözese Faisalabad am 5. Juli Pater George Ibrahim ermordet. Diesen Fall wollte eine Gruppe christlicher und muslimischer Parlamentarier der Nationalversammlung des Staates Punjab unterbreiten. Auch bei der Beerdigung von P. George hatten verschiedene Menschenrechtsbewegungen, darunter die Christian Liberation Front auf die Verfolgung von Christen hingewiesen und eine ein Kampagne zum Schutz der Rechte der Minderheiten und insbesondere der Religionsfreiheit angekündigt. Am 6. Juli hatte Bischof Andrew Francis von Multan in seiner Predigt bei der Beerdigung erklärt: „Wir Christen sind friedliche Menschen. Die Menschen kennen und respektieren uns dafür. Wir bitten die weltlichen Behörden Maßnahmen gegen den Fundamentalismus zu ergreifen, der für uns eine Bedrohung darstellt. Wir werden unsere Mission fortführen: den Willen Gottes tun und vom Evangelium zeugen".
Von den insgesamt 156 Einwohnern Pakistans, sind 2,5% Christen und 96% Muslime.
(fides)

## Afrika / Kenia

Nairobi – „Bis zum Jahr 2005 wird die Kontinentale Konferenz der Ordensobern verwirklicht werden können", so der Generaloberе der Afrika Missionare und Präsident des Ausschusses „Begegnung für Zusammenarbeit in Afrika" (ICA), P. Francois Richard, zum Abschluss der Versammlung der Ordensleute, die vom 7. bis 11. Juli in Nairobi stattfand. „Die Versammlung hat den festen Willen aller Teilnehmer zur Verwirklichung dieses ehrgeizigen Projekts verdeutlicht", versichert P. Richard. „Die afrikanischen Ordensleute möchten das Schicksal des Ordenslebens in Afrika selbst in die Hand nehmen. Wir sind uns bewusst geworden, das kontinentale Probleme einer kontinentalen Antwort bedürfen".
„Was operative Dinge anbelangt haben wir die Verantwortlichen aus Burkina Faso, Mali, Ghana, Cote d'Ivoire (Elfenbeinküste), Nigeria und Kamerun damit beauftragt einen Entwurf für die Statuten der Konferenz vorzubereiten und die Vorschläge der Konferenzen der Ordensoberen in den verschiedenen Ländern einzuholen", erklärt Pater Richard. Die Schaffung einer kontinentalen Konferenz der Ordensleute in Afrika wird eine Entwicklung abschließen, die in Afrika bereits vor 30 Jahren begonnen hat. Bereits 1974 wurde auf Anregung der afrikanischen Bischöfe die „Begegnung für Zusammenarbeit in Afrika" (ICA) geschaffen, in dem sich die afrikanischen Bischöfe und die Mitglieder der Ordensgemeinschaften zusammenschließen und sich gemeinsam mit Themen der Evangelisierung und des kirchlichen Lebens auf dem Kontinent zu befassen. Der Ausschuss verfolgt dabei folgende Ziele: Informationsaustausch; Analyse der Probleme der in Afrika tätigen Orden; Besprechung von Aktionsplänen und Prioritäten; Förderung einer besseren Zusammenarbeit. Im ICA sind drei Ordensobere von Männerorden und drei Ordensobere von Frauenorden vertreten. Bei der Versammlung des Symposiums der Bi-

schofskonferenzen Afrikas und Madagaskas (SECAM) in Abuja (Nigeria) im März 2002 hatten sich Bischöfe und Ordensleute ebenfalls mit grundlegenden Themen hinsichtlich der Zukunft des Ordenslebens in Afrika befasst. Dabei war an erster Stelle auf das Wachstum des Ordenslebens in Afrika hingewiesen worden (Zahl der Kongregationen, Zahl der Ordensleute und Zahl der jungen Menschen, die sich für ein Ordensleben entscheiden). Außerdem hatte man den Beitrag der Ordensleute in den verschiedenen Tätigkeitsbereichen (Pastoralarbeit, Erziehung, Gesundheit, Entwicklung) gewürdigt. Als notwendig wurde die Intensivierung des Dialogs und der Koordinierung zwischen den Ordensleuten selbst sowie zwischen religiösen Orden und Bischöfen erachtet. Zum Abschluss der Versammlung in Abuja hatten die Bischöfe des SECAM den ICA mit der Bildung einer Kontinentalen Konferenz der Ordensleute in Afrika beauftragt. (fides)

## Kongo

Kinshasa – Die Union der höheren Oberen der Demokratischen Republik Kongo (U.S.U.M.A.), hat mittels des Friedensforschungszentrums C.R.A.I.P. in den vergangenen Monaten einen Ausbildungskurs für Ordensschwestern in Leitungsaufgaben und in der Friedensicherung angeboten. Siebenundzwanzig Oberinnen haben seit November 2002 an dem Kurs teilgenommen – zwölf aus der Lumbumbashiregion und 15 aus der Provinz von Katanga. Das neunmonatige Programm sucht einen neuen religiösen Führungsstil zu fördern. Die Schwestern sollen befähigt werden, bei sozialen Konfliken aktiv einzugreifen und Prozesse der Versöhung anzustoßen. Nach C.R.A.I.P.-Berichten hat das Ausbildungsprojekt sechs Module. Analyse des sozialen Umfeldes, Kommunikation, Rolle der Frau, Friede und Recht, Spiritualität und moralische Entwicklung. C.R.A.I.P. wurde im Jahre 2001 als Teil der U.S.U.M.A. gegründet. Ziel war es, Ordensleute mittels spezifischer Ausbildungsinitiativen in eine Kultur für Frieden und gegen Gewalt einzubeziehen. Neben dem Kurs hat C.R.A.I.P. ein Dokumentationszentrum und organisiert weitere Seminare und Tagungen. (vid)

## Kamerun

Yaoundé – In einem Interview erklärte der Regionalrat der Salesianer (SDB), Pater Valentin de Pablo: „Ich glaube, dass wir zuversichtlich sein können, was die Zukunft des Salesianerordens in Afrika anbelangt. Fast die Hälfte unserer Mitbrüder sind Afrikaner. Dies ist das Ergebnis des Projekts Afrika". In diesem Zusammenhang nannte er auch zukünftige Herausforderungen: „Zunächst war die Erweiterung des Projekts Afrika unser Hauptziel, nun gilt es unsere Präsenz zu konsolidieren. Wir befinden uns in einem schwierigen Moment, der vor allem eine umfassende Ausbildung unserer jungen Mitglieder und ihre Hinführung zu einer Identität als Salesianer erforderlich macht. Dabei müssen wir die Kriterien genauer definieren, die der Erkenntnis und der Begleitung zugrunde liegen sollen. Eine weitere Herausforderung sind die bestehenden Salesianergemeinschaften als Ausdrucksform des Charismas unseres Ordens. Durch die Gemeinschaft wird das Charisma sichtbar und zwar durch die Tätigkeit im Erziehungswesen, bei der Evangelisierung und der menschlichen Förderung. Die Qualität unsere heutigen Gemeinschaften ist die Grundlage für unsere zukünftige Blüte in Afrika. Unsere Gemeinschaften werden dank des Beitrags jedes Einzelnen Zeugnis ablegen". Gegenwärtig sind in Afrika insgesamt 1.127 Salesianer und 76 Novizen präsent. Sie leben und arbeiten in über 150 Zentren und Gemeinschaften und sind dabei in Pfarreien, Jugendzentren, Schulen, Universitäten, Wohnheimen für Jugendliche aus schwierigen Verhältnissen, Katechese- und Pastoralzentren sowie Berufsschulzentren tätig. (fides)

## Russland

In der katholischen Kirche Russlands blühen die Frauenorden auf, berichtet die deutsche Osthilfe-Aktion „Renovabis". Gemeinsam mit „Kirche in Not" und der Diözese Rottenburg-Stuttgart unterstützt Renovabis rund 250 russische katholische Ordensfrauen bei der Sicherung des Lebensunterhalts. Bei den jüngsten Exerzitien, die Bischof Clemens Pickel in der Stadt Marks an der Wolga im Kloster der Eucharistie-Schwestern hielt, hätten sich nahezu 20 junge Frauen aus Russland aus der kasachischen und aus der kirgischen Republik für den Eintritt in einen Orden interessiert. Das ebenfalls mit Unterstützung von Renovabis errichtete Kloster der Eucharistie-Schwestern in Marks mit Exerzitienhaus hat sich in den letzten Jahren zu einem geistlichen Zentrum entwickelt. Die rund 10 russischen und kasachischen Schwestern in der 34.000-Einwohner-Stadt Marks engagieren sich auch in der Kinder- und Jugendarbeit.
In der katholischen Seelsorge in Russland spielen die Ordensleute eine Schlüsselrolle. So betreuen in der Erzdiözese Moskau rund 110 Priester und 115 Ordensschwestern die katholischen Gläubigen, in der Diözese Saratow stehen 40 Priester und 40 Ordensschwestern den Katholiken als Ansprechpartner zur Verfügung. In den beiden sibirischen Diözesen Nowosibirsk und Irkutsk engagieren sich insgesamt knapp 100 Priester und rund 100 Ordensfrauen.

(kipa/renovabis)

Die russische Regierung hat das 1991 gegründete Jesuiten-Kolleg „Thomas von Aquin" in Moskau offiziell als „Institut für Philosophie, Theologie und Geschichte" anerkannt. Derzeit studieren hier 76 Studenten verschiedener christlicher Bekenntnisse, darunter viele Laien, philosophische und theologische Fächer, Sozialwissenschaften und Sprachen. Das Kolleg in Moskau unterstand zunächst der Erzdiözese Moskau. 1999 haben die Jesuiten die Leitung übernommen. (sk)

## Ukraine

Mit 27 Mitgliedern sind die Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria (OMI) bereits die viertgrößte männliche Ordensgemeinschaft in der Ukraine. Die Oblaten sind seit 14 Jahren in der Ukraine tätig und arbeiten schwerpunktmäßig in „schwierigen" Gebieten wie Tschernobyl sowie in der zentralen und östlichen Ukraine. Die Delegatur zählt acht Häuser und betreut 25 Pfarreien. Insgesamt leben in der Ukraine 359 Ordensmänner aus 23 verschiedenen Ordensgemeinschaften.

(sk)

## Griechenland

Der Heilige Berg Athos in Nordgriechenland bekommt Konkurrenz: In seiner Nähe hat sich eine Art Frauen-Athos etabliert. Mit dem Frauen-Athos von Ormilia haben sich orthodoxe Nonnen, Theologinnen, Ärztinnen, Krankenschwestern und Sozialhelferinnen ihr Gegenstück zur Männerwelt des Heiligen Berges geschaffen. Schon immer hatte dieser eine besondere Anziehung auf das weibliche Geschlecht ausgeübt. Doch nur den wenigsten Frauen gelang es, das strikte „Avaton" zu durchbrechen, die Klausur, die für die ganze Athos-Halbinsel und nicht nur innerhalb ihrer Klöster gilt. Byzantinische und serbische Prinzessinnen waren die seltenen historischen Ausnahmen.
Doch dann beschlossen die Mutter und Schwester des Abtes Aimilianos, die diesem nicht von den zugänglicheren Meteora-Klöstern in Mittelgriechenland auf den Athos folgen konnten, sein dortiges Leben als Nonnen an der Grenze zum Mönchsstaat zu teilen. Der Sohn und Bruder stellte ihnen dafür ein ausgedehntes Klostergut seiner Abtei Simonos Petra auf der nahen Chalkidike zur Verfügung. Inzwischen leben in zwei dort entstandenen Frauenklöstern und einer dritten Niederlassung in Frankreich schon über 200 Schwes-

tern. Gerade ihr karitatives Wirken ist zu einem Segen für die Umgebung, ja für das ganze weitere Nordgriechenland geworden.
Männer bleiben in Ormylia grundsätzlich genau so ausgesperrt wie alle weiblichen Wesen vom Athos. Notwendige Ausnahmen sind der Priester und Diakon der Klosterkirche, der Beichtvater der Nonnen und zuletzt auch Athos-Abt Aimilianos, der sich nach schwerer Erkrankung in die Pflege seiner Schwester Augustina und ihrer Schwestern begeben hat. Neuestens wird auch wenigen anderen Pilgern mit ausgewiesenen religiösen Anliegen am Sonntag zwischen Eucharistiefeier und Vesper ein beschränkter Zugang gewährt. In Griechenland und ganz Europa – so auch immer wieder im EU-Parlament von Strassburg – sind feministische Politikerinnen bemüht, eine Öffnung der Mönchsrepublik auf dem Athos für Pilgerinnen und sogar für ganz weltliche Touristinnen zu erzwingen. Hingegen wollen die orthodoxen Verkündigungs-Schwestern die Ideale des Heiligen Berges frauengemäss verwirklichen. So setzt sich auch der von ihnen gegründete spirituelle und theologische Verlag „Ormylia" gezielt für eine Erneuerung des alten weiblichen Diakonats der ungeteilten Ost- und Westkirche des ersten christlichen Jahrtausends ein. Die Rückkehr von Orthodoxen und abendländischen Christen zu deren Fundamenten und ihre gemeinsame Erneuerung sind ein zentrales Anliegen des „Frauen-Athos". (heinz gstrein/kipa)

## Türkei

Seit 1. Oktober 2002 gibt es eine neue Jesuitenniederlassung in der türkischen Hauptstadt Ankara. Die Jesuiten übernahmen das Haus der Assumptionistenpatres und bauen eine internationale Gemeinschaft auf, die zum Dialogzentrum für die Begegnung mit dem Islam werden soll. Der Gemeinschaft gehören zur Zeit vier Jesuiten an, darunter der Deutsche Felix Körner. Bereits seit 1985 tauschen die von den Jesuiten geleitete Päpstliche Universität Gregoriana in Rom und die Muslimisch-theologische Fakultät in Ankara Professoren und Lehrveranstaltungen aus. Das Zentrum der Jesuiten soll Studenten und Wissenschaftlern für Studien, Begegnung und Dialog offenstehen. Seit 1583 hatten die Jesuiten vergeblich versucht, in der Türkei Fuß zu fassen. (sk)

## Bosnien

Das von Abt Franz Pfanner 1869 begründete Trappistenkloster Maria Zvijezda bei Banja Luka in Bosnien kämpft ums Überleben. In der Abtei leben nur mehr drei Mönche. Der neue Abt, Philippe Vanneste OCSO, appellierte an die internationale Öffentlichkeit, das Kloster zu unterstützen, das eine der bedeutendsten religiösen und kulturellen Institutionen Bosniens war und zur wirtschaftlichen Entwicklung in der Region Banja Luka entscheidend beigetragen hat. Bis in die vierziger Jahre zählte „Maria Zvijezda" weit über hundert Mönche, besaß viel Grundbesitz und führte Schulen, eine Druckerei, eine Brauerei, eine Käseherstellung und andere wirtschaftliche Einrichtungen. 1943/44 – als Bosnien zum kroatischen Staat gehörte – wurde das Kloster ein Opfer der erbitterten Kämpfe zwischen Faschisten und Tito-Kommunisten. Es wurde geplündert und schwer beschädigt, der Grundbesitz enteignet, zahlreiche Mönche ausgewiesen. Viele kamen damals ins österreichische Trappistenkloster Engelszell. Den Mönchen blieb nach 1946 nur das Kloster mit Kirche und Bibliothek. Beim Ausbruch des Bosnienkrieges 1992 lebten in der Abtei noch zehn Mönche. Das Kloster leidet unter der Vertreibung der Katholiken aus der Region Banja Luka. Von den 70.000 aus der Region vertriebenen Katholiken kamen bisher nur 2.000 zurück. Der Antrag der Trappisten an die Regierung der Republik Srpska auf Rückgabe eines Teils ihres Besitzes blieb bisher ohne Antwort. (sk)

## Israel

Israel verweigert nach wie vor katholischen Ordensleuten das Einreisevisum für das Heilige Land und auch die Durchreise. Das widerspricht den Vereinbarungen mit dem Apostolischen Nuntius, so beklagte der Generalobere der Franziskanischen Kustodie, Pater Giovanni Battistelli. „Wir bekommen von der israelischen Regierung keine Einreisevisa und Aufenthaltserlaubnis für Ordensleute", so der Franziskaner gegenüber dem Informationsdienst SIR der italienischen Bischofskonferenz.
„Trotz der mit dem Heiligen Stuhl unterzeichneten Abkommen gibt es immer wieder Schwierigkeiten." Das betreffe nicht nur den Franziskanerorden, sondern auch viele andere Kongregationen. „Bezüglich der Kustodie warten 15 Brüder in Israel darauf, dass ihre Papiere in Ordnung gebracht werden, andere sind in Italien oder Syrien, und wir wissen nicht, was wir tun können, damit sie wieder nach Israel einreisen dürfen."
„Diese Stagnation schafft ernsthafte Probleme für die Kustodie der Heiligen Stätten, da nicht die nötige Zahl von Brüdern vor Ort sein kann." Der Franziskaner zeigte sich optimistisch in Bezug auf die Umsetzung der Road Map. Er bekundete darüber hinaus seine Opposition gegen den geplanten Mauerbau im Westjordanland. „Das würde die beiden Völker noch mehr spalten. Die Mauer würde mitten durch Bethanien führen, wo viele Christen in 24 mit kirchlichen Mitteln erbauten Häusern leben." Er bestätigte zum Schluss auch das allmähliche Wiederaufleben der Wallfahrten ins Heilige Land.
(zenit)

## Italien

Die byzantinische Abtei San Nilo in Grottaferrata bei Rom soll zu einem Zentrum des Dialogs zwischen Ost und West werden. Das geplante Projekt wurde gestern anlässlich des 1.000-jährigen Bestehens des Klosters vorgestellt, das im nächsten Jahr begangen wird. Neben theologischen Gesprächen mit Vertretern der orthodoxen Kirchen sollen wirtschaftliche, soziale und kulturelle Themen behandelt werden. Zudem wird ein Zentrum für Studien des ostkirchlich geprägten Kulturraumes gegründet. (kna)

## Irland

Die Aufgabe des Missionsgedankens hat der in Schottland lehrende Theologe Perry Schmidt-Leukel von den christlichen Kirchen verlangt. Das religiöse Konfliktpotenzial könne nur dann an der Wurzel überwunden werden, „wenn sich die grundlegende Einstellung gegenüber einer anderen Religion ändert", sagte der Professor für Systematische Theologie und Religionswissenschaft an der Universität Glasgow bei den diesjährigen Salzburger Hochschulwochen. Wer davon überzeugt sei, dass seine Religion „besser, wahrer, heiliger ist als die des Mitmenschen, wird sich aus lauterer Überzeugung wünschen, dass auch der Mitmensch sich zu dieser besseren Religion bekehren möge", so Schmidt-Leukel. Insofern stünden hinter missionarischen Bemühungen oft subjektiv „durchaus redliche Absichten". Dennoch liege hier auf Grund der Tendenz zur wechselseitigen Verdrängung „ein enormes religiöses Konfliktpotenzial". Dieses Potenzial müsse durch die Bekräftigung und staatliche Garantie des Toleranzideals entschärft und kontrolliert werden. (kna)

Der katholischer Frauenorden vom Heiligsten Herzen Jesu und Mariens hat dem Mörder einer Ordensfrau vergeben. Der 21-jährige Kealen Herron war am 14. Juli zu lebenslanger Haft verurteilt worden, weil er im Dezember 2001 die Ordensfrau Philomena Lions auf dem Ordensgelände in Monaghan County vergewaltigt und ermordet hatte. Eine Sprecherin des Ordens erklärte, Schwes-

ter Philomena hätte dem Täter sicher vergeben. Deshalb wollten auch der Orden und die Familie des Opfers Vergebung anbieten. (kna)

## Österreich

Mit der Benediktinerin Hanna Jurman wird zum ersten Mal eine (Ordens-)Frau in der Diözese Linz die Leitung des Bischöflichen Ordinariats übernehmen. Derzeit ist sie Richterin am Diözesangericht. Sie leitet darüber hinaus das Sekretariat für den Priesterrat und für die Dekane-Konferenz und ist Referentin für sakramentenrechtliche Angelegenheiten. Die Ordinariatskanzlerin leitet die Kanzlei des Bischöflichen Ordinariates und ist damit auch für den offiziellen Schriftverkehr zuständig. Ebenso koordiniert sie die Arbeit der dem Ordinariat zugeordneten Referate. (rv)

Die Ordensspitäler arbeiten effizienter als andere Krankenhäuser. Das geht aus einer Statistik hervor, die der Leiter der Arbeitsgemeinschaft der Ordensspitäler Österreichs, P. Leonhard Gregotsch, vorgelegt hat. Durch die enormen Anstrengungen zur Kosteneinsparung seien deutliche Kostenvorteile der Ordensspitäler gegenüber staatlichen Trägern festzustellen. Gregotsch führt dies auch auf größere Leistungseffizienz und Kostenbewusstsein in den Spitälern zurück. Die Spitäler der katholischen Orden und der evangelischen Diakonie sind mit insgesamt 9.336 Betten und etwa 20.000 Mitarbeitern nach dem Bundesland Wien der zweitgrößte Krankenhausträger Österreichs. Jeder fünfte Patient, der in Österreich ein nicht-universitäres Spital aufsucht, nimmt ein konfessionelles Krankenhaus in Anspruch. (rv)

## Niederlande

Amsterdam – Die holländische Salesianerprovinz hat in der Hauptstadt Amsterdam eine Auffangstation eröffnet. Salesianerpater Harrie Kanters SDB und zwei Volontäre nahmen vom 20. bis zum 23. Februar an der Konferenz von Marti Codolar in Barcelona, Spanien über die Probleme junger Migranten in Europa teil. Die Konferenz war der Anstoß für diese Auffangstation, deren Eröffnung am Ostersonntag 2003 mit einem Gottesdienst gefeiert wurde. Die meisten Besucher der Auffangstation sind junge Afrikaner. Morgens und abends erhalten sie eine warme Mahlzeit. Während des Tages steht ihnen eine Gruppe Volontäre bei. Die Initiative zu der Station war von dem Südafrikanischen Pfarrer Msizi Dube ergriffen worden. Er war von der Konferenz in Barcelona so beeindruckt, dass er die Salesianer bat, die Auffangstation als salesianisches Projekt zu übernehmen.
Illegale Einwanderung ist in den Niederlanden ein wichtiges Problem geworden. Besonders junge Afrikaner leiden unter ihren Lebensumständen. Da sie illegal sind, haben sie kein Recht auf gesundheitliche Versorgung, Unterkunft und legale Arbeit. Finanziell trägt sich das Projekt durch die Beiträge der verschiedenen Stiftungen und Spenden. Die Volontäre erleben dieses Projekt als ein Vorhaben, für das auch Don Bosco selbst sich eingesetzt hätte. Täglich werden 55 bis 80 junge Leute betreut und die Zahl steigt noch. (ans)

## Deutschland

Rund 500 katholische Radiosender aus der ganzen Welt sind ab sofort in einer Online-Datenbank zusammengefasst. Die Seite www.crtn.org/radio/ soll den Sendern sowie katholischen Radio-Produzenten den Austausch von Sendungen erleichtern. Gestaltet wurde sie vom „Catholic Radio and Television Network" des internationalen Hilfswerks „Kirche in Not/Ostpriesterhilfe", die bereits im vergangenen Jahr eine derartige Plattform für katholische Fernsehprogramme entwickelt hat. (ok/rv)

Goch – Die bevorstehende Heiligsprechung von Arnold Janssen, dem Ordensgründer der Steyler Missionare und zweier Schwesterngemeinschaften, ist ein einmaliges Ereignis von internationaler Ausstrahlung. Dies hat seine Geburtsstadt Goch veranlaßt, ihren großen Sohn in besonderer Weise zu ehren und einen Arnold-Janssen-Preis über 15.000 EUR zu stiften. Nach dem Statut wird der Arnold-Janssen-Preis alle zwei Jahre verliehen an Persönlichkeiten oder an Initiativen und Institutionen

- für hervorragende theologische oder pastorale Leistungen insbesondere des ökumenischen oder interreligiösen Dialogs
- für technische, wirtschaftliche, wissenschaftliche, erzieherisch-kulturelle und soziale Initiativen zur nachhaltigen Entwicklung und Lösung existentieller Armutsfagen
- für den couragierten Einsatz für das Leben sowie für die menschlichen Grundrechte und den Frieden.

Eine eigene Homepage www.pater-arnold-janssen.de der Stadt Goch, auf der sich Besucher und Pilger über Lebensstationen des Ordensgründers und über Veranstaltungen zur Heiligsprechung informieren können, ist eingerichtet. (steyl)

Die offizielle Webseite des Weltjugendtages (WJT) 2005 in Köln ist erschienen. Die Adresse lautet: http://www.wjt2005.de. Die Seite erscheint in Deutsch, Englisch, Italienisch, Französisch und Spanisch. Sie ist die Informationsdrehscheibe für den Weltjugendtag, für den es bereits einen vorläufigen Veranstaltungskalender gibt:
Vom 11. bis zum 15. August 2005 laden die deutschen Bistümer Jugendliche aus aller Welt nach Köln zum Weltjugendtag ein. Am 15. August werden die Jugendlichen in Köln erwartet und versammeln sich am Folgetag zur ersten Heiligen Messe, die Erzbischof Joachim Kardinal Meisner von Köln zelebrieren wird. Auch der Heilige Vater wird zu diesem Ereignis in Köln erwartet. Vom 17. bis zum 19. August finden die traditionellen Jugendtreffen mit den Bischöfen (Katechese) statt, deren Höhepunkt stets die Eucharistie ist. Zur gleichen Zeit wird auch das Jugendfestival mit zahlreichen von den Jugendlichen gestalteten Feiern und Veranstaltungen begangen. Am Freitag, dem 19. August abends ist die Kreuzwegandacht vorgesehen. An der Vigil vom Samstag auf Sonntag darauf soll auch der Heilige Vater teilnehmen. Das feierliche Pontifikalamt am Sonntag, dem 21. August wird der Papst dann voraussichtlich selbst zelebrieren.
Das Weltjugendtags-Kreuz wird von Palmsonntag 2004 bis zum XX. WJT in Köln 2005 durch Deutschland reisen. Es wird alle Diözesen für wenigstens 7 Tage besuchen. Auch in Klöstern wird das WJT-Kreuz voraussichtlich Station machen. Wie das Weltjugendtagsbüro mitteilt, würde man sich dort sehr freuen, wenn Orden und Klöster in die Vorbereitung des WJT mit einbezogen werden könnten und das Weltjugendtagskreuz mit der Marien-Ikone für einen oder mehrere Tage bei sich aufnehmen.

(zenit/ok)

# Aus den Ordensobernvereinigungen

## Personelles

Die Generalverwaltung der **Missionare Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria (OMI)** in Rom hat ***P. Dr. Thomas Klosterkamp OMI*** am 21. Mai 2003 (dem Todestag des Stifters) für zunächst drei Jahre zum Provinzial der Deutschen Ordensprovinz ernannt. Die im deutschen Raum als Hünfelder Oblaten bekannte Ordensgemeinschaft zählt heute über 150 Mitglieder in 14 Niederlassungen. P. Klosterkamp tritt die Nachfolge des plötzlich am 25. März 2003 verstorbenen Provinzials P. Theo Gildehaus an. Da P. Klosterkamp bereits seit Ende März als Provinzadministrator die Geschicke der Provinz kommissarisch leitete, tritt er das Amt des Provinzoberen sofort an. Im letzten Jahr wurde P. Klosterkamp an der Theologischen Hochschule Erfurt im Fach Kirchengeschichte zum Doktor der Theologie promoviert.

Beim Provinzkapitel der **deutschen Provinz der Augustiner** während der Pfingstwoche in Germershausen ist ***P. Raimund Klinke OSA*** (49) für die nächsten vier Jahre zum Provinzial gewählt worden. Er folgt in diesem Amt P. Eric Englert OSA, der seit 1991 die deutsche Augustinerprovinz als Provinzial geleitet hat. Der aus Bielefeld stammende neue Provinzial P. Raimund Klinke besuchte ab 1964 das Klosterseminar in Münnerstadt. Nach dem Abitur 1974 trat er noch im selben Jahr in den Augustinerorden ein. Mitglied der Provinzleitung ist P. Raimund bereits seit 1999. Zuletzt wirkte er als Hausprokurator des Konvents St. Augustin in Würzburg.

Ebenfalls in der Pfingstwoche feierte die **Oberdeutsche Provinz der Karmeliten** in Springiersbach/Mosel turnusgemäß ihr Provinzkapitel. Dabei wurde ***P. Christian Körner O.Carm.***, der seit 2000 die Ordensprovinz leitet, für eine zweite Amtszeit von drei Jahren als Provinzial wiedergewählt.

Während der Provinzversammlung vom 23. bis 26. Juni 2003 in Kufstein wurde ***P. Ferdinand Zech CPPS*** für eine zweite Amtszeit von vier Jahren als Provinzial der **Deutsch-Österreichischen Provinz der Missionare vom Kostbaren Blut** bestätigt.

Am 30. Juni 2003 endete die sechsjährige Amtszeit von P. Rudi Pint WV als Provinzial der **deutschen Provinz der Afrikamissionare Weiße Väter**. Einen Tag später übernahm ***P. Detlef Bartsch WV*** das Leitungsamt als Provinzial. Geboren Anfang 1943 in Berlin-Steglitz, absolvierte er sein Theologiestudium in Ottawa/Kanada und empfing 1969 in Saarbrücken die Priesterweihe. Mit kurzer Unterbrechung war er von 1969 bis 2003 als Missionar in Ruanda und Tansania tätig und ist gerade erst nach Deutschland zurückgekehrt, um ab 1. Juli 2003 die Leitung der deutschen Ordensprovinz der Weißen Väter zu übernehmen. Amtsvorgänger P. Rudi Pint, der seit der VDO-Mitgliederversammlung 2001 Vorsitzender der Kommission Weltkirche war und in dieser Funktion die VDO in verschiedenen kirchlichen Gremien vertreten hat, beabsichtigt nach einem Sabbatjahr die Rückkehr zum Missionseinsatz in Mali, wo er bereits von 1972 bis zu seiner Ernennung zum Provinzial 1997 missionarisch tätig war.

Während des Provinzkapitels der **Spiritaner** vom 6. bis 12. Juli 2003 wurde der bisherige Provinzobere ***P. Peter Marzinkowski CSSp***

im ersten Wahlgang für eine zweite Amtszeit von weiteren drei Jahren wiedergewählt. – Bei der Vollversammlung der VDO Ende Juni 2003 in St. Ottilien wurde P. Marzinkowski auf Vorschlag der Kommissionsmitglieder der VDO-Kommission Weltkirche von der Mitgliederversammlung per Akklamation zum Vorsitzenden dieser Kommission gewählt. In dieser Funktion folgt er P. Rudi Pint WV.

Am 23. Juli 2003 wählten die Mönche der **Benediktinerabtei St. Bonifaz** in München, zu der auch das berühmte Kloster Andechs gehört, ***Pater Johannes (Claudius) Eckert OSB*** (34) auf zunächst zwölf Jahre zum neuen Abt und damit zum Nachfolger von Abt Odilo Lechner (72), der St. Bonifaz und Andechs 39 Jahre lang geleitet hat und damit der dienstälteste Benediktinerabt der Welt war. Claudius Eckert studierte in München Theologie und promovierte 1999 über das Thema „Dienen statt Herrschen". Darin verglich er unter anderem die Unternehmensphilosophie von BMW mit der Benedikt-Regel. Im Jahr 2000 wurde Eckert zum Priester geweiht. Die 18 stimmberechtigten Mitglieder des Konvents der Benediktinerabtei St. Bonifaz hatten ihn unter acht wählbaren Mönchen zum Abt gekürt. Als erste Amtshandlung bestätigte er den Prior von Andechs, P. Anselm Bilgri, und andere Mitbrüder in ihren jeweiligen Ämtern. Kardinal Friedrich Wetter beglückwünschte Eckert am Tag seiner Wahl persönlich. Am 2. Oktober wird der Kardinal die Abtweihe vornehmen.

Beim Generalkapitel der Ordensgemeinschaft der **Armen-Brüder des hl. Franziskus**, das vom 16. Bis 29. Juli in Aachen stattfand, wurden die bisher bestehenden Provinzen USA, Brasilien und Europa kirchenrechtlich aufgelöst; zivilrechtlich bestehen sie weiter. Die Ordensgemeinschaft wird jetzt auf einer Leitungsebene durch den Generalminister, den Generalvikar und die Generalräte geleitet. Die Generalräte leiten mit dem Generalminister die Regionen USA, Brasilien und Europa. Für die nächsten sechs Jahre wurde ein Mitbruder aus den USA zum Generalminister und ein niederländischer Mitbruder zum Generalvikar gewählt. Zum Generalrat für die Region Europa wählten die Delegierten ***Br. Matthäus Werner CFP***.

**St. Anna Schwestern**, Badstr. 16, 82431 Kochel, Neuwahl: Generaloberin ***Sr. Aloisia Hofmann***, Vorgängerin: Sr. Agnes Greipl

**Arme Schulschwestern von Unserer Lieben Frau,** Bruno-Möhring-Str. 17, 12277 Berlin, Wiederwahl: Provinzoberin ***Sr. M. Claudia Vietz***

**Armen Schulschwestern von unserer Lieben Frau,** Im Winkel 24, 33034 Brakel, Neuwahl: Provinzoberin ***Sr. Therese Marie Everts,*** Vorgängerin: Sr. M. Diemut Kronenberg

**Dillinger Franziskanerinnen** Kard.-von-Walburg-Str. 2, 89407 Dillingen, Wiederwahl: Provinzoberin ***Sr. M. Regitta Michel***

**Franziskanerinnen von der Buße und der christlichen Liebe** Insel Nonnenwerth, 53424 Remagen, Wiederwahl: Provinzoberin ***Sr. Maria Lay***

**Kongregation der Franziskanerinnen von Erlenbad,** Erlenbadstr. 75, 77880 Sasbach - 2, Wiederwahl: Provinzoberin ***Sr. Magdalene König***

**Schwestern der Heimsuchung Mariens**, Beuerberg, 82547 Eurasburg, Neuwahl: Oberin ***Sr. Maria Innocentia***, Vorgängerin: Sr. Maria Paula Stadtmüller

**Schwestern von der Heimsuchung Mariä,** Klosterplatz 1, 83623 Dietramszell, Neuwahl: Oberin ***Sr. Louise Raphaela Glaser*** Vorgängerin: Sr. M. Kiliana Raps

**Kloster der Salesianerinnen Oberroning**, Klosterweg 2, 84056 Rottenburg a.d.L. Neuwahl: Oberin ***Sr. Beata Jäger***, Vorgängerin: Sr. M. Alberta Winzinger

**Schwesternschaft der Krankenfürsorge des Dritten Ordens**, Menzinger Str. 48, 80638 München, Neuwahl: Generaloberin ***Sr. Elisabeth Seidl,*** Vorgängerin: Sr. Hubertine Holzmayr

**Föderation der deutschsprachigen Klarissen,** Sitz: St. Klara-Platz 2, 47623 Kevelaer, Wiederwahl: Föderationspräsidentin ***Sr. M. Bernadette Bargel***, ebenso Wiederwahl als Äbtissin des **Klarissenklosters in Kevelaer**

**Vinzentinerinnen**, Margarita Linder Str. 8, 89617 Untermarchtal, Wiederwahl: Generaloberin ***Sr. Marieluise Metzger***

Karmel Aufkirchen, Marienplatz 1, 82335 Berg, Neuwahl: Priorin ***Sr. M. Hedwig Oberleitner***, Vorgängerin: Sr. Alberta Bader

## Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands (VOD) wählt neuen Vorstand

Neue Vorsitzende der Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands (VOD) ist Schwester Aloisia Höing SMMP, Generaloberin der Schwestern der hl. Maria Magdalena Postel (Heiligenstädter Schulschwestern). Im Rahmen der Vollversammlung der Ordensoberinnen in Freising wurde Sr. Aloisia am Freitag, 13.06.2003, zur Nachfolgerin von Generaloberin Sr. Maria Claudia Bos (Aachen) in dieses Amt gewählt.
Zur neuen zweiten Vorsitzenden der VOD wurde Schwester Mediatrix Nies, Generaloberin der Franziskanerinnen von der ewigen Anbetung (Olpe), gewählt. Dem erweiterten Vorstand gehören an: Schwester Hanna Remke, Provinzoberin der Missions-Dominikanerinnen (Schlehdorf), Schwester Magdalene Klein, Provinzoberin der Missionsschwestern vom katholischen Apostolat (Pallottinerinnen, Limburg), Mutter Maire Hickey, Äbtissin des Benediktinerinnenklosters St. Scholastika (Dinklage), Schwester Simone Zöller, Generaloberin der Sießener Franziskanerinnen (Saulgau) und Schwester Veritas Albers, Generaloberin der Ursulinenkongregation vom Calvarienberg (Bad Neuenahr-Ahrweiler). Nur Schwester Mediatrix Nies und Schwester Simone Zöller gehörten bereits dem letzten Vorstand der VOD an und bilden zusammen mit der im Amt bestätigten Generalsekretärin Sr. Cäcilia Höffmann SSpS die Kontinuität im VOD-Vorstand, dessen Amtszeit drei Jahre beträgt. Zur VOD gehören Höhere Ordensoberinnen von rund 350 Gemeinschaften mit etwa 29.000 Ordensfrauen. Fotos vom neuen Vorstand sind im Internet abrufbar unter http://www.orden.de/aktuell .

## Neuer Vorstand der Vereinigung Deutscher Ordensobern (VDO)

Auch die VDO hat einen neuen Ersten und Zweiten Vorsitzenden. Bei der diesjährigen Vollversammlung der Äbte und Provinziale vom 29. Juni bis 2. Juli 2003 in der Erzabtei St. Ottilien wurde P. August Hülsmann SCJ, bisher Vorsitzender der VDO-Pastoralkommission, zum Ersten Vorsitzenden und P. Hans-Albert Gunk OP zum Zweiten Vorsitzenden für die noch verbleibende Amtszeit des Vorstands bis zur Jahrestagung 2005 gewählt. Die Nachwahl war erforderlich geworden, nachdem die beiden bisher amtierenden Vorsitzenden aufgrund des Endes ihrer Amtszeit als Ordensobere aus der VDO ausscheiden bzw. bereits ausgeschieden sind: P. Eric Englert OSA beendete bereits in der Pfingstwoche und P. Herbert Bihlmayer SDB beendet am 15. August nach jeweils 12-jähriger Tätigkeit (und VDO-Mitgliedschaft) das Leitungsamt als Provinzial.

Die diesjährige Mitgliederversammlung fand auf Einladung von Erzabt Jeremias in Verbindung mit dem 100-jährigen Weihefest der Abteikirche St. Ottilien statt. Am Pontifikalgottesdienst, den der Apostolische Nuntius in Deutschland, Erzbischof Giovanni Lajolo zelebrierte und in dessen Verlauf eine Grußbotschaft von Kardinal-Staatssekretär Sodano im Auftrag des Heiligen Vaters verlesen wurde, konnten schon zahlreiche Ordensobere der VDO und VOB teilnehmen, die zum Teil schon am Vortag angereist waren.
Wissenschaftsminister Hans Zehetmair von der Bayerischen Staatsregierung hielt am Nachmittag einen bemerkenswerten Festvortrag zum Thema „200 Jahre Säkularisation – Bayern auf dem Weg in die Moderne", der viel Zustimmung fand und auch die Ordensobern-Vereinigungen in ihrer Bedeutung für Kirche und Gesellschaft würdigte. Der Vortrag wird voraussichtlich in Heft 4/2003 der *Ordenskorrespondenz* veröffentlicht. Höhepunkt des Tages war die nur für den Konvent, die Mitglieder der VDO und VOB und einige Gäste reservierte Uraufführung eines von Erzabt Jeremias in Auftrag gegebenen beeindruckenden Mysterienspiels auf dem Kirchplatz und in der Klosterkirche mit dem Titel „Die Narrheit Gottes", das von Mönchen, Schülern und Ehemaligen des Rhabanus-Maurus-Gymnasiums erarbeitet und aufgeführt wurde. Der festliche Sonntag schloss nach der rund zweieinhalb-stündigen abendlichen Theateraufführung mit einem grandiosen Feuerwerk.
Der folgende Montag war mit einem sehr dichten Beratungsprogramm bis in den Abend hinein ausgefüllt. Auf der Tagesordnung standen Themen wie „Koordination und Kooperation der Ordensgemeinschaften in der mittelfristigen Personal- und Standortplanung", „Controlling im Ordensbereich", „Novellierung der Kirchlichen Datenschutzanordnung" und eine Schwerpunktberichterstattung zum Bereich „Medien". Einen Rückblick auf die Ordenspräsenz beim Ökumenischen Kirchentag in Berlin gab Fr. Rudolf Knopp, einen Ausblick auf den Weltjugendtag 2005 in Köln und die Beteiligung der Orden bot P. Guido Hügen OSB aus der Sicht der AGJPO.
Zum Abschluss der Mitgliederversammlung ging es im Rahmen eines Studienhalbtags um „Orden im Kontext von Kirche und Gesellschaft: Unsere Erfahrung von heute – Verantwortung für morgen". Die Referate und Statements des Studienhalbtags werden voraussichtlich in Heft 4/2003 der Ordenskorrespondenz veröffentlicht.

## Aufgaben und Profil des Ordensreferenten

Wie das Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz mitteilte, hat die Kommission für Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste (K IV) den von der Arbeitsgruppe „Institute des geweihten Lebens" vorgelegten Textentwurf „Aufgaben und Profil des Ordensreferenten" in der Fassung vom 26. Juni 2003 zustimmend zur Kenntnis genommen. Bischof Dr. Viktor Josef Dammertz wird den Text mit einem Begleitschreiben den bischöflichen Ordinarien zur Verfügung stellen.
Der einmal jährlich tagenden Arbeitsgruppe „Institute des geweihten Lebens" – eine Unterkommission der Kommission IV der Deutschen Bischofskonferenz – gehören auf bischöflicher Seite die Weihbischöfe Weinhold (Vorsitzender), Genn (Trier), Guggenberger (Regensburg) und Melzer (Köln) an, von Ordensseite die Ersten und Zweiten Vorsitzenden sowie die Generalsekretäre der VDO, VOD und VOB. Außerdem nimmt eine Vertreterin der Säkularinstitute sowie der Vorsitzende der Ordensreferentenkonferenz (derzeit P. Alfred Schellmann OMI, Ordensreferent des Bistums Limburg) und der Direktor des Informationszentrums Berufe der Kirche (Freiburg) an den Beratungen der Arbeitsgruppe teil.

## Bundesversicherungsanstalt führt Säumniszuschläge bei Nachversicherungen ein

Die BfA Berlin erhebt ab sofort „bei zu spät gezahlten Nachversicherungsbeiträgen" Säumniszuschläge nach § 24 Abs. 1 SGB IV. Für die Ordensgemeinschaften bedeutet dies künftig: Wenn man nicht zur Zahlung von Säumniszuschlägen verpflichtet werden will, muss die Zahlung für die Nachversicherung eines ausgeschiedenen Ordensmitglieds innerhalb von drei Monaten nach Eintritt des Nachversicherungsfalles auf einem Konto des Rentenversicherungsträgers eingegangen sein. Geht das Geld später ein, ist für jeden angefangenen Monat der Säumnis ein Säumniszuschlag von 1 % des rückständigen (auf 50 EUR nach unten abgerundeten) Betrages zu zahlen, außer (Kulanzregelung!) wenn der rückständige Betrag unter 100 EUR liegt und der Säumniszuschlag gesondert schriftlich anzufordern wäre.

Auswirkungen für die Praxis:
a) War der „Tag des faktischen Ausscheidens" beispielsweise am 15. Januar 2003 und geht die Zahlung des korrekt berechneten Nachversicherungsbeitrags erst am 15. Juni 2003 statt am 15. April 2003 auf dem Konto der Rentenversicherung ein, sind *bereits für drei Monate* (nämlich für April, Mai und Juni) Säumniszuschläge zu zahlen. Damit ist es künftig nicht mehr ohne Säumniszuschlag möglich, innerhalb eines Kalenderjahres eine fällige Nachversicherungszahlung bis zum Jahresende hinauszuzögern, obwohl sich sonst keine Berechnungsdaten ändern.
b) Erfolgte der Ordensaustritt beispielsweise bereits zum 30.11.1995 und wird die Nachversicherung aus welchen Gründen auch immer erst nachträglich im Jahr 2003 durchgeführt (Geldeingang bei der BfA am 2. Mai 2003), ist ein saftiger Säumniszuschlag fällig: Die Nachversicherung wäre am 01.12.1995 fällig gewesen und hätte innerhalb von drei Monaten durchgeführt werden müssen, also bis 01.03.1996. Ist dies nicht geschehen, beginnt ab diesem Zeitpunkt die Säumnis. Der Zuschlag auf die *tatsächliche* Nachversicherungsschuld wird berechnet ausgehend von jenem Betrag, der bei pünktlicher Zahlung (also am 31.03.1996) zu zahlen gewesen wäre („*fiktive* Nachversicherungsschuld").
*Beispiel*: Erste Profess am 01.07.1990, Ordenaustritt am 30.11.1995, keine Studienzeiten, keine Auslandszeiten etc. Fälligkeit der Nachversicherung am 01.12.1995, Fälligkeit im Sinne des § 24 Abs. 1 SGB IV am 01.03.1996. Zahlungseingang der tatsächlichen Nachversicherungsschuld beim Rententräger am 10. April 2003.
Die *tatsächliche Nachversicherungsschuld* wird berechnet mit den Berechnungsdaten (RV-Prozentsatz und Dynamisierungsfaktoren) für Zahlungen im Jahr 2003. Das ergibt eine tatsächliche Nachversicherungsschuld von 11.486,50 EUR.
Dann ist die *fiktive Nachversicherungsschuld* zu berechnen, die bei pünktlicher Nachversicherungszahlung bis 01.03.1996 nach den damaligen Berechnungsdaten (inklusive Dynamisierungsfaktoren und RV-Prozentsatz für Zahlungen im Jahr 1995) gegolten haben. Das ergibt eine fiktive Nachversicherungsschuld von DM 19.754,16 = 10.100,14 EUR. Von dieser fiktiven Nachversicherungsschuld ist dann der Säumniszuschlag für März 1996 bis April 2003 (= 86 Monate) in Höhe von 1 % pro Monat zu berechnen: 10.100,14 EUR x 86 Monate X 1 % ergibt einen Säumniszuschlag von 8.686,12 EUR, der zusätzlich zur tatsächlichen Nachversicherungsschuld gezahlt werden muss. Damit sind für diese Nachversicherung insgesamt 20.172,62 EUR zu zahlen, also mehr als das Doppelte wie bei damals (Anfang 1996) fristgerechter Zahlung.

Das Generalsekretariat der VDO hat bei der BfA eine grundsätzliche Überprüfung dieser Verwaltungsanordnung gefordert. Bei der konkreten Umsetzung der auch ihr aufge-

zwungenen neuen Praxis hat die BfA auf einige Forderungen des VDO-Generalsekretariates positiv reagiert, soweit dies in ihrer Kompetenz liegt:

*Vertrauensschutz:*
a) Der vom Generalsekretariat der VDO geforderte Vertrauensschutz wird eingeräumt für alle Nachversicherungsverfahren, in denen die Nachversicherungsbeiträge vom zahlungspflichtigen Orden *vor dem 01.01.2001 gezahlt* worden sind, obwohl bereits seit 1995 Säumniszuschläge bei verspäteter Zahlung hätten verlangt werden müssen. *Das bedeutet:* Die BfA verzichtet auf nachträgliche Einforderung von Säumniszuschlägen bei „Altfällen", in denen die Nachversicherungszahlung des Ordens bis 31.12.1994 bei der BfA eingegangen ist, selbst wenn diese Zahlung später als 3 Monate nach dem Zeitpunkt der Zahlungspflicht erfolgte.
b) Ob es Vertrauensschutz auch hinsichtlich der *zwischen dem 01.01.2001 und dem 31.05.2003* bei der BfA eingegangenen Nachversicherungsbeiträge gibt, hängt von einem noch ausstehenden Prüfungsbericht des Bundesrechnungshofes ab. *Das bedeutet:* Möglicherweise muss die BfA bei allen Nachversicherungszahlungen, die zwischen dem 01.01.2001 und dem 31.05.2003 bei der BfA eingegangen sind, prüfen, ob diese Zahlung innerhalb des 3-Monats-Zeitraums ab Eintritt der Nachversicherungspflicht oder erst verspätet eingegangen ist. *Das bedeutet:* Wenn die im genannten Zeitraum eingegangene Nachversicherungszahlung als verspätete Zahlung anzusehen ist, muss die BfA – falls es der Bundesrechnungshof so vorschreibt – nachträglich Säumniszuschläge einfordern. Vielleicht gilt aber auch für diesen Zeitraum Vertrauensschutz.
c) Für verspätet gezahlte Nachversicherungsbeiträge, die *ab 01.06.2003* bei der BfA eingehen, gibt es keine rechtliche Grundlage für einen Vertrauensschutz, so dass in jedem Fall mit der Einforderung von Säumniszuschlägen zu rechnen ist, wenn die Nachversicherungszahlung später als 3 Monate nach dem Eintritt der Nachversicherungspflicht bei der BfA eingeht. Das bedeutet: Sofern es noch abzuwickelnde „Altfälle" gibt, sollte die Nachversicherungszahlung noch innerhalb des laufenden Monats Mai erfolgen, um möglicherweise doch noch (siehe oben Abschnitt b) um die zusätzliche Zahlung von Säumniszuschlägen herum zu kommen. Ganz ausgeschlossen werden kann dies allerdings nicht.

*Zahlung von Säumniszuschlägen mit oder ohne Aufforderung?*
Obwohl im Merkblatt der BfA zum Thema „Säumniszuschläge" ausdrücklich darauf hingewiesen wird, dass die Nachversicherungsschuldner kraft Gesetz dazu verpflichtet sind, Säumniszuschläge *auch ohne Aufforderung der BfA* zu zahlen, wenn die Voraussetzungen dafür vorliegen, rät die Grundsatzabteilung der BfA in ihrem Schreiben vom 6. Mai 2003 ausdrücklich davon ab, den eventuellen Säumniszuschlag selbst zu berechnen und von sich aus zu zahlen, und weist darauf hin, dass man *erst den Forderungsbescheid der BfA abwarten* soll, um die Rechtmäßigkeit der BfA-Auffassung zur Erhebung von Säumniszuschlägen und deren Höhe zu prüfen und ggf. Schritte dagegen einleiten zu können.
Geht ein Forderungsbescheid der BfA ein, gegen den man Widerspruch (und bei dessen Ablehnung Klage vor dem Sozialgericht) einlegen möchte, ist man dennoch zunächst zur Zahlung der Forderung verpflichtet, da Widerspruch und Klage keine aufschiebende Wirkung haben. Man kann allerdings, wie die BfA in ihrem Schreiben mitteilt, auch die Zahlung nach Einlegen des Widerspruchs verweigern und sollte dann gleichzeitig die Aussetzung der Vollziehung des Bescheides gemäß § 86 a Abs. 3 Sozialgerichtsgesetz (SGG) beantragen; ansonsten könnte die BfA die Säumniszuschläge im Wege der Zwangsvollstreckung einziehen.

*BfA kann im Einzelfall auch Säumniszuschläge erlassen*
Wie die Grundsatzabteilung der BfA in ihrem Schreiben vom 6. Mai 2003 versichert, beachtet sie bei der Erhebung von Säumniszuschlägen auf verspätet gezahlte Nachversicherungsbeiträge auch die Bestimmungen des § 76 Abs. 2 Nr. 3 SGB IV. Danach *darf der Rentenversicherungsträger Ansprüche erlassen, wenn deren Einziehung nach Lage des einzelnen Falles unbillig wäre.* Deshalb empfiehlt die Grundsatzabteilung der BfA ausdrücklich, in jedem Fall *erst einen Forderungsbescheid über den Säumniszuschlag abzuwarten und hiergegen einen begründeten Widerspruch einzulegen.* Es wurde zugesagt, dass die BfA die in diesem Widerspruch dargelegten Gründe für die verspätete Zahlung der Nachversicherungsbeiträge (z.B. vorheriger Klärungsbedarf bei der BfA) im Hinblick auf § 76 Abs. 2 Nr. 3 SGB IV berücksichtigen wird. *Das bedeutet:* Zieht sich ein eingeleitetes Nachversicherungsverfahren aufgrund eines komplizierten Briefwechsels mit der BfA oder langer Reaktionszeiten der BfA ohne Schuld der zahlungspflichtigen Ordensgemeinschaft hin, kann man auf den Erlass einer Forderung von Säumniszuschlägen hoffen, sofern in diesem Fall eine solche Forderung überhaupt erhoben wird.
Die Erläuterungen der BfA zeigen, dass sich die BfA schon seit längerem zugunsten der Orden als mögliche Nachversicherungsschuldner beim Austritt von Mitgliedern eingesetzt hat. So hart uns die Anwendung der Säumniszuschläge auch trifft, müssen wir doch dankbar dafür sein, dass sie uns erst jetzt trifft und dass uns seitens der BfA auch Hilfen angeboten werden. Schon die Einräumung einer 3-Monats-Frist ab dem Eintritt des Nachversicherungsfalles ist ein Entgegenkommen, da das Gesetz (§ 24 Abs. 1 SGB IV) bereits einen Säumniszuschlag vorsieht, wenn die Beiträge nicht bis zum Ablauf des Fälligkeitstages gezahlt wurden.
*Es bleibt für künftige Nachversicherungsfälle festzuhalten:* Die Nachversicherung muss *innerhalb von 3 Monaten ab dem Eintritt der Nachversicherungsverpflichtung* (Tag des faktischen Ausscheidens) durchgeführt worden und die Nachversicherungsbeiträge auf einem BfA-Konto eingegangen sein. Wird diese Frist nicht eingehalten, muss mit der Erhebung von Säumniszuschlägen gerechnet werden.

## Alle Zahlen der gesetzlichen Rentenversicherung auf einen Blick

Alle Zahlen und Tabellen, die in der gesetzlichen Rentenversicherung eine Rolle spielen, haben die bayerischen Landesversicherungsanstalten in einer Broschüre zusammen gefasst. Die aktuelle, ab Juli 2003 geltende Fassung, steht ab sofort im Internetangebot der bayerischen LVA'en zum download zur Verfügung unter den Adressen www.lva-oberbayern.de, www.lva-landshut.de, www.lva-bayreuth.de, www.lva-unterfranken.de oder www.lva-schwaben.de. Die Broschüre kann auch unter der kostenlosen Servicetelefonnummer 0800INFOLVA bzw. 0800/4636582 angefordert werden.

## Vereinfachter Spendennachweis

Zukünftig erkennen die Finanzämter nach einer Verfügung der Oberfinanzdirektion Karlsruhe vom 10.01.2003 (S 2223 A - St 314) die abgestempelte Durchschrift des Überweisungsbelegs nicht mehr als Nachweis für eine Spende an, da daraus nicht ersichtlich ist, ob die Buchung tatsächlich durchgeführt wurde. Zum Nachweis einer Zuwendung im Sinne von § 10 b EStG und § 34 g EStG genügt in bestimmten Fällen die Vorlage des Barzahlungsbelegs oder der Buchungsbestätigung eines Kreditinstituts, aus der neben dem Namen und der Kontonummer auch der Betrag und der Buchungstag ersichtlich sein

müssen (§ 50 Abs. 2 EstDV). Die Verwaltungspraxis hat bisher auch eine abgestempelte Durchschrift des Überweisungsbelegs anerkannt. Da Banken jedoch zunehmend Überweisungsdurchschläge nicht mehr abstempeln oder dem Kunden einen Stempel zur Verfügung stellen, reicht die abgestempelte Durchschrift des Überweisungsbelegs künftig nicht mehr zum Nachweis einer erfolgten Buchung aus. Anerkannt wird in diesen Fällen nur noch die Vorlage des Kontoauszugs. Unterhält der Kunde bei der Bank kein Konto, genügt hilfsweise ein Bareinzahlungsbeleg der Bank mit dem Aufdruck „Zahlung erfolgt".

## Änderung der Rahmenordnung für eine Mitarbeitervertretungsordnung (MAVO)

Die Vollversammlung des Verbandes der Diözesen Deutschlands hat am 23. Juni 2003 die Änderung der Rahmenordnung für eine Mitarbeitervertretungsordnung beschlossen. Damit fand ein Gesetzgebungsverfahren seinen Abschluss, das im Herbst 2000 seinen Anfang genommen hat.

Die beschlossenen Änderungen der Rahmen-MAVO sind von Prof. Dr. Gregor Thüsing in einem 27-seitigen Papier zusammengetragen und erläutert worden. Das Papier kann bei der Pressestelle der VDO (pressestelle@orden.de) unter dem Stichwort „Änderung der Rahmen-MAVO" per eMail als kostenlose Textdatei oder gegen Einsendung von 3 EUR in Briefmarken in ausgedruckter Form im Generalsekretariat der VDO in Bamberg angefordert werden. Gleiches gilt für jene, die Zugang zum CariNet des DCV haben: Der Beschlusstext ist dort unter „Dienstgeber AK/Beiträge/MAVO-Novellierung" zu finden. Die insbesondere auch von Ordensseite schon im Vorfeld kritisierte Informationspflicht des Dienstgebers gegenüber der Mitarbeitervertretung über wirtschaftliche Angelegenheiten – neu eingefügt in die AMVO als § 27 a – ist auf eine Informationspflicht über die wirtschaftlichen Angelegenheiten der Einrichtungen reduziert worden, nachdem ursprünglich eine Informationspflicht über die wirtschaftliche Angelegenheiten des Trägers insgesamt vorgesehen bzw. gefordert worden war. Die Informationspflicht bezieht sich auf eine mindestens einmal jährliche schriftliche Unterrichtung der Mitarbeitervertretung über die wirtschaftliche und finanzielle Lage der Einrichtung und die sich daraus ergebenden Auswirkungen auf die Personalplanung. Dazu gehören z.B. auch geplante Rationalisierungsvorhaben, die Änderung der Organisation oder des Zwecks der Einrichtung sowie sonstige Veränderungen und Vorhaben, welche die Interessen der Beschäftigten der Einrichtung wesentlich berühren können. Erforderliche Unterlagen dazu sind vor allem der Jahresabschluss und der Lagebericht.

Soweit die Einrichtungen eines Trägers zivilrechtlich nicht ausgegliedert sind, gilt – allerdings nur für Träger in der Rechtsform einer Körperschaft des öffentlichen Rechts – die Einschränkung, dass nur über den auf die Einrichtung bezogenen Teil des Verwaltungshaushalts und der Jahresrechnung zu informieren ist. Das bedeutet faktisch: Träger mit anderer Rechtsform müssen über ihren gesamten Verwaltungskostenhaushalt und die Jahresrechnung informieren.

Dies alles gilt für Einrichtungen mit durchschnittlich mehr als 50 Beschäftigten mit eigener Mitarbeitervertretung. Bei kleineren Einrichtungen ist keine schriftliche Information der Mitarbeitervertretung erforderlich, sondern dort muss der Dienstgeber einmal jährlich eine Mitarbeiterversammlung einberufen, um über das Personal- und Sozialwesen der Einrichtung und über die wirtschaftliche Lage und Entwicklung der Einrichtung zu berichten.

## Pilotprojekt zur Krisenintervention

Die „Vereinigung katholischer Schulen in Ordenstradition" (Ordensdirektorenvereinigung ODIV) hatte Anfang Januar 2003 in der Malteser-Kommende in Engelskirchen ein Seminar zum Thema „Schulische Krisenintervention" für Schulleiter/-innen, Beratungslehrer/-innen und Schulseelsorger/-innen veranstaltet. Dabei ging es um die Frage: Wie gehen Schulen mit Krisen um? Spätestens seit dem Massaker an einem Gymnasium in Erfurt am 26. April 2002 hat diese Frage einen aktuellen Stellenwert bekommen. Eine Woche lang suchten Vertreter von Ordenschulen in der Malteser-Kommende in Ehreshoven vor den Toren Kölns Antworten auf diese Frage. Im Rahmen eines bundesweit erstmals ausgerichteten Pilotprojektes hatte die ODIV, der über 260 Schulen in Ordensträgerschaft in Deutschland angehören, und der Malteser Hilfsdienst eingeladen. Rektoren, Schulseelsorger und Beratungslehrer von 24 Ordensschulen nahmen dieses erste Fortbildungsangebot wahr.
Der schulische Alltag kann sehr plötzlich durchbrochen werden. Dann müssen Schulleitung und Lehrkräfte schnell, umfassend und qualifiziert reagieren können. Ob es sich dabei um Todesfälle unter Lehrern und Schülern, um kriminelle Handlungen oder um Ereignisse wie den 11. September handelt, in Deutschland, so Pater Dr. Jürgen Langer CSsR von den Maltesern, gebe es zur Zeit wenig systematische Hilfen für Schulen in einer solchen Situation. In Referaten, Fallbesprechungen, Gruppenarbeit und Projektarbeit und durch das Erstellen eines schuleigenen Krisenreaktionsplanes wurden die Teilnehmer des Pilotprojektes qualifiziert, bei verschiedenen schulischen Krisenanlässen, die immer vorkommen können, angemessen zu reagieren.
Die Materialien, Präsentationen und Referate dieses Seminars sind auf CD-ROM gebrannt und können per eMail im Generalsekretariat der VDO unter pressestelle@orden.de angefordert werden.

## Pastoralkurs Krankenhaus-Seelsorge

Das Referat Krankenhaus-, Hospiz- und Notfallseelsorge und Seelsorge für Berufe im Gesundheitswesen im Erzbistum Köln bietet für angehende Krankenhaus-Seelsorger und -Seelsorgerinnen seit 1978 und erneut für 2004/2005 in Zusammenarbeit mit den fünf nordrhein-westfälischen Bistümern eine Zusatzausbildung „Krankenhausseelsorge" an. Die Kurse haben jeweils zwei Phasen: (a) einen geschlossenen Sechswochen-Kurs mit Praxisfeldern in den Stationen der Kölner Krankenhäuser St. Hildegardis (Köln-Lindenthal), St. Elisabeth (Köln-Hohenlind) und Universitätskliniken Köln und (b) drei Zweiwochen-Kurse, in denen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer zusammenkommen, um Material aus ihren Einsatzkrankenhäusern gemeinsam zu erarbeiten. Im Anschluss an den Kurs sind die Teilnehmer und Teilnehmerinnen verpflichtet, in Selbstorganisation 12 Sitzungen Einzel- oder Gruppensupervision zu nehmen. Die Teilnahmegebühr beträgt 3.495 EUR (bestehend aus Kursgebühr 725 EUR, Unterbringung in Appartements 2.050 EUR und Selbstverpflegung/Pauschale vor Ort 720 EUR). Ort der Ausbildung ist die Caritas-Akademie Köln-Hohenlind, Wertmannstr. 1a, 50935 Köln, Tel. 0221/468600, Internet: www.caritas-akademie.de . Nähere Information und Anmeldung unter folgender Adresse: Referat Krankenhaus-, Hospiz- und Notfallseelsorge im Erzbistum Köln, Pfr. Rainer Hintzen (Sekretariat: Schw. M. Arntrudis Becker ADJC), Marzellenstr. 32, 50668 Köln, Tel. 0221/1642-1552 oder -1553, Fax 0221/1642-1556, eMail: krankenhausseelsorge@erzbistum-koeln.de

## Seminarreihe „Psychiatrie – Spiritualität":

Der bei vielen Ordensgemeinschaften bekannte und engagierte Bamberger Moral-

theologe und psychotherapeutische Theologe Dr. Georg Beirer weist aufgrund zahlreicher Nachfragen aus dem Kreis der Ordensobern auf folgende Kursausschreibungen in der von ihm mitveranstalteten Seminarreihe „Psychiatrie – Spiritualität" hin:
*„Lebensleitsätze – Lebensleidsätze: Vorsätze und (spirituelle) Denkmuster, die unser Zusam-menleben im Orden prägen."* 15.-18.03.2004, Gästehaus der Communität Christusbruder-schaft, 95147 Selbitz. Zielgruppe sind Verantwortliche in geistlichen Gemeinschaften (max. 18 Tln.). Zielvorstellung: Erkennen innerer Lebensleitsätze, die das Handeln als Ordens-mann/Ordensfrau und Verantwortliche(r) prägen. Kritische Analyse dieser Leitsätze und deren Auswirkungen auf den eigenen Lebensstil und die Erwartungen an sich selbst und andere. Grundregeln des inneren Selbstgesprächs bei seelischen und spirituellen Problemen erfassen und verändern.
*„Ist einer krank unter euch (Jak 5,14). Seelische Erkrankungen bei Ordensangehörigen"* (Grundlagenseminar). 13.-16.09.2004, Gästehaus der Communität Christusbruderschaft, 95147 Selbitz. Zielgruppe sind Verantwortliche in geistlichen Gemeinschaften (max. 18 Tln.). Zielvorstellung: Grundlegende Informationen zu einzelnen seelischen (psychiatrischen) Krankheitsbildern. Hilfen zur Wahrnehmung seelsicher Erkrankungen bei Mitgliedern der eigenen Gemeinschaft und zum Umgang mit Betroffenen. Aufzeigen von Handlungsmöglichkeiten und Handlungsorientierung im Alltag. Auswirkungen auf Glaubensleben und Spiritualität. Kursleitung beider Kurse: Sr. Dr. med. Margit Sophia Vogler, Selbitz, und Dr. theol. Georg Beirer, Bamberg. Information und Anmeldung für beide Kurse: Communität Christusbruderschaft, Gäste-haus, Postfach 12 60, 95147 Selbitz, Tel. 09280/6850, Fax 09280/986401, eMail gaestehaus@christusbruderschaft.de, Homepage: www.christusbruderschaft.de , Gebühr pro Kurs 200 Eur, Vollpension je nach Unterbringung zwischen 25 und 40 EUR pro Tag.

## Alt werden in alten Gemeinschaften / Seminar für Oberinnen

Die Johannesschwestern von Maria Königin haben im Johannes-Haw-Heim in Leutesdorf in der Zeit vom 23. bis 30. September 2003 ein Seminar für Oberinnen und Rätinnen aus-geschrieben mit dem Thema „Alt werden in alten Gemeinschaften". Die Nachfrage war so groß, dass das Seminar vom 22. bis 29. März 2004 mit dem gleichen Programm und den gleichen Referenten ein zweites Mal angeboten wird für Schwestern, die jetzt eine Absage erhalten haben, für neue Interessentinnen und als Entlastung für den überfüllten Kurs im September. Anmeldungen an das Johannes-Haw-Heim, 56599 Leutesdorf

## Journalistische Ausbildung von Theologen und Theologinnen beim ifp in München

Das Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses (ifp) in München bietet insbesondere für Mitglieder von Ordensgemeinschaften und Mitarbeiter/-innen von Ordenseinrichtungen einen Kurs zur Einführung in die Grundlagen journalistischen Arbeitens an. Der Kurs umfasst vier jeweils einwöchige Medienseminare in den Bereichen Presse, Hörfunk, Fernsehen und Öffentlichkeitsarbeit, die sich insgesamt über einen Zeitraum von 14 Monaten erstrecken. Anmeldeschluss für den nächsten Kurs ist der 1. Oktober 2003. Die Kosten betragen pro Seminar und Teilnehmer 510 EUR einschließlich Vollpension. Nähere Information beim Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses, Rosenheimer Str. 145 b, 81671 München, Tel. 089/549103-0, Fax 089/5504486, eMail: info@ifp-kma.de , Internet: www.ifp-kma.de .

## Tagung der Arbeitsgemeinschaft Benediktineroblaten in St. Ottilien

Vom 10. bis 13. Juni tagte die „Arbeitsgemeinschaft Benediktineroblaten", der Zusammenschluss von Oblatengemeinschaften des deutschen Sprachraums, in der Erzabtei St. Ottilien. 32 Gemeinschaften mit insgesamt 84 Teilnehmern vor allem aus Deutschland, aber auch aus der Schweiz, Österreich und Ungarn waren auf der Tagung vertreten. Das spirituelle Thema der „stabilitas" wurde in einem Referat von Sr. Birgitta Louis von der Kommunität Venio, München, behandelt. Der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft, Abt Albert Altenähr (Kornelimünster), führte in einem Kurzreferat in die Diskussion über das „Selbstverständnis der Oblaten im deutschen Sprachraum heute" ein. Des weiteren wurde der Oblatenkongress 2005 besprochen, den Abtprimas Notker Wolf ins Gespräch gebracht hat. Hier wurde vor allem die Notwendigkeit eines klaren inhaltlichen Konzepts für den Kongress 2005 betont. Wichtig erscheint den deutschsprachigen Oblatengemeinschaften ein Überdenken der alten Oblatenidee und ihre Übersetzung in die heutige Zeit und in die jeweilige Kultur der verschiedenen Weltregionen. – Der bei solchen Tagungen übliche Ausflug führte die Tagungsteilnehmer in die ehemalige Augustiner-Chorherren-Kirche Rottenbuch und in die Abtei Ettal.

Nachrichten aus Kornelimünster

## Arbeitskreis Ordensgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts

*Werkstattbericht von der dritten wissenschaftlichen Fachtagung vom 7. – 9. 02. 2003 an der Phil.-Theol. Hochschule Vallendar*

Der Arbeitskreis ist ein Diskussionsforum für aktuelle Arbeiten zur Geschichte von Orden und Kongregationen und widmete sich bei dieser Tagung überwiegend Themen des 19. Jahrhunderts.

Prof. Dr. Joachim Schmiedl (Vallendar) betrachtete die 200. Wiederkehr des Reichsdeputationshauptschlusses aus der Perspektive der Ordensgeschichtsschreibung. Die Säkularisation war die notwendige Folge eines Mentalitätswandels, der sich aus den Denkmustern der Aufklärung ergab. Die öffentliche Meinung stellte die Nützlichkeit der Orden und Klöster auf mehreren Ebenen in Frage: wirtschaftlich waren Klöster nicht mehr zeitgemäß, man sprach den Ordensleuten pädagogische Kompetenzen weitgehend ab und sah im traditionellen christlichen Ordensleben eine überholte Lebensform. Gleichzeitig verlor die Theologie im ausgehenden 18. Jahrhundert an Bedeutung gegenüber den Naturwissenschaften. Die Beschlüsse des Wiener Kongresses sahen einen finanziellen Ausgleich für die Geschädigten vor. Doch hier konstatierte Schmiedl eine ekklesiologische Schieflage: Die Kirche sah sich in apostolischer Sukzession und unter dem Primat des römischen Papstes stehend, als in sich autarke „societas perfecta". Den Gegenpart bildete der Staat, der auch die Führung der Kirche beanspruchte. Beide Positionen standen sich in den Konkordatsverhandlungen nach 1815 gegenüber. In diesem Staat-Kirchen-Antagonismus kamen die Orden nicht mehr vor, weil diese sich nicht in staatliche Grenzen einbinden ließen. D.h. die Folgen der Säkularisation waren eine Chance für die diözesan strukturierte Kirche. In dieser neuen Verbindung zwischen Staat und Kirche konnte sich ein katholisches Milieu – ohne die Konkurrenz durch die Orden – entfalten. Als Reaktion auf diese Entwicklung ordneten sich neugegründete Kongregationen in die Diözesanstrukturen ein und besonders die Männerorden akzentuierten ihre internationale Ausrichtung. Erst durch das II. Vaticanum wurden die Orden neu in die Pastoral der Diözesen miteinbezogen.

Dr. Christoph Schweickardt (Bochum) beschäftigte sich mit der zunehmenden Professionalisierung der Krankenpflege in Preußen vor dem I. Weltkrieg. Bis vor dem Kul-

turkampf fehlten jedwede staatlichen Regelungen und jede und jeder durfte Kranke pflegen. Pfleger und Pflegerinnen aus Orden und Diakonie verfügten – wie nichtorganisierte Krankenwärter – über unterschiedlich qualifizierte Ausbildungen. Eine Krisensituation in der Krankenpflege wurde durch die Choleraepidemie von 1873 und durch die Restriktionen des Kulturkampfes ausgelöst. Der Staat versuchte mit geringem Erfolg eine Ausbildungs- und Prüfungsordnung durchzusetzen. Die krankenpflegenden Orden hatten einen hohen Nutzen für den Staat und blieben daher von einer Auflösung bzw. Ausweisung verschont. Noch sah Preußen in der Pflegerausbildung – im Gegensatz zur Ärzteausbildung – keine staatliche Aufgabe. Ein Umdenken erfolgte nach der Einführung neuer medizinischer Erkenntnisse, wie der Asepsis (Keimfreiheit). Die Anforderungen an Pfleger und Pflegerinnen stiegen. 1907 wurde mit der Krankenpflegereform ein staatliches Examen eingeführt. Das Examen war zunächst freiwillig und musste von den Orden nicht angenommen werden. Doch der Episkopat stimmte 1907 dem Examen zu und legte dies auch den Orden nahe, welche die einjährige Ausbildung mit Abschlussprüfung akzeptierten und diese auch als Chance für ihre Mitglieder begriffen. Das preußische „Kultusministerium" reagierte immer nur kurzfristig auf Krisensituationen und zeigte in seinen Handlungen keine Präferenz für eine weltanschauliche Richtung. Die neuen Standards in der Krankenpflege griffen massiv in den Tagesablauf der Ordensleute – es waren überwiegend Frauen – ein. Die Frauen gerieten in eine Konfliktsituation. Sie konnten entweder gute Krankenschwestern oder gute Ordensschwestern sein.

Andreas Henkelmann (Münster/Bochum) untersucht das, aus einer Initiative des weltlichen Dritten Franziskanischen Ordens hervorgegangene, Seraphische Liebeswerk. Das in Koblenz ansässige Seraphische Liebeswerk war zunächst ein reiner Sammelverein, der die Kollekten zur „Lösung der sozialen Frage" verwandte. Der Kapuziner P. Cyprian Fröhlich, der zum Motor des Werkes wurde, regte eine Umwandlung des Werkes in einen Erziehungsverein an, was 1901 realisiert werden konnte. Hauptaufgabe des Vereins war die Rettung gefährdeter Kinder vor sittlicher Verwahrlosung und Glaubensverlust sowie die Unterstützung von katholischen Anstalten und Einrichtungen in der Diaspora. Henkelmann untersucht den Zeitraum zwischen 1889 und 1920/21 und richtet sein besonderes Augenmerk auf das Agieren der Kapuziner, die die Vereinsarbeit maßgeblich koordinierten. Er sieht die Ordensleute als „Grenzgänger", denn die Kapuziner kamen durch diese Tätigkeit zwischen Kloster und Kinderheim in zahlreiche Konflikte mit ihrer franziskanischen Ordensregel wie z.B. dem Umgang mit Geld, dem Abschluss von Verträgen und der notwendigen Dispens von geistlichen Übungen zu Gunsten der Vereinsarbeit. Gleichzeitig bot dieses Engagement in der Seelsorge eine neue Herausforderung für das Selbstverständnis des Kapuzinerordens, so eine These Henkelmanns.

Dr. Gertrud Hüwelmeier (Berlin) erforscht mit einem ethnologischen Ansatz die transnationalen Aktivitäten von Ordensfrauen am Beispiel der 1850 durch Katharina Kasper gegründeten Armen Dienstmägde Jesu Christi, die auch als „Dernbacher Schwestern" bekannt sind. Die Anfänge dieser Kongregation, die sich zunächst überwiegend der Krankenpflege und Armenhilfe widmete, liegen im Westerwald, so sich noch heute das Generalmutterhaus befindet. Aus dem lokalen Wirkungskreis der Gründung heraus überschritt die Gemeinschaft ihre Grenzen und fand 1868 den Weg in die USA und im Kulturkampf nach Holland. Dort begegnete sie verschiedenen Kulturen und Religionen. Die Ordensfrauen überschritten nicht nur Ländergrenzen, sondern sie übernahmen auch andere Tätigkeitsgebiete im sozial-caritativen und im erzieherischen Bereich. Die Frauen waren im 19. Jahrhundert spontan disponibel. Davon zeugen viele Kleinstniederlas-

sungen wie Näh-, Bewahr- und Handarbeitsschulen. Hüwelmeier sieht die Ordensfrauen als Transmigrantinnen, die zwischen mehren Orten pendeln, aber immer Kontakt zu ihrer Herkunftsgesellschaft (Mutterhaus, Provinz) pflegen. Dieser Aspekt der globalen Vernetzung wird durch die neuen Verkehrs- und Kommunikationsmittel der Gegenwart beschleunigt. Im Mittelpunkt der Arbeit steht die Frage des Heimatkontakts, der auf vielfältige Art und Weise gepflegt wurde wie z. B. durch Briefe und Visitationen.

Dr. Gisela Fleckenstein (Brühl) zeigte und kommentierte Ausschnitte aus den beiden Fernsehfilmen „Abenteurer Gottes". Diese Dokumentation wurde im Jahre 2002 von Marcel Bauer erstellt. Dokumente aus der Frühzeit des Filmes geben Einblicke in die Missionsarbeit verschiedener Orden auf verschiedenen Kontinenten. Ordensleute gehörten zu den Pionieren des Dokumentarfilms; sie drehten auch – nicht selten in deutlicher propagandistischer Absicht – Spielfilme mit missionarischen Themen.

Sofie Leplae (Rom/Leuven) eröffnete einen Einblick in die ordensgeschichtlichen Quellen in römischen Archiven und ihre Bedeutung für die Geschichtsschreibung römischer Institute. Sie erstellt im Auftrag des KADOC ein Inventar über Akten von Orden und Kongregationen auf dem Gebiet des ehemaligen Königreichs Belgiens zwischen 1892-1914. Neben den Vatikanischen Archiven und den Archiven der Kongregationen sind vor allem die Archive der in Rom ansässigen Institute relevant. Doch von 60 Instituten gewährten bisher nur 36 Zutritt zu ihren Archiven. Viele Institute kennen ihre Archive nicht oder haben Ressentiments gegenüber der Geschichtsschreibung.

Dr. Antonia Leugers (München) zeigte am Beispiel der nach dem Kulturkampf in Preußen eingeführten Personalbestandsnachweisungen der Ordensniederlassungen Auswertungsmöglichkeiten für die Ordensgeschichtsschreibung auf. Der Vorteil der Quellen in staatlichen Archiven ist deren relative Geschlossenheit und leichte Zugänglichkeit. Mit den Nachweisungen, die erst vor Beginn des I. Weltkrieges eingestellt wurden, lässt sich eine zuverlässige und flächendeckende Ordensstatistik erarbeiten.

Dr. Heinz Boberach (Koblenz) gab einen kurzen Einblick in ordensrelevante Akten in den Beständen des Bundesarchivs. Aufschlussreich für die weitere Forschung zum Verhältnis Orden und Nationalsozialismus ist ein Aktenbestand des ehemaligen Reichssicherheitshauptamts der zur Zeit archivisch erschlossen wird. Die nächste Tagung des Arbeitskreises findet vom 6.-8. Februar 2004 in Vallendar statt. Weitere Informationen beim Leitungsteam des AKO: Dr. Antonia Leugers (München), Dr. Gisela Fleckenstein (Brühl) und Prof. Dr. Joachim Schmiedl (Pallottistr. 3, 56174 Vallendar, Tel.: 0261-6402128, E-Mail: jschmiedl@pthv.de)

Gisela Fleckenstein

## Ordensbeitrag zum „Jahr der Bibel": Wort Gottes in 80 Sprachen

Im Haus der Völker und Kulturen in Sankt Augustin bei Bonn zeigen die Steyler Missionare (Societas Verbi Divini) bis zum 1. Oktober eine Ausstellung mit Bibeln aus 40 Ländern. Unter den 400 Exponaten befindet sich u.a. auch eine Faksimile-Ausgabe einer Bibel-Handschrift aus dem 9. Jahrhundert. Die Ausstellung ist dienstags bis sonntags zwischen 11 und 17 Uhr geöffnet.

## Untersuchungsausschuss zum 'Deutschen Orden': Persilschein für den Freistaat

Kurz vor Beginn der Sommerpause und noch rechtzeitig vor den am 21. September in Bayern stattfindenden Landtagswahlen hat der auf Antrag der SPD-Opposition eingesetzte Untersuchungsausschuss zum wirtschaft-

lichen Desaster des Deutschen Ordens im Landtag den Schlussbericht vorgelegt. Dabei sei es nach Pressemeldungen zu einem „Schlagabtausch zwischen SPD und CSU" gekommen. Nach Meinung der SPD habe sich Ministerpräsident Stoiber, der selbst Familiare des Deutschen Ordens ist, „von der Wirtschaftskompetenz der Deutschordensritter blenden lassen und ein solch tolles Unternehmen nach Bayern holen wollen." Der Ausschuss-Vorsitzende Welnhofer (CSU) betonte hingegen, dass die am 20. Mai 1998 erfolgte Verleihung der Körperschaftsrechte an den Deutschen Orden, der daraufhin seinen Hauptsitz von Frankfurt ins bayerische Weyarn verlegt hat, durch das Empfehlungsschreiben des Ministerpräsidenten an seinen damaligen Kultusminister Zehetmair keineswegs beeinflusst worden sei. Außerdem bleibe nach dem Millionenverlust des insolvent gewordenen Deutschen Ordens „am Freistaat nichts hängen und es sei ihm kein Schaden entstanden".

In der Tat hat der Freistaat Bayern keinen einzigen Cent zur Sanierung des Deutschen Ordens beigetragen, im Unterschied zu den bayerischen Bistümern (hier insbesondere die Diözese München-Freising), die sich mit einigen Millionen Euro an der Aufrechterhaltung der Liquidität und am Zustandekommen eines Sanierungskonzepts beteiligt haben. Die dem Orden verbleibenden Bankschulden in Höhe von 68,5 Mio. Euro sollen in den nächsten 15 bis 22 Jahren aus Überschüssen der verbliebenen gemeinnützigen Werke des Deutschen Ordens abgetragen werden. Zur Sanierung wurden auf ausdrückliche Weisung des Vatikans auch die am wirtschaftlichen Desaster der Brüderprovinz des Deutschen Ordens sachlich überhaupt nicht beteiligt gewesenen Deutsch-Ordens-Schwestern herangezogen, die weitgehend ihre Rücklagen zur eigenen Altersversorgung verpfänden mussten, um den ihnen aufgehalsten Anteil aufbringen zu können.

## Von der Not und dem Segen des (Un)Gehorsams

Im Rahmen des diesjährigen Treffens übergaben die bisherigen Sprecher des „Forum der Orden", P. Hadrian Koch OFM (Großkrotzenburg) und Sr. Edith-Maria Senn (Allensbach-Hegne) die Leitung an Sr. M. Gertrud Smitmans OSF (Münster) und P. Rudolf Fritz SMM (Trier). Das Sekretariat liegt auch weiterhin in den Händen von Sr. Eva Maria Schaffer (Speyer). Die neue Leitung des „Forum der Orden" hat Ende Juli den Bericht vom Treffen im Mai 2003 im Heinrich-Pesch-Haus in Ludwigshafen als Info 17 veröffentlicht, das unter dem Thema stand: „Von der Not und dem Segen des (Un)Gehorsams". Dokumentiert werden Berichte aus den Arbeitskreisen („Gott schuf die Freiheit, der Mensch aber den Gehorsam", „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist – Gehorsam im gesellschaftlich-politischen Bereich", „Individualität und Uniformität – oder: Gehorchen Frauen und Männer verschieden?", „Prophet sein heute", „Révision de Vie") sowie ein Brief an die Ordensleitungen, in dem die neue Leitung des „Forum der Orden" eine Neuinterpretation der Gelübde anregt. Das vom Prof. Dr. Dieter Funke beim diesjährigen Treffen gehaltene Referat „Gehorsam: Heilung der Unterwerfung oder heilsame Lebensverwirklichung" finden Sie in der vorliegenden Ausgabe der Ordenskorrespondenz. Das nächste Treffen des „Forum der Orden" finden vom 14. bis 16. Mai 2004 wieder im Heinrich-Pesch-Haus in Ludwigshafen statt.

## Zentrum für Berufungspastoral: Bonifatius-Wallfahrt am 15. Mai 2004

Eine große, überdiözesane Sternwallfahrt nach Fulda soll im Anliegen der geistlichen Berufe stattfinden. Anlass ist das Bonifatius-Jahr (Martyrium vor 1250 Jahren). Das zentrale Programm in Fulda wird vom Zentrum für Berufungspastoral (ZfB) mit der Arbeits-

gruppe pwb-innovativ vorbereitet. Die Anreise und ggf. Übernachtung liegt in der Verantwortung der Diözesen.

## Katholische Auslandsseelsorge wird wesentlich von den Orden getragen

Das Katholische Auslandssekretariat in Bonn veröffentlichte kürzlich statistische Zahlen für das Jahr 2002 zum Einsatz deutscher Seelsorger in den deutschsprachigen Pfarreien im Ausland. Demnach sind aus den deutschen Diözesen 34 Diözesanpriester, 2 Diakone und 18 Pastoral- bzw. Gemeindereferenten für den Seelsorgsdienst im Ausland freigestellt, weitere 17 Diözesanpriester sind von ausländischen Bistümern für die Seelsorge an deutschsprachigen Katholiken in ihren jeweiligen Ländern beauftragt. Darüber hinaus sind 59 (!) Ordenspriester aus 15 verschiedenen Orden und 14 Ordensschwestern aus 8 verschiedenen Gemeinschaften in der Auslandsseelsorge haupt- oder nebenamtlich tätig.
Vom Katholischen Auslandssekretariat in Bonn werden derzeit 105 deutsche Auslandsgemeinden, 65 Seelsorgsstellen, 5 Pilgerstellen, 4 Kurseelsorgestellen und 10 Stellen mit regelmäßigen Besuchen von deutschsprachigen Seelsorgern betreut.

## Option für die Armen 2004: „Spiritualität für den Dienst unter Armen"

Seit dreizehn Jahren begleitet die Katholische Fachhochschule Münster in einem Kontaktseminar „Option für die Armen" Ordensleute, engagierte Laien und Studierende, die sich für Menschen am Rand der Gesellschaft einsetzen. Manche Ordenschristen haben sogar einen Ortswechsel gewagt, um den Armen näher zu sein. Es sind derzeit 170 Adressen bekannt. Das Seminar war und ist für viele ein guter Ort der Reflexion und zugleich der Ermutigung für ihr Engagement in den Brennpunkten und bei der Begleitung der Randständigen.
Beim letzten Seminar 2003 beschäftigten sich 38 Teilnehmer/-innen mit dem Thema „Spiritualität für den Dienst unter Armen". Sie baten darum, die Reflexion dieser wichtigen Inhalte weiterzuführen. Deshalb wird zu einem weiteren Kontaktseminar an der Kath. Fachhochschule Münster vom 9. bis 13. Februar 2004 unter diesem Thema „Spiritualität für den Dienst unter Armen" eingeladen. Schwerpunkte sind u.a. „Exerzitien auf der Straße" (Christian Herwatz SJ), „Spiritualität in der sozialen Arbeit" (Prof. Dr. Andrea Tafferner), ein ganztägiges politisches „Planspiel: Kirchenasyl" (Prof. Josef Elberg), ganztägiger Besuch von sozialen Brennpunkten der Stadt mit anschließneder Reflexion, „Jesus, der Arzt: Beschädigtes Leben heilen" (P. Erich Purk).

## Erfolgsweg des hl. Benedikt

Die vor einigen Jahren unter dem Titel „Benedikt für Manager" erschienene Dissertation eines Benediktiners brachte auf den Punkt, was Leitungsverantwortliche im Wirtschaftsleben am klösterlichen „Unternehmenskonzept" der Benediktiner und deren weltweiter, in Jahrhunderten gewachsener „Firmenkultur" schon seit einiger Zeit fasziniert. Auch wenn der Versuch dieser Dissertation, zu beweisen, dass ein Finanzkonzern oder Automobilhersteller nach den gleichen Prinzipien funktioniere wie ein Kloster, nur „mit Vorsicht zu genießen" sei, gibt es doch offenkundig zahlreiche Passagen im Regelwerk des heiligen Benedikt, von denen auch noch nach 1500 Jahren Unternehmen heute lernen können. Dies untermauerte Frater Alexander Hoppert aus der oberschwäbischen Benediktinerabtei Ottobeuren bei einem Kongress einer Ulmer Unternehmensberatungsgesellschaft zum Thema „Visionen, Strategien, Methoden der Zukunftsgestaltung in Unternehmen".

# Neue Bücher

## Bericht

Matthias Hugoth, Freiburg

### STERBEN MÜSSEN WIR ALLE – DIE FRAGE IST NUR WIE?

Neue Literatur zur Begleitung von sterbenden Menschen und ihren Angehörigen – psychologische und ethische Hilfestellungen

Wer die jüngsten Neuerscheinungen zur pastoralen und therapeutischen Praxis verfolgt, dem wird kaum entgehen, dass die Zahl der Publikationen stetig zugenommen hat, die sich mit psychologischen, theologischen und ethischen Fragen zur Begleitung sterbender Menschen und Trauernder befassen. Dabei lassen sich die unterschiedlichen Zugänge zu dem Themenfeld ausmachen. Aus der Fülle der aktuellen Literatur sollen im Folgenden solche vorgestellt werden, die exemplarisch für die Zugänge stehen. Es fällt bei der Durchsicht dieser Literatur auf, dass sich zunehmend mehr Publikationen an Angehörige und Ehrenamtliche in der Sterbe- und Trauerbegleitung wenden und sich auf die Weitergabe von Erfahrungen und Einsichten, von Basiswissen und Handlungsanleitungen konzentrieren.

### 1. Menschen im Sterben und in ihrer Trauer begleiten – Bücher für die Praxis

#### a. Zur Begleitung Sterbender[1]

Von den Neuerscheinungen zu diversen Fragen der Begleitung sterbender und trauernder Menschen nehmen die Publikationen den größten Raum ein, die sich mit ganz praktischen Themen befassen. Mit ihrem Buch *Bis zuletzt an deiner Seite* wollen Monika Specht-Tomann und Doris Tropper Einsichten in den Prozess des Sterbens vermitteln, für die Bedürfnisse sterbender Menschen sensibilisieren sowie Begleiterinnen und Begleitern – Angehörigen ebenso wie professionellen Helferinnen und Helfern – kon-

krete Hilfestellungen anbieten. Das sind hohe Ansprüche. Die Autorinnen bieten dazu allerdings nicht, wie man nach ihren Zielformulierungen am Beginn des Buches vermuten könnte, detaillierte Erörterungen und differenzierte Sichtweisen, sondern knappe, konzentrierte Feststellungen und Merksätze, die aber verblüffend einleuchtend sind und stets einen konkreten Bezug zur Praxis herstellen lassen. Dazu tragen nicht zuletzt die immer wieder geschickt eingestreuten Szenen und Verhaltensbeispiele bei, die auch zeigen, dass die Autorinnen über profunde Erfahrungen verfügen. Ein handliches Merkbuch für diejenigen, die Sterbende verantwortungsvoll und kompetent begleiten wollen. – Von ähnlicher Machart und Qualität ist das Taschenbuch *Was ich bei der Begleitung kranker und sterbender Menschen wissen muss*. Auf der Basis jahrelanger Erfahrungen in der professionellen Pflege kranker und sterbender Menschen haben die beiden Autorinnen die wichtigsten Dinge zusammengestellt, die man als pflegende Angehörige wissen und beachten sollte – angefangen von Hinweisen auf die verschiedenen Hilfsangebote, bei denen Rat und Unterstützung zu finden sind, über Informationen darüber, welche Institution für die anfallenden Kosten aufkommen muss, bis zu den konkreten Handgriffen und Maßnahmen, die bei der Pflege von Angehörigen vorzunehmen sind. Im zweiten Teil geht es um die Bedürfnisse und Wünsche, die sich gewöhnlich bei Schwerkranken und bei ihren Begleitern einstellen, und um die verschiedenen Stadien der Begleitung Sterbender – der Beginn des akuten Sterbeprozesses, das Eintreten des Todes, die Zeit der Trauer danach. Am Ende folgt die Aufzählung nützlicher Adressen und hilfreicher Literatur. Das Buch vermittelt ein Basiswissen vor allem für die Pflege kranker und sterbender Menschen durch nichtprofessionelle Helferinnen und Helfer. Neben wichtigen Erstinformationen enthalten die Ausführungen zahlreiche konkrete Anregungen und Ermutigungen und bewirken eine Versachlichung der Fragen, mit denen verunsicherte Angehörige bei der Pflege Kranker und Sterbender konfrontiert werden. – Elementare Fragen zur Situation und Befindlichkeit Schwerkranker und Sterbender leiten auch die Beiträge in dem Buch *Wenn Sterbehilfe an ihre Grenzen kommt*. Die Autorinnen und Autoren greifen in ihren Beiträgen vor allem jene Themen auf, die in Vorträgen und für die Allgemeinheit in Wochenendseminaren kaum zu Sprache kommen, mit denen aber diejenigen, die als Laien oder als Professionelle Sterbende begleiten, unweigerlich konfrontiert werden: Nähe und Distanz, die wirkliche Motivation von Helferinnen und Helfern, Ekel, Burn-out, Grenzen des Zumutbaren, Sexualität von Sterbenden, Phantasie und Halluzinationen, Verstummen und das Entgleiten in eine andere Welt, Glaube und Sterben bis zu Fragen nach der Auffassung von Sterben und Tod in den Weltreligionen. Dieses breite Spektrum an Themen lässt oft nur eine umrisshafte und grobmaschige Bearbeitung einzelner Themen zu. Alle aber wurden mit Kompetenz und Sorgfalt angegangen, und jeder Beitrag enthält aufschlussreiche Informationen bzw. zum Weiterdenken anregende Reflektionen. Alle Beiträge sind als Teilaspekte des zentralen Anliegens dieses Buches zu sehen, nämlich eine Balance zwischen den Rechten der Sterbenden und den Rechten der Pflegenden zu finden. Der Blick ist zunächst auf die sterbenden Menschen gerichtet. Es geht um ihr Befinden und die Frage, wie diesem durch die Begleiter entsprochen werden kann. Dann geht es aber auch um diese selbst: Was muss ich bedenken und tun, damit ich mich nicht verbrauche und mich aufgebe? Wo liegen meine Kraftquellen und wie kann ich sie noch besser nutzen? Wie schütze ich uns, den Schwerkranken und mich selbst, vor meinen eigenen Projektionen? Ein Buch, das die psychische Situation schwerkranker und sterbender Menschen verständlicher macht und die Helfer zur Selbstreflektion anleitet. – Weniger auf die Vermittlung von methodischem

Know how als zum Nachdenken und zur Ermutigung auf die Nähe zu einem sterbenden Menschen ist das Buch *Auf dem Weg mit Sterbenden* angelegt. Immer wieder Bezug nehmend auf ihre eigenen Erfahrungen und Erkenntnisse aus der Begleitung sterbender Menschen im Rahmen ihrer Hospizarbeit bietet die Autorin zahlreiche Anhaltspunkte, um eine gute Einstellung zum Sterbenmüssen und zu Sterbenden und zu einer menschenfreundlichen Beziehung zu sich selbst und zu den Hilfebedürftigen zu finden. Sie weist auf viele Aspekte, gewichtige und unscheinbar wirkende, hin, die man bei der Begleitung eines sterbenden Menschen beachten sollte. Sie will Mut machen und die Leser an ihrer Spiritualität teilhaben lassen, die ihr offenbar geholfen hat, sich immer wieder neu auf das nicht leichte Unterfangen der Begleitung Sterbender einzulassen. Dieses Buch ist in erster Linie ein geistliches Mut-Mach-Buch für „Laien". – Erfahrungen aus langjähriger Hospizarbeit liegen auch dem Buch *Leben in Würde bis zuletzt* zugrunde. Die Autorin hat ein Vorbereitungsbuch für die Hospizarbeit vorgelegt, in der ihr eine gute Mischung zwischen der sachlichen Vermittlung von Basiswissen und der Anleitung zu einer religiös-spirituellen Offenheit und Stärke gegenüber dem Sterben und Abschiednehmen gelungen ist. Dazwischen immer wieder die Reflektion eigener Erfahrungen und Einsichten, dann wieder Texte von Patientinnen und Patienten, von Schriftstellern, Dichterinnen und Theologen. Auch dieses Buch ist nicht in erster Linie für professionelle Helferinnen und Helfer geschrieben; es ist eine behutsame aber geradlinige Hinführung von aufgeschlossenen Leserinnen und Lesern zur ehrenamtlichen Hospizarbeit. – In erster Linie für Seelsorgerinnen und Seelsorger ist das Buch *Von Sterbenden lernen – Sterbende begleiten* geschrieben. Nach der kurzen Schilderung einer Szene aus dem Krankenzimmer oder einer konkreten Erfahrung aus dem Seelsorgealltag formuliert der Autor stets ein Gebet und gibt anschließend einige geistliche Impulse und Anregungen „Für Seelsorgerhelfer". Er verzichtet bewusst auf psychologische und therapeutische Ausführungen, sondern konzentriert sich auf die spirituelle Hilfe, die Seelsorgerinnen und Seelsorger Sterbenden anbieten sollten. Dazu bietet er seine meditierten und reflektierten Erfahrungen aus einer langjährigen Erfahrung als Seelsorger und Fortbildner an. – Zahlreiche Texte zum Nachdenken, Mitbeten, Hinhören enthält das Buch *Wenn mir die Worte fehlen*. Texte von Betroffenen – Sterbenden, Angehörigen, Freunden –, dazwischen immer wieder Szenen aus der Begleitung beim Sterben und Abschiednehmen und hilfreiche Hinweise und Anregungen. Die Herausgeberin hat ein Buch vorgelegt, mit dem sie Mut machen und zu einem inneren Einverständnis mit dem Sterbenmüssen anleiten will.

### b. Trauerarbeit und Trauerbegleitung[2]

Der Titel des Buches *Neue Wege in der Trauer- und Sterbebegleitung* ist ein wenig irreführend. Denn es geht hier fast ausschließlich um das Phänomen der Trauer und um Fragen zu zentralen Aspekten der Trauerarbeit und Trauerbegleitung. Dabei werden die derzeit bedeutenden englischsprachigen Veröffentlichungen zu diesem Themenfeld vorgestellt und auf ihre Relevanz für die Praxis der Begleitung trauernder Menschen befragt. Einen großen Raum nehmen die Ausführungen zu trauernden Kindern und Jugendlichen ein. Dies ist sehr zu begrüßen, denn in Publikationen, die sich allgemein mit Trauer, Trauerarbeit und Trauerbegleitung befassen, erst recht in solchen, die wie im vorliegenden Fall Forschungs- und Literaturberichte enthalten, finden Kinder und Jugendliche kaum Beachtung. Weitere Vorzüge dieses Buches: Es erschließt auf eine verständliche Art und Weise aktuelle Forschungsbefunde und zieht Schlussfolgerungen, die für Angehörige und Trauerbegleiter plausibel und hilfreich sein dürften. Eine ins-

gesamt gelungene Vermittlung zwischen Wissenschaft und Praxis! – Auf der Grundlage der systemischen Familientherapie bietet die Autorin des Buches *Wenn einer von uns stirbt* eine Fülle von Hilfen und Anregungen für die individuelle Begleitung trauernder Menschen im Kontext ihrer sozialen Bezüge. Den größten Raum nehmen Erzählungen und Beispiele aus ihrer eigenen beraterischen und therapeutischen Praxis ein (manchmal vermisst man dabei eine vom konkreten Fall abstrahierte, systematisierende Zusammenfassung und Schlussfolgerung). Es wird deutlich: Für eine kompetente und wirklich hilfreiche Begleitung trauernder Menschen ist es notwendig:

1. die Individualität und Einzigartigkeit jedes Menschen und seiner je eigenen Art des Trauerns anzuerkennen und das eigene helfende Verhalten darauf abzustimmen;
2. die sozialen Bezüge zu berücksichtigen, in denen der Betroffene lebt (real oder in seiner Erinnerung und Phantasie), die eigene Rolle als Begleiterin und Begleiter jeweils auf die Person gegenüber abzustimmen, Verallgemeinerungen und Übertragungen zu vermeiden.

Ein Lehrbuch der Trauerbegleitung, in dem die Autorin ihre Leser bei der Hand nimmt und sie in Szenen, Geschichten, Biographien hineinschauen und daraus oft selbst Erkenntnisse gewinnen lässt.

– Bei der Begleitung von Menschen in der Trauer wissen die Helferinnen und Helfer oft nicht, was sie sagen sollen. Die Fähigkeiten zur verbalen und nonverbalen Kommunikation lassen sich aber weiterentwickeln. Dazu bietet das Buch *Wenn die Worte fehlen* zahlreiche Hilfen und Anleitungen an. Es enthält eine Art Trainingsprogramm, das man allein oder in einer Gruppe absolvieren kann. Es kann den Lesern zu mehr Sicherheit verhelfen, wann es für sie als Begleiterinnen und Begleiter trauernder Menschen angebracht ist zu reden, zu schweigen oder auf eine andere Art zu kommunizieren. Es gibt schließlich ganz konkrete Anhaltspunkte an die Hand, wie ein Gespräch begonnen, in Gang gehalten, beendet werden kann. Ein Buch für Praktiker, die keine Profis in Sachen Gesprächsführung sind. – Wenn einem die Worte für Zuspruch und Gebet fehlen, ist man oft dankbar, auf Texte anderer zurückgreifen zu können. Solche enthält das Buch *Auf dem Weg im Land der Tränen*. Entlang den Zuständen von „verurteilt", „entrissen", „beweint", „erdrückt", „hingegeben", „begraben" und „vermisst" formuliert der Autor Texte, die dem Rhythmus Freude – Trauer – Gebet folgen: Gedichte, Meditationen, Anfragen und Anrufungen Gottes. Gefühle, Sehnsüchte, innere Zustände werden sehr persönlich ins Wort gefasst und berühren unmittelbar. Texte zum Nachsinnen, die auf die Begegnung mit trauernden Menschen einstimmen, können Freude, Angst und Hoffnung eine Sprache bieten. – Dass Menschen auch außerhalb der Kirche nach Worten, Symbolen und sonstigen individuellen und gemeinschaftlichen Ausdrucks- und Gestaltungsformen für ihre Trauer suchen, nimmt die Autorin des Buches *Mit Würde Abschied nehmen* zum Anlass, zahlreiche Materialien zusammenzustellen, die Rituale, Symbole, Gesten, Texte, Handlungsweisen, gemeinschaftliche Unternehmungen, Denkanstöße und quasiliturgische Feiervorlagen bieten, um dem Abschiednehmen, der Beerdigung, der Trauer außerhalb der Kirche Gestalt und Ausdruck zu geben. Das Buch bietet allerdings auch den Lesern Hilfen und Anregungen, die mit Menschen im Raum der Kirche beim Abschiednehmen, bei Beerdigungen und bei der Begleitung in Trauerprozessen zu tun haben, die den kirchlich-traditionellen Ritualen, Symbolen und Texten entfremdet sind. Manche Peinlichkeit und Ungelenktheit im Umgang miteinander lässt sich vermeiden, wenn man nicht auf den kirchlich-liturgischen Formen beharrt, sondern jenen, die außerhalb des kirchlichen Lebens stehen, auch „profanisierte" Ausdrucks- und Gestaltungsformen anbieten kann.

## 2. Systematische Bearbeitungen des Themenfeldes Sterben – Sterbe- und Trauerbegleitung[3]

Im Mittelpunkt der umfangreichen und fundierten Arbeit *Sterbehilfe: Menschenwürde zwischen Himmel und Erde* steht die Frage, ob die gezielte Verkürzung des Lebens sterbenskranker Menschen um ihretwillen menschenwürdig sein kann und wie dies zum christlichen Glauben, speziell zum christlichen Menschenbild in Bezug gesetzt werden kann. Dazu unterzieht der Autor den Begriff der Menschenwürde innerhalb der abendländischen Philosophie einer detaillierten und kritischen Rezeption mit dem Ergebnis, dass dieser Begriff auch ohne das Motiv der Gottebenbildlichkeit, also ohne metaphysischen Bezug auskommt. Das bedeutet: Wenn in kirchlichen Kreisen bei der Begründung sozialen und politischen Engagements immer wieder auf das christliche Menschenbild rekurriert wird, muss immer das „christliche Mehr" mitbedacht und verdeutlicht werden, das in einer expliziten Bezugnahme auf die Gottebenbildlichkeit des Menschen besteht, also den Menschenwürdebegriff vor allem von daher füllt. Diese Besinnung auf „das eigentlich Christliche" kann allerdings nicht dazu führen, das keine Korrespondenz mit denjenigen mehr möglich ist, die im Namen der nicht-metaphysisch begründeten Menschenwürde ihr soziales und politisches Engagement begründen und betreiben. Diese in manchen Passagen recht akademisch gehaltene Abhandlung – es handelt sich um die Dissertation des Autors – kann als eine Grundlage für die Relecture der Quellen des christlichen Menschenwürdebegriffs dienen aber auch als Basis für ein profiliertes Gespräch mit allen, für die der Menschenwürdebegriff die sozialethische Grundlage für unsere Gesellschaft schlechthin darstellt. – Eine systematische theologische Bearbeitung der Frage, wie die Lebenden mit den Toten und ihrem Tod umgehen, liegt in dem sehr interessanten und aufschlussreichen – allerdings passagenweise anstrengenden – Buch *Mit den Toten leben* vor. Theologische, ethnologische, sozialwissenschaftliche Befunde und Erkenntnisse aus der Psychoanalyse werden herangezogen, um die Grundlagen für eine neue Verhältnisbestimmung zwischen den Lebenden und den Toten zu definieren. An vielen Stellen finden sich Einsichten, Befunde, Anregungen und interessante Ideen, die in Seelsorge, Liturgie und Verkündigung für ein neues Reden von den Toten und für neue Formen des Kommunizierens mit den Toten umgesetzt werden können. Ein trotz mancher abverlangten Lesemühe aufregendes Buch! – Um eine spirituelle Beziehung mit den Toten geht es auch in dem Buch *Die Seele ins Licht begleiten*. Der Autor plädiert hier auf eine überzeugende Weise dafür, dass die Begleitung Sterbender nicht mit dem Eintritt des Todes enden darf, sondern noch eine ganze Zeit lang weitergehen muss, da die Verstorbenen sich noch immer auf einem Weg befinden, nämlich auf dem in ein neues Dasein. Ein behutsam, mit Einfühlung und spiritueller Kraft geschriebenes Buch, das trösten und dazu anleiten kann, mit den Verstorbenen auf eine intensive und achtsame Weise verbunden zu bleiben.

[1] SPECHT-TOMANN, Monika / TROPPER, Doris: BIS ZULETZT AN DEINER SEITE. Begleitung und Pflege schwer kranker und sterbender Menschen. Stuttgart 2003: Kreuz Verlag, 77 S., kt., EUR 7,95 (ISBN 3-7831-2213-9).

ANTONCZYK, Edeltraud/DOMMACH, Christiane: WAS ICH BEI DER BEGLEITUNG KRANKER UND STERBENDER MENSCHEN WISSEN MUSS. (GTB Gütersloher Taschenbücher 947).Gütersloh 2003: Gütersloher Verlagshaus, 95 S., kt., EUR 6,90 (ISBN 3-579-00947-8).

BÖKE, Hubert u. a. (Hrsg.): WENN STERBEHILFE AN IHRE GRENZEN KOMMT. Motivationen-Schutzräume -Problemfelder. Gütersloh 2002: Gütersloher Verlagshaus, 156 S., kt., EUR 16,95 (ISBN 3-579-03287-9).

KALCKREUTH, Elftraud von: AUF DEM WEG MIT STERBENDEN. Alles hat seine Zeit. Mainz 2001: Matthias-Grünewald-Verlag, 168 S., kt., EUR 12, 80 (ISBN 3-7867-2298-6).

DÖRING, Dorothee: LEBEN IN WÜRDE BIS ZULETZT. Erlebnisse und Erfahrungen in Grenzsituationen als Sterbebegleiterin im Hospiz. Paderborn 2002: Bonifatius Verlag, 234 S., kt., EUR 19,40 (ISBN 3-89710-204-8).

HAARHAUS, Friedrich: VON STERBENDEN LERNEN – STERBENDE BEGLEITEN. Würzburg 2003: Echter Verlag, 118 S., kt., EUR 12,80 (ISBN 3-429-02520-6).

GÄBE, Sabine: WENN MIR DIE WORTE FEHLEN. Texte für den Umgang mit Tod und Sterben. (GTB Gütersloher Taschenbücher 944). Gütersloh 2002: Gütersloher Verlagshaus, 127 S., kt., EUR 8,50 (ISBN 3-579-00944-3).

[2] PAUL, Chris (Hrsg.): NEUE WEGE IN DER TRAUER- UND STERBEBEGLEITUNG. Hintergründe und Erfahrungsberichte für die Praxis. Gütersloh 2001: Gütersloher Verlagshaus, 190 S., kt., EUR 17,95 (ISBN 3-59702308-X).

FREDMAN, Glenda: WENN EINER VON UNS STIRBT. Wie wir darüber reden können. Ein systemisches Modell. Mainz 2001: Matthias-Grünewald-Verlag, 178 S., kt., EUR 13,30 (ISBN 3-7867-2351-6).

ZAGDANSKI, Doris: WENN DIE WORTE FEHLEN. Auf trauernde Menschen eingehen (Herder Spektrum 4834). Freiburg 2000: Herder Verlag, 152 S., kt., EUR ca. 9,- (ISBN 3-451-04834-5).

SCHMID, Thomas: AUF DEM WEG IM LAND DER TRÄNEN. Gebete und Texte für trauernde Eltern. Würzburg 2002: Echter Verlag, 63 S., kt., EUR 7,90 (ISBN 3-429-02479-X).

NAGL, Andrea: MIT WÜRDE ABSCHIED NEHMEN. Trauerfeiern ohne Kirche. Stuttgart 2002: Kreuz Verlag, 158 S., kt., EUR 14,90 (ISBN 3-7831-2148-5).

[3] OHLY, Lukas: STERBEHILFE: MENSCHENWÜRDE ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE. (Reihe: Forum Systematik; Bd. 17). Stuttgart 2002: Kohlhammer Verlag, 324 S., kt., EUR 34,80 (ISBN 3-17-017597-1).

GUTMANN, Hans-Martin: MIT DEN TOTEN LEBEN – EINE EVANGELISCHE PERSPEKTIVE. Gütersloh 2002: Chr. Kaiser/Gütersloher Verlagshaus, 228 S., kt., EUR 19,95 (ISBN 3-579-05192-X).

LOOSER, Gabriel: DIE SEELE INS LICHT BEGLEITEN. Sterbebegleitung über den Tod des Körpers hinaus. München 2001: Kösel Verlag, 239 S., kt., EUR 17,95 (ISBN 3-466-36566-X).

# Neue Bücher

## Rezensionen

### Orden und Spiritualität

### HIMMELSWEGE – ERDENSPUREN

Spirituelles Leben in Orden und Gemeinschaften. Hrsg. von Klaus HOFMEISTER / Lothar BAUEROCHSE.
Würzburg 2002: Echter Verlag, 216 S., kt., EUR 14,80 (ISBN 3-429-02470-6).

Zunehmend mehr Klöster haben sich darauf eingerichtet, Menschen aus den unterschiedlichsten Berufen und Lebenszusammenhängen eine spirituelle Gastfreundschaft anzubieten. Besonders solche Zeitgenossen, die aus beruflichen Arbeitsfeldern kommen, die von Hektik, Improvisation und hohem Tempo bestimmt sind, suchen Klöster auf, um Ruhe, Ausgeglichenheit und geistige Geborgenheit zu finden, um aufzutanken und neue Kraft für ihre Arbeit zu sammeln. Wie aber ist es mit dem Klosterleben selbst bestellt? Was tun die Frauen und Männer den ganzen Tag, die sich hier nicht nur auf Zeit aufhalten?

Dazu haben die Herausgeber nicht Ordensleute selbst befragt, sondern erfahrene Journalisten und Publizisten hinter die Klostermauern schauen lassen. Sie berichten, welche Ursprungsideen dem Leben in den unterschiedlichen Gemeinschaften zugrunde liegen und wie man unter den Bedingungen und Ansprüchen unserer Zeit versucht, diese Ideen in Gebet, gemeinschaftlichem Leben, apostolischem und diakonischem Handeln konkret umzusetzen. Die in diesem Buch zusammengetragenen Ordensportraits sind aus einer Sendereihe in hr2, dem Kulturprogramm des Hessischen Rundfunks, hervorgegangen. Dadurch war der Raum von vorneherein begrenzt – sowohl was die Anzahl der dargestellten Gemeinschaften als auch was die Ausführlichkeit der Portraits anbelangt. Die Mischung zwischen den traditionellen Orden – Benediktiner, Zisterzienser, Trappisten, Franziskaner, Dominikaner, Kartäuser, Karmeliten und Jesuiten – und jüngeren Ordensgemeinschaften – Steyler Missionare, Kleine Brüder und Schwestern Jesu – hätte wohl zugunsten der Gemeinschaften und Kongregationen der Neuzeit etwas ausgewogener ausfallen können. Dagegen ist zu begrüßen, dass auch einige evangelische Gemeinschaften vorgestellt werden: Die Michaelsbruderschaft, die Jesus-Bruderschaft Gnadenthal, die Communität Casteller Ring auf dem Schwanberg, die Communität Christusbruderschaft Selbitz und die ökumenische Kommunität von Taizé.

So ist ein spiritueller Klosterführer entstanden, der nicht nur das Interesse am klösterlichen Leben überhaupt wecken kann und dieses mit Erstinformationen über exemplarisch ausgesuchte Ordensgemeinschaften bedient (hilfreich hier auch die weiterführende Literatur und der am Ende aufgeführte „Stammbaum der Orden"). Er macht auch ein wenig von dem spirituellen Geist spürbar, der die Tradition der Orden in der abendländischen Kirche bis heute bestimmt: eine Vermittlung zwischen Transzendenzbezogenheit und Weltzugewandtheit auf eine radikale Weise zu realisieren.

Matthias Hugoth

HUME, Basil:

## BASIL IN BLUNDERLAND

Erkenntnisse eines Mönchs beim Verstecken-Spielen.
München 2002: Verlag Neue Stadt. 94 S., geb., EUR 12,90 (ISBN 3-87996-565-X).

Der 1999 verstorbene Benediktiner und Kardinal von Westminster / London hat ein köstliches und zugleich originelles Büchlein veröffentlicht, in dem er wie beiläufig beim Versteckspiel mit Kindern über Gott und die Welt meditiert. Es enthält Gedanken und besinnliche Impulse zum geistlichen Leben, die während des gemeinsamen Spiels das jeweilige Versteck in ihm ausgelöst hat – die Speisekammer beim Nachdenken darüber, ob Gott uns eigentlich jemals loslassen kann, eine Standuhr beim Nachsinnen über Zeit und Ewigkeit, ein Telefon beim Grübeln über das Gebet, der Fernseher beim Meditieren über Zerstreuung und Konzentration auf das Wesentliche im Leben und Glauben und so weiter.

Allesamt Gedanken über das Dasein des Menschen, über Gott, Glück, Geborgenheit, den Tod und das Danach, die nicht abheben in die Höhen abstrakter Gelehrsamkeit und auch nicht zu sehr in die Tiefe gehen und zum Weitergrübeln verleiten, sondern die Anstöße geben, einem Gedanken, einem Bild, einer Erinnerung nachzuhängen und sein Dasein vor Gott zu betrachten. Ein „Andachtsbüchlein" für alltägliche Menschen, die auch schon mal ins Nachdenken kommen!

Matthias Hugoth

## DIE GESCHICHTE DER CHRISTLICHEN SPIRITUALITÄT

Zweitausend Jahre in Ost und West. Hrsg. von Gordon MURSELL.
Stuttgart 2002: Kreuz Verlag, 384 S., Hardcover, EUR 45,- (ISBN 3-7831-2102-7).

Dieses reichhaltige Buch stellt einen lebendigen, mit vielen Originaltexten, Illustrationen und Aussagen von Zeitzeugen bebilderten Führer durch die Geschichte der Spiritualität des Christentums dar. Die anschaulich und ansprechend geschriebenen Beiträge bestehen aus einer ausgewogenen Mischung zwischen einer Beschreibung der Profan- und Kirchengeschichte der jeweiligen Epoche und biographischen Skizzen von den diese Zeiten prägenden Persönlichkeiten. Der Überblick reicht von den Anfängen des spirituellen Lebens im Urchristentum über die Kirchenväter, die keltische und angelsächsische Spiritualität, die Heiligen und Mystiker des Mittelalters in Ost und West, die protestantischen Kirchen in Europa und Amerika bis zur Befreiungstheologie und – allerdings nur gerafft – den spirituellen Strömungen der Gegenwart.

Zweitausend Jahre christliche Spiritualität mit ihren unterschiedlichen Ausprägungen und Gestalten in einem Band darzustellen, der die Fülle des Stoffes in den wichtigsten Elementen wiedergeben und der zugleich überschaubar bleiben soll, ist ein nur schwer zu bewältigendes Unternehmen. Den Autorinnen und Autoren muss allerdings bescheinigt werden, dass es gelungen ist! Dazu verhelfen nicht zuletzt die Zusammenfassungen am Ende jedes Kapitels, in denen nochmals die roten Fäden der Spiritualität für die jeweilige Zeit aufgezeigt werden, so dass sie die Leser nur noch miteinander zu verknüpfen brauchen, um am Ende des Buches einen guten Überblick über die Verläufe und Zusammenhänge der Spiritualität des Christentums zu erhalten. Texte und Illustrationen machen deutlich, dass es trotz der konfessionellen Unterschiede zwischen den Kirchen gemeinsame Grundzüge und Dynamiken einer christlichen Spiritualität gibt, die zugleich offen ist für alle Menschen, die nach Gott oder dem Göttlichen in der Schöpfung suchen. Ein gelungenes, ansprechendes Kompendium zur Geschichte der christlichen Spiritualität in Ost und West!

Matthias Hugoth

## SPIRITUALITÄT IM WANDEL

Leben aus Gottes Geist. Festschrift Geist und Leben. Hrsg. von Andreas SCHÖNFELD. Würzburg 2002: Echter Verlag, 445 S., geb., EUR 24,80 (ISBN 3-429-02473-0).

Diese Festschrift anlässlich des Erscheinens des 75. Jahrgangs der Zeitschrift „Geist und Leben" bietet durch den Wiederabdruck repräsentativer Beiträge einen Überblick über die geistlichen Strömungen im deutschsprachigen Raum seit 1925. Dabei wird deutlich, wie es in unterschiedlichen Zeiten gelungen ist, eine Spiritualität in der Balance zwischen Traditionsverbundenheit und zeitgemäßer Erneuerung zu entwickeln. Es ist geradezu aufregend, bei der Lektüre der Aufsatzsammlung verfolgen zu können, wie sich der dramatische Wechsellauf der Geschichte des 20. Jahrhunderts in der Spiritualität der abendländischen Kirche widerspiegelt und welche früheren Herausforderungen an den Glauben der Christen heute wieder auftauchen und nach neuen Antworten suchen.

Ob es um die Bedeutung der liturgischen Bewegung für die Spiritualität der Christen geht, um die Wiederentdeckung der ignatianischen Exerzitien, die Aufbereitung der patristischen Theologie für die Theologie der Gegenwart, die Anstöße und Provokationen der neueren Philosophie, die Begegnung mit anderen Religionen und Traditionen der Spiritualität in Ost und West, die Wiederentdeckung der Mystik, die Beziehung zeitgenössischer Spiritualität zu Dichtung und Kunst, den spirituellen Gehalt neuerer theologischer Bewegungen wie der Befreiungstheologie oder die Weltverantwortung des Christen für Gesellschaft und Politik – stets wird deutlich, dass christliche Spiritualität aus einem unausschöpflichen Quell der Offenbarung Gottes und zugleich aus den Impulsen und Herausforderungen der Zeit eine immer wieder neue Dynamik zu gewinnen vermag, die die Herzen und die Lebens- und Glaubenswelt der Menschen bewegen kann.

Diese Festschrift ist mehr als ein bloßer Quellenband zur Geschichte der christlichen Spiritualität des 20. Jahrhunderts. Sie bietet zahlreiche Möglichkeiten der Teilhabe und Aneignung spiritueller Erfahrungen und Einsichten.

Matthias Hugoth

CONZEMIUS, Victor:

## GOTTES SPURENSUCHER

Zwanzig christliche Profile der Neuzeit.
Freiburg 2002: Herder Verlag, 327 S., geb., EUR 29,90 (ISBN 3-451-27897-9).

Wie gelingt es, sich auf der Spur Gottes zu halten, die man für sein Leben entdeckt hat, den Widerständen von Gesellschaft und Kirche, des sozialen Umfeldes und in einem selbst zum Trotz? So lässt sich das Erkenntnisinteresse formulieren, mit dem Conzemius Frauen und Männer portraitiert hat, die in ihrem Forschen und Denken, in ihrem Schreiben und Handeln ebenso originell wie engagiert ihr Christsein gelebt haben.

Mal handelt es sich um Männer, die Mystiker und Streiter für Frieden und Gerechtigkeit zugleich waren wie Nikolaus von Flüe, Bartolomé de Las Casas oder die Politiker Philipp Anton von Segesser, Luigi Sturzo und Robert Schuman; dann um Menschen der konsequenten und organisierten Nächstenliebe – Vinzenz von Paul, Elisabeth Seton, Frédéric Ozanam, Adolph Kolping oder William Booth, dem Begründer der Heilsarmee. Es geht um große Theologen, die zwischen Kirche, Wissenschaft und Politik standen wie Ignaz von Döllinger und John Henry Newman, und um Frauen und Männer, die Gottes Spuren in der Welt von heute entdeckten und deren Denk- und Glaubenserfahrungen für das Leben der Kirche bedeutsam wurden (Johannes XXIII, Otto Karrer, Madeleine Delbrêl, Hans Urs von Balthasar).

Stets versteht es der Autor, den kirchen- und sozialgeschichtlichen Kontext anschaulich darzustellen und vor diesem Hintergrund die Individualität der Lebenswege und die „Leistungen" der Frauen und Männer herauszuarbeiten, die exemplarisch für ein Projekt „reflektiertes, engagiertes, kompetentes und freies Christsein heute" stehen und damit heutigen Spurensuchern Gottes Pate stehen können – ob sie in der theologischen Wissenschaft, in der Politik, in caritativen Organisationen oder im Privaten agieren. Matthias Hugoth

KAMPHAUS, Franz:

## LICHTBLICKE

Jahreslesebuch. Hrsg. von Ulrich SCHÜTZ.
Freiburg 2001: Herder. 400 S., Halbleinen, EUR 19,90 (ISBN 3-451-27047-1).

Bischof Kamphaus wurde einer größeren Öffentlichkeit über die Grenzen seines Bistums hinaus bekannt durch sein unerschrockenes Auftreten für die Rechte der Armen, nicht zuletzt durch die „Aktion Konfliktberatung", die in Kirche und Gesellschaft für erhebliches Aufsehen gesorgt hat. Seinem Wahlspruch „Den Armen eine frohe Botschaft" ließ er immer wieder Taten folgen, wofür er gelegentlich Widerspruch, öfter jedoch – und nicht nur von Christen – Zustimmung und Anerkennung erfuhr. Es ist für seine Person bezeichnend, dass er schon den ersten Golfkrieg als Mittel zur Lösung der damaligen Probleme öffentlich ablehnte. Er hat in seinen Hirtenbriefen und in zahlreichen seiner sonstigen Publikationen wiederholt darauf aufmerksam gemacht, dass eine Bewältigung wirtschaftlicher und sozialer Fragen grundsätzlich nur möglich ist, wenn der Begriff „Solidarität" mit neuen Inhalten gefüllt wird.

Es war eine gute Idee des Verlages Herder, unter dem Stichwort „Jahreslesebuch" Auszüge aus den Werken namhafter Theologen und geistlicher Schriftsteller herauszugeben, die repräsentativ Zeugnis geben von dem Schaffen der jeweiligen Persönlichkeiten. Als Jahreslesebuch sind bereits Texte von Anselm Grün, Antony de Mello, Anton Rotzetter und Phil Bosmans erschienen. Der hier vorgestellte Auswahlband für das Jahr 2002 setzt diese begrüßenswerte Tradition erfolgreich fort. Die kurzen Texte, ursprünglich meist gesprochenes Wort und hier nicht länger als je eine Seite, wurden aus verschiedenen Bereichen des Wirkens von Franz Kamphaus ausgewählt. Überwiegend handelt es sich um Predigten aus Gottesdiensten, aber auch um Hirtenbriefe an die Katholiken seines Bistums, um Bibelarbeiten zu verschiedenen Anlässen, um Radioansprachen, Presseartikel und Vorträge.

Die Vielfalt der formulierten Gedanken und Themen legte, den Monaten entsprechend, eine Gliederung in zwölf Kapitel nahe, die auf die Kirchenzeiten abgestimmt sind und deren Leitworte gleichzeitig Schwerpunkte der bischöflichen Verkündigung darstellen: Gott allein genügt (Januar), Arm sein vor Gott (Februar), Seht den Menschen (März), Vom Tod zum Leben (April), Geist, der lebendig macht (Mai), Hinter Jesus her (Juni), Gemeinsam (Juli), In dieser Welt (August), Kam ein Wort, wollt' leuchten (September), Signale der Freiheit (Oktober), Im Todesschatten (November) und Ein Kind lässt hoffen (Dezember). Das Inhaltsverzeichnis mit den Überschriften aller 365 Texte sowie das Register am Ende erleichtern die Orientierung und gegebenenfalls das Auffinden eines gesuchten Motivs. Fast alle Texte sind so ausgewählt, dass sie für sich gelesen und „Brot für jeden Tag" werden können.

Die Kirche muss sich heute vielfältigen Herausforderungen stellen. Sie hat damit auf dem II. Vatikanischen Konzil begonnen, doch sind viele Impulse von damals in den vergangenen Jahrzehnten nicht zum Tragen gekommen. Standortbestimmungen, Klärungen, Orientierungen, Denkanstöße sind darum weiterhin notwendig. All das liefert dieser Auswahlband in eindrucksvoller Weise. Die Texte des Limburger Bischofs sind Zeugnisse einer christlichen Lebenseinstellung um der Menschen willen, die es in unserer Zeit schwer haben, gesehen und gehört zu werden.

Franz Karl Heinemann

WESSLING, Hans:

## WIR BRAUCHEN BODEN UNTER DEN FÜSSEN

Die prägende Kraft der göttlichen Liebe.
Eichstätt 2002: Franz-Sales-Verlag. 144 S., br., EUR 9,90 (ISBN 3-7721-0251-4).

Hans Wessling ist ein Glaubenszeuge. Man merkt es Zeile um Zeile, wenn man seine Texte liest. Und man liest sie mit Genuss und will gar nicht aufhören – denn das, was er schreibt, ist Bekenntnis, durchlebtes Bekenntnis eines Ordensmannes aus der Gemeinschaft der Oblaten des hl. Franz von Sales, der Pfarreiseelsorge und Schuldienst kennt, der vielfältige Erfahrungen in der Gefangenenseelsorge gemacht hat und der in der Grenzsituation des Zweiten Weltkriegs erlebt hat, wie Glauben Berge versetzen kann. In dem vorliegenden Buch geht er der Substanz dieses Glaubens auf den Grund.

Das ganz persönliche Glaubenszeugnis des Paters korrespondiert immer wieder mit dem Zeugnis der ganzen Kirche, schreibt er doch über das Credo, die Ethik der Bergpredigt und die Sakramente, also allesamt Themen, die dem gemeinschaftlichen Glauben wesentlich sind. Dass es etwa gute Gründe gibt, Gott zu loben, weil er die Welt erschaffen hat, dass wir seine Ebenbilder sind und er zu uns gesprochen hat, dass er Mensch geworden ist, gekreuzigt

wurde und dann doch den Stachel des Todes besiegt hat und auferstanden ist, davon spricht Hans Wessling genauso wie er deutlich macht, dass ein Leben ohne Glauben bodenlos ist – wie es der Titel sagt. Und ebenfalls warnt er vor einer „Fahrt ins Blaue", auf der Menschen glauben, sie würden ohne Gott das Paradies schaffen. Unmöglich, so Wessling, denn das Böse – der Teufel – ist immer und überall. Gewiss, doch verzagen muss deswegen niemand, denn es gibt ja Gott, der im letzten Sieger bleiben wird.

So wird man bei der Lektüre neugierig auf ein Leben mit Gott – und konkret auch auf den Sakramentenempfang. Wessling erzählt etwa, dass er wie viele andere nach dem Konzil, immer weniger Interesse am Bußsakrament hatte. Und dann bemerkte: „Je lauer ich im Empfang dieses Sakramentes wurde, um so mehr verspürte ich eine innere Leere." Diese Not lehrte nicht nur beten, sie ließ den Sales-Oblaten auch einen Zufluchtsort suchen, um dort zu beichten.Er fand ihn – bei den Redemptoristen in Aachen – und fortan fuhr er alle zwei bis drei Monate dorthin, um das Sakrament zu empfangen und Erfüllung zu finden. Genauso Wesslings Worte zur Eucharistie: Begreifbar ist sie allemal im Glauben, und der fällt heute so schwer, weil wir das Staunen verlernt haben. Und an dieser Stelle einmal mehr die Erinnerung des Autors an die Kriegsnot, an den Tod durch Unterernährung, weil es kein Brot mehr gab. Heute hingegen besteht die Gefahr zu glauben, alles sei vom Menschen machbar: „...der Anfang einer eiskalten Welt, in der die Technik die Rolle Gottes übernimmt." Ihr fiel auch das Verständnis für die Eucharistie zum Opfer. Dagegen betont Wessling : „Ich bete an und glaube. Wo wird diese Haltung mehr verlangt als bei dem Geheimnis, das irdisches Brot zum Leib Christi macht? Wenn du nicht glauben kannst, dass Jesus wahrer Gott ist, dann ist es aussichtslos, diesem Geheimnis nachzuspüren."

Mit gleicher Entschiedenheit spricht Wessling an anderer Stelle, wenn es um die Ethik der Bergpredigt geht, von radikaler Liebe und Nachfolge. Er weist darauf hin, dass der Wohlstand der westlichen Welt eine große Gefahr für das Christentum darstellt, verurteilt aber gleichzeitig die voreilige Verurteilung anderer. Hier spricht der Gefängnisseelsorger, der immer wieder erlebt hat, dass Menschen sich auch ändern können.

Wessling ist durch und durch ein glaubhafter Zeuge und darum auch ein Wegweiser, dem man sich gern anvertraut. Im Sinne des paulinischen „Nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir", wird man beim Lesen unwillkürlich an die Emmausgeschichte erinnert: „Brannte uns nicht das Herz, als Jesus uns die Schriften erschloss", sagten damals die beiden Jünger. Ähnliches lässt sich auch von diesem Buch sagen. Raymund Fobes

STUMMER, Heinrich:

## IM VORÜBERGEHEN

Gars am Inn 2002: Versandstelle der „Briefe", 127 S., kt. EUR 3,50
(ISBN 3-923803-14-1).

„Auf unserem Weg durch die Zeit hilft uns immer wieder ein gutes, ermunterndes Wort, das uns jemand im Vorübergehen sagt", schreibt P. Hans Schalk, Provinzial der Münchner Provinz der Redemptoristen, im Vorwort zum vorliegenden Buch. Verfasst hat es sein Mitbruder P. Heinrich Stummer, verantwortlicher Redakteur der Provinzzeitschrift „Briefe an die Freunde".

Tatsächlich sind diese Worte zum Leben, entnommen aus den Editorials der „Briefe", leise und unaufdringliche Frohbotschaften, die ermutigen weiterzumachen und darum gerade auch jene ansprechen, denen nicht unbedingt nach Voranschreiten zumute ist.

Ganz getreu dem redemptoristischen Lebensmotto „Bei IHM ist Erlösung in Fülle" verweisen die Texte auf den Größeren, der hinter unserem Leben steht. Und genau deshalb sollen die Meditationen, obwohl im Vorübergehen gesagt, nicht zum Vorübergehen einladen, sondern vielmehr zum Verweilen bei Gottes Wort. Und P. Stummer zeigt überzeugend: „Dieses Verweilen lohnt sich."

Man tut also gut daran, sich an einen ruhigen Ort zurückzuziehen und die Gedanken des erfahrenen Seelsorgers ins Herz zu lassen. Und dazu tragen neben den liebevoll geschriebenen Texten auch die eindrucksvollen Bilder bei.

Raymund Fobes

## UNS IST EIN LICHT AUFGEGANGEN

Gottesdienste mit Lied- und Bildbetrachtungen zum Weihnachtsfestkreis. Hrsg. von Felicitas RIFFEL. Reihe: Konkrete Liturgie.
Regensburg 2001: Fr. Pustet. 134 S., kt., EUR 12,90 (ISBN 3-7917-1776-6).

Felicitas Riffel, Gemeindereferentin in der Dompfarrei und St. Magdalenen in Hildesheim, hat hier zahlreiche Vorschläge für Gottesdienste vom 11. November bis zum 2. Februar zusammengestellt. Es finden sich Modelle für einen Martins-Gottesdienst, eine Wortgottesfeier zur Erwartung der Wiederkunft des Herrn, eine Nikolaus-Feier, einen Bußgottesdienst im Advent, eine Luziafeier, eine Marienmesse im Advent, eine Wortgottesfeier im Advent, eine Novene mit biblischen Gestalten der Adventszeit, eine Andacht zum Weihnachtsfest, vier Andachten mit biblischen Gestalten der Weihnachtszeit, eine Andacht an Epiphanie oder am Fest der Taufe des Herrn, eine Andacht zum Ende der Weihnachtszeit und eine Wortgottesfeier zum Fest der Darstellung des Herrn.

Die meisten Vorlagen zeichnen sich dadurch aus, dass sie durch eine Liedbetrachtung, eine Bildbetrachtung oder eine szenische Darstellung die Sinne ansprechen. Sie erschließen auf anregende Weise die reiche Theologie des weihnachtlichen Festkreises. Allerdings bedürfen viele Gebete einer gründlichen sprachlichen Überarbeitung, da es sich um typische Lese-, aber nicht um Hörtexte handelt. Sätze mit über 20 Wörtern sind keine Seltenheit. Da Gebete jedoch beim Hören unmittelbar verständlich sein müssen, sind Sätze mit mehr als 14/15 Wörtern nicht ratsam. Man lese dazu die Hinweise bei Elisabeth Hug, Reden zu Gott. Überlegungen zur deutschen liturgischen Gebetssprache, Zürich u.a. 1985, S. 125f.

Für den, der sich die Mühe macht, die für eine liturgische Feier problematischen Texte angemessen umzuformulieren, stellt die Modellsammlung eine nützliche Handreichung zur Gestaltung von Gottesdiensten des Weihnachtsfestkreises dar.

Josef Schmitz

BALTHASAR, Hans Urs von:

## ZUERST GOTTES REICH

Zwei Skizzen zur biblischen Naherwartung. Reihe: Neue Kriterien 4.
Einsiedeln, Freiburg 2002: Johannes Verlag. 69 S., kt., EUR 7,- (ISBN 3-89411.374-X).

Dieses Bändchen vereinigt zwei Vorträge aus dem Jahr 1965 („Glaube und Naherwartung", „Bibel und Endzeit"), die einander ergänzend das gleiche Thema umkreisen: die theologisch unterschiedliche Deutung der sogenannten Naherwartung der Wiederkehr Jesu (Parusie) und des Weltendes im Neuen Testament. Die scheinbare Widersprüchlichkeit der Aussagen lässt sich teilweise erklären, wenn man die Enderwartung Jesu von der Enderwartung der Jünger und der Urkirche unterscheidet, die tatsächlich im Laufe der Zeit eine Entwicklung und mehrfache Korrektur erfahren hat.

Jesus selbst hat zwar die Gewissheit ausgesprochen, das Reich Gottes werde bald kommen, das Wie aber stellte er Gott anheim. Auch die Jünger erwarteten nach Jesu Auferstehung seine Rückkehr und die volle Aufrichtung der Herrschaft Gottes in naher Zukunft. Paulus war gleichfalls der Meinung, seine Generation werde noch die Wiederkehr Jesu erleben, war aber später davon überzeugt, diesen Tag selbst nicht mehr zu erleben (vgl. 2 Kor 1,8f). Er wusste also nichts von einem genauen Termin „des Tages des Herrn", betonte aber unter Hinweis auf ein Wort Jesu (1 Thess 5,1-3) die Plötzlichkeit seines Kommens und rechnete zumindest mit einer gewissen Zeit zwischen der Auferstehung Jesu und seiner Ankunft als Richter und Vollender der Geschichte. Nach dem Tod der wichtigsten Apostel, dem Untergang Jerusalems und des Tempels und der Verzögerung der Rückkehr Jesu gaben vor allem jene, die sich der Heidenmission verpflichtet fühlten, die apokalyptische Fixierung auf die Parusie Jesu auf, um sich entschlossen der Weltmission zuzuwenden. Dies macht deutlich, dass für die Kirche der apostolischen Zeit nicht das Wann und Wie, wohl aber das „Dass" des Parusieglaubens wichtig war. Dieses „Dass" war gesichert durch die Auferstehung Christi und die Erfahrung seines Wirkens in Kirche und Mission durch den Geist.

Daran hat sich bis heute nichts geändert. Auch die Christen unserer Tage müssen diese Spannung aushalten. Sie müssen einerseits stets mit der Rückkehr Jesu, des Herrn der Geschichte, rechnen und andererseits trotzdem selbst alles tun, um seine Botschaft vom Anbruch des Reiches Gottes aller Welt zu verkünden. Die Ausführungen Balthasars sind bei der gegebenen Kürze keine erschöpfende Behandlung dieses zentralen Themas christlicher Botschaft, sie bieten aber reichlich Hinweise und Denkanstöße, in welche Richtung zukünftiges Fragen und Forschen in Dogmatik und Exegese zielen müssten.

Franz Karl Heinemann

## DIE GROSSE BIBEL

Altes und Neues Testament. Einheitsübersetzung. Mit 32 Farbtafeln und einer Familien-Chronik.
Freiburg 2003: Herder. XII, 1459 S., geb., EUR 56,- (ISBN 3-451-28003-5).

Wenn heute ein Verlag eine neue Bibelausgabe auf den Markt bringen will, muss er sich schon etwas Besonderes einfallen lassen, um gegen dem übrigen großen Angebot bestehen zu können.

Tatsächlich weist diese neue Ausgabe des Verlages Herder einige Vorzüge auf, die sich auf den Absatz günstig auswirken können. Das sind nicht etwa die kurzen Einführungen zu den einzelnen biblischen Büchern, erst recht nicht die recht dürftigen Fußnoten am Ende der Seiten, auch nicht die Angabe der biblischen Verweis- und Parallelstellen und der vergleichsweise große Anhang mit dem Verzeichnis der Namen und Abkürzungen der biblischen Bücher, mit den Hinweisen auf die Textvorlagen der Einheitsübersetzung des Alten und Neuen Testaments und den Abschnitten über die Zählung und Übersetzung der Psalmen, über Maße, Gewichte und Münzen sowie über den Kalender und die Festtage, selbst nicht die am Ende des Anhangs stehende verhältnismäßig lange Liste mit ausgewählten Namen und Begriffen. All das ist zweifellos nützlich und hilfreich, war allerdings auch schon in früheren Ausgaben zu finden.

Das einzig wirklich Neue und Bemerkenswerte neben der achtseitigen Familien-Chronik und den ausgezeichneten 32 Farbtafeln, die Landschaften, kulturelle Zeugnisse und Stätten des Heiligen Landes eindrücklich vor Augen führen, ist das Format des Buches mit deutlich größerem und daher leserfreundlicherem Schriftbild, für das nicht nur ältere Menschen mit schwachen Augen sehr dankbar sein werden. Damit ist schon angedeutet, wo diese Bibel ihren Platz hat: nicht in der Schultasche oder im Reisegepäck, weil sie dafür zu groß und schwer ist, wohl aber daheim, wo sie als Arbeits- und Studienbibel immer griffbereit ist, wenn es um das Auffinden einer bestimmten Bibelstelle oder um eine intensivere Beschäftigung mit dem Worte Gottes geht. Natürlich eignet sie sich auch als kostbares Geschenk von bleibendem Wert.

Franz Karl Heinemann

VOSS, Florian:

## DAS WORT VOM KREUZ UND DIE MENSCHLICHE VERNUNFT

Eine Untersuchung zur Soteriologie des 1. Korintherbriefes. Reihe: Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments, Bd. 199.
Göttingen 2002: Vandenhoeck & Ruprecht. 320 S., Ln., EUR 64,- (ISBN 3-525-53883-9).

Neben der eher hermeneutischen Frage, wie sich Kreuz und Vernunft zueinander verhalten, behandelt Voss in seiner Zürcher Dissertation auch die eher fundamentaltheologische Frage, ob das Wort vom Kreuz tatsächlich einziger Inhalt christlicher Theologie ist. Ein besonderes Anliegen des Verf.s ist es auch zu zeigen, dass die Kreuzestheologie des 1 Kor mit der Rechtfertigungsbotschaft des Röm, Gal und Phil übereinstimmt, so dass von einer einheitlichen paulinischen Theologie gesprochen werden kann. Dem Eindruck, dass der menschlichen Vernunft durch den Kreuzestod Jesu im Zusammenhang mit dem Glauben nach Paulus keine Bedeutung zukommt, stehen schon seine tief theologisch argumentierenden Briefe

entgegen, die auf Einverständnis aus sind. Christus ist einerseits das Ende der Weisheit und andererseits die Weisheit schlechthin. Das zeigt Paulus vor allem in 1 Kor 1,18-25 und 2,6-16. Die Gottesbeziehung kommt allein durch den Glauben zustande, der auf das Kreuz bezogen ist und nicht durch die Weisheit dieser Welt konstituiert wird. Kreuz und Taufe bilden eine Einheit; denn das von Gott im Kreuz Christi bewirkte Heil wird dem Einzelnen in der Taufe zugeeignet. Der Apostel weiß sich nicht dazu berufen zu taufen, sondern dazu, das Evangelium zu verkündigen (1,17a), was selbst Teil des Heilsgeschehens ist. Das Kreuz Christi würde seiner Wirkkraft beraubt, würde seine Verkündigung mit Hilfe von Wortweisheit geschehen (1,17b). Damit wendet sich Paulus nicht grundsätzlich gegen Rhetorik, sondern gegen solche Arten zu reden, die dem Kreuz Christi nicht entsprechen. Ihm geht es in 1,18-25 um die Tragweite menschlichen Erkenntnisstrebens angesichts des Wortes vom Kreuz, das Inhalt der Evangeliumsverkündigung ist und das eine Trennung der Menschen in Verlorene, denen es als Torheit, und in Gerettete, denen es als Kraft Gottes gilt (V. 18), bewirkt.

In 1,26-2,5 unterstreicht Paulus, dass der Glaube gerade dadurch entstehen konnte, dass sowohl die Korinther als auch der Apostel selbst in ihrer Unansehnlichkeit zurzeit der Gemeindegründung offen waren für die Kraft Gottes. Der Glaube wird zum Ausgangspunkt eines neuen Denkens, das sich dem Kreuz verdankt. Als eine Form des Selbstruhms steht die Weisheit im Widerspruch zur Weisheit, die Christus als der Gekreuzigte ist. Paulus streitet mit den Korinthern um das richtige Verständnis dessen, was als Weisheit bezeichnet wird.

In 2,6-16 entwickelt Paulus die positive Bedeutung der Weisheit für den Glauben. Als personifizierte Weisheit wird Christus zum zentralen Heilsgut und zum Ziel des göttlichen Heilsplans. Aber auch für die Glaubenden bleibt Christus als die Wahrheit Gottes eine „im Geheimnis verborgene Weisheit" (V. 7), die nur durch Offenbarung zuteil wird (V. 10).

Während Paulus in 2,6-16 einen kontradiktorischen Gegensatz von Gläubigen und Ungläubigen thematisiert, differenziert er in 3,1-4 innerhalb der Glaubenden. Eine Differenzierung der Korinther aufnehmend, drängt er diese, dafür zu sorgen, dass die Predigt vom Kreuz bei ihnen aus Milch zur festen Speise wird. Für den Apostel sind alle Korinther Vollkommene und Pneumatiker. Jene aber, die den Gekreuzigten als unzureichende Heilsgabe von Gott verstehen, sind Unmündige.

Die Einsicht, dass der Mensch von sich aus nicht zu echtem Verstehen fähig ist, vertieft der Apostel im Zusammenhang mit der Götzenopferproblematik in 1 Kor 8,1-6. Ausgehend vom Glauben an die Einzigkeit Gottes, die prinzipiell erlaubt, Götzenopferfleisch zu essen, worin er mit den Korinthern übereinstimmt, relativiert er die christliche Erkenntnis durch die Liebe. Die mangelnde Liebe der „Starken" in Korinth gegenüber den „Schwachen" hat nach 8,3 offenkundig ihre Ursache in der mangelnden Liebe zu Gott, die durch Erkanntwerden und damit durch Erwählung durch Gott ermöglicht wird. Christliche Erkenntnis ist mit der Liebe so verbunden, dass sie der Erbauung der Gemeinde nicht zuwiderlaufen kann.

Die Liebe, die allen Christen geschenkt ist, versteht Paulus nach 1 Kor 12,31b-13,13 nicht als das bedeutendste Charisma, sondern als Basis alles geistgewirkten Tuns. Den Korinthern konzediert er zwar, dass sie nach den größeren Charismen streben (12,31b ist ein Indikativ: „Ihr strebt aber nach den größeren Gnadengaben"), betont aber zugleich, dass diese ohne die Liebe wertlos sind (13,1-3). Der Glaube ist durch Taten nicht erweisbar. Voss entscheidet sich mit Recht in V. 3 für die Lesart „sich rühmen" (gegen „verbrannt werden"). In V. 4-7 verweist Paulus auf den Überschuss der Liebe gegenüber dem Liebenden. Alles spricht dafür, dass die Liebe hier durch und durch von Christus her bestimmt ist, in dem Gottes Liebe anwesend ist (vgl. Röm 8,39). Als von Gottes Liebe Erfasste haben die Christen an dieser Liebe teil. Anders als die Charismen, die für die Gegenwart bestimmt und nur vorläufig sind, ist die Vollendung bereits in der Liebe da.

Mit ihr zusammen ist dem soteriologisch verstandenen Glauben und der Hoffnung als der Haltung, in der der Mensch sich ganz auf Gott angewiesen weiß, ein Bleiben in der Zeit des Schauens verheißen. Wegen ihres Gemeinschaftsbezugs ist die Liebe die größte unter diesen drei.

In der Zusammenfassung seiner überzeugenden Auslegungen unterstreicht Voss noch einmal, dass der gekreuzigte Christus den Inhalt der Rede von Gott prägt, dass das Verstehen als Geschehen der Rechtfertigung durch den gekreuzigten Christus zu begreifen ist und dass der gekreuzigte Christus das Verstehen zugleich befreit und begrenzt. Der Glaube erhält seine Verlässlichkeit durch den Gekreuzigten. Seine Verlässlichkeit wird vor allem existentiell im Glauben und erst sekundär im Denken verifiziert. Das Wissen um die Verheißung, dereinst zu erkennen, wie ich erkannt bin (1 Kor 13,12), macht die Begrenzung der Vernunft erträglich.

Heinz Giesen

KUSCHNERUS, Bernd:

## DIE GEMEINDE ALS BRIEF CHRISTI

Die kommunikative Funktion der Metapher bei Paulus am Beispiel von 2 Kor 2-5. Reihe: Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments, Bd. 197. Göttingen 2002: Vandenhoeck & Ruprecht. 398 S., Ln. EUR 79.- (ISBN 3-525-53881-2).

In seiner Marburger Dissertation geht Kuschnerus der kommunikativen Funktion der Verwendung von Metaphern in den Paulusbriefen nach (I.). Er achtet darauf, wie Metaphern bei Paulus die Rezeption seiner Aussagen lenken und ob deren Verwendung Auskunft über den Verstehungszusammenhang des jeweiligen Textes gibt. Um das bewerkstelligen zu können, ist sodann zu erkunden, um welche Inhalte es geht, wenn Paulus metaphorische Sprache verwendet (II.). Der Verf. beschreibt die Metapher als „widersprüchliche Prädikation". Kriterium für das Vorliegen einer Metapher ist die semantische Unvereinbarkeit von Textelementen. Eine Metapher ist eine absurde Äußerung, der eine kommunikative Funktion zukommt. Gelingt eine Metapher, so stiftet sie gerade durch ihre „kalkulierte Absurdität" Sinn. Sie unterscheidet sich vom Vergleich und Bildwort und kann nicht durch eine andere Sprachform ersetzt, wohl aber kommentiert werden.

Im Hauptteil seines Buches erprobt der Verf. seine Metaphertheorie an 2 Kor 2,14-5,10 (III.). Nach einem exegetischen Durchgang dieser Textpassage zieht er Schlussfolgerungen auf die kommunikative Funktion der Metaphorik des Abschnitts. Dabei zeigt sich, dass Paulus tatsächlich metaphorische Sprache so kreativ einsetzt, dass die verfremdeten Aussagen die Adressaten zu einer Stellungnahme herausfordern. So stellt er die Verbreitung des Evangeliums als einen Triumphzug Gottes dar, der ihn als Gefangenen mitführt. Als Gefangener zählt er dennoch nicht zu den „Verlorenen", sondern versteht sich gerade so als „Wohlgeruch Christi" und damit als Offenbarungsmedium. Damit will er den Briefempfängern zu verstehen geben, dass er gerade als leidender Apostel befähigt ist, die Erkenntnis des Triumphators zu vermitteln. Gott selbst ist das Subjekt der Verbreitung des Evangeliums und Paulus ist an diesem Geschehen beteiligt. Dem offenkundigen Vorwurf seiner Gegner, er habe keine Empfehlungsbriefe vorzuweisen, begegnet er damit, dass er seine Adressaten selbst metaphorisch zu seinem Empfehlungsbrief erklärt. Paulus versteht sich als irdenes Gefäß, das den Schatz des Evangeliums birgt. Gerade das paradoxe Ineinander von leiblicher Schwachheit und Gotteskraft (4,7) sowie die Gleichzeitigkeit von Bedrohung und Bewahrung, die Paulus existentiell erfährt (4,8f), vergegenwärtigen das Ineinander von Leben und Tod in der Existenz Jesu, wie es das Evangelium bezeugt. Um seine

Adressaten überzeugen zu können, setzt Paulus metaphorische Anreden ein, die seine Situation und die der Gemeinde neu erschließen. Paulus verknüpft seine apostolische Existenz mit dem Evangelium, das er verkündigt.In seiner Schlussbetrachtung macht Kuschnerus deutlich, dass die Metapher ihrem Wesen nach als „Sprache des Möglichen" zu verstehen ist (IV), insofern sie einen sprachlichen Raum eröffnet, in dem eine neue Erfahrung gemacht werden kann. In 2 Kor 2,14-5,10 kommt den Metaphern die Funktion zu, „angesichts einer strittigen Situation das Evangelium präzisierend zu wiederholen, die Existenz der angeschriebenen Gemeindeglieder 'in Christus' zu deuten und ihnen damit ein Selbstverständnis des Glaubens zu eröffnen" (342). Als widersprüchliche Prädikationen eignen sich Metaphern dazu, Erfahrungen gegenwärtig zu machen, die nicht aus der vorhandenen Wirklichkeit abzuleiten sind. Der kreative Sprachgebrauch der Metapher erzwingt darüber hinaus einen Wechsel des Interpretationsrahmens von Erfahrung. Weil sich in der paulinischen Metapher eine eschatologische Möglichkeit von etwas Neuem eröffnet, die jede ontische Wirklichkeit transzendiert, ist sie in besonderer Weise Sprache des Möglichen, das sich der Schöpferkraft Gottes verdankt.

Wie hier nur in lückenhafter Weise dargestellt werden konnte, ist die Metapher ein besonders gutes sprachliches Mittel, um Christen auf ihr Christsein hin anzusprechen und Paulus und seine Adressaten in enge Beziehung zu setzen. Wer das nicht leicht lesbare Buch durcharbeitet, wird das mit großem Gewinn tun. Leider fehlen jegliche Register.

Heinz Giesen

HAACKER, Klaus:

## VERSÖHNUNG MIT ISRAEL

Exegetische Beiträge (Veröffentlichungen der Kirchlichen Hochschule Wuppertal; 5). Neukirchen-Vluyn 2002: Foedus-Verlag/Neukirchener Verlag. 219 S., kt., EUR 20,- (ISBN 3-932735-58-7/3-7887-1836-6).

Die Versöhnung mit Israel ist ein Anliegen, das Haacker – von 1982 bis 1996 Mitglied des Ausschusses „Christen und Juden" der Evangelischen Kirche im Rheinland – seit seiner wissenschaftlichen Ausbildung verfolgt. Von den zahlreichen Aufsätzen, die um diese Thematik kreisen, liegen nun 14 Beiträge vor. Theologiegeschichtlicher Ausgangspunkt ist der Holocaust, der zwar nicht zum hermeneutischen Schlüssel der Auslegung neutestamentlicher Texte werden darf, den Exegeten aber sensibler macht, wenn es darum geht, (vermeintlich) antijüdische Texte des NTs auszulegen. Daraus ergeben sich auch Konsequenzen für die Bibelübersetzung, wofür Haacker in seinem letzten Beitrag Röm 11,15 anführt, wo es nicht „ihr Verderben", sondern „ihr Verlust" heißen muss.

Im zweiten Abschnitt geht es um die Beziehung Jesu zum Judentum. Haacker zeigt, dass das Gebot der Feindesliebe keineswegs gegen jüdische Vorstellungen gerichtet ist, obgleich jüdische Gebete eine Verbindung zwischen Bittgebet und Sozialethik nicht kennen. Mt 27,25 („Sein Blut über uns") deutet die Zerstörung Jerusalems und seines Tempels vom gewaltsamen Geschick Jesu her und ist nur auf Zeitgenossen Jesu und des Evangelisten bezogen, bietet aber kein Programm für den weiteren Verlauf der jüdischen Geschichte. Die Schuld für den Tod Jesu ist nicht pauschal dem ganzen jüdischen Volk anzulasten. Die Evangelien zeichnen das Vorgehen der Jerusalemer Aristokratie und die entsprechende Reaktion des römischen Statthalters auf dem Hintergrund der damaligen politischen und rechtlichen Verhältnisse durchaus plausibel. Für die Verurteilung Jesu entscheidend sei dessen Verzicht auf Verteidigung, so dass man von einer „Mitschuld" Jesu sprechen könne, was den Aussagen von Jesu Selbsthingabe seines Lebens entspricht.

Wenn Jesus im NT als Messias verkündigt wird, dann bedeutet das, dass er der von Gott eingesetzte bzw. gesandte und mit der Kraft des heiligen Geistes ausgestattete, von den Propheten angekündigte Helfer und Retter ist. Auf ihn richtet sich die Hoffnung Israels. Der irdische Jesus wird zwar noch nicht als Messias bezeichnet, sein charismatisches Heilen und seine Verkündigung weisen jedoch seine Messianität aus. Jesus als Messias bekennen kann nur, wer auch die Geschichte seines Volkes ernst nimmt und Israel mit Gott zusammendenkt. Die messianischen Verheißungen erfüllen sich jedoch erst in Fülle mit der Wiederkunft Christi. Das frühchristliche Messiasbekenntnis unterscheidet sich von der frühjüdischen Umwelt nicht nur in der Festlegung auf Jesus, sondern auch in der Auffassung dessen, wie man sich den Messias vorstellen soll.

Im dritten Abschnitt wendet sich Haacker Paulus zu. Nach der Apostelgeschichte ist das Bekenntnis des Paulus zur Hoffnung Israels mit der Auferstehung Jesu verbunden (Apg 23,6; 24,25f; 26,6; 28,20). Wie der Verf. zeigt, steht das durchaus im Einklang mit der jüdischen Tradition. Als Nebenertrag ergibt sich, dass die These von einem Gegensatz zwischen dem lukanischen Paulusbild und dem Paulus der Briefe sich nicht erweisen lässt. Wie die Lektüre des Röm zu zeigen vermag, ist die Erwählung Israels im NT durch die eschatologische Verkündigung des Evangeliums nicht verdrängt worden. Den Zweck des Röm bestimmt Haacker als Friedensmemorandum. In ihm geht es um den Frieden und die Versöhnung mit Gott, zwischen Juden und Nichtjuden und schließlich um den Frieden mit allen Menschen.

In seiner Studie „Paulus und das Judentum im Galaterbrief" betont der Verf. zunächst treffend, dass der Glaube an Christus den Juden nicht zum Nichtjuden macht. Paulus verabschiedet sich bei seiner Berufung vor Damaskus nicht aus dem Judentum, sondern von seinem Kampf gegen die Kirche als vermeintliche Abfallbewegung aus dem Judentum (Gal 1,13f). Die polemischen Aussagen des Paulus über Werte und Aspekte jüdischer Existenz richten sich gegen ein bestimmtes Judentum, dem er einmal voll Eifer anhing, das ihm später feindlich bei seiner Mission entgegentrat und das 70 n.Chr. untergegangen ist, während das überlebende Judentum sich tief greifend religiös erneuerte. Gegenüber O. Hofius verteidigt Haacker seine These, dass Paulus in seiner vorchristlichen Zeit ein Eiferer nach dem Vorbild Pinchas (Num 25) war. An drei Beispielen (1 Thess 2,14-16; Gal 4,21-31 und abfällige Bemerkungen über die Beschneidung) sucht er sodann nachzuweisen, dass Paulus Elemente heidnischen Antijudaismus aufgenommen hat. Das Vorgehen des Paulus gegen christliche Judaisten wurde in der Wirkungsgeschichte als Angriff auf das Judentum als Ganzes verstanden. Mit Scholem Ben Chorin hält Haacker es für einleuchtend, dass die paulinische Polemik von einem gewissen Selbsthass des einstigen Verfolgers mitbestimmt gewesen sei. Paulus war – entgegen einer oft geäußerten Meinung – kein Antinomist, wie der Verf. in seinem abschließenden Aufsatz zu Paulus darlegt. Dem Apostel geht es vielmehr primär darum, den Heiden ohne den Umweg über das Judentum zu ermöglichen, Christen zu werden. Für seine Gesetzeskritik habe er die gesetzeskritische Tradition der Antike aufgegriffen. Neben dem schon genannten Vorschlag zur Bibelübersetzung nach dem Holocaust zeigt Haacker im 4. Abschnitt „Konsequenzen" Schritte zur Versöhnung zwischen Christen und Juden auf. Auf christlicher Seite sei eine Umkehr zu Israel und auf jüdischer Seite ein Umdenken über Jesus und das Urchristentum gefordert. Zu Beidem gibt es Beiträge in der christlichen und jüdischen Bibelwissenschaft. Abschließend äußert sich Haacker zu der schwierigen Frage der Judenmission. Er weist zu Recht die These zurück, dass Judenmission eine Fortsetzung des Holocaust und deshalb zu verwerfen sei. Einerseits ist entsprechend dem Auftrag der Kirche, auch heute noch den Juden das Heil in Christus anzubieten, andererseits muss man dabei sehr behutsam vorgehen.

Die vorgelegten Studien sind ein wichtiger Beitrag zum jüdisch-christlichen Gespräch. Das Buch wäre noch brauchbarer, wären ihm Register beigefügt worden. Heinz Giesen

LIENKAMP, Andreas:

## THEODOR STEINBÜCHELS SOZIALISMUSREZEPTION

Eine christlich-sozialethische Relecture.
Paderborn 2000: F. Schöningh Verlag, XV, 803 S., geb., EUR 108,-
(ISBN 3-506-75185-9).

Im Mittelpunkt dieser umfangreichen und differenzierten Untersuchung steht der Kölner Philosoph, Moraltheologe und Sozialethiker Theodor Steinbüchel (1888-1949), der es verstanden hat, die tiefe Kluft zwischen Christentum und Sozialismus zu überbrücken und dabei einen Entwurf theologischer Ethik zu entwickeln, die eine konsequente Rezeption der Sozialphilosophie von Karl Marx einbezieht. Dem Autor geht es allerdings nicht nur um die historische Rekonstruktion eines bedeutenden christlichen Sozialethikers, dessen Arbeit vor allem der Auseinandersetzung mit Karl Marx und dem Sozialismus gewidmet war. Lienkamp macht auch einsichtig, dass innerhalb der christlichen Sozialethik die Debatte um die Verhältnisbestimmung von Christentum und Sozialismus fortgeführt werden muss und die christliche Sozialethik „von Steinbüchel als einem ihrer disziplin-historischen Vorläufer und Wegbereiter gerade im Hinblick auf die Auseinandersetzung mit dem Sozialismus lernen" kann. (S. 4)

Seine Untersuchungen zur Sozialismusrezeption Theodor Steinbüchels, seine Analyse des kirchlichen, theologischen und politischen Kontextes, in den Steinbüchels Arbeit eingebunden war, und seine kritische Würdigung von Steinbüchels Ansatz einer theologischen Ethik im Blick darauf, worin er für heutige sozialethische Fragestellungen anregend und weiterführend sein kann, erfolgen durch eine gründliche und kompetente Aufarbeitung der Quellen und zugleich auf eine sehr ansprechende und plausible Weise. Mit seiner Arbeit leistet der Autor nicht nur einen beachtlichen Beitrag zur Geschichte der christlichen Soziallehre und speziell der Geschichte ihrer Verhältnisbestimmung gegenüber dem Sozialismus. Er versteht es auch, auf eine beredte und überzeugende Art und Weise die Erkenntnisse und Impulse, die vom Denken Steinbüchels und anderer christlicher Sozialisten (Walter Dirks usw.) für die Bearbeitung der heutigen globalwirtschaftlichen, sozialpolitischen und gesellschaftlichen Herausforderungen durch die katholische Soziallehre ausgehen können, deutlich und präzise heraus zu arbeiten. Diese mit sehr viel Akribie und Engagement geschriebene Arbeit ist eine Fundgrube für jeden, der ernsthaft an einer Fortschreibung der christlichen Soziallehre unter Einbeziehung der ethischen Impulse und Handlungsperspektiven des Sozialismus interessiert ist.

Matthias Hugoth

SPECHT-TOMANN, Monika:

## ERZÄHL MIR DEIN LEBEN

Zuhören und Reden in Beratung und Begleitung.
Düsseldorf 2003: Walter Verlag. 278 S., kt., EUR 19,80 (ISBN 3-530-40143-9).

Die erfahrene Lebensbegleiterin und Therapeutin Monika Specht-Tomann hat mit diesem Buch wieder eine sehr ansprechende und brauchbare Handreichung für die seelsorgliche, therapeutische und pflegerische Praxis vorgelegt! Diesmal geht es um die Bedeutung von Lebensgeschichten, die im Grunde jeder Mensch zu erzählen weiß und die wir von den Menschen um uns her, vor allem von denen, die wir in Not- und Krankheitssituationen begleiten, erfahren können.

Nach einigen ermutigenden grundsätzlichen Erläuterungen zur Bedeutung des Hörens und Erzählens von Geschichten und der Funktionen und Wirkweisen eines lebensgeschichtlichen Gesprächs bietet die Autorin im zweiten Abschnitt konkrete Impulse für die Begleitung von kranken und alten Menschen, für das Zuhören, das Erzählen und das miteinander Reden. Dabei stellt sie eine Reihe von Variationen der Gesprächsführung vor, erörtert sie die Grundhaltungen, die notwendig sind, wenn das Gespräch hilfreich sein soll, und gibt sie einen guten Einblick in die Dynamiken des Sprechens und Kommunizierens vor allem mit Menschen in Krankheit und Alter. Am Schluss werden zahlreiche Beispiele lebensgeschichtlicher Berichte aus unterschiedlichen Lebenssituationen aufgeführt – eine gelungene Bebilderung dessen, was zuvor erklärt und vermittelt worden ist.

Das Buch ist ein sehr angenehmes, bereicherndes und ermutigendes Lehrbuch für die Begleitung von Menschen, die das Gespräch und die Nähe eines Menschen brauchen – mit zahlreichen praktischen Hinweisen und Tipps, aber auch mit Anregungen und Impulsen für eine menschenfreundliche, spirituell unterlegte Einstellung zu den Menschen, für die Seelsorger, Therapeuten, Berater, Pflegende da sind. Matthias Hugoth

FUCHS, Ursel:

## LEBEN MIT WACHEN SINNEN

Damit uns nicht Hören und Sehen vergeht.
Düsseldorf 2001: Patmos Verlag. 229 S., geb., EUR 19,90 (ISBN 3-491-72450-3).

Die zunehmende Technisierung der Lebens- und Arbeitswelt der Menschen, die heute auch schon die Wohn- und Spielräume der Kinder erfasst hat, ist nicht ohne Folgen für unseren Umgang mit unseren Sinnen geblieben. Viele trauen kaum noch dem, was sie unmittelbar hören, sehen, riechen oder schmecken; selbst wie man was zu fühlen und empfinden hat, wird einem von Werbung und Medien vorgesagt und suggeriert.

Dagegen legt die Autorin dieses Buches ein überzeugendes Plädoyer dafür vor, sich der wunderbaren Fähigkeiten der eigenen Sinne neu bewusst zu werden und sie wieder mehr für das Wahrnehmen der Fülle dessen einzusetzen, was es zu hören, zu sehen, zu riechen, zu schmecken und zu fühlen gibt. Dabei zeigt sich, dass dadurch nicht nur ein unmittelbarer Bezug zu der Natur und der Menschenwelt um uns her möglich wird, über die Sinne läuft auch ein großer Teil der Beziehungen zu uns selbst, zu den Mitmenschen, zur Natur als Organismus

und zur spirituellen Dimension unseres Lebens. Wer so die Tiefendimensionen des Daseins aufdeckt, muss zwangsläufig an dem Kritik üben, was uns an der Oberfläche und in einer permanenten Zerstreuung und sinnlichen Fremdbestimmung vorhält.

Damit spart die Autorin keineswegs. Doch sie verfällt keiner Miesmacherei, sondern deckt auf, wo Chancen des unmittelbaren Lebens und Erlebens verloren gehen. Ein „flott" geschriebenes Buch mit Tiefgang! Und eine gute Hinführung zu einer sinnlich und ganzheitlich ausgerichteten Spiritualität! Matthias Hugoth

APFELBACHER, Karl-Ernst:

## SELIG DIE TRAUERNDEN

Kulturgeschichtliche Aspekte des Christentums.
Regensburg 2002: F. Pustet. 464 S., Hardcover, EUR 39, 90 (ISBN 3-7917-1797-9).

Im Umgang mit Trauer zeigen die meisten Menschen hierzulande ein widersprüchliches Verhalten: Auf der einen Seite hat sich allgemein die Einsicht durchgesetzt, dass Trauer wichtig und notwendig ist, um Verluste, Rückschläge und Schulderfahrungen seelisch zu verarbeiten. Auf der anderen Seite ist Trauer aus dem öffentlichen Leben verbannt worden, so dass sie auch in der Lebenswelt der Menschen weithin ein Tabu darstellt. Diese Ambivalenz hat – so die These des Autors der vorliegenden Untersuchung – kultur- und religionsgeschichtliche Wurzeln. Wenn man sich diese Wurzeln bewusst macht, wird nicht nur die gegenwärtige Zwiespältigkeit in der Einstellung des modernen Menschen zur Trauer verständlicher; es kann „auch eine Hilfe sein, um zu einem behutsamen und einfühlsamen Umgang mit Menschen zu finden, für die Trauer ansteht, sowohl mit denen, die sich ihr verweigern möchten, als auch mit denen, die – von Unglück oder Schuld betroffen – sich anschicken, durch sie hindurchzugehen, und von der Frage nach dem Sinn ihres Lebens und dem Wozu von alledem, was ihnen zustößt, bewegt werden." (S. 431)

Seine gründlichen und detaillierten Recherchen und Analysen, die beim Alten Testament ansetzen und die Kirchengeschichte bis zur Zeit des Bernhard von Clairvaux durchforsten, kommen zu folgendem Ergebnis: Es finden sich in der abendländisch christlichen Kultur zwei gegensätzliche Traditionen, von denen die eine – im augustinisch-iroschottischem Denken von Schuld und Verdammung, Sünde und Reue gründend – eine grundsätzliche Trauerabwehr zur Folge hat, während die andere mit ihren Wurzeln im Alten Testament und im frühen ägyptischen Mönchtum die Trauer als eine Regung und Kraft der Seele bejaht und ihr in der Spiritualität des Christen einen Platz zuweist. Der Kernpunkt der Divergenz in der Bewertung menschlicher Trauer liegt in der Auslegung des Begriffs „Gerechtigkeit Gottes": Ist der Tod eine gerechte Strafe Gottes oder schafft Gott Gerechtigkeit durch seine barmherzige Liebe?

In der aktuellen Trauerliteratur stellt die vorliegende Untersuchung eine Besonderheit dar. Denn die gängigen Analysen und Schlussfolgerungen zum Trauerverhalten des modernen Menschen konzentrieren sich meist auf sozialpsychologische und soziologische Betrachtungsweisen und vernachlässigen weitgehend die Frage nach den kultur- und religionsgeschichtlichen Wurzeln. Diese Lücke wird durch die vorliegende Arbeit zu einem großen Teil geschlossen, auch wenn sie sich auf die Zeit bis zum Hochmittelalter beschränkt. Es wäre eine äußerst lohnende Sache, wenn die Arbeit des Autors fortgesetzt und die Kulturgeschichte des Christentums unter der Fragestellung nach der theologischen und pastoralen Einschätzung menschlicher Trauer fortgeschrieben würde. Matthias Hugoth

KESSLER, David:

## IN WÜRDE

Die Rechte des Sterbenden.
Stuttgart 2003: Kreuz Verlag, 278 S., geb., EUR 19,90 (ISBN 3-7831-2212-0).

Dieses Buch ist ein radikales Plädoyer dafür, sterbende Menschen als lebende, empfindende, in ihrem Denken und Fühlen, in ihrer Intimität und Identität, ihrem Hoffen und Glauben zu respektierende Wesen zu behandeln. Diese Forderungen unterstreicht der Autor durch eigene Erfahrungen mit Sterbenden und durch zahlreiche Schilderungen, wie diese über ihr Sterbenmüssen gedacht, wie sie es, wo es möglich war, selbst gestaltet haben, was sie glaubten und hofften. In allem wird deutlich, was mit „Würde der Sterbenden" gemeint ist. Der Autor beschreibt allerdings nicht nur die Konsequenzen für die Einstellungen, Haltungen und Handlungsweisen von Angehörigen, Ärzten und Pflegenden, die aus der ethischen Forderung abzuleiten sind, kranke und sterbende Menschen stets würdevoll zu behandeln. Er formuliert dafür auch viele konkrete Anregungen und Vorschläge.

Ein anspruchvolles, zugleich Mut machendes und für die Praxis der Begleitung von Sterbenden hilfreiches Buch, das zudem zahlreiche Elemente für eine Spiritualität der Sterbebegleitung enthält. Es ist vor allem jenen zu empfehlen, die aufgrund der Betriebsamkeit des Alltags wenig Raum für Ruhe und Besinnung haben, die für eine wirkliche Beschäftigung mit Sterben und Tod unverzichtbar sind.

Matthias Hugoth

WUNDERLICH, Theresia / KAUERMANN-WALTER, Jacqueline:

## TAGESPFLEGE FÜR KINDER – EINE HERAUSFORDERUNG FÜR DIE KATHOLISCHE KIRCHE, DIE CARITAS UND IHRE FACHVERBÄNDE

Freiburg/Dortmund 2000: Deutscher Caritasverband/Sozialdienst katholischer Frauen, 152 S., kt., ca. EUR 8,- zuzüglich Versandkosten (ohne ISBN).

Die Frage, wie eine kindgemäße Betreuung von Kindern im Vorschulalter außerhalb ihrer Familien gewährleistet werden kann, ist gegenwärtig von großer politischer Aktualität. Denn nicht zuletzt durch die Ergebnisse der PISA-Studie, die den deutschen Schülerinnen und Schülern hinsichtlich ihres Bildungsniveaus im internationalen Vergleich einen Platz im unteren Drittel nachgewiesen hat, ist ein offener fachpolitischer Streit über eine optimale Förderung der Kinder von Anfang an entbrannt. Dass die Familien eine solche ohne Unterstützung durch andere Institutionen heutzutage nicht mehr leisten können, darüber herrscht weithin Einigkeit. Doch welche Einrichtungen am geeignetsten sind, um ihnen diese Unterstützung zu bieten, darüber wird heftig diskutiert.

Die vorliegende Dokumentation einer Fachtagung des Deutschen Caritasverbandes und des Sozialdienstes katholischer Frauen (einem Fachverband des Deutschen Caritasverbandes) zeigt, dass neben den Tageseinrichtungen für Kinder die Tagespflege sich durchaus zu einer ernst zu nehmenden weiteren Betreuungsinstitution etabliert hat: In Familien, in denen verantwortungsbewusste und qualifizierte Mütter Kindern die Betreuung und Bildung bieten, die sie ihrem Alter entsprechend brauchen, wird eine pädagogische Arbeit geleistet, die die der Tageseinrichtungen hervorragend ergänzen bzw. die punktuell sogar eine Alternative zu den Tageseinrichtungen darstellen kann. Das weisen jedenfalls die in dem vorliegenden Buch dokumentierten Beispiele gelungener Tagespflege-Arbeit nach. Die Tagespflege ist dabei, sich zu einem respektablen Kinderhilfeangebot zu entwickeln, das in der Landschaft der bestehenden Betreuungs- und Bildungseinrichtungen für Kinder einen festen Platz erhalten wird. Der Ausbau und die Qualifizierung dieser spezifischen Angebotsform, so die eindeutige Botschaft der hier dokumentierten Tagung, stellt auch für Kirche und Caritas eine dringliche Aufgabe dar.

Matthias Hugoth

## HANDBUCH INTEGRATIVE RELIGIONSPÄDAGOGIK

Reflexionen und Impulse für Gesellschaft, Schule und Gemeinde. Eine Veröffentlichung des Comenius-Instituts. Hrsg. von Annabelle PITHAN, / Gottfried ADAM / Roland KOLLMANN. Gütersloh 2002: Gütersloher Verlagshaus, 638 S., geb., EUR 34,95 (ISBN 3-579-03288-7).

Mit diesem Handbuch beabsichtigen die Herausgeber, Perspektiven und Impulse für eine – in der wissenschaftlichen Religionspädagogik bislang weitgehend vernachlässigte – Bearbeitung der Frage nach der Integration behinderter Kinder und Jugendlicher in die religionspädagogischen Arbeitsfelder aufzuzeigen. Das Handbuch stellt erstmals unterschiedliche Bereiche der Integrativen Religionspädagogik vor und „unternimmt den Versuch, die Erträge und Fragestellungen Integrativer Religionspädagogik in eine systematische Ordnung zu bringen – mit dem Ziel, zu weiterer Bearbeitung und zu Praxisentwürfen anzuregen." (S. 14)

Es kommen insgesamt 64 wissenschaftlich ausgewiesene Fachleute und Expertinnen und Experten aus der Praxis zu Wort; dabei wurde auf ein zahlenmäßig ausgewogenes Verhältnis zwischen katholischen und evangelischen Autoren Wert gelegt. Sie setzen sich im Schnittfeld von Erziehungswissenschaften, Theologie und Humanwissenschaften zum einen mit grundsätzlichen Fragestellungen zum Phänomen der Behinderung und zur Stellung behinderter Menschen in dieser Gesellschaft als auch mit theologischen, anthropologischen und ethischen Positionen auseinander; zum anderen erörtern sie ganz praktische Themen aus dem Bereich der Didaktik und Methodik einer Integrativen Religionspädagogik in Kindergarten, Schule, Jugendarbeit, Gemeinde und Arbeitswelt. Das Handbuch bietet eine Fülle profunder theoretischer und praxisrelevanter Informationen und Impulse und enthält zahlreiche Ansätze für eine Fortschreibung von Konzepten und Didaktiken integrativer religionspädagogischer Arbeit in den unterschiedlichen Praxisfeldern.

Matthias Hugoth

## ROM

Ein literarischer Reiseführer. Hrsg. von Franz Peter WAIBLINGER. Mit Fotos von Gertrud Leutenegger.
Darmstadt, veränderte Neuausgabe 2000: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
XI, 290 S., geb., EUR 21,50 (ISBN 3-534-14994-7).

Ein Romführer der ganz anderen Art, keiner der üblichen Reisebegleiter, die dem Leser einen knappen Überblick über Natur, Geschichte und Kultur, eine Zusammenstellung der vermeintlichen Sehenswürdigkeiten und eine Menge praktischer Informationen von A-Z servieren, sondern eine bunt schillernde Mischung literarischer Texte von Autoren verschiedener Nationalität aus der Zeit von 200 v. Chr. bis zur Gegenwart.

Über keine Stadt der Welt ist mehr geschrieben worden als über Rom. Das ist verständlich angesichts ihrer einzigartigen Geschichte – „eine Stadt aus Marmor und Gold, eine Stadt der Wunder, eine Stadt, deren Tempel, Theater und Thermen, deren Paläste, Brunnen und Stadien, deren Luxus und Pracht nicht ihresgleichen hatten".(271) Das war freilich nicht immer so. Blütezeiten folgten Zeiten des Niedergangs wie die Barbareneinfälle des fünften Jahrhunderts. Damals verlor die Stadt ihre weltliche Macht, blieb aber immer noch das Haupt der Kirche auf Erden. Erst viel später, in der Renaissance und im Barock, erwuchs aus den Trümmern ein neues Rom, das durch seinen äußeren Glanz bewies, dass es die Hauptstadt der Welt geblieben war. So sah es jedenfalls aus bis 1870, dem Jahr der Beendigung der irdischen Herrschaft des Papstes. Die Heilige Stadt wurde weltlich, äußerlich eine Stadt wie viele andere Städte – und doch mit keiner zu vergleichen, auch wenn bauliche Veränderungen im Zentrum, außerhalb der Mauern entstandene neue Stadtviertel und eine maßlose Bauspekulation den einstigen Zauber verblassen ließen. Das Nationaldenkmal für Vittorio Emanuele II. an der Piazza Venezia zerstörte den innersten Kern der Stadt, bevor wenige Jahrzehnte später der Faschismus neue Wunden in die mittelalterlichen Quartiere schlug.

Das alles spiegelt sich in den in diesem Buch zusammengetragenen Texten wider, die Rom in seinem Glanz und in seinem Elend zeigen. Manche dieser Texte sind kritisch, gelegentlich voller Verachtung, einige sogar hasserfüllt. Aber auch diese Stimmen haben Tradition, sind alt und nie ganz verstummt. Die meisten der Autoren freilich, die hier zu Wort kommen, stehen im Bann dieser Stadt und versuchen, ihre Wunder zu beschreiben, ihr Wesen zu begreifen oder doch wenigstens die Trauer über die Vergänglichkeit ihrer Größe zu artikulieren. Viele erzählen von Palästen, Monumenten und Traditionen, die es längst nicht mehr gibt. Sie bereichern trotzdem den Anblick des Sichtbaren, vergegenwärtigen das Untergegangene oder im Neuen Aufgegangene. Die Steine beginnen zu reden, wenn man ihr Schicksal kennt, und man wird nicht müde, ihnen zuzuhören.

Die Anordnung der Texte folgt topographischen Gesichtspunkten, beginnend in der Mitte auf dem Kapitol, dem Forum und dem Palatin. Von den mittelalterlichen Vierteln um den Campo de' Fiori geht es dann weiter, immer noch innerhalb der Mauern, um das Zentrum herum.

Mit dem Kapitel „Trastevere und Gianicolo" wird der Tiber überschritten, und es folgt ein zweiter, weiterer Kreis meist außerhalb der Mauern bis zur Via Appia. Die Thematik der im Inhaltsverzeichnis angeführten namentlich gekennzeichneten Texte wird stichwortartig zusammengefasst, so dass der Leser einen ersten Eindruck von der Fülle und Vielseitigkeit des Gebotenen erhält.

Mag sein, dass der eine oder andere einen von ihm besonders geschätzten Autor oder Beitrag vermisst. Das hängt möglicherweise mit der Intention des Herausgebers zusammen, der bewusst solche Texte bevorzugt hat, „die sich in ihrer Sprache und in ihrer Absicht vom üblichen Reiseführer möglichst weit abheben. Das persönliche Urteil (auch wenn es falsch ist), der flüchtige Eindruck, das merkwürdige Erlebnis, die Kuriosität, das Originelle und Amüsante sollten eher zur Sprache kommen als die sachliche Information, als historische und kunstgeschichtliche Einzelheiten." (272) Auf das Nachwort des Herausgebers (271ff), das weitere Auskünfte über Zielsetzung und Eigenart dieses Buches liefert, folgt das in diesem Fall unverzichtbare Autoren- und Quellenverzeichnis, Erläuterungen zu den eingefügten 21 Fotos und ein nützliches Ortsregister.

Ein zweifellos unterhaltsames, bisweilen spannendes und lehrreiches Buch, in dem man immer wieder gerne lesen wird. Zugleich aber auch ein nachdenklich stimmendes Buch, weil uns das, was hier gesagt wird, an vieles erinnert, das sich so oder ganz ähnlich in der gesamten Menschheitsgeschichte abgespielt hat, ohne dass die Menschen viel daraus gelernt hätten. Das kann dann so weit gehen, dass Machthaber sich in zweifelhafte kriegerische Unternehmungen stürzen in der zweifelhaften Überzeugung, damit dem Frieden und demokratischen Idealen zu dienen.

Franz Karl Heinemann

## THEOLOGEN DES 17. UND 18. JAHRHUNDERTS

Konfessionelles Zeitalter – Pietismus – Aufklärung. Hrsg. von Peter WALTER und Martin H. JUNG.
Darmstadt 2003: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. 273 S., geb., EUR 29,90 (ISBN 3-534-15763-X).

Wer die Geschichte nicht kennt, ist dazu verurteilt, sie zu wiederholen. Wer dies gesagt hat, weiß ich nicht mehr, wohl, dass es richtig ist. Und so sind mir Zugänge zur Geschichte immer wichtig gewesen, und dabei auch gerade solche, die dies an der Gestalt namhafter Zeitgenossen ermöglichen.

Das tut die nicht als Reihe bezeichnete, aber so angelegte Darstellung von Theologen durch die Geschichte der christlichen Antike, des Mittelalters, des 16. Jahrhunderts, des 19. Jahrhunderts und des 20. Jahrhunderts (so die bislang erschienenen 5 Bände), in welcher der vorliegende Band die noch klaffende Lücke schließt: Theologen des 17. und 18. Jahrhunderts. Wieder sind die Herausgeber Vertreter der beiden großen Kirchen (vgl. OK 2002, S.499), und sie richten den Blick auf Theologen ihrer Glaubensgemeinde. Auf evangelischer Seite sind dies: Johann Gerhard, William Perkins, Philipp Jakob Spener, Johanna Eleonora Petersen, Carl Friedrich Bahrdt, und Johann Joachim Spalding, auf katholischer Seite: Robert Bellarmin, Cornelius Jansenius, Jacques-Bénigne Bossuet, Alfons Maria de Liguori, Benedikt Stattler und Johann Michael Sailer.

Wieder entsteht ein eindrucksvolles Bild der anvisierten Jahrhunderte, in denen sich die orthodoxe Konsolidierung auf beiden Seiten des geteilten Christentums vollzogen hat, die jeweils sowohl objektive Verhärtung wie spirituelle Vertiefung kennt. Wieder ergänzen Namen- und Sachregister das ansprechende Werk.

Viktor Hahn

## HEILIGE UNRUH

Bewegende Frauen in den Zeiten der Kirche. Hrsg. von Hildegard KÖNIG und Irene LEICHT
München 2000: Don Bosco Verlag. 196 S., geb., EUR 12,70 (ISBN 3-7698-1252-2).

Nach dem Zeugnis des Neuen Testaments spielte die Frau in der Seelsorge der urchristlichen Gemeinde eine weit größere Rolle, als es spätere Generationen wahrhaben wollten. Von manchen Kirchenvätern der folgenden Jahrhunderte sind Worte über Frauen überliefert worden, die alles andere als freundlich klingen, und in Migne's großer Sammlung Patrologiae cursus completus, series latina (271 Bde) ist gerade mal eine Frau mit ihren Werken vertreten, Hildegard von Bingen, obwohl es mit Sicherheit weit mehr Frauen von ähnlicher Bedeutung gegeben hat, die auch eine solche Auszeichnung verdient hätten.

Das vor Augen begrüßt man besonders herzlich dieses kleine Büchlein, das in allzu bescheidener Aufmachung eine Serie von 29 Frauenporträts darbietet, von Frauen, von denen vielleicht nur neun einen höheren Bekanntheitsgrad erreicht haben, obwohl sie alle nicht nur Zeit ihres Lebens Staunenswertes geleistet und oft über Epochen hinweg großen Einfluss ausgeübt haben.

Die hier gebotenen kurzen, keineswegs trockenen Biografien kommen nicht nur dem Anliegen vieler Frauen von heute entgegen, sie mahnen zugleich die Kirche unserer Tage, nicht länger das hier vorhandene reiche Reservoir theologischen und spirituellen Gedankengutes in Zukunft besser auszuschöpfen. Den 15 Damen, die einen Beitrag beigesteuert haben, sagen wir Dank verbunden mit der Bitte: Mehr davon.

POHL, Andreas:

## „... UND IHR WERDET PROPHETEN SEIN"

Fotos und Meditationen zu Texten der Bibel.
Leipzig 2001: Benno-Verlag. 38 S., geb., EUR 8,60 (3-7462-1493-9).

Zu den faszinierendsten Gestalten des Alten Testaments gehören nach wie vor die Propheten mit der Wucht ihrer Sprache und Botschaft. Vieles von dem, was sie ansagten, sind auch heute Träume, deren Erfüllung noch aussteht. Gerade darum stellt sich die Frage, wer und wo sind diese Propheten heute? Was macht einen Propheten aus? Der Verfasser, Herz-Jesu-Priester aus Freiburg, versucht auf diese Fragen mit seiner neuen Bild-Text-Meditation eine Antwort zu geben. Textstellen aus dem Alten und Neuen Testament bilden den Ausgangspunkt einfühlsamer Meditationen, die mit Hilfe ausdrucksstarker schöner Bilder immer wieder einen Bezug zur Gegenwart herstellen, wobei die persönliche Ansprache des Lesers den vorgetragenen Gedanken einen zusätzlichen Reiz verleiht. Man nimmt es dem Verfasser ab, wenn er schreibt: „Der Geist Gottes, der seit dem Pfingstereignis gewaltig am Wirken ist, befähigt auch heute viele Söhne und Töchter zum prophetischen Handeln."

POHL, Andreas:

## WENN DU GOTT EINLÄSST IN DEIN LEBEN...

Fotos und Meditationen zu Texten der Bibel.
Leipzig 2003: Benno Verlag. 38 S., geb., EUR 8,60 (ISBN 3-7462-1580-3).

„Wo ist Gott?" fragte der Schüler den chassidischen Rabbi, und dieser antwortete: „Gott ist da, wo du ihn einlässt!" Wenn der Mensch bereit ist, Gott einzulassen, wird sich vieles, wenn nicht alles verändern. Doch Gott einzulassen, wie geht das? Pater Andreas Pohl, Herz-Jesu-Priester und bekannter Exerzitienmeister aus Freiburg gibt auf diese Frage keine schlüssige Antwort, aber er versteht es, mit zahlreichen Texten aus dem Alten und Neuen Testament sowie seinen eigenen anschließenden Meditationen dem Leser eine Ahnung von dieser Möglichkeit zu vermitteln. Das wunderschön bebilderte Büchlein bietet glaubhafte Gedanken und bereitet dem Betrachtenden aufgrund seiner ansprechenden Text-/Bildkomposition viel Freude.

MARTINI, Carlo Maria:

## SELIG SEID IHR!

Die Seligpreisungen der Bergpredigt als Lebensorientierung.
München, Zürich, Wien 2002: Verlag Neue Stadt. 127 S., geb., EUR 12,90
(ISBN 3-87996-550-1).

Der inzwischen in den Ruhestand getretene Erzbischof von Mailand Kardinal Martini gehört zu den meistgelesenen geistlichen Autoren unserer Zeit und ist in Italien der meistgelesene Autor überhaupt. Die überarbeitete Neuausgabe seines Buches behandelt die Seligpreisungen der Bergpredigt, die zu den aufrüttelndsten und faszinierendsten Texten der Bibel gehören. Der Kardinal erschließt die Seligpreisungen nach der Methode der geistlichen Schriftlesung, die mit der Erläuterung der einzelnen Verse beginnt, angereichert durch biblische Querverweise. Daran schließt sich die meditative Durchdringung des Textes. Beides mündet ein in unmittelbar nachvollziehbare Anstöße zum Handeln. Wie nicht anders zu erwarten, führt Martini auch in diesem Buch den Leser auf dem Weg der persönlichen Bibelreflexion hin zum Gespräch mit Jesus, der uns in den Seligpreisungen eine neue Sicht des Menschseins erschlossen hat. Ein auch äußerlich schön gestaltetes Meditationsbuch, dem man viele Leser wünscht.

## WO DIE SEHNSUCHT HEIMAT FINDET

Gebete aus den jungen Kirchen. Hrsg. von Klaus VELLGUTH.
Kevelaer 2002: Butzon & Bercker. 95 S., Paperback, EUR 7,90 (ISBN 3-7666-0505-4).

Der Herausgeber, seit 1997 Medienreferent bei missio, Aachen, hat in diesem Band Gebete aus den jungen Kirchen Asiens, Afrikas und Lateinamerikas zusammengestellt, die durch ihre kraftvolle und offene Sprache beeindrucken. Die Texte bringen sowohl die weit verbreitete Hoffnung auf Gerechtigkeit und Frieden als auch die tiefen Sehnsüchte, die allen Menschen gemeinsam sind, zum Ausdruck. Diese Gebete können helfen, in unsere abendländischen oft steril wirkenden Gebetsgottesdienste einen neuen frischen Ton hereinzubringen.

Das neue Testament nach Joseph Franz von Allioli. Eingeführt, kommentiert und meditiert von Eleonore Beck und Gabriele Miller. Stuttgart: Verlag Kath. Bibelwerk / Kevelaer: Butzon & Bercker 2003, 459 S., Pappband, EUR 19,80, ISBN 3-460-32060-5 / 3-7666-0504-6.

Die eine Sendung – in vielen Diensten. Gelingende Seelsorge als gemeinsame Aufgabe in der Kirche. Hrsg. von George Augustin und Günter Risse. Paderborn: Bonifatius Verlag 2003, 321 S., kt., EUR 19,90, ISBN 3-89710-222-6.

EBERL, Immo: Die Zisterzienser. Geschichte eines europäischen Ordens. Stuttgart: Jan Thorbecke 2002, 614 S., geb., EUR 29,90, ISBN 3-7995-0103-7.

Eine Mutter hört, was das Kind nicht sagt. Hundert Worte über die Mutter. Hrsg. von Reinhard Abeln und Anton Kner. München: Verlag Neue Stadt 2003, 100 S., geb., EUR 9,90, ISBN 3-87996-577-3.

GELMI, Josef: Papstanekdoten. Die schönsten Papst-Anekdoten von Petrus bis Johannes Paul II. Zeichnungen von Peter Schwienbacher. Bozen: Verlagsanstalt Athesia / Innsbruck: Tyrolia Verlag 2002, 143 S., Klappenbroschur, EUR 11,90, ISBN 3-88-8266-200-4 / 3-7022-2503-X.

Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils (1959 - 1965). Bd.III: Das mündige Konzil. Zweite Sitzungsperiode und Intercessio September 1963 - September 1964. Hrsg. von Giuseppe Alberigo. Deutsche Ausgabe hrsg. von Klaus Wittstadt. Mainz: Grünewald / Leuven: Peeters 2002, XXIV, 648 S., Ln., EUR 59,-, ISBN 3-7867-2339-7.

Gott steht auf der Seite des Menschen. Hundert Worte von Johannes Paul II. Hrsg. von Gudrun Griesmayr und Stefan Liesenfeld. München: Verlag Neue Stadt 2003, 100 S., geb., ISBN 3-87996-576-5.

Gottes Wege suchend. Beiträge zum Verständnis der Bibel und ihrer Botschaft. Festschrift für Rudolf Mosis zum 70. Geburtstag. Hrsg. von Franz Sedlmeier. Würzburg: Echter Verlag 2003, 541 S., br., EUR 39,-, ISBN 3-429-02512-X.

HALBMAYR, Alois - MAUTNER, Josef P.: Gott im Dunkeln. Religion in den Lebenswelten der späten Moderne. Gespräche mit Evelyn Schlag, Bettina Bäumer und Peter Strasser. Innsbruck: Tyrolia-Verlag 2003, 136 S., br., EUR 21,90, ISBN 3-7022-2509-9.

HENTSCHEL, Georg: Saul. Schuld, Reue und Tragik eines „Gesalbten". Biblische Gestalten, Bd. 7. Leipzig: Ev. Verlagsanstalt 2003, 244 S., Paperback, EUR 14,80, ISBN 3-374-02044-5.

LUX, Rüdiger: Jenseits des Paradieses. Vorträge und Bibelarbeiten zum Alten Testament. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2003, 289 S., Paperback, EUR 12,80, ISBN 3-374-02056-9.

MARTIN, James: Vom Banker zum Jesuit. Die Geschichte einer Berufung. München: Don Bosco Verlag 2003, 279 S., kt., EUR 13,90, ISBN 3-7698-1401-0.

Mut zu neuem Hoffen. Mit Texten von Josef Schultes und Bildern von Anton Schwinner. Innsbruck: Tyrolia-Verlag 2003, 40 S., 18 farb. Abb, geb., EUR 8,90, ISBN 3-7022-2500-5.

THEISSEN, Gerd: Jesus als historische Gestalt. Beiträge zur Jesusforschung. Zum 60. Geburtstag von Gerd Theißen, hrsg. von Annette Merz. Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments, Bd.202.. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003, IX, 373 S., Ln., EUR 69,- ISBN 3-525-53886-3.

TROYER, Franz: Gottes Sehnsucht – der Mensch. Betrachtungen zu Gleichnissen. Innsbruck: Tyrolia Verlag 2003, 144 S., geb., EUR 17,90, ISBN 3-7022-2505-6.

Von Herzen Beileid. Mit Texten von Josef Schultes und Bildern von Anton Schwinner. Innsbruck: Tyrolia Verlag 2003, 40 S., 18 farb. Abb., geb., EUR 8,90, ISBN 3-7022-2498-X.

Von Herzen Danke. Mit Texten von Josef Schultes und Bildern von Anton Schwinner. Innsbruck: Tyrolia Verlag 2003, 40 S., 18 farb. Abb., geb., EUR 8,90, ISBN 3-7022-2499-8.

# Vorwort

*Ein „europaweit erstes Klostermuseum", so meldet es dieser Tage die Katholische Nachrichtenagentur, solle im ehemaligen Kloster der Augustinerchorherren in Lichtenau-Dalheim bei Paderborn entstehen. Die Baukosten würden, so die Meldung, auf rund 29 Millionen Euro geschätzt; an der finanziellen Ausstattung der zu gründenden Stiftung werde sich der Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL) zu einem Drittel beteiligen. Der LWL zeigt mit diesem Engagement, dass man seitens der Politik um die Bedeutung der Säkularisation von 1802/1803 als eines der wichtigsten Daten in der deutschen Geschichte, aber auch um die kulturelle Bedeutung der Klöster und Orden weiss. Auch das westfälische Kloster Dalheim wurde im Zuge jener Säkularisation enteignet. Unter dem Titel „Vom Krummstab zum Adler" erinnert im vorliegenden Heft der Ordenskorrespondenz Dr. Christiane Todrowski vom LWL an die Säkularisation in Westfalen; auf das Einzelschicksal des Klosters Dalheim geht Dr. Clemens Kosch ein und schildert zugleich die aktuellen Pläne, zur Errichtung eines Museums für klösterliche Kulturgeschichte.*

*200 Jahre nach der Säkularisation wurde in diesem Jahr auch und besonders seitens der Klöster und Orden in vielfältigen Veranstaltungen an dieses für sie so folgenreiche Ereignis erinnert. Die OK hat sich bereits in Heft 2/2003 ausführlich mit dieser Thematik beschäftigt. Den rote Faden der Erinnerung griff auch die diesjährige Vollversammlung der Vereinigung Deutscher Ordensobern in St. Ottilien auf. Zur Eröffnung der Veranstaltung hielt der Bayerische Wissenschaftsminister einen Festvortrag zum Thema „200 Jahre Säkularisation – Bayerns Weg in die Moderne". Die OK dokumentiert den Vortrag, in dem der Minister auch auf die unerwartet positiven Aspekte der Säkularisation verweist: Insofern der Staat die Orden von der Last politischer Verantwortung entbunden habe, habe er ihnen die „innere Freiheit für eine innerkirchliche, theologische Neubesinnung im 19. Jahrhundert" gegeben.*

*Um Neubesinnung der Orden ging es auch beim Studienthema der VDO-Tagung: Die Oberen beschäftigten sich mit der Frage, welche Weichenstellungen heute vorgenommen werden müssen, um morgen als Orden Verantwortung in Kirche und Gesellschaft übernehmen zu können. Im Hauptreferat, dokumentiert ab Seite 434 dieses Heftes, rief Prof. Michael Ebertz aus Freiburg die Orden auf, als „Virtuosen der Contemplatio, der Compassio und der Communio" mehr zu experimentieren. Die Communio einer Gemeinschaft könne u.U. durch das Zulassen eines höheren Maßes an Differenzierung stabilisiert werden. Im Anschluss an das Referat von Prof. Ebertz äußerten sich vier jüngere Ordensmänner zu der Frage, was aus der Erfahrung von heute im Blick auf morgen getan werden müsse. Sie alle riefen dazu auf, das Bemühen um Nachwuchs und dessen sorgfältige Ausbildung zu verstärken. Berufungspastoral sei eine wesentliche Aufgabe aller Ordensmitglieder. Solches Bemühen könne jedoch nur gelingen, wenn Orden sich nicht zurückzögen, sondern, der jeweiligen Spiritualität gemäß, nach vorne gingen, „und zwar so, dass man uns unsere Überzeugung auch abnimmt" (P. Philipp Wagner OP). Das echte Zeugnis von der Botschaft Jesu Christi komme angesichts der Aufgaben, die sich auf immer weniger Schultern verteilten, zu kurz, so P. Stefan Oster SDB. Hier gelte es Los-lassen*

*zu lernen um eine neue innere Freiheit zu gewinnen. Auch wenn im organisatorischen Bereich der Ordenswerke Veränderungen anstünden, gelte es deren christliche Identität zu sichern, mahnte dagegen Br. Peter Berg FMMA. Es sei gerade hier wünscheswert, so P. Heiner Wilmer SCJ, auf eine „stärkere Kooperation mit Laien" zu setzen. Im Blick auf die Zukunft müsse es darum gehen, die Identität der Orden wahrzunehmen. Das bedeute, wie seit der Zeit des frühen Mönchtums, eine Alternative zum „Mainstream" zu bieten und bereit zu sein, neue Wege zu beschreiten. Die Vernetzung von Glaube und Kultur sowie der klassische Auftrag der Orden, die „Werke der Barmherzigkeit", müssten auch in Zukunft Priorität haben.*

*Über das Studienthema hinaus beschäftigte sich die VDO-Vollversammlung auch mit wirtschaftlichen und rechtlichen Fragen. P. Rüdiger Kiefer SAC, Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der Cellerare und Prokuratoren (AGCEP), erläuterte in einem Referat die Bedeutung von Controlling im Ordensbereich. Die OK dokumentiert das Statement, in dem er Leitlinien zur Wirtschaftsaufsicht in den Orden päpstlichen Rechts vorstellt.*

*„Ihre Freiräume nutzen" sollten die Ordensgemeinschaften päpstlichen Rechts, so P. Wolfgang Schumacher O.Carm., Generalsekretär der VDO, „im Hinblick auf den kirchlichen Datenschutz". Die kirchliche Datenschutzordnung (KDO) habe daher den veränderten staatlichen Vorgaben angepasst werden müssen. Die Vollversammlungen der VDO/VOB und der VOD haben die Neufassung der Ordensversion der KDO angenommen und den Ordensobern und -oberinnen empfohlen, sie für ihren Jurisdiktionsbereich verbindlich in Kraft zu setzen. Die KDO-Novelle einschließlich der dazugehörigen Durchführungsverordnung findet sich im Dokumentationsteil dieses Heftes.*

Arnulf Salmen

Martin Wolf OMI

# „Assoziierte Laien“

*Neue Formen der Teilhabe an Sendung und Spiritualität der Orden* [1]

*Einige kirchenrechtliche Aspekte zu neuen Versuchen der Angliederung und Einbeziehung von Laien an der Sendung und Spiritualität der Ordensgemeinschaften.*

## 1. Neue Aktualität eines alten Themas

Klöster und geistliche Gemeinschaften waren zu allen Zeiten Zentren, an denen christliche Laien Orientierung und Inspiration für ihre eigene Spiritualität gesucht und gefunden haben. In der Kirchengeschichte haben Laienbewegungen, die im Umfeld von Klöstern und klösterlichen Gemeinschaften entstandenen sind, immer auch das Leben der Kirche und der Ordensgemeinschaften bereichert und sich gegenseitig beeinflusst. Über das Oblatentum der monastischen Tradition zu den Drittorden der Mendikanten bis zu den Freundeskreisen und Missionsvereinen der internationalen Kongregationen, fanden Christen jeder Zeit ihre Art der Teilhabe an der Spiritualität und Sendung von Ordensgemeinschaften. Heute lässt sich weltweit in vielen Gemeinschaften ein verstärktes Interesse feststellen, christliche Laien (im Sinne von Nichtmitgliedern des Ordensinstitutes) am eigenen Charisma und dem der Ordensgründer teilhaben zu lassen. Auf der Suche nach tragfähigen Formen, Laien am Apostolat und an der Spiritualität von Ordensgemeinschaften zu beteiligen, wurde und wird viel experimentiert. Erste Versuche waren ein Ausprobieren und daraus ist manches Gute entstanden, es musste aber auch Lehrgeld gezahlt werden. Gemeinschaften gingen diesen Weg – mehr oder weniger bewusst – nach dem Grundsatz: „erst das Leben, dann (rechtliche) Strukturen“. Bei den verantwortlichen Ordensleuten für die „Laienprojekte“ und bei umsichtigen Oberen ist der strukturelle und rechtliche Mangel der letzten Jahren immer deutlicher zu Tage getreten. Das machte die große Resonanz und das engagierte Mittun am Seminar zum Thema „Assoziierte Laien“, vom 29. bis 30. April 2002 in Johannisberg deutlich. Die Aktualität dieses Themas und der Wunsch nach einer theologischen und kirchenrechtlichen Reflexion sind der Anlass, in schriftlicher Form einige Leitgedanken zum Thema zu veröffentlichen.

## 2. Neuer Aufbruch mit Erklärungsbedarf

Das Phänomen der assoziierten Laien, das unabhängig bei verschiedenen Gemeinschaften und Ländern aufgebrochen ist, hat seinen ideengeschichtlichen Ursprung in der theologischen Entwicklung am Vorabend des und im II. Vatikanischen Konzil selbst. Entscheidend trug die Charismenlehre des Konzils bei, die Gnadengaben des Geistes und ihre Funktion im Gefüge der kirchlichen Communio neu zu sehen. So steht das konziliare Charismenverständnis in enger Verbindung mit den Aufbrüchen neuer kirchlicher Bewegungen im Allgemeinen und damit der Bewegungen, die unter dem Sammelbegriff „Assoziierte Laien" zu finden sind im Speziellen. Die konziliare Charismenlehre ist sozusagen die theologische Grundlage und Legitimierung dieser Bewegung. In diesem Zusammenhang muss aber auch die Erneuerung der Ordensinstitute und die Neuentdeckung ihrer ureigensten Charismen und die Wiederentdeckung ihres geistlichen Erbes gesehen werden (vgl. PC 2).

Die große Vielfalt konkreter Formen macht es bisweilen schwierig einen klaren Blick für dieses Phänomen zu bekommen. Erklärungsbedarf herrscht nicht zuletzt unter manchen Ordensmitgliedern selbst. Es besteht also ein großer Erklärungsbedarf. Ein eingehender Blick auf die Begrifflichkeit, auf die Motive seitens der Laien wie der Ordensinstitute und auf die Verschiedenheit der Formen von Laienassoziationen kann helfen, sich diesem Phänomen zu nähern.

### a) „Assoziierte Laien" – ein furchtbares Wort

Für christliche Laien, die mit einem Institut des geweihten Lebens in einer rechtlichen oder ideellen Beziehung stehen, ohne jedoch die Verpflichtung der evangelischen Räte übernommen zu haben, wird in der kanonistischen Literatur und noch mehr in den Dokumenten internationaler Ordensinstitute überwiegend der Begriff der „assoziierten Laien" verwendet. Diese Bezeichnung stammt ursprünglich aus dem Französischen und Englischen und stellt eine wörtliche Übertragung ins Deutsche dar, die allerdings als nicht besonders gelungen gelten kann. Ein älterer Mitbruder sagte einmal: „Assoziierte Laien, ein furchtbares Wort!" Womit er durchaus recht hat. In Deutschland gibt es keine einheitliche Bezeichnung dafür. Es werden von den Ordensgemeinschaften oft sehr unterschiedliche Namen für ihre „assoziierten Laien" verwendet. Hier soll in Ermangelung einer besseren Bezeichnung dieser Begriff verwendet werden, um alle neuen Formen einer Anbindung von Nichtmitgliedern an Ordensinstitute zu fassen. Wie schwierig er dennoch bleibt zeigen die folgenden Ausführungen.

Der Begriff „Laie" ist im Zusammenhang mit diesem Thema problematisch. Zum einen ist dieser Begriff ein verfassungsrechtlicher Terminus, der im Unterschied zum Kleriker jeden Christgläubigen bezeichnet, der keine Weihe empfangen hat, also auch den nichtgeweihten Ordensmann bzw. Ordensfrau (vgl. can. 207 § 1 CIC). Zum andern findet sich noch immer in vielen Köpfen die falsche Vorstellung einer Dreiständelehre der Kirche, so als gäbe es neben dem Kleriker- und dem Laienstand es mit dem Ordensleben einen eigenen, dritten Stand als Teil der Kirchenverfassung. Vielmehr gibt es im geweihten Leben Kleriker wie Laien (vgl. can. 207 § 2 CIC). Wenn also hier (rechtlich ungenau) von christliche Laien gesprochen wird sind Gläubige gemeint, die Nichtmitglied eines Ordensinstitutes sind. Damit wird aber bereits deutlich, dass der Begriff „assoziierte Laien" ungenau verwendet wird, zumal es Diakone und Weltpriester gibt, die ebenfalls auf der Suche nach einer Angliederung an Ordensgemeinschaften sind.

In den letzten Jahrzehnten entstanden neue Gruppen oder wurden alte Bewegungen neu errichtet oder wiederbelebt. Einige Beispie-

le seien hier aus dem deutschen Sprachraum genannt: die „Missionarische Heilig Geist Gemeinschaft" der Steyler Missionsschwestern, die Gemeinschaft „Lebensbaum" der Barmherzigen Schwestern von Hegne, das „Franziskanische Werk für Evangelisierung Spoleto e.V." der Gengenbacher Franziskanerinnen, die Gemeinschaft der „Laien-Spiritaner", die „Familiaren des Deutschen Ordens" und die „Assoziierten Laien der Hünfelder Oblaten". Als Sammelbegriff bleibt „assoziierter Laie" bzw. „Laienassoziation" ein nicht sehr attraktiver und ungenauer, aber nützlicher Hilfsbegriff, der sich im Folgenden auf einzelne christliche Laien, die sich an Ordensgemeinschaften gebunden (assoziiert) haben oder / und deren Gruppen und Vereinigungen bezieht.

### b) Verwirrende Vielfalt in den Formen

Bei der Befragung von 32 Männer- und 27 Schwesterngemeinschaften nach ihren Formen der Beteiligung von Laien am institutseigenen Charisma, lassen sich einige interessante Entwicklungen ablesen. Generell kann man sagen, dass mit der Zunahme der Internationalität auch die Sensibilität für die Frage der „Laienassoziationen" zu erkennen ist. Je mehr ein Institut international präsent ist, um so mehr zeigt sich ein Interesse an diesem Thema. Das mag einmal damit zusammenhängen, dass bei weltweiten Gemeinschaften ein intensiverer – oft von den Generalverwaltungen bewusst gesteuerter – Ideen- und Gedankenaustausch unter den Ordensprovinzen vorhanden ist. In manchen Kongregationen war dieses Thema bereits Materie der Generalkapitel. Zum andern mag das damit zusammenhängen, dass ein reger Dialog zwischen den Generaloberen und -verwaltungen der Kongregationen besteht. In der Kongregation der Hünfelder Oblaten (OMI) beispielsweise hat der Austausch und die Förderung dieses Themas bereits ihren Niederschlag in einem „internationalen Kongress der Assoziierten Laien" im Jahre 1996 in Aix-en-Provence mit Laien-Delegierten aus aller Welt und in einem eigenen Artikel über die „assoziierten Laien" in den Satzungen und Regeln des Institutes gefunden.

Grundsätzlich lassen sich hinsichtlich der rechtlichen Qualifikation zwei Gruppen assoziierter Laien unterscheiden. Einmal trifft man auf Einzelpersonen, die sich in irgendeiner Form einem Ordensverband oder einer Ordensniederlassung anschließen. Ihre Verbundenheit mit dem Ordensinstitut ist oft rechtlich nicht näher geregelt. Wenn es mehrere dieser Laien gibt, organisieren bzw. treffen sie sich manchmal auch in Gruppen oder Versammlungen, die aber ebenfalls in einem rechtlich nicht geregelten Bereich existieren. Oft sind die Ziele, Rechte und Pflichten der Mitglieder nicht klar umschrieben, was immer wieder auch zu Missverständnissen und Ärger geführt hat. Viele Laiengruppen sind oft nicht vom staatlichen oder kirchlichen Vereinigungsrecht erfasst. Sie existieren in einem „rechtsfreien" Raum um die Ordensgemeinschaft oder ihre Niederlassungen. Manchmal finden sich Ansätze im Partikularrecht der Institute (Provinzdirektorien, Hausordnungen etc.), allgemeine Regelungen zu schaffen. Es gibt aber auch Gruppen christlicher Laien, deren rechtlicher Status in der Form eines privaten oder öffentlichen kirchlichen Vereins auf Grundlage des allgemeinen kanonischen Vereinigungsrechts oder – was noch häufiger der Fall ist – durch staatliches Vereinsrecht geregelt ist. Hier gibt es bereits klare Umschreibungen, die vom kirchlichen wie staatlichen Recht in der Erstellung von Statuten gefordert sind, und die von der zuständigen Autorität approbiert sein müssen.

Im deutschen Sprachraum haben sich sehr unterschiedliche Formen entwickelt. Diese sind einerseits aus ihrer Entstehungsgeschichte zu erklären, denn nicht selten hängt eine Laienassoziation mit einer Gründergestalt zusammen, die entweder Mitglied der Ordensgemeinschaft ist oder mit einem Laien, der mit seiner Bitte um Angliederung ei-

ne Art „Initialzündung" ausgelöst hat. Andererseits entwickelt sich die konkrete Form oft aufgrund von mehr oder weniger bewussten Motiven auf Seiten der Laien wie Institute.

### c) Motivation bei den christlichen Laien

Im Zusammenhang mit meiner kirchenrechtlichen Lizentiatsarbeit habe ich eine Umfrage bei 59 Religioseninstituten durchgeführt mit der Bitte, über Formen der Teilnahme an Leben und/oder Apostolat durch christliche Laien Auskunft zu geben. Dabei haben sich einige Grundlinien der Motivationen bei assoziierten Laien wie assoziierenden Gemeinschaften herausgestellt. Es lassen sich hinsichtlich der Beweggründe der Laien bei ihrer Suche nach einer Anbindung an geistliche Gemeinschaften drei Grundlinien erkennen, die unter den Stichworten „Spiritualität", „Zusammengehörigkeitsgefühl" und „Apostolat" systematisiert werden können.

Zunächst lässt sich bei vielen Laien eine Motivation im Bereich der *Spiritualität* erkennen. Die Suche nach Spiritualität ist eines der wesentlichen Elemente. Christgläubige fragen nach Werten und Idealen, die ihrem eigenen Leben Sinn geben und eine christliche Weltsicht und -deutung vermitteln. Sie finden in der Spiritualität geistlicher Gemeinschaften eine Antwort auf ihre eigenen Lebensfragen und ein Feld für ihr eigenes Engagement. Das besondere Charisma eines Institutes spielt eine entscheidende Rolle bei allen Verbindungen zwischen Laien und Instituten. Hierbei kann es sich um Aspekte der Spiritualität des Ordensgründers, seine Sichtweise der Missionsarbeit, um die Lebensform und -art der Gemeinschaft oder um die besondere Weise des Gebetsleben und die Feier der Liturgie handeln. Missionarisch ausgerichtete Gemeinschaften werden den Schwerpunkt der Kooperation mit Laien auf die Unterstützung im Apostolat legen, kontemplativ ausgerichtete Gemeinschaften mehr auf Gebet und Meditation. Mendikanten und ihre Dritten Orden werden eher den spezifischen Lebensstil betonen. Gruppen im Umfeld von Jesuiten und ähnlichen Gemeinschaft werden die ignatianische Spiritualität hervorheben usw.

Eine weitere wichtige Motivation liegt im *Zusammengehörigkeitsgefühl*. Das Gefühl zusammenzugehören ist eine zweite wesentliche Motivation auf der Suche nach Anschluss an eine religiöse Gemeinschaft. Laien wollen sich den Herausforderungen der Zukunft mit Gleichgesinnten gemeinsam stellen, sich mit Menschen mit ähnlichen Werte und vergleichbarer Weltsicht zusammenschließen. Die Gemeinschaftsdimension zeigt sich in verschiedenen Arten der Anbindung von Laien an Gemeinschaften. Manchmal drückt sich der Wunsch nach Zusammengehörigkeit darin aus, dass sie Seite an Seite mit anderen Gläubigen und Ordensleuten zusammenarbeiten wollen, ein anderes Mal wird es dadurch deutlich, dass sie sich regelmäßig treffen, um für eine gewisse Zeit zusammen zu leben, miteinander zu beten und sich auszutauschen. Das Wir-Gefühl, das in Pfarrgemeinden nur noch selten zu finden ist, wird von einigen Gläubigen als Mangel wahrgenommen. Religiös Engagierte suchen und finden nicht selten dieses nicht zu unterschätzende Moment in neuen geistlichen Bewegungen und Gemeinschaften. Aus der Identifikation mit diesen Gruppen erwächst oft der Wunsch einer intensiveren Verbundenheit. Daraus schließlich folgt die Bereitschaft des konkreten Engagements, oft aus der neuentdeckten Spiritualität wieder bewusst in der eigenen Gemeinde.

Eine dritte Motivationslinie findet sich in der Teilnahme an einer klaren *apostolischen Aufgabe*. Für viele ist die Frage nach einem klaren christlichen Engagement ein entscheidendes Kriterium, sich mit einer klösterlichen Gemeinschaft zu verbinden. Gesucht wird eine konkrete Antwort auf die Nöte oder Bedürfnisse der Menschen von heute. Die konkrete Mitarbeit bzw. die Unterstützung

des Apostolates stärkt die Identifikation des Laien mit der Gemeinschaft. Die konkrete Kooperation im Apostolat der Gemeinschaft ist ebenfalls kein zu unterschätzendes Moment der Motivation.
Man wird im Einzelfall wahrscheinlich immer ein ganzes Bündel von Motivationen entdecken können, warum sich Laien klösterlichen Gemeinschaften anschließen wollen. Für die Zukunft von Laienassoziationen ist es fundamental wichtig, die Motivationen der einzelnen Mitglieder gut zu prüfen und im Zweifel, Kandidaten und Kandidatinnen abzulehnen. Die Ordensgemeinschaften müssen selbst klar wissen, welches Ziel sie mit solchen Unternehmungen verfolgen. Es besteht, wie die Erfahrung zeigt, gerade in diesem Bereich die Gefahr, dass sich psychisch labile oder kranke Menschen der Idee einer Angliederung an eine klösterliche Gemeinschaft besonders offen zeigen, oder dass fragwürdige Persönlichkeiten liturgische Spielwiesen suchen, auf denen sie sich austoben können. Auch wenn im Umfeld von Ordensniederlassungen immer Platz für solche labilen Persönlichkeiten sein sollte, ist mit einer Laienassoziation im Grunde etwas anderes intendiert. Vereinigungen assoziierter Mitglieder dürfen nicht zu therapieähnlichen Gruppen verkommen! Hier können klar formulierte und objektiv überprüfbare Aufnahmekriterien bei der Ablehnung ungeeigneter Personen helfen.
Festzustellen bleibt, dass es für die zukünftige Entwicklung von Laienassoziationen fundamental wichtig ist, die Motivationen der einzelnen Kandidaten genau zu prüfen und im Zweifel, ungeeignete Bewerber zurückzuweisen.

### d) Motive der Ordensgemeinschaften

Sehr wichtig ist ebenfalls auf die Motivationen der Ordensgemeinschaften zu schauen, die sich verstärkt der Laien annehmen wollen. Nicht immer ist die Motivation der Ordensleitungen aufrichtig und ernsthaft reflektiert. Ein nicht ganz unproblematisches Motiv sehe ich im Bemühen, christliche Laien anzugliedern, um die eigenen Aufgaben, die aufgrund von Überalterung und fehlendem Nachwuchs nicht weiterhin von eigenen Ordensmitgliedern getragen werden können. Eine Beteiligung von Laien mit diesen „Motivationshintergedanken" ist zwar verständlich und legitim, aber sie wird dann bedenklich, wenn es zu einer echten Teilhabe am Charisma des Institutes nicht kommt, denn dann werden die Laien nur als Lückenbüßer betrachtet. Hier kann ein gegenseitiger befruchtender Austausch nicht wirklich stattfinden. Die starke Tendenz in Ordensgemeinschaften, die sich für Nichtmitglieder öffnen vor allem im nordamerikanischen und westeuropäischen Bereich hängt sicherlich mit dem fehlenden Ordensnachwuchs und der Überalterung der Gemeinschaften zusammen. Wenn für beide Seiten die Beweggründe klar sind, kann es zu einem fruchtbaren Miteinander kommen.
Die Erfahrung zeigt allerdings ein mäßiges Interesse beim Versuch einiger Ordensinstitute, die mit dem Institut in einem Arbeitsverhältnis stehenden Laienmitarbeiter tiefer auf eine Teilhabe an den Zielen und der Spiritualität zu verpflichten. Es kann davon ausgegangen werden, dass in den meisten Fällen eine Identifikation mit den Zielen des Instituts nicht über das arbeitsrechtliche Verhältnis hinaus geht. Einige Gemeinschaften – besonders im karitativen Bereich – wollen durch die Erstellung von Leitbildern für ihre Mitarbeiter dieses Defizit ausgleichen. Anders kann es dagegen in kleineren Einrichtungen, die vom Orden personell nicht mehr gehalten werden können, aussehen, wo sich eine Gruppe von Laien bildet, die dieses Werk im Sinne der Ordensgemeinschaft weiterführen will.
Festzuhalten bleibt, dass es im Prozess der Entstehung neuer Formen der Assoziierung nötig wird, die eigenen Ziele und Motivationen der Institute zu erkennen und klar zu formulieren. Genauso wichtig bleibt aber auch, das Wachstum dieser Aufbrüche auf

Seiten des Institutes im Dialog und Reflexion kritisch zu begleiten. Hierbei helfen schriftliche Ausformulierungen z.B. in Satzungen, Ordnungen oder Leitbildern, die von der zuständigen Autorität des Institutes (z.B. Provinzialobere mit Rat) approbiert werden müssen, damit auf allen Ebenen des Institutes bewusst wird, was mit einer Angliederung von Laien intendiert wird.

## 3. Das Spannungsverhältnis: Ordensleute – Assoziierte

Die starke Identifikation einiger Laien kann oft zu Spannungen in den Kommunitäten und Konventen führen, wenn Ordensmitglieder den Eindruck gewinnen, dass von den Laien Grenzen und Kompetenzen überschritten werden. Hier kann ein Konvent in Gefahr geraten, die unterschiedlichen Lebensformen (geweihtes Leben und der welthafte Charakter der Laien) zu vermischen. Da die Laien in ihrem Lebensbereich verbleiben und nicht zu Quasi-Ordensleuten gemacht werden dürfen und die Ordensinstitute das Spezifische ihrer Lebensform bewahren müssen, wird es immer wieder zu dynamischen Spannungsprozessen zwischen Ordensmitgliedern und ihrer Gemeinschaft auf der einen Seite und den Assoziierten auf der anderen kommen.
Folgende Themenfelder sind von großer Bedeutung für eine gute Entwicklung von Laienassoziationen: Das Ordensinstitut bleibt die Wächterin des spezifischen Charismas, auch wenn es von Laien geteilt wird. Durch eine gediegene Aus- und Weiterbildung wird das Wesentliche der Assoziierung bewahrt. Die Regelung von Zuständigkeiten muss klar formuliert sein. Es braucht Leitungsstrukturen, die dem Ganzen Transparenz und Bestand verleihen. Eine konkrete Form der Angliederung muss gefunden und Strukturen schriftlich niedergelegt werden. Dies sind einige Eckpunkte, die unnötige Missstimmungen und Verärgerungen verhindern können.

### a) Die Orden als Wächter des eigenen Charismas

Normalerweise erfolgt die Assoziierung auf zwei Ebenen, nämlich auf der Ebene der Spiritualität und der des apostolischen Einsatzes. Bei aller Wahrung der Eigenständigkeit beider Seiten darf eine Assoziation nicht auf eine bloße Unterstützung oder Unterordnung der Laien unter die Ordensleute reduziert werden. Vielmehr sollen sich die Ordensinstitute als Erben und erste Wächter ihres Charismas betrachten, an dem aber auch andere berechtigterweise Anteil erhalten können. Es besteht aber ein weitgehender Konsens, dass die Rechte und Pflichten assoziierter Mitgliedern nicht mit denen der eingegliederten Professen identisch sein können, da nur letztere die Verpflichtung zu einem Leben in Gemeinschaft nach den Evangelischen Räten übernommen haben. Die Einhaltung der übernommenen Pflichten kann somit nicht von denjenigen verlangt werden, die Nichtprofessen sind. Andererseits kann ein Ordensinstitut aber auch diejenigen Rechte nicht an assoziierte Mitglieder verleihen, die im Eigenrecht den Mitgliedern vorbehalten bleiben.
Diese Differenzierung rechtfertigt sich aus der Überlegung, dass Rechte und Pflichten in der Kirche grundsätzlich aus dem jeweiligen Personenstand erwachsen, den der Gläubige in der Gemeinschaft der Kirche innehat. Soweit sich also der Status von Religiosen vom Personenstand derjenigen (rechtlich) unterscheidet, die keine Profess abgelegt haben, sind auch die jeweiligen Rechte und Pflichten zu differenzieren. Eine Pflicht der Ordensangehörigen und der Oberen der Institute ist, das Erbe der je eigenen Ordensgründer und deren Charisma zu fördern und vor Verfälschung zu bewahren. Hier ist eine große Verantwortung zu sehen, die Schätze der eigenen Ordensgeschichte zu erhalten und interessierten Christgläubigen zugänglich zu machen. Für einige Ordensgemeinschaften waren die assoziierten Laien ein An-

stoß die Schriften der Gründer, Texte über ihrer Spiritualität, die Geschichte ihrer Gemeinschaft neu herauszugeben und dadurch selbst neu zu entdecken.

### b) Aus- und Weiterbildungsprogramme

Gerade weil es sich in der Regel bei den assoziierten Laien um Basisbewegungen handelt besteht die Gefahr, sich über eine systematische Ausbildung und Formung der Laien kaum oder erst im Bedarfsfall Gedanken zu machen. Einige Institute kennen vor der eigentlichen Annahme bzw. Aufnahme in ihre Laiengemeinschaft eine Art Vorbereitungszeit (z.B. Laiennoviziat genannt) mit wesentlichen Elementen einer Ausbildung. Für gewisse Formen der Anbindung an eine Gemeinschaft ist ein ernsthafter Prozess der Vorbereitung wichtig. Eine offizielle und bewusste Bitte um Aufnahme schließt in einigen Gemeinschaften den Prozess der Vorbereitung ab. Ebenso scheint einigen Instituten die Frage nach ausgearbeiteten Weiterbildungsprogrammen bzw. die Errichtung notwendiger Strukturen zu Informations- und Gedankenaustausch ein wirkliches Anliegen zu sein, um die gegenseitige Beziehung lebendig zu erhalten und zu stärken. Bei einigen Ordensinstituten wurden eigene Leitfäden entworfen und ausgewählte Schriften der Ordensgründer den Assoziierten zugänglich gemacht, damit diese am spirituellen Reichtum der Gemeinschaften teilhaben können.
Ein zentrales Element bildet auch die persönliche geistliche Begleitung der Assoziierten durch ein Mitglied des Ordens. Durch persönliche geistliche Begleitung gewinnt die Angliederung eine innere geistliche Tiefe, die anders kaum erreicht wird. Geistliche Konferenzen, Teilnahme an Provinzexerzitien und Fortbildungsveranstaltungen sind nur einige von vielen Möglichkeiten, die Assoziierten im Geist des Institutes zu formen. M.E. liegt hier der Kernpunkt der eigentlichen Angliederung der Laien: motivierte und interessierte Christen an die Reichtümer der eigenen Ordensspiritualität heranzuführen und diese Spiritualität im gläubigen Volk lebendig werden zu lassen. Die Aus- bzw. Weiterbildungsprogramme sollten schriftliche vorliegen und von den zuständigen institutsinternen Gremien approbiert sein und – evtl. in Statuten – allen Mitgliedern zugänglich sein.

### c) Assoziierte gehören dazu, sind aber keine Quasiordensleute

Die rechtliche Eigenart der Institute des geweihten Lebens steht in einem gewissen Spannungsverhältnis zwischen der Selbstbestimmung der Institute und deren Einbindung in die Orts- und Gesamtkirche. Mit der Angliederung christlicher Laien an Religioseninstitute geraten auch solche Gruppen und einzelne in dieses Spannungsfeld. Deshalb ist die Frage nach dem Verhältnis zwischen Ordensinstitut und der ihm angegliederten Laienassoziation wichtig. Grundsätzlich schätzt das Lehramt, d.h. der Apostolische Stuhl und die Ortsbischöfe, die sogenannte assoziierte Mitgliedschaft in Religioseninstituten, weil es sich hierbei um eine bedeutende Ausdrucksform der Teilnahme der Laien an den spirituellen Reichtümern des geweihten Lebens handelt (vgl. Vita Consecrata 54-56). Aber auf lokaler Ebene kann es schnell zu Spannungen kommen, wenn beispielsweise Klöstern vorgeworfen wird, man wolle engagierte Laien aus den Pfarreien herausziehen.
Aber nicht nur auf dieser Ebene kann es zu Spannungen kommen, die man gewiss mit Klugheit und Transparenz durch eine gute Öffentlichkeitsarbeit beheben kann. Ein weiteres viel anfälligeres Feld stellt die Beziehung der Gemeinschaften zu den Laienassoziationen selbst dar. Einerseits darf die Identität des jeweiligen Institutes durch diese neuen Formen nicht aufgeweicht oder gar verfremdet werden und umgekehrt muss der welthafte Charakter und die Eigenart des Le-

bens christlicher Laien gewahrt bleiben. Umgekehrt werden Fragen wichtig, wie z.B.: Welchen Einfluss (und in welchem Umfang) darf die Laienassoziation auf das Religioseninstitut ausüben? In welcher Weise kann eine Mitsprache seitens der assoziierten Mitglieder im Religioseninstitut möglich werden? Wer ist die zuständigen Autoritäten (seitens des Ordens) für die Assoziierten und wie kann eine gebührende Selbstbestimmung der Laien (durch eigene Leitungsstrukturen) aussehen?

Hier müssen zwei Postulate berücksichtigt werden, nämlich einmal die Eigenständigkeit und dann die Zusammengehörigkeit. Unbedingt muss es den Ordensgemeinschaften um die Wahrung des laikalen Charakters ihrer Assoziierten gehen. Heute wird der laikale Charakter der verschiedenen Formen der Teilnahme am Charisma von Ordensgemeinschaften stark betont. Die Laien werden nicht zu Quasi-Ordensleuten, sondern behalten ihre laikale Ausprägung und Eigenständigkeit. Dem liegt das Postulat zugrunde, die Laien nicht zu „verklerikalisieren" oder durch das Religioseninstitut über Gebühr zu vereinnahmen. Die Laien sind auf der Suche, und zwar als Laien, das Charisma einer Ordensgemeinschaft zu teilen. Deshalb ist es notwendig, das Charisma des Stifters bzw. der Stifterin und die Spiritualität des jeweiligen Institutes in die Lebenswirklichkeit des Laien zu transformieren. Es müssen Formen geschaffen werden, die mit dem Leben der einzelnen Laien in Einklang gebracht werden können. Dieser Transformationsprozess ist fundamental notwendig. Um ein Element zu nennen: es wird z. B. bei verheirateten Personen das Einverständnis des Ehepartners für die Aufnahme in die Laienassoziation unentbehrlich sein. Der Respekt vor der Lebenswirklichkeit der Laien ist eine notwendige Voraussetzung für ein fruchtbares Zusammenwirken beider Seiten. Assoziierte Familienväter oder -mütter beispielsweise auf Gebete, Aktivitäten oder finanzielle Unterstützungen zu verpflichten, die den Familienpflichten entgegenstehen, ist nicht nur theologisch höchst fragwürdig, sondern auch moralisch bedenklich.

Hilfreich für diesen Transformationsprozess, der wesentlich durch die Laien selbst – begleitet durch kompetente Ordensmitglieder – sind kurze und klare Thesen der Spiritualität, die geteilt werden will. Kurzformeln wie das berühmte „ora et labora" sind dabei sehr förderlich. So wurden einigen schriftlichen Ordnungen von Laiengruppen das Ordenscharisma thesenartig und komprimiert vorangestellt und bildet somit das spirituelle und theologische Fundament der Verbindung der Laien zum Orden, das von jedem überprüft werden kann.

Aber die Eigenständigkeit des Laien muss auf der anderen Seite auch die Eigenständigkeit des Institutes berücksichtigen. Die geforderte gegenseitige Beziehung zwischen Laien und Institut ist notwendige Grundlage für eine Anbindung des Laien an eine Gemeinschaft. Dennoch zeigt sich aus Erfahrung, dass die Achtung des Laien und seiner Lebensform seitens des Institutes den Respekt der Laien vor der Autonomie des Institutes ergänzend gegenüberstehen muss. Beide Seiten haben einen eigenen Stand, eigene Entscheidungsfindungsprozesse und eigene Leitungsstrukturen. Nicht selten kommt es aufgrund falsch verstandener Rücksicht zu Fehlentwicklungen, die nur noch schwer revidiert werden können, weil Assoziierten Rechte zugestanden wurden, die eigentlich den Ordensmitgliedern vorbehalten bleiben. Hier gilt: Wer nicht klar und eindeutig den Prozess bestimmt, wird von der Macht des Faktischen überrollt.

Dieser Themenkomplex wird vor allem bei der ökonomische Seite einer Angliederung wichtig. Gerade finanzielle Fragen können zu Spannungen und Auseinandersetzungen führen, wenn nicht von vornherein klare (schriftliche) Absprachen und Regelungen getroffen wurden. Eine klare und transparente Regelung – z.B. hinsichtlich Versicherungen, Haftung, evtl. Altersversorgung, Ver-

gütung bzw. Aufwandsentschädigung – scheint angezeigt. Grundsätzlich lässt sich hierzu sagen: Je intensiver die Angliederung ausfällt, um so genauer muss eine Regelung getroffen sein, die auch vor dem staatlichen Gesetz bestand hat. In den meisten Fällen ist eine schriftliche Form der Verbindung von Laien und Gemeinschaft die geeignetste Form.

### d) Wer ist zuständig? – Eine große rechtliche Gestaltungsfreiheit

Zentrale Bedeutung für das Phänomen der assoziierten Laien hat die Frage nach der kirchenrechtlichen Zuständigkeit für die Laienassoziationen. Wer ist die zuständige Autorität und wie weit reichen deren Kompetenzen über die assoziierten Laien? Generell lässt sich sagen, dass weite Kompetenzbereiche bei den Entscheidungsgremien liegen, die eine Assoziation vornehmen oder eine Laienvereinigungen errichten. Das sind in der Regel die zuständigen Leitungsgremien der Religioseninstitute. Die Zuständigkeiten bleiben üblicherweise verbandsintern, so dass andere kirchliche Organe (z.B. Ortsbischöfe) außerhalb der Institute bzw. der Laienvereinigung nicht in Betracht kommen. Je weiter sich allerdings die apostolische Aktivität der assoziierten Laien in den öffentlichen Bereich erstreckt, um so weiter dehnt sich das Beispruchsrecht externer Kontrollorgane aus (z.B. Ortspfarrer, Diözesanbischof). Auch das sollte nicht aus dem Blick geraten.

Die Errichtung einer privaten oder öffentlichen kirchlichen Vereinigung schafft hier Rechtssicherheit. Dadurch wird es nach Kirchenrecht (vgl. can. 312 CIC) für die Ordensleitung möglich, die Zuständigkeit für die Laienvereinigung auf folgendes auszudehnen: auf deren Errichtung, die Überprüfung, Billigung oder Genehmigung ihrer Statuten, sowie die Verleihung der Rechtsfähigkeit und gegebenenfalls ihre Zwangsauflösung. Laienassoziationen, die kein Drittorden sind (diese sind rechtlich eigens geregelt), erhalten die Zuordnung ihrer zuständigen Autorität in der vom universalen Gesetzgeber zugestandenen Satzungsautonomie. Der Grad des Einflusses des jeweilig zuständigen Oberen bestimmt sich aufgrund autonomer Satzungsentscheidung durch selbständig entworfene und approbierte Leitungsstrukturen der Laienvereinigungen. Am deutlichsten wird der Einfluss der Ordensautoritäten in der Überprüfung, Billigung oder Genehmigung der Statuten bzw. Ordnungen der Assoziation spürbar. Wenn also Laien die Leitung der Assoziation übernehmen, werden sie gegenüber den zuständigen Oberen und Oberinnen der Institute die Verantwortung für ihre Leitungsführung zu tragen haben.

Es ist notwendig in den einzelnen Instituten geeignete Vorschriften zu erlassen, die die Leitungskompetenzen (bzw. -grenzen) und Verantwortungsbereiche der Laienleiter gegenüber dem Institut selbst regeln und zwar so, dass sie die Eigenart des Ordensinstituts und die Natur des geweihten Lebens wahren. Das gilbt besonders, wenn das institutseigenen Apostolat berührt wird. Darüber hinaus ist es ratsam, die erarbeiteten Regelungen von der vorgesetzten Autorität (z.B. Generalobere bzw. Provinzialobere mit ihren Räten) genehmigen zu lassen (vgl. can. 312 § 1 und can. 314 CIC). Da die entsprechenden Vorschriften als Materie des institutsbezogenen Eigenrechts anzusehen sind, unterliegen sie in den Grenzen des geltenden Rechts weitgehender Gestaltungsfreiheit. Diese gewährleistet eine flexible Handhabung auch hinsichtlich einer Mitwirkung seitens des Institutes in der Leitung der Laienassoziation.

Den Laiengruppen muss ein gebührender Freiraum der Selbstgestaltung gegeben sein und zwar einmal aufgrund der Satzungsautonomie und Versammlungsfreiheit einerseits und aufgrund der den Ordensinstituten zugestandenen Autonomie selbst. Allerdings muss dabei gewahrt bleiben, dass das Insti-

tut des geweihten Lebens und die Laien-Vereinigung zwei getrennte Realitäten sind und bleiben sollen. Sie werden jedoch in der Regel starke inhaltliche und strukturelle Berührungspunkte besitzen. Ohne diese beiden Wirklichkeiten zu verwechseln, kann eine sinnvolle Verknüpfung darin bestehen, in den Satzungen der Laienassoziation einem höheren Oberen oder einem von diesem delegierten Ordensmitglied im Leitungsgremium der Laienvereinigung einen Sitz mit Stimmrecht (ggf. Vetorecht) einzurichten.

Die Autonomie der Assoziationen stößt da an ihre Grenze, wo es um ihre Einbindung in das kirchliche Ganze geht. Hier fällt außerhalb der Assoziation bestimmten Verfassungsorganen aufgrund ihrer Amtsverantwortung für die Kirche als ganze (Apostolischer Stuhl) bzw. für die Teilkirche (Diözesanbischof) eine besondere Rolle zu. Dies wird vor allem relevant, wenn der Bereich der Seelsorge berührt wird, wenn es zur öffentlichen Ausübung des Gottesdienstes kommt und wenn das Apostolat mit der teilkirchlichen Pastoral koordiniert werden soll.

Die Eigenständigkeit der Ordensgemeinschaft gegenüber der Laienassoziation muss gewahrt bleiben. Institutskapitel fällen wichtige Entscheidungen für ein Institut und in diesem Zusammenhang auch für das Verhältnis zu den ihnen angegliederten Laien. Inwieweit und ob überhaupt „Assoziierte" an Provinz- bzw. Generalkapiteln teilnehmen können, ob sie Beispruchsrechte besitzen hinsichtlich der Entscheidungen, die auch die Laienvereinigungen betreffen sind ebenfalls wichtige Fragen.

Die Eigenart der „assoziierten" Mitgliedschaft besteht gerade darin, dass die Assoziierten keine Verpflichtung zum gemeinsamen Leben nach den evangelischen Räten durch kanonische Gelübde übernehmen. Vielmehr scheint die Natur der assoziierten Mitgliedschaft die zu sein, den Laien ein Forum zu eröffnen, sich in begrenztem Umfang und frei von jeder kanonischen Verpflichtung in geringerem Grad am Geist des Institutes zu beteiligen. Demgegenüber zeichnet sich die volle Mitgliedschaft gerade durch die kanonische Verpflichtung auf die Gelübde und ein gemeinsames Leben aus. Diese grundsätzliche Unterschiedenheit bleibt zu bedenken, will man den Assoziierten – in Fragen, welche die Laienassoziation betreffen – beschließendes Stimmrecht in den Kapiteln einräumen. Can. 631 § 1 CIC lässt offen, ob eine entsprechenden Stimmübertragung an „Assoziierte" in den Konstitutionen vom allgemeinen Recht grundsätzlich ausgeschlossen werden soll. Denn grundsätzlich muss, was alle als einzelne betrifft, von allen gebilligt werden (vgl. Regula Iuris 29). Es ist nicht weiter von Bedeutung, ob der Gesetzgeber diese Frage absichtlich offen lässt oder diese Frage gar nicht im Denkhorizont der Codex-Reformkommission lag. Es lässt sich aus dem Zusammenhang der Norm schließen, dass als Delegierte des Generalkapitels mit beschließendem Stimmrecht nur Mitglieder im eigentlichen Sinn in Frage kommen. Die Zusammensetzung des Generalkapitels soll das Gesamtinstitut repräsentieren (vgl. can. 631 CIC). Darunter sind aber die mit dem Institut „assoziierten" Mitglieder nicht zu subsumieren. Ferner bleibt zu bedenken, dass die Kapitel neben der Wahl der Oberen legislative Funktionen ausüben. Damit stellt sich aber auch die Frage, ob es zweckmäßig und sinnvoll ist, jemanden an der Legislative zu beteiligen, der nicht auf diese Lebensform verpflichtet ist. In gleicher Weise kann man die Frage nach der Beteiligung assoziierter Mitglieder mit beschließendem Stimmrechte auf Provinz- und Hauskapiteln beantworten.

Obwohl das Kirchenrecht diese Form der Mitwirkung seitens der assoziierten Laien nicht ausdrücklich ausschließt, wird ihnen in der Regel kein beschließendes Stimmrecht bei den Institutskapiteln eingeräumt werden können. Eine beratende Mitwirkung assoziierter Mitglieder an Aktivitäten und Entscheidungsprozessen der Institute ist dagegen in begrenztem Umfang wünschenswert,

um die Zusammengehörigkeit und das gemeinsame Apostolat zu fördern. Es bleibt daher zu bedenken, ob für Angelegenheiten, die sowohl Mitglieder des Religioseninstitutes als auch die assoziierten Mitgliedern gleichermaßen betreffen, letzteren ebenfalls ein beschließendes Stimmrecht im Entscheidungsprozess eingeräumt werden sollte. Es ist durchaus denkbar, dass im Interesse der Wahrung der Eigenständigkeit beider Formen des Apostolats neben den Kapiteln andere Gremien geschaffen werden können, die die Aufgaben von Religiosen und assoziierten Mitgliedern abstimmen und koordinieren. Parallel zur rechtlichen Regelung der Drittorden scheint das universale Lehramt grundsätzlich eine Teilhabe der Laien an der Leitungskompetenz entsprechender Initiativen einzuräumen, will aber die Letztverantwortung bei den Oberen und Oberinnen der Institute des geweihten Lebens belassen (vgl. Vita Consecrata 56). Näheres wäre jeweils in den Konstitutionen und Satzungen zu regeln.

Grundsätzlich sollten die im Apostolischen Schreiben „Vita Consecrata" Nr. 56 empfohlenen geeigneten Vorschriften dergestalt sein, dass sie „dem Wesen des geweihten Lebens und dem Charakter des Instituts nicht entgegenstehen, aber dennoch eine größtmögliche Integration assoziierter Laien ermöglichen." Dabei muss das Ziel aller Regelungen die Förderung des institutseigenen Charismas sein, dem sich auch die assoziierten Mitglieder in besonderer Weise verbunden haben.

### e) Leitung als geistliche Begleitung

Laienassoziationen, die in besonderer Verbindung mit einem Ordensinstitut stehen, existieren in einer gewissen Spannung zwischen Nähe und Distanz zu diesem Institut. Einerseits soll die Eigenständigkeit der Vereinigung geachtet werden, andererseits muss der innere Grund für die Verbindung zum Religioseninstitut, nämlich die Teilhabe am Geist der Ordensgemeinschaft, lebendig gehalten werden. Um dieses Gleichgewicht zu wahren, bedarf es einer Leitungsstruktur, die beiden Aspekten gerecht wird. Die im Apostolischen Schreiben „Vita Consecrata" aufgestellten Vorgaben schließen eine selbständige Leitung der mit einem Institut verbundenen Vereinigungen durch Laien nicht aus. Es gibt die Möglichkeit, dass der Ordensobere lediglich ein Bestätigungsrecht bezüglich der Wahl oder Ernennung des Laien-Vorsitzenden hat. Damit ist zugleich impliziert, dass der Obere nicht selber Leiter der Vereinigung sein muss. Näheres ist in den Statuten zu regeln. Eine zentrale Leitung garantiert Einheit, Verbundenheit und die Treue zu den Zielen der Laienvereinigung.
Wenn eine Laienassoziation aus verschiedenen Gruppen an unterschiedlichen Orten besteht, ist es sinnvoll, aus jedem Personenkreis einen Delegierten in das zentrale Leitungsgremium hineinzunehmen. Dies kann durch entsprechende Schlüssel bei der Ernennung bzw. Wahl der Leitung erfolgen. Der Leitungsgruppe muss eine Person vorstehen, die im Namen der Vereinigung sprechen kann, die Sitzungen einberuft und leitet.
Neben der Beteiligung an der Leitung ist eine weitere Einflussnahme seitens des Religioseninstitutes im Amt des geistlichen Begleiters zu sehen. Auch hier ist es Sache der zuständigen Instanz des Instituts, diesen geistlichen Assistenten zu ernennen bzw. zu bestätigen. Freilich wird hier näheres in den Statuten zu regeln sein, so dass z. B. ein Vorschlags- bzw. Anhörungsrecht durch die Laienmitglieder möglich wird. Die Funktion des geistlichen Begleiters liegt darin, die Assoziierten mit dem Geist des Institutes zu durchdringen.
Die Ernennung bzw. Bestätigung des Vorsitzenden und des geistlichen Begleiters eines solchen Vereins soll dem Ordensoberen derjenigen Niederlassung zustehen, in der die Vereinigung errichtet ist (auf lokaler oder auf Provinzebene). Liegt die Leitung aus-

schließlich in Händen der assoziierten Laien, ist es notwendig, geeignete Kooperationsgremien einzurichten.

### f) Formen der Angliederung

Der Terminus „Assoziation" ist elastisch genug, um die Vielfalt der bereits existierenden und der zukünftigen Formen der Teilhabe der Charismen von Ordensinstituten zu integrieren. Dennoch scheinen einige grundlegenden Aspekte bei der Angliederung von Laien an Gruppen oder an Vereinigungen von Ordensgemeinschaften bedenkenswert, weil es damit in einer gewissen Art zu einer Angliederung an das Religioseninstitut selbst kommt. Generell kann man schon jetzt sagen: Je enger die Anbindung an eine Gemeinschaft ist, um so präziser wird die rechtliche Form der Bindung sein müssen. Es gibt folgende Formen: das Versprechen, das private Gelübde oder die Form eines Vertrages. Alle diese Formen haben eine rechtlich geringere Qualifikation als die Bindung in Form von Gelübden oder Versprechen, die die Mitglieder des Ordensinstitutes ablegen. Die Laien werden rechtlich gesehen nicht Mitglieder des jeweiligen Religioseninstitutes. Dieser Grundsatz muss gewahrt bleiben, um der Autonomie beider Seiten willen. Wenn also Laien die Bitte äußern, sich intensiver an die Gemeinschaft oder an eine ihr angeschlossene Vereinigung zu binden, gibt es die oben bereits erwähnten Möglichkeiten der vertraglichen Bindung, die Form des Privatgelübdes oder das Versprechen. Erwägt ein Einzelner oder eine Gruppe diesen Schritt, ist darin der Ausdruck des Wunsches nach tieferer Verbindung der Laien mit einer Ordensgemeinschaft und deren Spiritualität zu erkennen. Dabei stellt die Form des privaten Gelübdes eine der intensivsten Formen verbindlicher Identifikation mit der Gemeinschaft dar. In diesem Falle spielt der spirituelle Charakter eine größere Rolle als der rein rechtliche.
Andere Formen, wie z.B. der personenrechtliche Vertrag, der eine konkrete Beschreibung des Verhältnisses des Laien zur Assoziation bzw. zum Ordensinstitut beinhaltet, haben dagegen einen mehr rechtlichen Charakter, der zumal über den kirchenrechtlichen Raum hinausreicht und vor staatlicher Gerichtsbarkeit Geltung besitzt.
In verschiedenen Laienassoziationen kam es zur Bildung „eingetragener Vereine" nach dem staatlichen Vereinsrecht, wobei ausschließlich gemeinnützige Zwecke verfolgt werden. Meist dürften organisatorische und finanzielle Gründe hierfür ausschlaggebend gewesen sein. D.h. hier wird man durch Aufnahme Mitglied in einem Verein und unterliegt dem staatlichen Vereinsrecht.
Eng mit der Frage der Form der Angliederung hängt die Frage nach der Anerkennung und Errichtung einer Gruppe oder einer Vereinigung christlicher Laien zusammen, die am Geist eines Ordensinstitutes teilhaben wollen. Die Initiative geht normalerweise von den Laien selbst oder von einem/einigen Ordensmitgliedern aus. Die konkrete Einbindung des Religioseninstitutes wird durch die Anerkennung, Errichtung und spirituelle Begleitung ermöglicht. Dabei geschieht die kirchliche Anerkennung in der Regel durch die betroffenen Religioseninstitute in deren nationalen (Provinzoberen mit Rat) oder sogar internationalen Leitungsorganen (Generalobere mit Rat). Die kirchliche Anerkennung durch den Diözesanbischof bzw. den Heiligen Stuhl (Religiosenkongregation) wird nur dann relevant, wenn die Vereinigung sich der Vermittlung der christlichen Lehre im Namen der Kirche oder der Förderung des amtlichen Gottesdienstes widmen will oder sich anderen Zielen zuwendet, deren Verfolgung ihrer Natur nach der kirchlichen Autorität vorbehalten ist.

### g) Statuten zwingen zum Nachdenken

Irgendwann kommt eine wachsende Laienvereinigung an einen Punkt, an dem sie grundlegende Fragen schriftlich beantwor-

ten muss. Aber bereits in vielen Fällen werden schon weit vorher Ziele, Hauptpunkte der eigenen Spiritualität, Aufnahmeverfahren neuer Mitglieder, die Form der Anbindung, die Organisationsstruktur und die Aufgaben schriftlich fixiert. Das geschieht zwar nicht oft, aber am besten in Form einer Ordnung oder eines Statutes. Dadurch wird Klarheit und auch Rechtssicherheit geschaffen. Diese Statuten bedürfen einer Gutheißung seitens der zuständigen Autoritäten des jeweiligen Institutes.

Mit der Satzungsautonomie der kirchlichen Vereine gewährt der kirchliche Gesetzgeber einen großen Spielraum zur Ausgestaltung vereinsinterner Strukturen. Was die Statuten und Satzungen betrifft, werden lediglich notwendige inhaltliche Elemente vorgegeben, die einer näheren Regelung bedürfen. Soll eine Assoziation wachsen und Bestand haben, bedarf sie einer reflektierten Zweck- und Strukturbestimmung. Im gemeinsamen Prozess einer Erarbeitung von Satzungen oder Statuten wird dieser Reflexionsschritt getan. Es kann durchaus ein gewisses Widerstreben (auf beiden Seiten) in Bezug auf eine Verrechtlichung der dynamischen Entwicklung der Assoziation geben, so dass auch weniger rechtlich verbindliche Formen geschaffen werden können, z. B. ein Leitbild, ein Manifest, die Ausformulierung der gemeinsamen Vision oder eine Charta der wesentlichen Inhalte. Aber auch diese Formen haben kirchenrechtliche Relevanz (vgl. can. 95 § 1 CIC). Spätestens aber bei der Anerkennung als private oder öffentliche Vereinigung durch die zuständigen kirchlichen Autoritäten (z. B. durch die Provinzleitung, durch den Diözesanbischof oder den Heiligen Stuhl) ist eine schriftliche Satzung vorzulegen, die wesentliche Bestandteile enthalten muss:

So muss aus den Statuten deutlich werden, dass die Vereinigung ein freiwilliger Zusammenschluss mindestens dreier – in unserem Fall – natürlicher Personen zu einem bestimmten Zweck ist. Aus der Freiwilligkeit ergibt sich, dass die Statuten Aufnahme und Ausscheiden von Mitgliedern und weitere *Mitgliedschaftsbedingungen* zu regeln haben. Zu den Mitgliedschaftsbedingungen gehören näher hin die Voraussetzungen und die Prozedur für die Aufnahme und das Ausscheiden der Mitglieder. Festgelegte Mitgliedschaftsbedingungen haben die wichtige Funktion, die innere wie die äußere Transparenz der Vereinigung zu garantieren. Es ist einsichtig, dass bei der Aufnahme von Mitgliedern Klugheit und Unterscheidung herrschen muss, um vorhersehbare Konflikte zu minimieren und der Vereinigung und der Ordensgemeinschaft nicht zu schaden. Dabei sind klare Aufnahmekriterien notwendig. Die Vereinigung und diejenigen, die sich ihr anschließen möchten, sollen die Konsequenzen dieses Schrittes kennen.

Der *anzugebende Zweck* wird die Beziehung, d.h. die Teilhabe am Geist des Ordensinstitutes sein, der in den Statuten anzugeben ist. Die schriftliche Darlegung des Zweckes setzt ein klares Nachdenken über die eigenen Motive voraus und hilft, die Laiengemeinschaft gegenüber den eigenen Ordensmitgliedern transparent zu machen. Hierhin gehören auch die Hauptpunkte der gelebten Spiritualität bzw. des geteilten Charismas.

In den Statuten müssen ferner die *Leitungsorgane* genauer bestimmt sein. Die Leitung der Vereinigung kann sehr unterschiedlich gestaltet werden. Es kann sich beispielsweise um ein Leitungsgremium mit einem Vorsitzenden handeln. Zur Leitung gehören aber auch Vermögensverwalter. Zur Leitung sollte man auch den geistlichen Begleiter (Präses) zählen. Die Ernennung bzw. Wahl der Leitung sowie konkrete Zuständigkeitsregeln müssen definiert werden.

Darüber hinaus soll der *Name der Vereinigung* in den Satzungen angegeben sein, und zwar so, dass möglichst der Zweck der Vereinigung, der in der Regel eng mit der Spiritualität oder dem Apostolat der Ordensgemeinschaft verbunden ist, aus dem Namen heraus bereits deutlich wird.

## 4. Schluss

Die Teilhabe christlicher Laien am Charisma von Religioseninstituten bleibt für die Zukunft bei vielen Ordensgemeinschaften ein aktuelles Thema. Wie tragfähig und zukunftsträchtig die konkreten Modelle sein werden, hängt im Wesentlichen davon ab, inwieweit die je eigene Identität respektiert wird und der konkrete Ausdruck der je eigenen Lebensform der Religiosen wie der Nichtreligiosen unterschieden bleibt. Dazu ist es notwendig sich zu vergewissern, was das je charakteristische Proprium des geweihten Lebens bzw. des christlichen Laien ist. Aus diesen Grunddaten muss sich eine klare Beschreibung der Beziehung des assoziierten Laien zur Ordensgemeinschaft ergeben, die Rechte und Pflichten in eine ausgewogene Beziehung setzt.
Die Spiritualität des Charismas eines Ordensgründers oder einer Ordensgemeinschaft muss an die spezifische Lebensform der Laien angepasst werden, wenn sie aus dem Geiste einer religiösen Gemeinschaft leben wollen. Das Charisma konkretisiert sich hierbei als Geist der Ordensfamilie, wie er im can. 303 und can. 677 § 2 CIC erwähnt ist. Folgende allgemeine Hinweise ergeben sich aus dem, was oben ausgeführt wurde:

- Die Angliederung (Assoziierung) ist ein rechtlicher Akt, im Unterschied zur Zugehörigkeit zu einem unverbindlichen Freundeskreis. Das entstehende Rechtsverhältnis sollte durch einen in schriftlicher Form geschlossenen Vertrag erfolgen, der die Recht und Pflichten des „Klosters" und des assoziierten Laien im Sinne einer Rechtssicherheit für beide Seiten genauer regelt.
- Die goldene Regel für die Angliederung von Laien an Ordensinstitute ist im Prinzip darin zu sehen, das Wesen des geweihten Lebens und das Leben und die besondere Berufung der Laien zu respektieren. Um das zu erreichen, müssen den angegliederten Laien durch eine wie auch immer geartete Aus- und Fortbildung die Eigenart beider Lebensweisen, ihre Reichtümer und ihre Grenzen einsichtig gemacht werden.
- Die Identität der Religioseninstitute und ihr internes Leben darf durch die neuen Formen der Laienassoziation nicht angetastet werden. Bezüglich der Teilhabe assoziierter Mitglieder an der Leitungsvollmacht innerhalb der entsprechenden Vereinigungen bleibt die Mahnung des Apostolischen Schreibens „Vita Consecrata" zu bedenken: Initiativen, bei denen Laien auf Entscheidungsebene mitwirken, müssen die Ziele der Ordensgemeinschaft verfolgen und unter der Verantwortung des Oberen durchgeführt werden, damit diese als Werke eines bestimmten Instituts betrachtet werden können.
- Es ist erforderlich, dass die Ansichten derer, die sich einer Gemeinschaft anschließen wollen eine gemeinsame Sicht des Apostolates haben. Die Vorstellungen der Nichtmitglieder müssen mit der Sicht der Gemeinschaft harmonisieren, auch wenn es aus je eigenen Blickwinkeln betrachtet wird. Von hier aus ergeben sich Auswahlkriterien für die Aufnahme von Interessierten bzw. für die Ausbildung der bereits Aufgenommenen.
- Man muss eine gemeinsame Spiritualität favorisieren, die Christus in die Mitte stellt. Dieser Aspekt ist von großer Bedeutung, weil die gemeinsame spirituelle Grundlage die Assoziierten trotz der verschiedenen Umstände in denen sie leben miteinander verbindet. Zugleich ist dieser Punkt wichtig, um eine Klärung der Motivation für die Bitte um Aufnahme zu erreichen.
- Von Seiten der Gemeinschaft erscheint es notwendig, die Lebensumstände der Laien zu beachten und zwar hinsichtlich der Spiritualität wie der Zusammenarbeit. Es kann nicht sinnvoll sein, die Assoziierten zu Quasi-Ordensleuten mit allen Rechten und Verpflichtungen zu machen.

- Bei aller Achtung vor der Eigenständigkeit beider Seiten geht es darum, eine tragfähige Verbindung zwischen den Ordensmitgliedern und assoziierten Laien zu schaffen. Bei einer Assoziierung kann es sich deshalb nicht darum handeln, das Gemeinschaftsleben einer Ordenskommunität anzustreben, sondern Gemeinschaftsstrukturen zu suchen, die Austausch von Informationen und Gemeinschaftserfahrungen, eine kreative Zusammenarbeit und die Teilhabe am geistlichen Leben ermöglichen. Es ist deshalb angebracht, regelmäßige Begegnung zwischen den Mitgliedern der Gemeinschaft und den Assoziierten einerseits, und regelmäßige Treffen der Assoziierten untereinander andererseits zu ermöglichen.
- Es müssen sichtbare Strukturen vorhanden sein, die den Laien Halt geben und sie anspornen. Diese sollen das Miteinander und die Grenzen der Angliederung regeln zum Wohl beider Seiten. Weil Laienvereinigungen, die am Geiste einer Ordensgemeinschaft teilhaben auf dem Charisma des Ordensinstitutes gründen, müssen ihre Strukturen flexibel und geschmeidig bleiben, um notwendige Entwicklungen nicht zu verhindern.

Das Phänomen der Teilhabe, christlicher Laien an Religioseninstituten ist eine Chance für die Erneuerung der Ordensinstitute wie für das Leben der christlichen Laien selbst. Das Recht der Kirche ist dabei Garant der geforderten Identität beider Lebensformen und erweist sich zugleich als Ordnungsprinzip des gelebten Charismas. Es bietet genügend Flexibilität, um die entstehenden neuen Formen einzufangen und dennoch große Freiräume für deren Entfaltung zu belassen, denn der Geist weht, wo er will.

[1] Seminar der VOD zum Thema „Assoziierte Laien" vom 29. – 30. April 2002 in Johannisberg.

Hermann M. Stenger CSsR

# Andere begleiten

*Die begleitende Person im Kraftfeld seelsorglicher Begegnung**

Hören Sie zu Beginn unserer Tagung Sätze aus einem Brief der Kaiserin Maria Theresia (+ 1780) an ihre Tochter Marie Antoinette, den sie ihr aus mütterlicher Sorge am 21. April 1770, also vor 232 Jahren, geschrieben hat: „Lesen Sie kein Buch, selbst ein gleichgültiges nicht, ohne vorher von ihrem Beichtvater die Zustimmung erlangt zu haben: das ist ein in Frankreich um so wichtigerer Umstand, weil man dort ununterbrochen Bücher voll Unterhaltung und Wissen verkauft, unter denen es jedoch unter diesem achtungsvollen Schein solche gibt, die für die Religion und die Sitten sehr schädlich sind. Ich beschwöre Sie also, meine Tochter, ohne Zustimmung Ihres Beichtvaters kein Buch und auch keine Broschüre zu lesen. Ich fordere von Ihnen, meine teuere Tochter, dieses echteste Zeichen Ihrer Liebe und Ihres Gehorsams gegenüber den Ratschlägen einer guten Mutter, die nur Ihr Heil und Glück im Auge hat."[1]

Im Mittelpunkt unseres Gedanken- und Erfahrungsaustausches steht die begleitende Person, die ihren Einfluß im Kraftfeld seelsorglicher Begegnung geltend macht. Ich verwende den Ausdruck „geistliche Begleitung" als übergeordneten Begriff für alle pastoralen Interventionen, um die es in den vorgesehenen Arbeitskreisen[2] geht.

## I. Vom Führen zum Begleiten

Ein Überblick soll uns zeigen, in welchem frömmigkeitsgeschichtlichen Zusammenhang geistliche Begleitung steht.

### 1. Vorbilder pneumatischer und spiritueller Meisterschaft

Können sie wirklich für uns Vorbilder sein, die Starzen, die Zaddiks und die Gurus? Oder sind sie zu weit weg von uns, zu hoch oben oder auch zu verrufen, als daß sie uns etwas zu sagen hätten?

*1.1 Die Starzen*

In dem maßgeblichen Werk von Igor Smolitsch, „Leben und Lehre der Starzen"[3], ist folgende Charakterisierung zu lesen: „Der Starez ist ein älterer Mönch, der einen schweren Weg entsagungsvoller Selbsterziehung hinter sich hat und junge Mönche wie auch Laien in seine geistliche Schulung nimmt. Seine Aufgabe sieht er vornehmlich in der Führung und Pflege der Seele und des Willens des im christlichen Leben noch unerfahrenen Novizen, um ihn durch alle Fährnisse und Versuchungen des Daseins ohne Schaden hindurchzubringen. Aus eigenem Erleben und Erkennen weiß er um die mannigfachen dunklen Wege, auf denen der Widersacher lauert. Den Fremden, die von außen kommen und ihn aufsuchen, erteilt er Ratschläge und Weisungen, um sie vor seelischen Verwirrungen zu bewahren. Der Starez ist das Herz aller gläubigen Herzen, die von ihm Rat erbitten. ... Herzenswärme und gerechte Strenge des führenden Starez bilden Inhalt und Wesen der beiderseitigen innigen Beziehungen, die überstrahlt sind von der göttlichen Liebe, in der beide leben."

Leo Tolstoj besuchte dreimal einen Starez namens Amvrosij in Optina und war, trotz sei-

ner kritischen Einstellung zur christlichen Frömmigkeit, tief erschüttert: „Ja, der Vater Amvrosij ist ein ganz und gar heiliger Mensch. Ich habe mit ihm gesprochen, und so leicht und froh wurde mir in der Seele. Wenn du dich mit einem solchen Menschen unterhältst, dann fühlst du die Nähe Gottes."[4]
Auch Fedor Dostojewskij kannte den Starez Amvrosij. Er wurde ihm zum Vorbild für die Gestalt des Starez Sossima in „Die Brüder Karamasoff".

*1.2 Die Zaddikim*

Martin Buber schickt den „Erzählungen der Chassidim" eine umfangreiche Einleitung voraus, in der er auch die Wesensart eines Zaddik (zu deutsch: eines Gerechten) vortrefflich beschreibt: „Der Mensch bedarf des Rats, des Beistands, der Aufrichtung, der Rettung. Aber all dessen bedarf er ja nicht in den Belangen der Seele allein; sie sind ja alle in irgendeiner Weise mit den kleinen und großen Sorgen, Trübsalen und Verzweiflungen des Lebens selber verknüpft, und wenn man diesen nicht beikommt, wie soll man jene bewältigen? Es bedarf eines Helfers für Leib und Seele zugleich, für Irdisches und Himmlisches in einem. Dieser Helfer wird Zaddik genannt. Er ist ein Heiler auf körperlichem und geistigem Gebiet in einem, denn er eben kennt beider Verbindung und vermag von da aus auf beide einzuwirken; er lehrt dich deine Geschäfte so verwalten, daß dein Gemüt frei wird, und er lehrt dich dein Gemüt so in sich festigen, daß du den Geschicken standhalten kannst. Und immer wieder weiß er dich so weit an der Hand zu führen, bis du dich allein weiterzuwagen vermagst; er tut nichts statt deiner, was du schon selber zu tun erstarkt bist; er nimmt deiner Seele keinen Kampf ab, den sie selber bestehen muß, um ihr besonderes Werk in der Welt zu vollbringen. Dies gilt aber auch für den Umgang der Seele mit Gott. Der Zaddik ... hat seinen Chassidim den unmittelbaren Umgang mit Gott zu erleichtern, nicht zu ersetzen. Wie er den Chassid in Stunden des Zweifels stärkt, aber ihm die Wahrheit nicht einflößt, sondern ihm nur hilft, sie zu gewinnen und wiederzugewinnen, so entbindet er in ihm die Kraft des rechten Betens; er leitet ihn an, dem betenden Wort die rechte Richtung zu geben, und er verbindet ermunternd, steigernd, beflügelnd das eigne Gebet mit dem seinen; in Stunden der Not betet er für ihn und setzt sich ein. Aber nie erlaubt er der Seele des Chassids, sich so durch die seine vertreten zu lassen, daß sie sich der selbständigen Sammlung und Spannung begäbe, eben jenes Auf-Gott-Zugehens der Seele, ohne das ihr irdisches Dasein unerfüllt bleiben muß. Wie in den Dingen der menschlichen Leidenschaften immer wieder auf die Grenze des Rats und der Hilfe hingewiesen wird, so in den Dingen des Umgangs mit Gott immer wieder auf die Grenze der Mittlung. Nur bis an die Schwelle des Innersten darf der Mensch den Menschen vertreten. ... (Der Zaddik) hilft allen, aber er nimmt keinem das ihm Obliegende ab; sein Helfen ist ein Entbinden."[5]

*1.3 Die Gurus*

Weit schwieriger als beim Starez und Zaddik ist es, sich ein rechtes Bild von einem Guru zu machen. Almuth und Werner Huth haben dies jüngst versucht, nachdem sie viele Jahre hindurch bei dem christlichen Zenmeister Hugo Makibi Enomiya-Lassalle und bei Meistern aus dem tibetisch-indischen Kulturraum die Praxis der gegenständlichen und ungegenständlichen Meditation erlernt hatten. Auf 22 Seiten fassen sie ihr Erfahrungswissen über die Rolle eines Guru zusammen. Zunächst wird klargestellt: Wer Abhängigkeit sucht, sucht in Wirklichkeit keinen Meister. Und wer andere abhängig macht, führt den Titel „Meister" zu Unrecht. Das heißt: „Ich kann meinen Wunsch nach spiritueller Erfahrung und nach Reifung niemals an einen anderen delegieren, auch nicht an einen noch so kompetenten spirituellen Meister."[6] A. und W. Huth sehen spirituelle Meisterschaft am besten in dem Ausspruch Jesu formuliert:

„Ich nenne euch nicht mehr Knechte, denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Vielmehr nenne ich euch Freunde" (Joh 15,15). Im Gegensatz zu einem bei uns verbreiteten Vorurteil „identifiziert man in Asien die Funktion des Gurus nicht einmal mit derjenigen eines Lehrers, sondern ganz im Sinne des zuletzt genannten Jesuswortes mit der eines spirituellen Freundes (kalyana mitta)". Der Schüler kann zwar nur dann weiterkommen, wenn er dem Meister unbedingt vertraut, „aber er darf von ihm nur das übernehmen, was ihm einsichtig ist und der Vernunft nicht widerspricht". Wenn er sich verbietet, sich unreflektiert mit dem Meister zu identifizieren, wird es ihm möglich, „sich gleichsam im Licht des Meisters zu sehen und dadurch den eigenen geistigen Kern in sich zu entdecken. Der Zen nennt das ‚Übertragung von Herz-Geist zu Herz-Geist.'" „Dieser Prozeß vollzieht sich zwar meist nicht wortlos, dennoch geht es dabei letztlich nicht um Worte, sondern darum, daß der Schüler dank der Begegnung mit dem ‚Wesen' des Meisters zu einer tieferen Sicht der Wirklichkeit durchbricht, die sich ihm spontan im Hier und Jetzt eröffnet. Aber dennoch ist es seine Sicht, um die es dabei geht, und nicht die des Meisters."[7]

Starzen, Zaddikim und Gurus, die ihren Titel verdienen, haben vor allem zwei Kennzeichen gemeinsam: die außerordentliche Qualität ihrer Beziehung zu denjenigen, die sich ihnen anvertrauen, und ihre Fähigkeit, den Suchenden zum eigenständigen Leben und Glauben zu verhelfen. Die besondere Qualität ihrer Beziehung besteht darin, daß sie Autorität im Sinne von auctoritas besitzen. Auctoritas kommt vom Lateinischen augere = vermehren und bedeutet „des Anderen Mehrer sein". Starzen, Zaddikim und Gurus sind einflußreich und machtvoll und zugleich in der Haltung „wahrer Gleichheit" präsent unter Beibehaltung der Verschiedenheit der Rollen und Positionen.[8] Nach einem Wort von Meister Eckhart sind sie „Lebemeister" und nicht nur „Lehrmeister".

Das zweite Kriterium ist ihre Kunst des Ermöglichens. Sie hüten sich, zum Idol der Geführten zu werden, damit nicht aus dem Führer ein Verführer, aus dem Wegbegleiter ein Wegelagerer wird.

Die großen Vorbilder sagen uns, daß jede Art von geistlicher Begleitung und seelsorglicher Begegnung eine relative Meisterschaft zur Voraussetzung hat.

## 2. Das ambivalente Erscheinungsbild der Seelenführung

Trotz des einzigartigen und, man sollte meinen, unmißverständlichen Vorbilds Jesu war schon in der Antike die „Seelenführung" ein ambivalentes Unterfangen, das einerseits die Subjektwerdung der suchenden Person förderte, anderseits diese zum Objekt einer frommen Ideologie machte.

### *2.1 Die suchende Person als Subjekt*

Spätestens vom Beginn des christlichen Mönchtums an – im 3./4. Jahrhundert – gab es Persönlichkeiten, Männer und Frauen, die in dem Ruf standen, leid- und schuldbeladene Menschen von ihrer Not befreien zu können. So wird z. B. von einem Wüstenvater namens Elipandus berichtet, er habe die Kunst des reinen Hörens beherrscht: „Er hörte sie alle in seiner Güte an, ohne einen Tadel oder einen Vorwurf zu machen oder eine störende Frage zu stellen. Befreit und beglückt atmeten die Menschen auf, wenn sie sich vor dem schweigenden Gottesmann ausgesprochen hatten."[9]

Das Mönchtum im Osten und im Westen brachte, wie wir am Beispiel der Starzen sahen, eine hohe Kultur der Seelenführung hervor, die sich in den Orden, in der Priesterschaft und in Ausnahmefällen auch bei Laien bis zur Gegenwart erhalten hat. Es ist ein positives kirchliches Ereignis, daß in unserer Zeit offiziell und strukturell niemandem mehr das Charisma der geistlichen Begleitung vorenthalten wird, dem es Gott verliehen hat.

*2.2 Die suchende Person als Objekt*

Parallel zu dieser den Menschen in seinem Wachsen und Reifen respektierenden seelsorglichen Begegnungsform hat sich seit der Antike noch eine andere Mentalität in der Kirche entwickelt, deren Gottes- und Menschenbild problematisch ist. Auch sie hat sich auf den Modus der geistlichen Begleitung, besonders auf die Beichtpraxis ausgewirkt. Der französische Kulturphilosoph Michel Foucault (+ 1984) deckte im Rahmen seiner „Kritik der Politischen Vernunft" Komponenten kirchlicher Machttechnik und Pastoralmacht auf, die bis zur Stunde in manchen Gepflogenheiten der Kirche eine nicht geringe Rolle spielen.[10] Foucault untersuchte u. a. die Rezeption des altjüdischen Hirtenmotivs in der frühchristlichen Literatur (z. B. bei Chrysostomus, Cyprian, Ambrosius, Hieronymus, Benedikt, Cassian) und kam dabei zu folgendem Ergebnis: Das zentrale Motiv ist die Verantwortung des Hirten Gott gegenüber, dem die Herde gehört. Im Falle der Einzelseelsorge muß vor Gott strenge Rechenschaft über den Zustand der geführten Seele abgelegt werden; metaphorisch ausgedrückt: über den Zustand des Schafes, das nicht verlorengehen darf. Die Selbstverantwortung der betreffenden Person bleibt weithin ausgeblendet. Die Überbetonung der Verantwortung, gepaart mit uneingeschränkter Weisungsbefugnis auf der Seite des Hirten, korrespondiert mit der Pflicht zu detailliertem Geständnis, zur Gewissensrechenschaft und zu bedingungslosem Gehorsam auf der Seite des zu rettenden Schafes. Im Dunst gegenseitiger Abhängigkeit entsteht eine Bindung, die kaum ohne schwerwiegende Konflikte aufgelöst werden kann. Die klassische Beziehungsmetapher „Beichtvater – Beichtkind" ist im Zuge der Aufklärung desolat geworden. Der Zusammenbruch der Beichtpraxis in der herkömmlichen Form ist geistesgeschichtlich durchaus verständlich. Zu welchen Auswüchsen eine Mißdeutung des seelsorglichen Hirtenamtes führen kann, läßt sich – ich wähle dieses Beispiel aus vielen möglichen – an der Konstellation Elisabeth von Thüringen und Konrad von Marburg ablesen. Der Historiker Matthias Werner warnt zu Recht vor oberflächlichen Wertungen und Erklärungsversuchen.[11] Dieser Warnung eingedenk bin ich dennoch der Ansicht, daß der von Elisabeth erwartete Gehorsam, die von Konrad systematisch und methodisch angestrebte Abhängigkeit, die permanente, sadistisch anmutende Erniedrigung und die körperlichen Züchtigungen durch nichts, auch nicht durch die Berufung auf „eine andere Zeit" zu rechtfertigen sind. Wenn die Leidensgeschichte der hl. Elisabeth nur ein Unfall im finsteren Mittelalter gewesen wäre, könnte man es dabei bewenden lassen. Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß es in der Kirche von heute Gruppierungen gibt, in denen eine Seelenführung ausgeübt wird, die derjenigen des Konrad von Marburg nicht unähnlich ist.[12]

## II. Charisma und Errungenschaft

Aus dem Blick in die Geschichte ergibt sich ein Entwurf der geistlichen Begleitung, der den Erfordernissen unserer Zeit entspricht.

### 1. Sieben Thesen zur Definition von geistlicher Begleitung

Zur Beschreibung wähle ich die Form von Thesen, denen jeweils eine erklärende Notiz beigefügt ist.

1. Das Eigenschaftswort „geistlich" kennzeichnet den Begleitungsprozeß als ein pneumatisches, ein geistgewirktes Geschehen, das die Zugehörigkeit der Beteiligten zur christlichen Glaubensgemeinschaft zur Voraussetzung hat. – Der Begriff „begleiten" ist an die Stelle des Begriffs „Seelenführung" getreten, weil er eindeutig auf die suchende Person als Subjekt hinweist und ein dualistisches Mißverständnis nicht aufkommen

läßt. „Die Person als Subjekt" meint: die Person auf der Suche nach ihrer Identität, nach Wachstum und Reife, nach dem Sinn ihres Lebens. „Dualistisch" ist eine Seelsorge, die nur auf das übernatürliche Heil der Seele bedacht ist (vgl. „Rette deine Seele") und dabei die Ganzheit des Menschen (Leib-Seele-Geist) übersieht. Dualistisch heißt: zweigeteilt, gespalten, im Gegensatz zu „holistisch" = ganzheitlich, den ganzen Menschen betreffend.

2. Will man den Unterschied zwischen „geistlich" und „spirituell" aufrechterhalten, empfiehlt es sich, unter „spiritueller Begleitung" ausschließlich die Aufgabe zu verstehen, einen Menschen in die Praxis der Meditation und der Kontemplation einzuführen und die sich daraus ergebenden Erfahrungen zu reflektieren. – Meditation und Kontemplation sind kein Monopol der Christenheit. Sie sind auf eine religiöse Begabung angewiesen. Zur Thematik „Meditation-Kontemplation" sei hingewiesen auf die Einführungen von Almuth und Werner Huth und von Franz Jalics.[13]

3. Geistliche Begleitung teilt mit der sozialberuflichen und psychotherapeutischen Praxis die Option für die „Subjektwerdung" der begleiteten Person. Das gemeinsame Ziel ist die Autonomie, d. h. die eigenständige Daseinsmacht im Kontext unserer Gesellschaft. Geistliche Begleitung ist keine Privatsache zur Pflege individueller Frömmigkeit, sondern eine Interaktion, die ekklesiales und soziales Potential freisetzt und dadurch (kirchen-)politische Bedeutung erhält. Die Sozialwissenschaften sprechen von „Empowerment", von „Ermächtigung", Entwicklung von Kraft zur Lebensbewältigung. - Die Begleitenden handeln immer „politisch", ob ihnen das bewußt ist oder nicht. Deshalb sind sie verpflichtet, ihre eigene sozial-kommunikative Kompetenz und die der Suchenden in Bezug zur Gesellschaft, zur Kirche, zu kirchlichen Gemeinschaften und Gemeinden im Auge zu behalten. Von besonderer Bedeutung ist es, von welcher Philosophie und Theologie des Gehorsams und der Selbstverantwortung sie sich leiten lassen[14] (vgl. dazu auch die 7. These).

4. Geistliche Begleitung setzt auf der Seite der begleitenden Person eine relative menschliche und gläubige Meisterschaft voraus; auf der Seite der suchenden Person genügt der Werde- und Wachstumswille und die Bereitschaft, sich begleiten zu lassen. Von Ausnahmen abgesehen ist in unserer Zeit eine angemessene humanwissenschaftlich fundierte Professionalisierung der begleitenden Person und eine Wirkungskontrolle durch Supervision und Intervision unerläßlich. Die wissenschaftliche Untersuchung der Fruchtbarkeit der verschiedenen psychologischen Konzepte für die geistliche Begleitung ist eine lohnende Aufgabe. Entscheidend bleibt auf jeden Fall die Persönlichkeit, die sich eines psychologischen Instrumentariums bedient. Beachtenswert ist diesbezüglich die Dissertation von Andreas Wittrahm „Seelsorge, Pastoralpsychologie und Postmoderne".[15]

5. Geistliche Begleitung orientiert sich am Vorbild des Bundesgottes Israels, der sein Volk auf seinem Weg in die Freiheit (Exodus) und in die Fremde (Exil) begleitet hat; sie orientiert sich am Nahverhältnis Jesu zu seinem Vater-Gott und an seinem messianisch-redemptiven Verhalten zu den Menschen sowie an der subjektfreundlichen christlichen und jüdischen Tradition der Einzelseelsorge. Redemptives Handeln ist das erlösende, befreiende Handeln in der Nachfolge des Redemptors, des Erlösers Jesus Christus.

6. Geistliche Begleitung ist ein machtvolles Handeln, das seine Legitimation aus der Teilnahme an den Ämtern Christi erhält: dem Amt des Königs, des Priesters, des Propheten und des Hirten. Das Grundgesetz dieses Handelns ist das messianische Nazaret-Manifest (Lk 4,16-30) und das kyriale Fußwaschungsmandat (Joh 13,3-17).

Die Teilhabe an den Ämtern Jesu spielt in der pastoralen Praxis kaum eine Rolle. Im Zweiten Vatikanischen Konzil wurde zwar das „Allgemeine Priestertum" rehabilitiert, aber das diesbezügliche Bewußtsein in den Gemeinden ist nach wie vor minimal.[16]
Mit „Nazaret-Manifest" wird das Auftreten Jesu als des Gesalbten in der Synagoge von Nazaret bezeichnet. – „Kyrial" ist abgeleitet von Kyrios = der Herr und Meister. Er ist zugleich der Dienende, der Sklave. Dieses Dienen wurde in der Antike therapeuein genannt, im Sinn von hegen, pflegen, für das Wohl von Menschen und Tieren sorgen (vgl. den Begriff „Salutogenese"[17]).

7. Geistliche Begleitung hat die Realisierung der drei Dimensionen christlicher Berufung zum Ziel: die Ermächtigung zum Leben – die Erwählung zum Glauben – die spezielle Berufung zum Dienst in Kirche und Welt. Ein wesentliches Element dieser Berufungsverwirklichungen ist die Förderung eines epikiefähigen Verantwortungsgewissens, das in der fruchtbaren Spannung zwischen dem Streben nach Autonomie und der Anerkennung der Theonomie heranreift.
„Epikie" ist die Fähigkeit, im Anschluß an das „Gesetz Christi" (Bernhard Häring) den tieferen Sinn eines formulierten Gesetzes zu erfassen und dementsprechend zu handeln, nötigenfalls im Widerspruch zum Buchstaben des staatlichen oder kirchlichen Paragraphen.

## 2. Aspekte der Schlüsselqualifikation für das Begleiten

Die Anforderungen für ein kompetentes geistliches Begleiten orientieren sich an den drei Dimensionen der christlichen Berufung.

### *2.1 Die Ermächtigung zum Leben*

Die Ermächtigung zum Leben verpflichtet zur Verwirklichung des Lebens. Diese Verwirklichung ist die erste grundlegende Qualifikation für das Begleiten des Anderen.
Niemand von uns hatte die Wahl, zu leben oder nicht zu leben. Von Gott und von den Eltern wurde über uns verfügt. Daraus folgt, daß es einer ständigen Entscheidung für das Leben bedarf, das uns verliehen ist. Diese Entscheidung, die manchen Menschen schwer fällt, setzt den Glauben an das Geschaffensein durch Gott voraus.
Abraham Joshua Heschel, ein hervorragender Kenner der chassidischen Mystik, beharrt darauf, daß der Mensch, trotz Auschwitz und anderen Orten des Greuels, ein einzigartiges Symbol Gottes ist: „Menschliches Leben ist heilig, heiliger als die Torarollen. Diese Heiligkeit ist keine Errungenschaft des Menschen, sie ist ein Geschenk Gottes und wird nicht durch Verdienst erlangt. Darum muß der Mensch mit Ehrerbietung behandelt werden, wie sie dem Repräsentanten des Königs der Könige zukommt."[18]
Gott gewährt uns den Glauben an seine Schöpfungsinitiative und gibt uns die Kraft eines Werdewillens, der die Werdescheu (vgl. acedia = geistige und geistliche Trägheit) überwindet. Wer die Berufung zum Leben ernst nimmt, wird sich nicht erlauben, vor sich hin zu vegetieren; er wird sich anstrengen, sein Leben bewußt zu gestalten. Zu werden, zu reifen, zu wachsen ist nicht nur eine Lebensfreude, sondern enthält auch ein Angst auslösendes Risiko. Da kann es naheliegen, vor sich selbst auszuweichen und sich in das Gehäuse abgeschirmter Alltäglichkeit zu flüchten. Reifen heißt immer auch verzichten, loslassen. Treue zu sich selbst ist Annahme seiner selbst, bis hin zur Feindesliebe zu sich selbst. Leben kann nur dann „ewig" werden, wenn es bewußt „im Horizont befristeter Zeit" (Johann Baptist Metz) gelebt wird. Werdeangst ist Todesangst. Die vollendete Identität ist eine eschatologische Größe, weil das Leben im jetzigen Äon immer fragmentarisch bleibt. Das „irdische" Ziel ist eine relative Meisterschaft, die Erik Erikson als „Integrität und Lebensweisheit" in Gegenüberstellung zu „Lebensekel und Verzweiflung" kennzeichnet.[19] Die beste Formulierung für das im Pilgerstand – im status via-

toris – Erreichbare ist ein Wort von Sulpicius Severus (+ um 420) über den hl. Martin von Tours: „Nec mori timuit, nec vivere recusavit" – er fürchtete sich, nicht zu sterben, und weigerte sich, nicht zu leben. Wer kann schon von sich sagen, daß er dieses Ziel, diese Lebensreife erreicht hat? Bleibt es nicht für gewöhnlich dabei, daß die Reife in der Annahme der eigenen Unreife besteht? Denn was man nicht annimmt, das kann man nicht ändern (C. G. Jung). Es gilt also der Vergleich: Wie es nur eine „genügend gute Mutter" (good enough mother) gibt, so gibt es auch nur einen „genügend guten Meister" (good enough master).[20]

Lebensverwirklichung darf nicht individualistisch mißdeutet werden. „Wer sich selbst verwirklicht, der verwirkt sich", sagt der evangelische Theologie Eberhard Jüngel und geißelt mit diesem Satz die weit verbreitete egozentrische Tendenz. Selbstverwirklichung ist immer zugleich Beziehungsverwirklichung in Solidarität und Liebe, weil der Mensch von Haus aus ein relationales, ein in Beziehungen lebendes Wesen ist. Dazu gehört auch die bewußte Übernahme von Verantwortung für den Lebensraum „Erde". Ökologisches Denken und Handeln ist eine unabdingbare Komponente der Lebensverwirklichung, genauso wie die engagierte Beteiligung am Aufbau einer gerechteren Gesellschaft, gerechter als sie heute ist.

*2.2 Die Erwählung zum Glauben*

Die Erwählung zum Glauben verpflichtet zur Verwirklichung des Glaubens. Diese Verwirklichung ist die zweite grundlegende Qualifikation für das Begleiten Anderer.

Für die meisten von uns trifft zu, daß sie in die christliche Tradition hineingeboren wurden. Niemand hat mich gefragt, ob ich die Taufe und mit ihr den Glauben akzeptiere oder nicht. Andere haben stellvertretend „Ja" gesagt. Deshalb kommt für jeden Getauften die Zeit, die Glaubensvormundschaft zu beenden und seinen Glauben bewußt zu gestalten. Aus der von außen gelenkten Über-Ich-Botschaft soll eine von innen her, in der Kraft des Geistes wirkende Ich-Botschaft, d. h. ein persönliches Credo, werden: „Ich weiß, wem ich mich glaubend anvertraut habe" (vgl. 2 Tim 1,12). Dieser Ich-Satz ist Kennzeichen des Glaubens erwachsener Menschen.

Wir sind zur immerwährenden Bekehrung aufgerufen. Bekehrung ist ein ganzheitlicher Prozeß von Umbrüchen und Krisen, von Zurücklassen überholter Vorstellungen und von Neugewinn an Erfahrungen. Meine Glaubensbiographie zeigt mir, wie sehr sich mein Glaube seit meiner Kindheit verändert hat. Es ist wahrhaft eine Gnade, an die Schöpfungsinitiative Gottes glauben zu können, die von ihm in Treue zu seinem Volk, zur ganzen Menschheit und zu jedem einzelnen Menschen in der Erlösungsinitiative fortgeführt wird. Paulus spricht unbefangen von einer besonderen Erwählung, wenn er mit missionarischem Elan die erlösende Kraft des Kreuzestodes Jesu und seiner Auferstehung verkündet. Den modernen Menschen befällt ein Unbehagen, wenn er sich als erwählt erleben soll. Früher, als es noch üblich war, daß Liebende voneinander „mein Erwählter" bzw. „meine Erwählte" sagten, war der Zugang zum Verständnis von Erwähltsein einfacher. Man wußte, daß es sich in einer glückhaft erlebten Beziehung um eine „Gnade" handelt. Ähnlich wird dem Glaubenden ein heilbringendes Beziehungsverhältnis zu Gott und zu Jesus geschenkt. So kann Jesus erklären: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt" (Joh 15,16). Er hätte fortfahren können: „Ihr habt meine erwählende Werbung angenommen. Ihr seid von der Verhältnislosigkeit zu mir und zum Vater erlöst, die Gnade des Glaubens hat euch erreicht."

In unserer Epoche, in der ein „religionsfreundlicher Atheismus" (J. B. Metz) möglich wurde, ist es nicht leicht, an den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs zu glauben und Jesus, den Mann aus Galiläa, als den letzten Boten und den endgültigen Messias dieses Gottes anzuerkennen. Die Bewegung des

Glaubens erfolgt, raumsymbolisch ausgedrückt, von oben nach unten. Der Bundesgott der Patriarchen und des Mose wird geschildert als einer, der „herabsteigt", der sich gewährt und sich zugleich dem menschlichen Zugriff entzieht. Ich bevorzuge, in Dingen des christlichen Glaubens von „Deszendenzerfahrung" statt von „Transzendenzerfahrung" zu reden, damit jeder Anschein von Eigenmächtigkeit und Machbarkeit vermieden wird. Im christlichen Glaubensbekenntnis heißt es: „descendit de caelis" – herabgestiegen von den Himmeln – und: „descendit ad inferos", was früher mit „abgestiegen zu der Hölle" übersetzt wurde. Ist es nicht ein Trost, glauben zu können, daß Er, der Christus, herabgestiegen ist in diese unsere Welt, daß er uns nicht allein läßt und uns mitnimmt in seine Auferweckung und Auferstehung? Um dies glauben zu können, bedarf es einer Erwählung, einer besonderen Gnade.

Die „Unterscheidung des Christlichen" (Romano Guardini) – gemeint ist die Unterscheidung zwischen religiös-numinoser Daseinserfahrung und offenbarungsgebundener Glaubenserfahrung – ist in der Postmoderne mit ihrem spirituellen Pluralismus von großer Bedeutung. Die Unterscheidungsfähigkeit ist Merkmal eines reifen Glaubens. Sie ermöglicht es, der religiösen Qualität von Symbolen und Riten den richtigen Stellenwert zuzuweisen.[21]

Ebenso aktuell ist für die persönliche und öffentliche Frömmigkeit der Erfahrungsumgang mit der sogenannten negativen oder bildlosen Theologie. Das Wissen um Gottes Überlegenheit über alle Bilder und Metaphern relativiert dogmatische Aussagen und erweist dem „Mysterium fidei" den nötigen Respekt. Wir können als Glaubende Bilderfreunde sein, aber auch Bilderstürmer, wenn Symbole zu Diabolen werden, zu Verwirrung stiftenden Verdeckungen des Eigentlichen und Wesentlichen.[22]

Wie für das Leben, so gilt auch für den Glauben, daß er auf Beziehung, auf Gemeinschaft angewiesen ist. Ein Beispiel: Die Erfahrungsqualität der eucharistischen Liturgie nimmt zu, wenn sie von Gläubigen gefeiert wird, die auch außerhalb des Kirchenraums miteinander zu tun haben; wenn sie z. B. diakonische Projekte ins Werk setzen, weil sie wissen, daß Eucharistie ohne Fußwaschung eine Häresie ist; wenn sie das Wort der Schrift miteinander teilen, weil sie wissen, daß sie Christus nicht kennen, wenn sie die Bibel nicht kennen; oder wenn sie sich mit Zivilcourage oder Kirchencourage gemeinsam bemerkbar machen, weil sie wissen, daß es ein prophetisches Charisma der Nachfolge Jesu gibt.

*2.3 Die Berufung zum Dienst*

Aufbauend auf der Ermächtigung zum Leben und der Erwählung zum Glauben werden von Gott spezielle Berufungen zum Dienst an den Menschen in Kirche und Welt verliehen. Von Gott geht eine Beauftragungsinitiative aus. Er teilt die Charismen, die Begabungen zu, die notwendig sind, die von ihm gestellten Aufgaben erfüllen zu können. Das Berufungsbewußtsein verbindet sich mit einem nüchternen, realistischen Sendungsbewußtsein, das den einzelnen sagen läßt: „Dazu bin ich also da."

Die Charismen sind in der jüngsten Zeit von gewissen Strömungen und Bestrebungen in den Kirchen derart einseitig gedeutet und dramatisiert worden, daß der Blick auf die weit verbreiteten alltäglichen Begabungen verstellt wurde. Ein Charisma ist zunächst einmal eine menschliche Begabung, z. B. gut und gern kochen zu können, die Arbeit einer Sekretärin, eines Mesners oder Kirchenpflegers zufriedenstellend leisten zu können, die Fähigkeit zum Singen, zum Musizieren, zum Organisieren zu besitzen. Diakonie und Caritas sind nur aufgrund meist unscheinbarer Charismen möglich. Wenn diese und alle anderen Begabungen in irgendeiner Weise dem Aufbau der Gemeinde dienen und darüber hinaus den Mitmenschen und der Welt, werden sie zu Charismen.

Das Begleiten anderer ist demnach ein Charisma unter den vielen, die es gibt. Mit ihm verhält es sich wie mit der Begabung eines Musikers, die verkümmern oder zur Meisterschaft entwickelt werden kann. Letztere kann er nur erreichen, wenn er eine entsprechende Ausbildung absolviert. Es gibt ein Anforderungsprofil, dem er entsprechen muß, um erfolgreich sein zu können. – Wie sieht nun das Anforderungsprofil für die Praxis des Begleitens aus? Gibt es Kriterien, die erfüllt sein müssen, um begleiten zu können?
1985 habe ich, zusammen mit anderen Autoren, einen z. Zt. vergriffenen Band über die Eignung für die Berufe der Kirche herausgegeben, der vieles enthält, was Voraussetzung für das Begleiten ist.[23] (Noch) nicht vergriffen ist mein im Jahr 2000 erschienenes „Hirtenbuch", das im gewissen Sinn eine Fortsetzung des Eignungsbuches ist. In diesem habe ich ausführlich eine Reihe von Fähigkeiten dargestellt, die man zum Begleiten braucht.
An erster Stelle steht die Fähigkeit zum Gutsein. Sie beruht auf dem Gleichgewicht zwischen Hingabe und Abgrenzung und zwischen Geben und Nehmen. Die besonderen einschlägigen Hirtenkünste sind: die Kunst, für Leben generativ zu sorgen; die Kunst, Beziehungen zu gestalten; die Kunst, Macht und Einfluß auf Leben und Glauben fördernde Weise auszuüben. Es wird nicht verschwiegen, daß im Hirten auch ein Wolf steckt, der ihn verführen will, an Stelle eines Wegbegleiters ein Wegelagerer zu sein. Ein eigener Abschnitt ist der „Sorge des Hirten für sich selbst" gewidmet. Er enthält „diätetische" Hinweise, die aus der Antike stammen, und solche neueren Datums für die Lebens-, Glaubens- und Berufshygiene der begleitenden Person.[24]

## 3. Themen einer persönlichen Theologie

Eine Theologie, die nicht ein persönliches Gut geworden ist, nützt nichts, vor allem nicht in der geistlichen Begleitung. Theologie wird erst dann existenzbestimmend, wenn sie den Weg vom Beherrschungswissen über das Bildungswissen zum Erlösungswissen zurückgelegt hat.[25] Nur so wird sie Bestandteil einer Synthese von Leben und Glauben. Jede und jeder von uns setzt im Laufe der Jahre seine eigenen Glaubensakzente, die aus dem Leben und aus der beruflichen Erfahrung hervorgehen und dorthin wieder zurückkehren. Die Glaubensinhalte sind keine Gegenstände, die ich im Griff habe, sondern unsichtbare Wirklichkeiten, die ich taktvoll berühre – ich nenne das „tangentiale Theologie" – und deren Wirkung ich erfahre.

### *3.1 Ein zorniger Gott*

Wie halte ich das aus, wenn so oft in den Schriften beider Testamente vom Zorn Gottes die Rede ist?[26] Daß Jossel Rakover vor seinem Untergang im Warschauer Ghetto 1943 folgendes Gebet sprechen konnte, versetzt in Staunen und vermittelt Kraft:

*„Und das sind ... meine letzten Worte an Dich,*
*mein zorniger Gott:*
*Es wird Dir gar nichts nützen.*
*Du hast alles getan, daß ich an Dir irre werde,*
*daß ich nicht an Dich glaube.*
*Ich sterbe aber, wie ich gelebt hab',*
*in felsenfestem Glauben an Dich.*
*Höre Israel!*
*Der Herr unser Gott,*
*der Herr ist Einer!*
*In Deine Hände, Herr,*
*empfehle ich meinen Geist."*[27]

Und folgende Geschichte lehrt uns, auf neue Weise um das Erbarmen Gottes zu beten: „Es wird erzählt, Rabbi Ismael ben Elischa trat einst ins Allerheiligste, um Spezereien zu räuchern, und sah den Herrn der Heerscharen auf einem hohen, erhabenen Thron sitzen. Da sprach Er zu ihm: Ismael, mein Sohn, segne mich, und ich sprach zu Ihm: Möge es Dein Wille sein, daß Deine Barmherzigkeit Deinen Zorn bezwinge, daß Deine Barmher-

zigkeit sich über die Eigenschaften des Rechtes wälze, daß Du mit Deinen Kindern nach der Eigenschaft der Barmherzigkeit verfährst und daß Du ihrethalben nicht streng nach dem Gesetz handelst. Da nickte er mir zu."[28] „Auch wenn Du mich tötest, werde ich auf Dich hoffen." Ich weiß nicht, woher mir dieser Satz zugeflogen ist und wie lange er mich schon begleitet. Ist er biblischer Herkunft, oder stammt er aus der Shoah? Er ist wie ein großer Vogel, der über mir schwebt, nicht wie ein Geier, der auf das Aas wartet, sondern wie ein Adler, „der seine Schwingen ausbreitet, ein Junges ergreift und es flügelschlagend davonträgt" (Dtn 32,11).

*3.2 Der Liebhaber der Scherben*

Immer wieder muß ich erleben, daß Tilmann Mosers „Gottesvergiftung"[29], zumindest in meiner Generation, soweit es sie noch gibt, weit verbreitet ist. Ich habe mich lange mit dem Bild von einem Fallensteller-Gott herumgeschlagen, bis diese Vorstellung allmählich verblaßte und den Platz für eine andere freigab: für den Archäologen-Gott, der mit Leidenschaft die Scherben sucht und sie liebevoll zusammenfügt. Dieser Gott weiß, was Gelingen und was Scheitern ist und wie aus dem Scheitern ein Neubeginn werden kann.[30] Diesen Gott versuche ich nachzuahmen,

- wenn ich begleitend einem Menschen helfe, sich selbst und seinen Schicksalszusammenhang vorurteilsfrei und urteilsfrei wahrzunehmen;
- wenn ich begleitend einem Menschen helfe, das Wahrgenommene zu deuten und zu beurteilen und dessen Sinn und Un-Sinn zu erfassen;
- wenn ich, gegebenenfalls, als Folge des Erkennens, das Bekennen von Schuld und Sünde entgegennehme
- und, im Namen Gottes und der Kirche, das Wort der Vergebung spreche.[31]

Ein solches seelsorgliches Gespräch bzw. eine Reihe von Gesprächen führt zu einer Selbstkonfrontation, die ein neues Verständnis von Gottes Gerechtigkeitswillen und von seinem erbarmenden Gericht ermöglicht. Dieses heilbringende (salutogenetische) Geschehen kann nicht durch ein anachronistisches Kirchengebot verordnet werden, es kann nur angeboten werden, und zwar nur von Menschen, die fähig sind, den Weg der Umkehr mitzugehen.

*3.3 Das Einssein von Hirte und Lamm*

1951 habe ich zwei Schriftworte auf das „Andenken an meine ersten Priestertage" geschrieben. Oben ist zu lesen: „Der Priester muß Mitleid haben können mit den Unwissenden und Irrenden, da ja auch er selbst mit Schwachheit behaftet ist" (Hebr 5,2). Unten ist zu lesen: „Wir tragen diesen Schatz in irdenen Gefäßen" (2 Kor 4,7).

Um die beiden Sprachbilder „Schatz" und „Gefäß" verstehen zu können, muß man den Zusammenhang kennen, aus dem sie genommen sind. In der Übersetzung von Fridolin Stier lauten die deutenden Sätze folgendermaßen: „Der Gott nämlich, der gesprochen: Aus Finsternis erstrahlte Licht – erstrahlt ist er in unseren Herzen; auf daß aufleuchte die Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes – im Angesicht Jesu des Messias. Wir haben jedoch diesen Schatz in irdenen Gefäßen; Gottes ist also der Kraftüberschwang – nicht aus uns. Allseits bedrängt – sind wir doch nicht geängstet; weglos – doch nicht ausweglos; gejagt – doch nicht im Stich gelassen; niedergeworfen – gehen wir doch nicht zugrunde. Allezeit tragen wir das Hinsterben Jesu am Leib umher, damit auch das Aufleben Jesu an unserem Leib aufscheine" (2 Kor 4,6-10).

Ein halbes Jahrhundert später sind die Zitate von 1951 zu einer Losung verschmolzen: „Mortuus et vivus idem sum pastor et agnus – tot und lebendig bin ich derselbe, Hirte und Lamm."[32]

Hirte und Lamm sind eins. Deshalb hat mein Hirtenbuch auch den Titel „Im Zeichen des Hirten und des Lammes." Jede und jeder Begleitende weiß aus Erfahrung, was es heißt: „Hirte und Lamm sind eins."

*) Referat am 26. April 2002 bei der vom Pastoralamt der Erzdiözese Wien veranstalteten Tagung „Kraftfeld seelsorgliche Begegnung. Die Person der Begleiterin, des Begleiters" im Kardinal-König-Haus in Wien-Lainz. Erstveröffentlichung in ON 4/2002.

1 C. Schmölders (Hg.), Briefe berühmter Frauen. Frankfurt/M. 1987, S. 64 f.

2 Die Arbeitskreise hatten die Themen: 1. Seelsorgliches Gespräch; 2. Geistliche Begleitung; 3. Berufung des einzelnen begleiten; 4. Exerzitien im Alltag; 5. Exerzitien.

3 I. Smolitsch, Leben und Lehre der Starzen. Freiburg 1988, S. 18; vgl. auch: Abt Emmanuel Jungclaussen, Unterweisung im Herzensgebet, Abschnitt VII, Die Bedeutung der Starzen. St. Ottilien 1999, S. 63-75.

4 E. Jungclaussen (Hg.), Aufrichtige Erzählungen eines russischen Pilgers. Freiburg-Basel-Wien 16. Aufl. 1987, S. 17.

5 M. Buber, Die Erzählungen der Chassidim. Zürich 1949, S. 20-22.

6 A. u. W. Huth, Praxis der Meditation. München 2000, S. 187; zu den anschließenden Erläuterungen und Kurzzitaten vgl. S. 200-202.

7 Ebd. S. 202.

8 Vgl. Canon 208 des CIC. Näheres dazu in dem Abschnitt: „Mehr Kompetenz – mehr Zuversicht. Ein Plädoyer für die Verwirklichung des Canon 208" in: H. Stenger, Für eine Kirche, die sich sehen lassen kann. Innsbruck-Wien 1995, S. 42-53.

9 Zitiert nach „St. Nikolausbote" 27 (1976). Niederaltaich. Nähere Angaben waren nicht ausfindig zu machen.

10 Vgl. dazu H. Steinkamp, Die sanfte Macht des Hirten. Die Bedeutung Michel Foucaults für die Praktische Theologie, Mainz 1999. Vor allem das I. Kapitel über die „Pastoralmacht".

11 Vgl. M. Werner, Die heilige Elisabeth und Konrad von Marburg, in: Sankt Elisabeth, Fürstin-Dienerin-Heilige. Aufsätze, Dokumentation, Katalog. Hrsg. von der Philipps-Universität Marburg in Verbindung mit dem Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde. Sigmaringen 1981, S. 45-65.

12 Als Beispiel erwähne ich nur: Maria del Carmen Tapia, Hinter der Schwelle. Ein Leben im Opus Dei. Der schockierende Bericht einer Frau. Solothurn und Düsseldorf 2. Aufl. 1994.

13 A. u. W. Huth, Praxis (Anm. 6); dies., Handbuch der Meditation. München 1990; F. Jalics, Kontemplative Exerzitien. Eine Einführung in die kontemplative Lebenshaltung und in das Jesusgebet. Würzburg 1994. – Zum Begriff „Spiritualität" vgl. J. Sudbrack, Spiritualität – Modewort oder Zeichen der Zeit? In: Das Prisma. Beiträge zur Pastoral, Katechese und Theologie, 12. Jg. (2000), Heft 1.

14 Wie eine Praxis der Gemeindeentwicklung aussehen könnte, welche die Subjektwerdung der Gemeindemitglieder zum Ziel hat, vermitteln z. B. B. Ernsperger in seinem Werkbuch „Aufbruch braucht Gestaltung." Impulse für die Gemeindeentwicklung, Innsbruck-Wien, Mainz 1999, und P. M. Zulehner / J. Brandner, „Meine Seele dürstet nach dir", Psalm 63,2. Gottes Pastoral. Ostfildern 2002.

15 A. Wittrahm, Seelsorge, Pastoralpsychologie und Postmoderne. Eine pastoralpsychologische Grundlegung lebensfördernder Begegnungen angesichts radikaler postmoderner Pluralität. Stuttgart 2001.

16 Mein Verständnis der „Ämter" Jesu wurde sehr bereichert durch F.-W. Marquardt, Das christliche Bekennntis zu Jesus, dem Juden. Eine Christologie, Bd. 2. München 1991, S. 135-217.

17 Christoph Jacobs hat als erster den gesundheitswissenschaftlichen Begriff „Salutogenese" in seiner Dissertation pastoralpsychologisch verwendet: Salutogenese. Eine pastoralpsychologische Studie zu seelischer Gesundheit, Ressourcen und Umgang mit Belastung bei Seelsorgern. Würzburg 2000.

18 A. J. Heschel, Der Mensch fragt nach Gott. Untersuchungen zum Gebet und zur Symbolik. Neukirchen-Vluyn 1982; weiterführend dazu: B. Dolna, An die Gegenwart Gottes preisgegeben. Abraham Joshua Heschel: Leben und Werk. Mainz 2001.

19 Vgl. E. H. Erikson, Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze. Frankfurt/M. 1966, S. 118 f./S. 150 f./S. 214 f.; ders., Der vollständige Lebenszyklus, 2. Aufl. 1992, S. 78-85.

20 Der Ausdruck „genügend gute Mutter" stammt von D. W. Winnicott. Näheres darüber bei H. Wahl, Glaube und symbolische Erfahrung. Eine praktisch-theologische Symboltheorie. Freiburg-Basel-Wien 1994, S. 161-197, besonders S. 164; vgl. auch H. M. Stenger, Im Zeichen des Hirten und des Lammes. Mitgift und Gift biblischer Bilder. Innsbruck-Wien 2000.

21 Vgl. Romano Guardini, Unterscheidung des Christlichen. Mainz 1935; ders., Das Ende der Neuzeit. Ein Versuch zur Orientierung. Basel 1950; ders., Religion und Offenbarung. Würzburg 1958; ders., Religiöse Erfahrung und Glaube. Mainz 1974; R. Otto, Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen, 41.-44. Tausend. München 1979; Zusammenfassend: H. Stenger, Verwirklichung des Lebens aus der Kraft

des Glaubens. Pastoralpsychologische und spirituelle Texte, Freiburg-Basel-Wien 2. Aufl. 1989, Religiöse Daseinserfahrung und offenbarungsgebundene Glaubenserfahrung. Zur Unterscheidung des Christlichen, S. 22-36.

[22] Näheres dazu: H. Stenger, Symbole und Diabole. Überlegungen zur Glaubensästhetik, in: Verwirklichung (Anm. 21), S. 105-129; ders., Das Sichtbarwerden des Unsichtbaren. Mein Weg von der Glaubensästhetik Aloys Goergens zur Pastoralästhetik, in: W. Fürst u. a. (Hg.), Pastoralästhetik (Quaestiones Disputatae). Freiburg-Basel-Wien 2002.

[23] An dem Band „Eignung für die Berufe der Kirche. Klärung – Beratung – Begleitung", Freiburg-Basel-Wien 1988, haben F. Wulf, K. Schaupp und K. Berkel mitgearbeitet. Meinem Anteil über „Kompetenz und Identität", S. 31-133, liegt die Theorie der psychosozialen Entwicklungsphasen von E. H. Erikson (vgl. Anm. 19) zugrunde.

[24] Vgl. H. M. Stenger, Im Zeichen des Hirten und des Lammes. Mitgift und Gift biblischer Bilder, Teil II: Deutungsversuche S. 141-318. Innsbruck-Wien 2000. – Kriterien sind z. B. auch zu finden bei K. Schaupp, Gott im Leben entdecken. Einführung in die geistliche Begleitung, Würzburg 1994, und bei K. Winkler, Seelsorge. Berlin-New York 1997 (reguläres Lehrbuch der evangelischen Poimenik).

[25] Vgl. H. M. Stenger, Wissenschaft und Zeugnis. Die Ausbildung des katholischen Seelsorgeklerus in psychologischer Sicht. Salzburg 1961, Personenverzeichnis 258 „Scheler, M.": Die Wissensformen des Philosophen Max Scheler liegen als Bildungstheorie der Auswertung dieser empirischen Untersuchung zugrunde. Neuerdings wurden seine Kategorien aufgegriffen von A. u. W. Huth in „Praxis" (Anm. 6), S. 187 f.

[26] Vgl. zur Thematik: R. Miggelbrink, Der zornige Gott. Die Bedeutung einer anstößigen biblischen Tradition. Darmstadt 2002.

[27] Zitiert nach Zvi Kolitz, Jossel Rakovers Wendung zu Gott. München 1999.

[28] A. Stadler, Die drei Schlüssel Gottes. Fröhliches und Besinnliches aus dem Talmud. Wien-Freiburg-Basel 1987, S. 26. – Vgl. zur Thematik „Barmherzigkeit" die vom Deutschen Caritasverband mit einem Preis ausgezeichnete Habilitationsschrift von K. Bopp, Barmherzigkeit im pastoralen Handeln der Kirche. Eine symbolisch-kritische Handlungstheorie zur Neuorientierung kirchlicher Praxis. München 1998.

[29] Vgl. T. Moser, Gottesvergiftung. Frankfurt/M. 1976.

[30] Vgl. G. Fuchs / J. Werbick, Scheitern und Glauben. Vom christlichen Umgang mit Niederlagen. Freiburg-Basel-Wien 1991.

[31] Begleitende Personen, die nicht Priester sind, können, zusammen mit dem Anderen, Gott um Vergebung bitten, z. B. in der Form des Vaterunsers.

[32] Umschrift auf einem Medaillon an der Türe von Santa Pudenziana in Rom. Diese Entdeckung verdanke ich H. Schade, Lamm Gottes und Zeichen des Widders. Zur kosmologisch-psychologischen Hermeneutik der Ikonographie des „Lammes Gottes", hrsg. von V. H. Elbern. Freiburg-Basel-Wien 1998, S. 142.

# Richtlinien für ethisches Verhalten

*SDI Sendungsauftrag*
„In der Geschichte der Menschheit waren immer wieder Einzelne berufen, andere zu begleiten, die das Geheimnis ergründen wollten, das wir Gott nennen. In unserer Zeit entspricht die Vereinigung SDI diesem Ruf, indem sie für das Heilige in der ganzen Welt Sorge trägt, auch über verschiedene (religiöse) Traditionen hinweg."

*Richtlinien*
Ethisches Verhalten fließt aus der gelebten Ehrfurcht vor Gott, vor mir selber und vor dem anderen, aber es ist nicht unbedingt die Realität jeder geistlichen Begleitung. Daher sollen diese Richtlinien Anregung geben, wie die Mitglieder von SDI Integrität, Verantwortungsbewusstsein und Treue in der Durchführung der geistlichen Begleitung entfalten können.

## I. Der/Die geistliche Begleiter/in und er/sie selbst

*Persönliche Spiritualität*
1. Geistliche Begleiter/innen übernehmen die Verantwortung für die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit, indem sie

a) an regelmäßiger geistlicher Begleitung teilnehmen
b) sich an persönliche und gemeinschaftliche Ordnungen und spirituelle Übungen halten.

*Formung (Aus- und Weiterbildung)*
2. Geistliche Begleiter/innen bilden sich laufend weiter, indem sie

a) ihre Berufung zum Dienst der geistlichen Begleitung immer wieder im Geist der Unterscheidung überprüfen
b) ihre Selbsterkenntnis und innere Freiheit entwickeln
c) ihren Einblick in die Einflüsse der Kultur, des gesellschaftlich-historischen Kontextes, der Umwelt und der Institutionen vertiefen
d) das Studium der Schriften, der Theologie, der Spiritualität und anderer relevanter Disziplinen pflegen.

*Supervision*
3. Geistliche Begleiter/innen betreiben Supervision, indem sie

a) regelmäßig Supervision durch Kolleginnen/Kollegen oder durch eine/n Mentorin/Mentor (Berater/in) erhalten
b) falls nötig, Beratung mit anderen entsprechend qualifizierten Personen suchen.

*Persönliche Verantwortung*
4. Geistliche Begleiter/innen beachten ihre eigenen Bedürfnisse außerhalb ihrer Begleitung auf verschiedene Weise, besonders durch

a) die Sorge um sich selbst, d.h. ein kluges Gleichgewicht zwischen Gebet, Arbeit, Freizeit, Familie und persönlichen Beziehungen
b) das Bewusstmachen der Schwierigkeiten, die eine Rollen- oder Beziehungsvielfalt

für die Effektivität bzw. die Klarheit der geistlichen Begleitung haben könnte
c) die Vermeidung von Situationen, welche die Integrität der geistlichen Begleitung kompromittieren.

*Grenzen*
5. Geistliche Begleiter/innen erkennen ihre Grenzen
a) bezüglich ihrer Energie, indem sie die Zahl der Begleiteten beschränken
b) bezüglich ihrer Aufmerksamkeit, indem sie die Treffen mit den Begleiteten zeitlich entsprechend verteilen
c) bezüglich ihrer Kompetenz, indem sie die Begleiteten – wenn nötig – an andere entsprechend qualifi-zierte Personen weiterverweisen.

## II. Der/Die geistliche Begleiter/in und der/die Begleitete

*Feste Vereinbarung*
1. Am Beginn der Gespräche treffen geistliche Begleiter/innen mit den Begleiteten eine Vereinbarung über

a) die Art der geistlichen Begleitung
b) die Rolle des/der Begleiters/Begleiterin und der/des Begleiteten
c) die Länge und Häufigkeit der Begleitgespräche
d) eine eventuelle finanzielle Entschädigung für den/die Begleiter/in oder die Institution
e) den Prozess der Evaluierung und der Beendigung der Beziehung.

*Achtung der Menschenwürde*
2. Geistliche Begleiter/innen achten die Würde der Begleiteten, indem sie

a) deren Wertvorstellungen, Gewissen, Spiritualität und Theologie respektieren
b) die Motive, Erfahrungen oder Beziehungen der Begleiteten nur soweit notwendig näher erfragen
c) das Ungleichgewicht der Machtverteilung erkennen, das sich aus der geistlichen Begleiterschaft ergibt und darauf achten, diese Situation nicht auszunützen
d) entsprechende physische und psychologische Grenzen gegenüber den Begleiteten festlegen und ein-halten
e) jegliches sexualisierte Verhalten gegenüber den Begleiteten vermeiden, das betrifft auch Worte und Handlungen, die Manipulation, Missbrauch oder Nötigung darstellen.

*Vertraulichkeit*
3. Geistliche Begleiter/innen wahren die Vertraulichkeit und die Privatsphäre der Begleiteten, indem sie

a) die Identität der Begleiteten schützen
b) jegliches mündliche oder schriftliche Material, das sich aus den Begleitgesprächen ergibt, vertraulich behandeln
c) die Begleitgespräche in adäquater Umgebung abhalten
d) sich mit gesetzlichen Bestimmungen auseinandersetzen, wenn in bestimmten Fällen den entsprechenden Behörden Meldung zu erstatten wäre (das betrifft z.B., wenngleich nicht ausschließlich, Misshandlung von Kindern, von alten Menschen, physische Gewalt gegen die eigene Person oder gegen andere).

## III. Der/Die geistliche Begleiter/in und seine/ihre Mitwelt

*Kolleg/inn/en*
1. Geistliche Begleiter/innen pflegen kollegiale Beziehungen zu Vertreter/inne/n von religiösen Gemeinschaften und von anderen Fachdisziplinen, indem sie

a) innerhalb der eigenen Disziplin und mit anderen Disziplinen gute Kontakte aufbauen
b) eine begleitete Person, die in Therapie steht, auffordern, den/die Therapeuten/

Therapeutin über die geistliche Begleitung zu informieren

c) von Begleiteten die schriftliche Erlaubnis zur Enthebung vom Amtsgeheimnis einholen, wenn eine bestimmte Information zum Wohl des Begleiteten weitergegeben werden muss

d) weder die Person noch die Arbeit von Vertreter/inne/n anderer religiöser Gemeinschaften oder Disziplinen herabsetzen.

*Glaubensgemeinschaften*

2. Geistliche Begleiter unterhalten verantwortungsbewusste Beziehungen zu Glaubensgemeinschaften, indem sie

a) offen sind für Prozesse gemeinsamer Unterscheidung, Rechenschaft und Stützung

b) in passender Form auf Lehren und Praktiken von Glaubensgemeinschaften zurückgreifen

c) die Beziehung der/des Begleiteten zur eigenen Glaubensgemeinschaft achten.

*Gesellschaft*

3. Bei einem öffentlichen Auftreten wahren geistliche Begleiter/innen die Integrität der geistlichen Begleitung, indem sie

a) ihre eigene Qualifikation und Zugehörigkeit genau angeben

b) die spezielle Art und den Zweck der geistlichen Begleitung genau definieren

c) alle Menschen gleicherweise achten unabhängig von: Rasse, Hautfarbe, Geschlecht, sexuelle Neigung, Alter, Religion, nationale Herkunft, Familienstand, politische Überzeugung, geistige oder physische Behinderung, persönliche Vorliebe, persönliche Merkmale, Milieu oder Berufsstand.

*Zum Nachdenken:*
*Einzelpersonen, Schulungsprogramme, geistliche Zentren, Supervisionsgruppen und regionale Treffen sind eingeladen, diese Richtlinien in die eigene Praxis der geistlichen Begleitung einzubauen. Die folgenden Fragen werden vorgeschlagen:*

*a) Wie definieren Sie Begriffe wie „geistliche Begleitung", „Formung", „Supervision"?*

*b) Wie verstehen Sie die möglichen Schwierigkeiten in Verbindung mit „Rollen- und Beziehungsvielfalt", „Ungleichgewicht der Macht-verteilung", „Grenzen", „Vertraulichkeit" und Ähnliches?*

*c) Wie könnten die verschiedenen Richtlinien Ihre eigene Praxis der geistlichen Begleitung noch authentischer gestalten?*

*d) Wie könnten Sie diese Richtlinien in Ihrer eigenen kulturellen Umwelt und im Umfeld Ihrer Institution anwenden?*

*e) Sie in der geistlichen Begleitung ethische Probleme, die von diesen Richtlinien nicht angesprochen werden?*

Eric W. Steinhauer

# Der kulturelle Auftrag der Ordensbibliotheken in Zeiten kirchlichen Umbruchs

Die Ordensgemeinschaften in Deutschland stehen derzeit vor dem großen Problem, daß ihre personellen und finanziellen Möglichkeiten abnehmen. Daraus resultiert der Zwang, sich auf Kernaufgaben zu konzentrieren, alle Aktivitäten kritisch zu überprüfen und, leider immer öfter, sich aus Aufgaben und Niederlassungen zurückzuziehen. Vor allem, wenn es um die Auflösung von Häusern geht, stellt sich die Frage, was mit den dort vorhandenen Büchersammlungen geschehen soll. Nicht selten stehen, besonders in ehemaligen Studienhäusern, stattliche Bibliotheken zur Disposition. Oft wird der Platz in anderen Häusern nicht ausreichen, um den ganzen Bestand zu übernehmen. Auch der Verkauf an einen Antiquar wird nur selten einen guten Erlös bringen. Bleibt dann nur das Altpapier? Hier sind schmerzhafte und schwierige Entscheidungen zu treffen. Einige Kriterien hierfür möchte dieser kleine Beitrag bieten. Er ist von einem wissenschaftlichen Bibliothekar einer Universitätsbibliothek geschrieben, der das kirchliche Bibliothekswesen gut kennt und um die Leistungsfähigkeit und die Möglichkeiten der staatlichen Bibliotheken bei der Bewahrung des kulturellen Erbes der Orden weiß. Damit ist das entscheidende Stichwort gefallen: kulturelles Erbe. Die Büchersammlungen der Ordensgemeinschaften stellen ein kulturelles Erbe dar.[1] Ich denke dabei nicht nur an die großen Sammlungen mit reichem Altbestand und Handschriften, sondern auch und gerade an die kleinen, nur wenige hundert oder tausend Bände umfassenden Konventsbibliotheken. Sicher findet sich dort nicht wenig Literatur, die aus dem täglichen Gebrauch kommt: Lehrbücher aus Studienzeiten, Predigtsammlungen, schöne Literatur und anderes mehr, das sich in vielen wissenschaftlichen Bibliotheken gesammelt und dokumentiert findet. Es gibt aber auch Werke, die die Geschichte der jeweiligen Ordensgemeinschaft behandeln, Kleinschriften, die dem eigenen Apostolat vergangener Zeiten entstammen, Andachtsliteratur von Frömmigkeitsformen, die einmal besonders in der Kommunität gepflegt wurden und dann vielleicht in sich geschlossene Sammlungen zu bestimmten Gebieten, die im Laufe der Zeit mehr oder weniger planvoll angelegt wurden. Inwieweit sind die genannten Arten von Literatur nun ein kulturelles Erbe? Ganz einfach. Die Präsenz der Orden und ihr Wirken in der Kirche ist kein bloßes Funktionieren und Dienstleisten, sondern auch die Aktualisierung einer ganz bestimmten, ordenseigenen Spiritualität. Die jeweiligen Spiritualitäten in ihrer Verschiedenheit prägen die Kirche und machen ihren Reichtum aus. Sie bilden damit die kirchliche Kultur ihrer Zeit. Hier gilt es, zu sammeln und zu dokumentieren. Für spätere Generationen, aber auch für die eigene Gemeinschaft, die sich in ihrer Sendung immer wieder über den in der Geschichte zurückgelegten Weg Rechenschaft geben will.[2] Solcherlei Rückfrage und Rechenschaft braucht Quellen.[3] Wer aber stellt sie bereit, wenn nicht die Ordensgemeinschaften selbst? Es gibt, das muß betont werden, in den staatlichen wissenschaftlichen Bibliotheken keine systematische Sammlung von ordensspe-

zifischem Schrifttum. Alles, was den engen Bereich der Wissenschaft übersteigt, die ganze apostolische und (volks-)fromme Produktion der Orden, ist, wenn überhaupt, nur durch Zufälle dokumentiert. Anders gesagt, wenn die Orden nicht selbst dafür Sorge tragen, daß ihre kulturelle Überlieferung gesichert wird, dann wird das niemand anderes für sie tun. Niemand! Diesen Umstand sollen vor allem die kirchengeschichtlich noch jungen Kongregationen des 18. bis 20 Jahrhunderts bedenken, die bislang kaum in den Blick der wissenschaftlichen Forschung getreten sind. Von daher lassen sich Maßstäbe gewinnen, wie verantwortungsvoll eine Büchersammlung aufgelöst oder – besser – verkleinert werden kann. So soll unbedingt Sorge dafür getragen werden, daß alle Bücher, die die eigene Geschichte, Spiritualität und das eigene Apostolat betreffen, gesammelt werden und erhalten bleiben.[4] Weiterhin sollen Bücher von eigenen Mitbrüdern- und schwestern aufbewahrt werden. Schließlich sollte man auch einen schon vorhandenen Sammelschwerpunkt nach Möglichkeit erhalten oder geschlossen in eine andere Bibliothek (Diözese, Universität) abgeben.[5] Wenn von eigener Literatur (Bücher, Kleinschriften) mehrere Exemplare vorhanden sind, sollte man erwägen, die Diözesanbibliothek, aber auch die örtlich zuständige staatliche Landesbibliothek zu bedenken. Mit diesen kleinen Maßnahmen werden wirkungsvolle Schritte zur Sicherung des eigenen kulturellen Erbes unternommen. Wenn die genannten Kriterien beachtet werden, kann man sich in kulturell verantwortlicher Weise von einem guten Teil der Bücher trennen und das bewahren und pflegen, was auch für künftige Generationen wertvoll sein kann, wenn sie nach Herkunft, Weg und Ursprung einer Ordensgemeinschaft und ihrer Sendung in der Kirche fragen.

*Eric W. Steinhauer ist Fachreferent für Wirtschafts- und Rechtswissenschaften an der Universitätsbibliothek der Technischen Universität Ilmenau/Thüringen.*

1 Vgl. hierzu das Schreiben der Päpstlichen Kommission für die Kulturgüter der Kirche vom 19. März 1994 mit dem Titel „Kirchliche Bibliotheken in der Sendung der Kirche", in: Deutsche Bischofskonferenz (Hrsg.), Arbeitshilfen (=ADBK) Nr. 168, Bonn 2003, S. 14-17, et passim.

2 Vgl. Jochen Bepler, Die kirchliche Bibliothek als Alternative, S. 80 mit Bezug auf das Schreiben der Päpstlichen Kommission für die Kulturgüter der Kirche vom 2. Februar 1997 mit dem Titel „Die pastorale Funktion der kirchlichen Archive", in: ADBK Nr. 142, Bonn 1998, S. 28.

3 Zur vergleichbaren Problematik der Ordensarchive vgl. E. Steinhauer, Der Wert kleinerer Schwesternarchive für die Ordens- und Frömmigkeitsgeschichte : Das Beispiel der Wilkingheger Missionsschwestern in Münster, in: Reimund Haas/Reinhard Jüstel (Hrsg.), Kirche und Frömmigkeit in Westfalen : Gedenkschrift für Alois Schröer, Münster 2002, (Westfalia Sacra ; 12), S. 225-237.

4 Hier möchte ich mit Nachdruck auf eine leicht zu übersehende Art von Literatur hinweisen, nämlich auf die liturgischen Texte. Sie sind regelmäßig in Form von Proprien oft in Meßbücher und Breviere gebunden, meist am Ende. Diese Texte sind bibliographisch fast ausnahmslos nicht dokumentiert und nicht systematisch gesammelt. Gerade für die eigene Liturgiegeschichte bilden sie aber eine Quelle ersten Ranges. Werden also veraltete Meßbücher und Breviere ausgesondert, so ist diesen unscheinbaren Beigaben in ihren jeweils unterschiedlichen Auflagen/Ausgaben eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Hinweise zu Gestalt und Form der Proprien aus buchkundlicher Sicht bei E. Steinhauer, „Brevier lesen" : Anmerkungen zum Wandel einer Buchkultur, in: Cistercienser-Chronik 108 (2001), S. 323-341.

5 Vgl. Päpstliche Kommission für die Kulturgüter der Kirche, in: ADBK Nr. 168, S. 22, sowie Georg Ruppelt, Erwartungen an ein kirchliches Bibliothekswesen aus der Sicht staatlicher Bibliotheken, in: ADBK Nr. 168, S. 68. Ein Beispiel aus dem Ordensbereich berichtet Guido Weyer, Franziskaner schenken der Stadt Mönchengladbach wertvolle Buchbestände, in: ProLibris 8 (2003), S. 80 f. Es muß freilich nicht gleich eine Schenkung sein. Mitunter ist auch ein Depositum möglich, bei dem der Orden Eigentümer der Bücher bleibt.

Jochen Bepler

# Der Zusammenschluss wissenschaftlicher Bibliotheken

*in katholisch-kirchlicher Trägerschaft zwischen 1937 und 2003*

Die bibliothekarische Selbsthilfe der Ordensbibliotheken hat bereits Tradition. Sie reicht zurück zumindest bis 1937, als die Ordenslektorenvereinigung (OLV) die „Buchhilfe Deutscher Ordensbibliotheken" (BOB) diskutierten und bald darauf ins Leben riefen.[1] Vornehmlicher Zweck der Vereinigung waren Dublettentausch und Leihverkehr. Trotz der raschen Ausdehnung des Verbandes brachten die widrigen Zeitläufte[2] die gemeinsame Arbeit schon 1939 ins Stocken und schließlich 1941 ganz zum Erliegen. Seit dem Herbst 1946 liefen dann die Bemühungen des Paderborner Prälaten, Professors und Direktors der Bibliothek Dr. Klemens Honselmann, die katholisch-kirchlichen Bibliotheken in einem Verband zusammenzufassen, um die schlimmsten Kriegsschäden gemeinsam zu lindern. Im August 1947 wurde die Arbeitsgemeinschaft Katholisch-theologischer Bibliotheken von zunächst 10 Bibliotheken gegründet. Schon 14 Tage später beschloss die OLV-Tagung in Fulda den Zusammenschluss der früheren BOB-Bibliotheken mit der AKThB. Zur ersten Jahresversammlung im Herbst 1948 zählte der junge Verband dann bereits 39 Mitgliedsbibliotheken, 12 Seminar- und 27 Ordensbibliotheken. Bis zum Frühjahr 1952 wuchs die Gemeinschaft auf 52 Teilnehmer. Heute umfasst der Verband 160 wissenschaftliche Bibliotheken im deutschsprachigen Raum in katholisch-kirchlicher Trägerschaft. Ziemlich genau die Hälfte der Mitglieder sind Ordensbibliotheken. Dem trägt auch die Satzung Rechnung. Sie schreibt vor, dass entweder der Vorsitzende oder der stellvertretende Vorsitzende aus dem Bereich der Ordensbibliotheken kommen muss.

Der Verband finanziert sich durch Mitgliedsbeiträge. Er versucht sowohl kirchenintern immer wieder auf die Bedürfnisse und den Wert kirchlicher Bibliotheken hinzuweisen, als auch im Rahmen der staatlichen Bibliotheken eine kirchliche Stimme vernehmlich zu halten. Ein wesentliches Bemühen gilt der Kommunikation und der Fortbildung innerhalb des Verbandes. Hier gilt es die Interessen und den Sachverstand von großen Einrichtungen und kleinen und kleinsten Bibliotheken zusammenzuführen. Für die beiden aktuell wichtigsten Themenbereiche unterhält die AKThB mit den protestantischen Kollegen eine gemeinsame Altbestandskommission und eine gemeinsame EDV-Kommission kirchlicher Bibliotheken. Gemeinsam auch tragen die beiden konfessionellen Verbände eine ansehnliche Fachzeitschrift, die seit dem Jahr 2000 als das Jahrbuch „Kirchliches Buch- und Bibliothekswesen" erscheint.

*Jochen Bepler ist Direktor der Dombibliothek Hildesheim und Vorsitzender der AKThB.*

* Weitere Informationen im Internet unter: http://www.akthb.de .

1 Klemens Honselmann: Zur Geschichte unserer Arbeitsgemeinschaft. In: Mitteilungsblatt der Arbeitsgemeinschaft katholisch-theologischer Bibliotheken 1 (1952), S.6-17, hier S.8-11. Vgl. insges. Hermann-Josef Schmalor: Die Arbeitsgemeinschaft Katholisch-theologischer Bibliotheken (AKThB). In: Deutsche Bischofskonferenz (Hrsg.), Arbeitshilfen Nr. 168, Bonn 2003, S.93-103.

2 Vgl. z.B. Franz Gressierer OSB: Beschlagnahme einer Klosterbibliothek durch die Gestapo. In: Schätze als Alltag. Dokumente aus kirchlichen Archiven und Bibliotheken. Regensburg 2001, S.174.

Christiane Todrowski, Clemens Kosch

# Vom Krummstab zum Adler

*Säkularisation in Westfalen 1803-2003 (mit besonderer Berücksichtigung des Augustiner-Chorherrenstifts Dalheim bei Paderborn)*

Reichsdeputationshauptschluss und Säkularisation sind Wörter, die selbst in der an sperrigen Begriffen reichen deutschen Sprache ihresgleichen suchen. Aber kaum jemand erinnert sich nach Ende seiner Schulzeit noch an die Auswirkungen des Gesetzes vom 25. Februar 1803, durch das fast ein Siebtel der reichsdeutschen Bevölkerung den Landesherrn wechselten musste und 10.000 qkm rechtsrheinisches Gebiet umverteilt wurden. Die Säkularisation von 1803 gehört zu den wichtigsten Daten in der deutschen und westfälischen Geschichte. Doch hat sich dieses (kirchen)historische Ereignis im Unterschied zur Reformation oder zum Westfälischen Frieden nicht im kollektiven Gedächtnis der Bevölkerung verankert. Dabei haben Reichsdeputationshauptschluss und Säkularisation den Verlauf der Geschichte entscheidend verändert: Sie brachten das über tausendjährige Heilige Römische Reich Deutscher Nation zu Fall.

## „Am Anfang war Napoleon"

In den Kriegen gegen das napoleonische Frankreich hatten mehrere Fürsten linksrheinische Territorien an Frankreich verloren. Deshalb stimmten bereits vor Abschluss des Friedens von Lunéville 1801 einige deutsche Staaten der Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich zu und handelten für den Verlust ihrer linksrheinischen Besitzungen die Zusage von Gebietsentschädigungen auf der rechten Rheinseite aus. Ein aus acht Reichsständen zusammengesetztes Gremium, die so genannte Reichsdeputation, erarbeitete im Auftrag des Reichstages ab 1802 die juristischen Grundlagen für das Entschädigungsgesetz. Preußen sicherte sich hierbei u. a. die Bistümer Hildesheim und Paderborn sowie das halbe Münsterland, das Gebiet des Stiftes Essen und der Abtei Werden. Der Prinz von Nassau-Oranien, ein Verwandter der Hohenzollern, erhielt Dortmund und die Fürstabtei Corvey, während der spätere Herzog Ludwig X. von Hessen-Darmstadt das Herzogtum Westfalen in Besitz nahm. Darüber hinaus profitierte noch eine Anzahl weiterer Hochadliger von der Umverteilung, so z. B. der Herzog von Arenberg, der mit dem Vest Recklinghausen entschädigt wurde, der Herzog von Croy, die Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, u.a.

Opfer der Annexionspläne waren die geistlichen Staaten Westfalens, welche eine Besonderheit in der Verfassung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation darstellten: Als Landesherr regierte jeweils ein Fürstbischof oder Abt mit Krummstab, Schwert und Szepter, denn er besaß nicht nur die kirchliche, sondern auch die weltliche Herrschaft. Der am 25. Februar 1803 ratifizierte Reichsdeputationshauptschluss (RDH) ermöglichte die „Herrschaftssäkularisation", d. h. die Aufteilung der geistlichen Territorien. Darüber hinaus gestattete er den neuen Landesherren, sich des Vermögens der Klöster, Abteien und Stifte zu bemächtigen – und zwar sowohl der neu hinzugewonnen, als auch der in den alten Territorien vorhandenen Institutionen beider Konfessionen. Grundlage der „Vermögenssäkularisation", d. h. des Einzugs von Kirchenbesitz war Paragraph 35 des RDH, der *„alle Güter der fun-*

*dirten Stifter, Abteyen und Klöster... der freien und vollen Disposition der respectiven Landesherrn, sowohl zum Behuf des Aufwandes für Gottesdienst, Unterrichts und andere gemeinnützige Anstalten, als zur Erleichterung ihrer Finanzen"* überließ.

Die Idee, bei Bedarf den weltlichen Machthunger durch die Aufhebung kirchlicher Territorien zu stillen und sich in Zeiten knapper Kassen an vermeintlich üppigem Kirchenvermögen schadlos zu halten, war 1803 nicht neu. Erstmals im Mittelalter praktiziert, hatte das Beispiel in den folgenden Jahrhunderten in ganz Europa Nachahmer gefunden. Bei den Vorverhandlungen zum Westfälischen Frieden im Jahre 1646 wurde der Einzug kirchlichen Vermögens durch die Protestanten hierbei erstmals als „säkularisieren" bezeichnet.

Das 1803 über die geistlichen Staaten hereinbrechende Unwetter kam nicht aus heiterem Himmel. Die Ära der geistlichen Territorien war Ende des 18. Jahrhunderts vorüber, hinweggefegt von einem Sturm, den Aufklärung und Französische Revolution entfacht hatten. „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" lautete das Credo der Zeit und verdrängte bisherige Werte und Normen.

Zielscheibe der Kritik war nicht die (katholische) Kirche insgesamt, sondern die Vielzahl ihrer Ordensgemeinschaften. Diesen zugeschriebene Volksfrömmigkeit und Wundergläubigkeit wurde nicht nur von „aufgeklärten" Zeitgenossen bemängelt, sondern auch seitens der Amtskirche mit zunehmendem Unbehagen beobachtet, zog das „ausufernde Mönchswesen" doch die gesamte Institution in Misskredit. *„Es war eine Zeit"*, so schrieb der kurkölnische Hofkammerpräsident Franz Wilhelm von Spiegel in seinen „Gedanken über die Aufhebung der Klöster und geistlichen Stifter im Herzogthum Westfalen", *„wo die Mönche nützlich, wo sie notwendig waren. Diese ist nicht mehr, und so dürfen sie sich dann mit dem Schicksal aller Dinge und Wesen trösten, die die Zeit nur so lange bestehen läßt, als die Vorsehung sie notwendig hält, und sie äufhören lässt, so bald der Zweck ihres Daseins nicht mehr vorhanden ist."*

Zweckmäßigkeit und Vernunft waren Schlüsselbegriffe der neuen Zeit. Die Aufklärung propagierte das Nützlichkeitsprinzip, und nach diesem suchte man in den Klöstern, Stiften und Abteien vergeblich. Seit dem Mittelalter waren sie als Keimzellen von Kunst und Kultur, Unterricht und Forschung, Seelsorge und Caritas bedeutend gewesen. Nicht zuletzt bildeten sie auch wichtige Wirtschafts- und Beschäftigungsfaktoren für die jeweilige Region. Im ausgehenden 18. Jahrhundert waren die Klöster in den Augen ihrer Kritiker jedoch zu reinen Versorgungsanstalten für Adelssprösslinge degeneriert.

Eine Flut antikirchlicher, vor allem antimonastischer Literatur, Spottgedichte und Karikaturen überschwemmte die angeschlagene Institution Kirche. Aber auch seriöse Geister wie der erwähnte Franz Wilhelm von Spiegel, seines Zeichens Domherr zu Hildesheim und Münster, verurteilten die Zustände in den Klöstern: *„Die Mönche leben nur, um immer stupider zu werden. Wer den höchsten Grad der Verstandsverleugnung unter ihnen erreicht, ist der vollkommenste"* .

## Unter'm Krummstab war's gut leben?

Nicht nur die Blüteperiode der Klöster war vorüber, sondern auch die Epoche, in der geistliche Staaten den „zeitgemäßen" Anforderungen entsprachen. Doch so wenig ein negatives Pauschalurteil über Klöster insgesamt gefällt werden konnte, so wenig Gültigkeit besaß die einseitige Verurteilung der Verhältnisse in den Fürstbistümern. Würde man unkritisch den Beschreibungen propreußischer Quellen wie dem Reisebericht Justus Gruners aus dem Jahre 1802 Glauben schenken, so tat sich in den geistlichen Staaten ein Abgrund von Indolenz, Dekadenz, Bigotterie und Rückständigkeit auf. Unbestritten waren die westfälischen Fürstbistümer in

vielerlei Hinsicht reformbedürftig. Wirtschaftlich rückständig, mit einer veralteten Landwirtschaft und Infrastruktur, mit einem Fürstbischof, der sich weder um die religiösen Verhältnisse noch um seine weltliche Herrschaft kümmerte, war z. B. das Fürstbistum Paderborn in der Tat ein Staat, der den Anforderungen der Moderne nicht genügte.

Doch gab es auch Gegenbeispiele. Die beiden letzten amtierenden Münsteraner Fürstbischöfe waren aufklärerischen Gedanken durchaus zugänglich und ernsthaft bemüht, ihr Land zu modernisieren. Die Schulreform des Jahres 1793, Medizinal-, Eigentums- und Feiertagsverordnungen sowie die Gründung der Münsteraner Universität 1780 gehen auf ihre Initiativen zurück. Bezeichnenderweise wurde zur Finanzierung der Universitätsgründung bereits 1774 das Überwasserkloster, ein adliges Damenstift, aufgelöst – mit ausdrücklicher Genehmigung Papst Clemens XIV.

So gut gemeint sie waren und so sehr sie den Anforderungen der Zeit auch entsprachen, wurden solche Maßnahmen letztendlich aber zu vereinzelt und zu spät ergriffen. Insofern überrascht es nicht, dass es Ende des 18. Jahrhunderts ausgerechnet im katholischen Österreich zur umfangreichsten Säkularisation seit der Reformation kam. 1782, somit noch vor der Französischen Revolution, hatte Kaiser Joseph II. in seinen Erblanden rund ein Drittel aller Klöster im Habsburgerreich aufgehoben.

In Westfalen fielen der Säkularisation nicht alle geistlichen Institutionen auf einen Schlag zum Opfer, sondern der Prozess zog sich bis in die 30er-Jahre des 19. Jahrhunderts hin. Die erste Aufhebungswelle 1802/03 erfasste vergleichsweise nur wenige Klöster; die Mehrzahl der Einrichtungen wurde erst in der Franzosenzeit säkularisiert. Die Öffentlichkeit nahm diesen Prozess weitgehend unbeteiligt auf. Militärischer Widerstand war auf Grund der geringen Truppenstärke in den geistlichen Territorien sinnlos, und den Bauern war es letzlich gleichgültig, an wen sie ihre Abgaben zu zahlen hatten. Reiche Klöster der Augustiner-Chorherren, Benediktiner, Zisterzienser und Prämonstratenser (z. B. Dalheim, Marienfeld, Grafschaft, Liesborn, Hardehausen und Cappenberg) wurden zügig aufgelöst, die Gebäude u. a. in Gutsbetriebe oder Kasernen umgewandelt, das dazu gehörende Land enteignet, verpachtet und verkauft. Den armen, aber populären Bettelordensklöstern wurde meist eine vorübergehende Gnadenfrist gewährt; sie waren auch die einzigen, bei deren Auflösung sich vereinzelt lokaler Unmut regte.

Die betroffenen Mönche und Nonnen reagierten oft lethargisch auf die Vernichtung ihrer bisherigen Existenz. Viele Ordensleute begrüßten die Auflösung ihres Klosters sogar. *„Jetzt erst, nachdem ich den Umgang mit den Menschen genieße, und ohne es gesucht zu haben, dem Klosterzwange entbunden bin, kann ich viel ruhiger über meinen vorigen Stand nachdenken; ich würde ihn nie wieder antreten, und obschon ich eigentlich nicht sagen kann, daß ich ganz unzufrieden lebte, so liebte ich ihn doch nicht"* schrieb ein ungenanntes *„Klosterfräulein"* im Westfälischen Anzeiger des Jahres 1804. Andere erbitterte es, mit ansehen zu müssen, wie die neuen Besitzer mit den geweihten Kultgegenständen umgingen *„Es sah recht heidnisch aus, und man sollte geglaubt haben, es wäre Nebukadnezar, welcher den Tempel zu Jerusalem ausplündern ließ"*, heißt es in einem Augenzeugenbericht über die Aufhebung des Klosters Bödekken im Kreis Paderborn. Während sich in Männerklöstern allenfalls passiver Widerstand regte und die Mönche eher darauf bedacht waren, für die eigene Zukunft zu sorgen, indem sie Klostergut widerrechtlich verkauften (z. B. in den Klöstern Liesborn, Weddern oder Marienfeld), setzten Nonnen sich nicht selten resoluter zur Wehr. Die Bewohnerinnen des Stifts Neuenheerse empfingen die preußischen Aufhebungskommissare mit *„beleidigender Eiseskälte"*, schickten, wie die Äbtis-

sin des Stifts Gravenhorst, Beschwerden nach Berlin oder weigerten sich, wie im Fall des Stifts Vreden, die Schlüssel herauszugeben. Ihre männlichen „Kollegen" in Marienmünster begnügten sich hingegen damit, die Bestände des Weinkellers zu leeren, damit sie nicht in die Hände der Preußen fielen...
Die unterschiedlichen Reaktionen kamen nicht von Ungefähr. Der Reichsdeputationshauptschluss hatte Entschädigungs- bzw. Rentenzahlungen für die Klosterinsassen vorgesehen, die jedoch nach Rang, Alter, Zugehörigkeitsdauer zum Orden und Geschlecht sehr unterschiedlich ausfielen. Während Mönche eine Anstellung als Pfarrer oder Lehrer finden konnten, hatten Nonnen es ungleich schwerer. In den seltensten Fällen gelang es ihnen, sich nach dem Ende des Klosterlebens eine neue Perspektive zu schaffen. Viele mussten zu ihren Familien zurückkehren, die sie oft freiwillig verlassen hatten; andere fanden in Pfarrhäusern eine Anstellung. Kaum einer gelang eine Ausnahmekarriere wie der Klosterfrau Maria Clementine Martin aus dem Annunziatenkloster St. Anna zu Coesfeld. Ihre Kenntnisse auf dem Gebiet der Naturheilkunde nutzte sie nach der Aufhebung des Klosters und einigen Zwischenstationen u. a. in Gronau und Münster, um ab 1825 in Köln selbstgefertigtes „Kölnisch Wasser" sowie das später als „Klosterfrau Melissengeist" berühmt gewordene Produkt zu verkaufen.
Auch die ihrer weltlichen Macht beraubten Fürstbischöfe fügten sich je nach Temperament und Intellekt unterschiedlich in ihr Schicksal. Der Fürstbischof von Hildesheim und Paderborn versuchte mit den Preußen zu kooperieren, indem er ihre Abgesandten mit *„Trüffeln und Rheinwein"* verköstigte und den *„munteren Tischgesprächen"* sowie *„dem Erzählen pikanter Anekdoten"* lauschte. Sein Münsteraner Amtskollege Max Franz verzweifelte hingegen an der Aussichtslosigkeit der Situation: *„In alten Zeiten raubten die Ritter von ihren Burgen nur im Kleinen, jetzt die Souveräne im Großen."*

„Die Münsterländer sind gute Leute, aber ein preußisches Herz kriegen sie nie"

Im Vergleich zu der Brutalität und Rigorosität, mit dem beispielsweise das katholische Bayern den Entschädigungsparagraphen 35 des RDH zur Anwendung brachte, bemühten sich die protestantischen Fürstenhäuser – u. a. Hessen-Darmstadt, Oranien-Nassau und Preußen – durch behutsames Vorgehen die Gefühle der neuen katholischen Untertanen nicht unnötig zu verletzen. In Berlin war man sich der Tatsache bewusst, dass die Westfalen nichts so sehr fürchteten, wie dem preußischen Staat einverleibt zu werden. *„Beim Einzug der Preußen waren Fenster und Türen aller Häuser geschlossen, kein Mensch ließ sich auf den Straßen blicken. Schon am Morgen war alles in Tränen zerflossen. Leute, die einander kaum kannten, waren sich in die Arme gefallen, das allgemeine Unglück zu beweinen"*, beschreibt ein Augenzeuge den Tag, als General von Blücher mit seinen Truppen 1802 in Münster einmarschierte. Die Bewohner des Fürstbistums waren mit der milden Regierung ihres geistlichen Landesherrn zufrieden gewesen. Aus ihrer Sicht bestand ihre Zukunft aus einer rigiden Verwaltung, hohen Steuerbelastungen, wenig arbeitsfreien Feiertagen und hartem Militärdrill. Alle Bemühungen der Preußen *„durch eine milde, gesetzliche und weise Verwaltung Bitterkeit und gehässige Gesinnungen zu ersticken"* waren jedoch vergebens. Der Oberpräsident der nunmehr rheinisch-westfälischen Provinz, Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein, schrieb 1802 resigniert: *„Der Münsterländer* [hat] *viel Nationalstolz, wie schon das westfälische Sprichwort ‚Der münsterische Mops trägt den Kopf hoch'* [sagt]".

So wundert es nicht, dass die Bevölkerung begeistert den Einzug der französischen Truppen feierte, die nach der Niederlage Preußens bei Jena und Auerstedt 1806 in Münster einrückten. Noch enthusiastischer begrüßten die Paderborner ihre französi-

schen Befreier von „protestantischer Zwangsherrschaft“: Während die einen sich vor den Wagen des Generals spannten und ihn im Triumphzug durch die Straßen zogen, warfen andere den preußischen Beamten die Fensterscheiben ein. Die Freude währte indes nicht lang: Die Franzosen ersetzten die preußischen Steuern durch hohe Kontributionsforderungen, und anstatt im preußischen Heer zu dienen, mussten die Westfalen fortan als Napoleons Truppen kämpfen.

Auch wenn Preußens erste Herrschaft in Westfalen nur von kurzer Dauer war, hatte der preußische Adler aus der Aufteilung der geistlichen Staaten langfristig den größten Gewinn gezogen. Der Zugewinn überstieg die ursprünglichen Gebietsverluste um ein Vielfaches und legte den Grundstein für die spätere wirtschaftliche und politische Vormachtstellung Preußens in Westfalen und im Deutschen Reich. Hinsichtlich der Bauernbefreiung, Gewerbefreiheit, der Modernisierung von Verwaltung, Steuern und Justiz oder der beginnenden Industrialisierung profitierte Westfalen erheblich von dem Reformeifer und der Aufbruchstimmung, die mit den Namen des Fürsten Hardenberg und des Freiherrn vom und zum Stein verbunden sind.

## Ein Grund zum Feiern?

Die Säkularisation hatte die Landkarte bereinigt. Um 1800 gab es in Westfalen noch rund dreißig eigenständige Herrschaftsgebiete, von denen die geistlichen Territorien knapp zwei Drittel der Fläche ausmachten. 1817, nach Ende der napoleonischen Kriege, dem Wiener Kongress und diversen Gebietsauf- und Umverteilungen war die preußische Provinz Westfalen in ihrem heutigen Grenzverlauf entstanden.

Indem der Staat vieles nahm, nahm er auch einiges auf sich. Die Folgen sind bis heute spürbar. Was 1803 als Beute lockte – vermeintlich fette Kirchenpfründen – entpuppte sich bei näherer Betrachtung als Trugschluss. Zwar gab es in Westfalen durchaus wohlhabende Klöster, deren Beschlagnahmung kurzfristig das magere Staatssäckel entlasteten. Doch überstiegen die hierdurch dauerhaft eingegangenen finanziellen Verpflichtungen sowie die Kosten für Seelsorge, Baulasten, Bildungs- und Wohlfahrtseinrichtungen den einmaligen Zuwachs an Besitz und Einkünften in erheblichem Maße.

Auch der kulturelle Kahlschlag ist bis heute sichtbar. Die in Klosterbesitz befindlichen Archivalien und Bücher wurden zerstört, verkauft und auseinandergerissen, sakrale Kunstschätze, sofern man sie nicht Pfarrgemeinden übergab, allein nach ihrem materiellen Wert taxiert. Was anfänglich in Barbarei auszuufern drohte, legte jedoch den Grundstein für heutige Kunstsammlungen von Weltruhm. Liebhaber bibliophiler und kunstgeschichtlicher Objekte suchten systematisch nach Kostbarkeiten, die – ihres ursprünglichen Sinns beraubt – vor der Zerstörung gerettet wurden und Eingang in die heutigen Museen, Bibliotheken und Archive fanden. Auch die moderne Denkmalpflege hatte ihre Geburtsstunde in den Tagen der Säkularisation.

Die Ereignisse des Jahres 1803 setzten einen Modernisierungsprozess in Gang, von dem letztendlich auch die beiden Konfessionen profitierten. Für die katholische Kirche war die Säkularisation zweifellos mit vielen schmerzhaften Einschnitten verbunden und bedeutete die wohl markanteste Zäsur in ihrer neueren Geschichte. Der Verlust der weltlichen Macht und die Verbürgerlichung nach dem Ende der Adelskirche ermöglichten ihr jedoch eine Neudefinierung und die Konzentration auf seelsorgerische Aufgaben: Die Stärke des „katholischen Milieus“ und des politischen Katholizismus im 19. Jahrhundert haben ihre Wurzeln in den Ereignissen der Jahre 1802/03. Der verstorbene Kölner Erzbischof Joseph Kardinal Höffner bewertete die Folgen von Reichsdeputationshauptschluss und Säkularisation deshalb mit den

Worten: *„Aus der heutigen Sicht war es kein Unglück, dass … dem Kölner Erzbischof das Schwert aus der Hand genommen wurde und dieser sich fortan mit dem Krummstab begnügen musste."*

## Ein Einzelschicksal: Das Augustiner-Chorherrenstift Dalheim im Kreis Paderborn

Dem heutigen Besucher Dalheims bietet sich 200 Jahre nach der Auflösung des Konvents noch immer das Bild einer vielteiligen, gegen Ende des Mittelalters gegründeten Klosteranlage: Deren spätgotischen Kernbereich bilden die ehemalige Ordenskirche und das Geviert der engeren Klausur, umgeben von einem äußeren Kranz großzügig dimensionierter barockzeitlicher Wirtschaftsgebäude und allseitig eingefaßt durch eine geschlossene Ringmauer. Das bald nach Mitte des 15. Jahrhunderts absichtsvoll in dominierender Hanglage neuerbaute Kloster sollte an das Leitbild des Himmlischen Jerusalem erinnern und gewissermaßen bereits eine irdische Vorstufe des Paradieses bilden, wie es die teilweise erhaltene, um 1470 zu datierende Weiheinschrift des Hochaltares hervorhebt. Am 25. Juli 1452 konnte die feierliche Aufnahme Dalheims als selbständiges Kloster in die Windesheimer Kongregation der Augustiner Chorherren erfolgen. Das zügig bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts durchgeführte Bauprogramm mit aufwendiger Ausmalung von Kirche, Kreuzgang und Regularräumen zeugt von einer geistigen und wirtschaftlichen Blüte des jungen Ordenshauses, die erst durch den Dreißigjährigen Krieg nachhaltig beeinträchtigt wurde. Allerdings gelang es tatkräftigen Prioren am Ende des 17. und in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, die Klosterökonomie erfolgreich neu zu ordnen und wieder Gewinne zu erzielen, wodurch großzügige Um- und Neubaumaßnahmen im Bereich der Kirchenausstattung, der Erweiterung des Klausurgevierts durch einen schlossähnlichen Ehrenhof und vor allem der Erneuerung von Gärten sowie zahlreicher Scheunen möglich wurden. Als Preußische Kommissare am 7. März 1803 einen Erlass König Friedrich Wilhelms III. von Preußen vollzogen und das Gemeinschaftsleben der Dalheimer Chorherren für beendet erklärten, galt das Kloster nach sorgfältiger Inventarisation seiner beweglichen und unbeweglichen Güter durch die neuen Herren als bestgeführte und finanziell einträglichste Geistliche Institution des Paderborner Hochstifts.

Über das weitere Schicksal der Dalheimer Chorherren sind wir verhältnismäßig gut informiert: Der betagte letzte Prior erhielt eine angemessene Pension und konnte sich damit in Paderborn zur Ruhe setzen. Von den entsprechend ihrem Eintrittsalter mit Geldsummen unterschiedlicher Höhe abgefundenen 15 Kanonikern übernahmen mehrere Priester Vikarstellen an den Pfarrkirchen der näheren Umgebung, andere fanden bei Verwandten Aufnahme; einer der Konventualen ließ sich in den Laienstand zurückversetzen, heiratete und wurde später ein erfolgreicher Fabrikant. Paramente und Kirchengerät kamen vielfach an andere Gotteshäuser, ausgenommen alle Gefäße aus Edelmetall, die zugunsten der Staatskasse eingeschmolzen wurden. Da man den Wert der Dalheimer Bibliothek offenbar gering schätzte, ging sie bis auf wenige Bände zugrunde, die sich heute in privaten und öffentlichen Sammlungen befinden. Auch vom Archivgut haben sich nur geringe Überreste erhalten, darunter erst kürzlich aus dem Schutt geborgene und restaurierte Profeßurkunden.

Aus der nun leerstehende Kirche und den Klostergebäuden wurden transportfähige Teile des liturgischen Mobiliars verkauft oder an benachbarte Kirchengemeinden abgegeben. So gelangte die berühmte Dalheimer Barockorgel in die Kirche des ca. 30 km entfernten Ortes Borgentreich. Andere ortsfeste Einbauten wie der barocke Hochaltar sowie der Lettner und das monumentale Sakramentshaus – beide aus spätgotischer Zeit stammend und mit reichem Maßwerkdekor

überzogenen – hat man ohne Rücksicht auf ihren künstlerischen Wert zerschlagen und als Bauschutt verwendet; Teile davon wurden kürzlich im Zuge archäologischer Ausgrabungen wiedergefunden. Die Zerstörungen geschahen übrigens auf ausdrückliche Anweisung der Regierung „zur Verwischung des klösterlichen Ansehens" der ehemaligen Konventanlage, die fortan als staatliche Domäne zu einem landwirtschaftlichen Musterbetrieb werden sollte. Der neuen Nutzung gemäß wurden in Kirche und Klausurräumen hölzerne Zwischenböden und -wände für Viehställe, Heu- und Getreidelager sowie Unterkünfte der Landarbeiter eingefügt. Ein 1838 ausgebrochener Großbrand führte in zwei Klausurflügeln zum Verlust des Obergeschosses. Spätestens zu diesem Zeitpunkt war der Gesamteindruck des ehemaligen Klosters – auf einer barocken Vedute von 1737 noch als prosperierendes, wohlgepflegtes Ensemble sakraler und profaner Gebäude dargestellt – so gründlich verändert, dass seine geistliche wie kulturgeschichtliche Prägung endgültig verloren schien.

Hier zeichnet sich jedoch in jüngster Zeit eine bemerkenswerte Umorientierung ab, die geeignet ist, Fehler und Versäumnisse der vergangenen zweihundert Jahre wenigstens zum Teil rückgängig zu machen. Im Jahre 1979 ging der Gutshof Dalheim in den Besitz der Öffentlichen Hand über. Der Landschaftsverband Westfalen-Lippe entfernte zunächst störende Einbauten der Domänenzeit und nahm eine bauliche Sicherung der Anlage und teilweise Restaurierung ihrer fragmentarisch erhalten gebliebenen künstlerischen Ausstattung vor. Die aktuelle, gerade zur politischen Spruchreife gediehene Planung sieht vor, in den umfänglichen Räumlichkeiten der ehemaligen Ordensniederlassung ein Museum für klösterliche Kulturgeschichte einzurichten – eine Funktion, für die Dalheim angesichts der noch immer an seinen Gebäuden gut ablesbaren ursprünglichen Nutzung durch den früher hier tätigen Konvent geradezu prädestiniert erscheint. Insofern bildet das Ensemble der historischen Baulichkeiten bereits selbst ein hochrangiges und aussagefähiges Museumsobjekt zur Veranschaulichung dessen, was Ordensgemeinschaften über ihre religiösen Aktivitäten hinaus durch die Pflege von Wissenschaft, Bildung und Unterricht, Sozial- und Gesundheitsfürsorge, mustergültige Landwirtschaft, Warenproduktion und Handel jahrhundertelang als geistige, künstlerische und wirtschaftliche Entwicklungszentren für die jeweils umliegende Region und darüber hinaus geleistet haben. Das künftige Dalheimer Klostermuseum eröffnet die Chance, im historisch-architektonisch passenden Rahmen die Zäsur der Säkularisation gedanklich zu überwinden und die vielfältigen Organisations- und Lebensformen der Geistlichen Gemeinschaften bis zum heutigen Tage nachzuzeichnen – nicht zuletzt dank der bereits jetzt fruchtbaren Kontakte zu den derzeit in Westfalen existierenden Ordensniederlassungen.

*Dr. Christiane Todrowski ist Historikerin und Koordinatorin des Projekts vom Krummstab zum Adler – Säkularisation in Westfalen beim Landschaftsverband Westfalen-Lippe.*

*Dr. Clemens Kosch ist Kunsthistoriker beim Museumsprojekt Kloster Dahlheim des Landschaftsverbands Westfalen-Lippe.*

# D

# Dokumentation

Hans Zehetmair

# 200 Jahre Säkularisation – Bayerns Weg in die Moderne

*Vortrag anlässlich der Mitgliederversammlung der Vereinigung Deutscher Ordensobern am 29. Juni 2003 im Kloster St. Ottilien*

I.

„Bayern ohne Klöster?" Auf diese Frage im Titel einer in München gezeigten Ausstellung des Bayerischen Hauptstaatsarchiv antwortet man heute spontan: „Undenkbar."
Das war 1803 anders, als Graf Montgelas die Säkularisation einleitete und Herrschaftsrechte und Besitz der Klöster verstaatlichte. Die Bedeutung der Säkularisation für die politischen, territorialen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, kulturellen und kirchlichen Veränderungen im 19. Jahrhundert können wir kaum überschätzen. Die Säkularisation trennt das alte vom neuen Bayern. Die Säkularisation war eine Revolution von oben. Sie war der staatlich verordnete Schlussstrich unter Strukturen, die über Jahrhunderte gewachsen waren. Ihre Folgen sind bis in die Gegenwart spürbar. Über die Folgen der Säkularisation wird nach wie vor intensiv diskutiert, manchmal sogar sehr emotional.
Das Jahr 1803 ist eine Epoche. 1803 ist Epoche im ursprünglichen Sinn des griechischen Wortes: ein Zeitpunkt, an dem der Lauf der Geschichte kurz anhält und im nächsten Augenblick neu beginnt. So sah das auch der berühmt-berüchtigte Kommissar für die Aufhebung der Klöster in Bayern, der Freiherr von Aretin. Er schrieb:
„Zwischen gestern und heute stand eine Kluft von tausend Jahren: Heute ist der Riesenschritt über diese unermessliche Kluft gewagt. Von heute an datiert sich eine Epoche der bayerischen Geschichte so wichtig, als in derselben bisher noch keine zu finden war. Von heute an wird die sittliche, geistige und physische Kultur des Landes eine ganz veränderte Gestalt gewinnen. Nach tausend Jah-

ren noch wird man die Folgen dieses Schrittes empfinden. Die philosophischen Geschichtsschreiber werden von der Auflösung der Klöster, wie sie es von der Aufhebung des Faustrechts taten, eine neue Zeitrechnung anfangen, und man wird sich dann den Ruinen der Abteien ungefähr mit eben dem gemischten Gefühl nähern, mit welchem wir jetzt die Trümmer der alten Raubschlösser betrachten."
Der Freiherr hatte Recht und irrte sich noch mehr: Er hat den tiefen Einschnitt des Jahres 1803 gespürt und erfasst, aber er hat die Lebenskraft der Kirchen und Klöster völlig verkannt.

II.

Zwei Anekdoten sollen die dramatischen Ereignisse von 1803 beleuchten, eine aus Polling und eine aus Andechs:
Aus der Pollinger Bibliothek [mit über 80.000 Büchern] wurden der Staatssammlung 653 Manuskripte, 1.394 Inkunabeln, 2.311 Folianten, 6.134 Quartanten, 10.283 Bücher in Octav, im Ganzen 20.920 Bände einverleibt. Die schönsten und stärksten Werke, die Freiherr von Aretin in Polling zurückgelassen hatte, wurden späterhin an die Krämer verkauft, der Zentner zu 30 Kreuzer. Es trug sich etwas noch Schöneres zu: Die Herren von der Aufhebungskommission gingen gerne nachmittags in das nahe Weilheim auf ein Bier. Der Weg führte durch eine Wiese, die für den städtischen Fußgänger etwas zu nass war. Da wusste man sich zu helfen, ich zitiere aus der Chronik:
„Aus Polling wurden große Folianten herbeigeschafft und der sumpfige Weg förmlich mit Büchern gepflastert. Welche Schätze dabei zu Grunde gingen, darüber wuchs den Barbaren kein graues Haar. Urgermanisch! Als die Friesen den heiligen Bonifatius erschlagen hatten, rissen sie die Kisten und Koffer des Märtyrers auf, in der Hoffnung, große Schätze zu säkularisieren. Da sie aber nur Bücher und einfache Kirchengeräte sahen, zerstreuten sie die Bücher im nahen Sumpfe. Urgermanisch!"
Und aus Andechs ist überliefert:
„Die Mönche begannen allmählich, die Stätte zu verlassen, die ihnen moralisch vernichtet war. Doch blieben ihrer immer noch einige, die Augenzeugen sein mussten des fortschreitenden Frevels. So sahen sie am 7. Juli 1803 die von den Säkularisatoren vorgenommene gewaltsame Eröffnung und Plünderung der herzoglichen Gruft. Man durchwühlte die zinnernen und hölzernen Särge, man durchstöberte die morschen Gebeine der ehrwürdigen Leichname mit eisernen Stangen, und nachdem man die Goldmünzen, die ihnen angehängt waren, und andere Kostbarkeiten und Altertümer, die man beachtungswürdig fand, erhoben hatte, ließ man die durch und durch verwirrten Gebeine im Wirrwarr liegen und schloss darüber wieder die Gruft.
Der Kommissar war dabei mit der brennenden Tabakpfeife im Munde in die Gruft hinab gestiegen. Was in diesen Grabstätten gefunden worden ist, blieb ein Geheimnis; denn alle, die die Gruft umstanden, wurden vorsichtshalber hinweggeschafft, damit die aus der Öffnung emporsteigende Ausdünstung niemandem schade – den Hinabsteigenden konnte sie natürlich nicht schaden -, und den Durchforschenden wurde strenges Stillschweigen geboten; nur vernahm man den leisen Nachklang, es wäre wohl der Mühe wert gewesen, diese Eröffnung vorzunehmen."
Das ist die eine Seite der Säkularisation: Raub, Zerstörung, Ende altehrwürdiger Tradition. Die andere Seite ist jedoch der Beginn des modernen Bayern und eine neue Selbstbesinnung und Selbstbestimmung der Kirchen und Klöster.

III.

Vor 1803 war Baiern ein feudales Land unterschiedlicher Territorien, verschiedenster Herrschaften und Herrschaftsrechte, ein Pa-

trimonium des uneingeschränkt herrschenden Monarchen. Dann kam innerhalb weniger Jahre die völlige Umgestaltung, das Fanal war der Reichsdeputationshauptschluss, der Macher der Reformen Graf Montgelas. Seit 1803 ist Bayern ein moderner Staat, ein einheitlicher Flächenstaat aus einem neuen Guss. Der König galt nun als Organ dieses Staates, nicht mehr als dessen Besitzer oder Verkörperung. Der feudale Fürstenstaat des 18. Jahrhunderts war politisch und geistig überwunden, der staatliche Verband rechtsgleicher Bürger war geschaffen, das neue Bayern erhielt im Wesentlichen seine heutigen Grenzen.

Die Basis der Neugestaltung Bayerns waren die Säkularisation von Kirchen und Klöstern und die Mediatisierung ehemals reichsunmittelbarer Stände.

Die Säkularisation hat einerseits dazu geführt, dass Kirchengut zerstört, das klösterliche Bildungswesen beseitigt und das soziale Netz der Kirchenuntertanen aufgelöst wurde. Unter allen Lebensäußerungen der Kirche hatte die Säkularisation das Ordensleben am stärksten getroffen. Innerhalb der Orden selbst hatten gerade die kontemplativen Formen am meisten gelitten, da das Nützlichkeitsdenken der Aufklärung einem Leben in Gebet, Schweigen und Einsamkeit in fassungslosem Unverständnis gegenüberstand. Ungefähr 1.000 Klöster wurden in Europa innerhalb weniger Jahre aufgelöst, allein im späteren Deutschen Reich 80 Abteien und 200 Klöster. Damit erlosch das Klosterleben in Bayern ebenso wie in den anderen deutschen Fürstentümern nahezu vollständig.

Gefahr drohte dem Ordenswesen allerdings nicht nur von außen, sondern sogar von seinen eigenen Vertretern, die vielfach keinen Sinn mehr in der klösterlichen Disziplin sahen, ja sie für schädlich und menschenfeindlich erachteten. Auch wenn Klöster in Italien, Spanien, Portugal, der Schweiz und Österreich überlebten, so gab es dort wie bei uns doch einen großen Bedarf an innerer Reform; die blieb aus, und das blockierte die Neubelebung des klösterlichen Lebens.

Andererseits trat mit der Säkularisation an die Stelle der barocken Herrschaftskirche eine erneuerungsfähige Volkskirche, die mit neuer Geistlichkeit den seelsorgerischen Erfordernissen des 19. Jahrhunderts gewachsen war. Auch die bedeutenden Kunstwerke aus Kirchen und Klöstern waren – und sind – in den staatlichen Museen, Bibliotheken und Archiven gut aufgehoben. Diese Einrichtungen erlauben einen bis dahin nicht möglichen wissenschaftlichen Überblick, denn dort werden die Kunstschätze aus ganz Bayern der Forschung erschlossen, sach- und fachgerecht gelagert und schließlich der Öffentlichkeit präsentiert. Auch die staatliche Finanzierung und Betreuung des Bildungswesens hat sich unter den Anforderungen der allgemeinen Schulpflicht und des überkonfessionellen Unterrichts gut bewährt, zumal der Staat seither die kirchliche Ausbildung des Klerus an den Universitäten finanziell trägt.

Die Mediatisierung, die zweite Säule der Modernisierung Bayerns, führte zur Integration ehemals selbstständiger Herrschaften in den neuen bayerischen Staat und unter den bayerischen Landesherrn. Während die alten Reichsstädte und die kirchlichen Territorien einfach nach und nach bayerisch wurden, kam man dem alten Adel entgegen und bezeichnete ein paar ihrer nobelsten Vertreter als Standesherren, denen man formal einen Teil ihrer alten Feudalrechte übertrug, etwa die Patrimonialgerichtsbarkeit. Bis 1848 durften sie sich noch als Grundherren fühlen und herrschen und richten, dann wurden auch sie in den rechtsgleichen bayerischen Untertanen- bzw. Staatsverband eingeschlossen.

## IV.

Das Gesamturteil über das Reformzeitalter im neuen Bayern wird mehr als viele andere historische Urteile vom politischen Standpunkt des Betrachters bestimmt. So kann man Graf Montgelas verächtlich als „Geschäftsführer partikularer Gewalten"„ bezeichnen, der bedenkenlos über die Trümmer des Reiches ging und so eine neue Staats- und Gesellschaftsordnung aufbaute. Man muss dann aber auch sagen, dass es unter Napoleon andere als die partikularen Gewalten in Deutschland nicht mehr gegeben hat und damit keine Gewalt, die die notwendige Modernisierung des Staatswesens hätte leisten können. Es waren die Mittelstaaten in Deutschland, die den Föderalismus getragen und gestärkt haben und – gegen alle Tendenzen des Nationalismus und des deutschen Zentralismus – letztlich in unsere Zeit gerettet haben.

Wir müssen einräumen, dass es bei den Reformen am Anfang des 19. Jahrhunderts auch zu fieberhafter Geschäftigkeit kam, dass die Kräfte manchmal überspannt wurden und über das Ziel hinausgeschossen sind, dass wenig auf historisch Gewachsenes Rücksicht genommen wurde. Dies gilt vor allem für die Säkularisation. Dennoch: Der Neubau des bayerischen Staates war ein großer Wurf des Grafen Montgelas und der ihm zuarbeitenden Beamten. Graf Montgelas hat die alten bayerischen Territorien zusammen mit dem neuen Staatsgebiet, das durch Säkularisation und Mediatisierung an Bayern gefallen war, völlig neu organisiert. Das neue Bayern hat mit seiner Entstehung eine effiziente weiträumige Verwaltung erhalten, eine unabhängige Justiz, weit gehende Rechtsgleichheit, ein geschlossenes Staats- und Wirtschaftsgebiet. Die Verwaltung wurde nach französischem Vorbild zentralisiert, und darin lag bayerische Staatsräson. Es ging darum, die alten und die neuen Landesteile zusammenzuschweißen. Das hatte zweifellos etwas Bürokratisches, Rigides, ja Gewaltsames. Dies bekamen vor allem die Gemeinden zu spüren, deren traditionelle Autonomie beseitigt wurde, und dieser bürokratische Kahlschlag wurde erst 1819 bzw. 1869 zurückgenommen. In der Tat war Graf Montgelas ein Anhänger des revolutionären Gedankens der Staatsnation im Sinne der französischen Aufklärung. Der neue Staat erschien rational entworfen, geplant und danach rigoros verwirklicht. Eigentlich ein politischer Federstrich alter Kabinettsschule, freilich mit unvergleichlicher Wirkung in die Zukunft. Der geistige Gegenpol waren Herder und die Romantiker, die die historisch-organisch gewachsene Kulturnation verfochten. Dieser geschichtsbewusste Geist beseelte das neue Bayern jedoch erst in der folgenden Generation: Erst König Ludwig I. gelang es, das historisch Ererbte mit dem diplomatisch Erworbenen gefühlsmäßig, zusammenzubringen – auf den politischen Grundlagen, die der nüchtern-pragmatische Graf Montgelas geschaffen hatte. Das moderne bayerische Staatswesen hat Graf Montgelas eingerichtet, das moderne bayerische Staatsbewusstsein hat Ludwig I. geprägt. Und Ludwig I. war es auch, der es als persönliche Aufgabe gesehen hat, die Klöster neu zu beleben.

## V.

Ludwig I. veranlasste zunächst die Wiederbelebung mehrerer Benediktinerabteien im Königreich Bayern. Als erstes Kloster erstand Metten wieder im Jahre 1830, gefolgt von St. Stephan/ Augsburg 1834, Ottobeuren 1834, St. Bonifaz/München 1835, St. Walburga/ Eichstätt 1835, Frauenchiemsee 1837, Scheyern 1838, Weltenburg 1842, Schäftlarn 1866. Diese Klöster schlossen sich im Jahre 1858 zur bayerischen Kongregation zusammen, die in den folgenden Jahren noch Ettal, Plankstetten, Ottobeuren und Niederaltaich neu begründen sollte. König Ludwig I. selbst bestimmte ganz bewusst und wohl auch verdient St. Bonifaz in München zur letzten Ruhestätte für sich und Königin Therese.

Die in dieser Weise einmalige Neubelebung der zerstörten Klosterlandschaft war nicht nur der persönlichen Frömmigkeit des Wittelsbachers zu verdanken. Die Klösterrestauration entsprang auch einem tiefen Geschichtsbewusstsein. König Ludwig I. und seinen Nachfolgern war klar: Die Entstehung und das Werden Bayerns sind seit den Ursprüngen in der Völkerwanderungszeit mit der Geschichte der Kirche und der Klöster verwoben.
Ein anschauliches Beispiel dafür liefert Kloster Scheyern, das um 1080 von Mönchen der Reformabtei Hirsau im Schwarzwald gegründet wurde. Die heutige Kirche geht noch in diese Zeit zurück. Die Grafen von Scheyern fanden bis ins 13. Jahrhundert hinein in diesem Kloster ihre letzte Ruhestätte, sie schenkten sogar den Mönchen ihr Stammschloss und zogen in die neue Burg Wittelsbach, die der Familie nunmehr den Namen gab. Das Haus Wittelsbach hat daher schon immer eine besonders enge Beziehung zu Kloster Scheyern gehabt, wo man an den Gräbern ihrer Vorfahren für deren Seelenheil betet.
König Ludwig I. war daher die Neubelebung dieses Klosters ein besonderes Anliegen. Im Verlauf seiner langen Geschichte hat Scheyern immer wieder Blütezeiten erlebt, in denen es wissenschaftlich und künstlerisch Großes leistete, wie viele Codices und Handschriften in der Bayerischen Staatsbibliothek bezeugen. Eine Blüteperiode erlebte Scheyern im 18. Jahrhundert, als viele namhafte Gelehrte der Gemeinschaft angehörten, die Hervorragendes leisteten in Naturwissenschaften, Kartographie und alten Sprachen. Mönche aus Scheyern gehörten zum Lehrstab der Landesuniversität Ingolstadt, aber auch zur Benediktineruniversität in Salzburg. Und natürlich waren sie Mitglieder der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, die man auch Benediktiner-Akademie nannte und die bis heute das wissenschaftliche Leben in Bayern bereichert.
Trotz dieser Verbundenheit mit den Wittelsbachern und mit dem öffentlichen Leben in Bayern wurde Kloster Scheyern am 5. November 1802 zunächst beschlagnahmt, und am 1. April des folgenden Jahres mussten alle 26 Mönche die Gebäude verlassen. In den folgenden Jahren kamen die Klosterbaulichkeiten völlig herunter und wurden teilweise als Bierbrauerei genutzt. Eines der Hauptprobleme bei der Wiederbesiedlung zwei Jahrzehnte später war daher die Renovierung der Gebäude. Heute wird die Abtei von gut zwanzig Mönchen bewohnt, die die über tausendjährige Geschichte Scheyerns weiterführen. Die Säkularisation hat – ironischerweise – die Abtei sogar noch um eine Tradition bereichert: Das Bierbrauen ist seither mit dem Namen Scheyern verbunden.

Ein weiteres prominentes Opfer der Säkularisation war der Heilige Berg Bayerns, das schon genannte Kloster Andechs. Wie viele Klöster ruht Andechs auf den Fundamenten einer Adelsburg, nämlich des Stammsitzes der Grafen von Andechs-Meranien. Aus dieser frommen Familie sollen über zwanzig Heilige hervorgegangen sein, darunter der hl. Graf Rasso, die hl. Mechtild von Dießen, die hl. Elisabeth von Thüringen, die hl. Hedwig von Schlesien. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts betreuen die Benediktiner die berühmte Wallfahrt zum Andechser Reliquienschatz. 1803 wurde das Kloster aufgehoben, die Reliquienbehälter teilweise eingeschmolzen und die berühmte Klosterbibliothek in die Bayerische Staatsbibliothek einverleibt. Doch auch dieses Kloster wurde restauriert und steht heute in neuem Glanz wieder gut da – dank eigener Einnahmen sogar unabhängig von der Kirchensteuer…

Es mag paradox wirken, dass der bayerische Staat in der Säkularisation einerseits die Klöster aufgehoben und andererseits in den folgenden Jahrzehnten viel zur Wiederherstellung der Klosterlandschaft getan hat. Ein Grund dafür ist neben der persönlichen Frömmigkeit der Wittelsbacher die Einsicht, dass von den Klöstern eine identitäts- und

kulturstiftende Wirkung ausgeht. So wurde den neu belebten Klöstern auferlegt, dass sie Gymnasien betreuen, was auch bei vielen weiterhin zu einer wichtigen und traditionsreichen Aufgabe gehört. In unserer schnelllebigen Zeit schlagen die Klöster Brücken über die Jahrhunderte und geben verunsicherten Zeitgenossen das Gefühl, dass manches die Wellen der Geschichte und des Zeitgeists überdauert.

Bei der Wiederbelebung der Klöster hatte der Freistaat Bayern jedoch nicht darauf verzichten wollen, reglementierend einzugreifen. Auch in der bestens gemeinten Hinwendung des bayerischen Staates zum Klosterleben war noch etwas vom überkommenen Staatskirchentum zu spüren, das wenige Jahrzehnte zuvor zur Auflösung der Klöster geführt hatte.
Doch davon ist der bayerische Staat noch im 19. Jahrhundert abgekommen. Eine Lockerung wurde zum Beispiel erkennbar, als sich das Missionskloster St. Ottilien 1884 zwischen Geltendorf und Eresing ansiedelte. Hierbei wurde mit grundsätzlichem Wohlwollen eine bis dahin unbekannte Klosterform akzeptiert, die kontemplatives Leben in Bayern mit einer internationalen Missionstätigkeit verband. Als erstes deutsches Land hatte Bayern ein katholisches Missionshaus, zu dem auf evangelischer Seite die Neuendettelsauer Mission trat. Die großzügige staatliche Förderung, die das Missionshaus St. Ottilien in Bayern fand, führte bald zu weiteren Filialgründungen in Münsterschwarzach bei Würzburg und Schweiklberg bei Passau, die dort durch ihre Schulen und kulturellen Aktivitäten das regionale Leben mit prägen.
Das Kloster St. Ottilien selbst entwickelte sich in den folgenden Jahrzehnten zum größten Kloster Deutschlands, zu dem 1960 um 500 Mönche gehörten. Das diesjährige Jubiläum – 100 Jahre Kirchweihe in St. Ottilien – hat uns Anlass geboten, an die Ursprünge zurückzudenken, die noch geprägt waren vom Nachwehen des Staatskirchentums und der Säkularisation. Gerade vor diesem historischen Hintergrund ist das 100-jährige Jubiläum von St. Ottilien auch Anlass, die heutige Rolle des Staates in der Kirchenpolitik zu reflektieren.

VI.

Es geht um das Verhältnis zwischen Staat und Kirche. Wie sieht dieses Verhältnis heute aus? Der Staat ist daran interessiert, dass die Kirchen ihrer Aufgabe ohne Beeinträchtigung nachgehen können. Der Freistaat Bayern ist zwar zu weltanschaulicher Neutralität verpflichtet. Das hindert uns nicht, das christliche Fundament unseres Gemeinwesens finanziell wie ideell zu unterstützen. Deshalb lässt sich der Freistaat Bayern den Erhalt der Kirchen und Klöster einiges kosten: Wir sorgen für den baulichen Unterhalt von rund 1.300 Kirchen, Pfarrhöfen und Klöstern.
Freistaat und Kirchen pflegen heute ein sehr vertrauensvolles Verhältnis miteinander. Davon zeugt auch das große Engagement, mit dem der Freistaat seinen Verpflichtungen aus dem Staatsvertrag mit den Kirchen nachkommt, wenn es um den Religionsunterricht an den Schulen oder um die theologischen Fakultäten an den Universitäten geht. Wir setzen uns zudem dafür ein, dass der Lebensbezug auf Gott und die christlichen Fundamente des Abendlandes in unserer Gesellschaft präsent bleiben. Wir wollen die Kruzifixe in den Schulen erhalten. Wir wollen auch gegen Widerstände aus anderen europäischen Staatstraditionen, dass die zukünftige Europäische Verfassung Bezug auf Gott nimmt. Das tun die Bayerische Verfassung und das Grundgesetz auch, und mit gutem Grund: Der Mensch braucht eine höhere Instanz, einen transzendenten Bezug, damit er sich nicht für das alleinige Maß aller Dinge hält. Ethische Fragen etwa zur Gentechnik oder zur Embryonenforschung können wir ohne die Dimension des Religiösen gar nicht

angemessen beantworten.
Die Kirche vermittelt Werte, Orientierung und Zusammenhalt in einer Welt, in der die Ich-AG immer mehr zum Grundprinzip des menschlichen Zusammenlebens wird. Die Kirche gibt uns Maßstäbe, damit sich unser Handeln nicht in Egoismus verrennt oder in postmoderner Beliebigkeit aufdröselt, sondern moralisch begründet auf die Erfordernisse unserer Zeit und Gesellschaft antwortet. Dafür sind wir den Kirchen dankbar.
Damals, vor zweihundert Jahren, mussten sich Kirchen und Klöster aus der weltlichen Herrschaft zurückziehen. Heute wissen wir: Dieser Rückzug hat ihre geistlichen, kulturellen und sozialen Kräfte und Handlungsmöglichkeiten gestärkt. Auch wenn dies von Graf Montgelas nicht so geplant war: Die Säkularisation war auch Grundlage für die Emanzipation der Kirche vom Staat. Die Säkularisation gab ihr innere Freiheit für eine innerkirchliche, theologische Neubesinnung im 19. Jahrhundert. Dies wird auch in der Kirche heute allgemein so gesehen. In gewisser Hinsicht ist die positive Entwicklung, die viele Klöster seither genommen haben, bis heute mit dieser Unabhängigkeit von politischen Aufgaben verknüpft. Die Klöster haben sich auf neue Finanzierungsmöglichkeiten konzentriert, die häufig auf lange bewährtem Wissen und guter Erfahrung basierten – ich denke da nur an das kirchliche Schulwesen. Vom Ruf der Klosterbrauereien profitiert Bayern als Tourismusziel erheblich. Und St. Ottilien ist geradezu ein Musterbeispiel für eine starke Klostergemeinschaft.

VII.

Wir haben unseren Klöstern viel zu verdanken. In der Vereinigung Deutscher Ordensobern sind die Kräfte und das Innovationspotenzial zeitgemäß geführter Klöster gebündelt und vernetzt. Die Vereinigung Deutscher Ordensobern vertritt die Interessen der Ordensgemeinschaften in politischen und sozialen Fragen und Ansprüchen. Sie ist ein Sprachrohr engagierter Christen in den Orden für die offene Diskussion in der Gesellschaft. Diese Rolle der Vereinigung Deutscher Ordensobern ist für unser Land unverzichtbar.
Unsere Klöster sind nach wie vor lebendige Stätten des Glaubens und der Kultur. Das 100-jährige Jubiläum der Abteikirche St. Ottilien bestätigt das eindrucksvoll. Ich gratuliere zu diesem 100. Jahrestag des historischen Wirkens in Bayern und wünsche dem Kloster und der Vereinigung Deutscher Ordensobern weiterhin Erfolg bei dem segensreichen Werk, das wir in Bayern wollen und brauchen.

*Hans Zehetmair war bis Oktober 2003 Bayerischer Staatsminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst.*

Michael N. Ebertz

# Kirche, Orden und Gesellschaft

*und die Perspektive von Jugendlichen**

Das Wort aus der Regel des heiligen Benedikt (Caput III,3), wonach der Abt dem Rats-Charisma auch und gerade der jüngeren Mitbrüder Raum schenken soll, weil oft in ihnen der Herr offenbart, „quod melius est", mag es nahelegen, der an mich gerichteten Erwartung Rechnung zu tragen, „die Situation von Kirche und Gesellschaft aus der Perspektive Jugendlicher" in den Blick zu nehmen, um vielleicht von dort her einige Überlegungen zur Positionierung der Ordensgemeinschaften im Kontext der heutigen Jugend und Gesellschaft anzustellen. Sie werden kein (billiges) Rezeptwissen zur Überwindung eines Zustands erwarten, der allgemein bekannt ist und nicht nur im „weltweiten Mitgliederschwund" (Joachim Schmiedl), sondern auch darin besteht, „daß mit wenigen Ausnahmen sämtliche Orden von den letzten Kraftreserven zehren" (Anton Rotzetter). Gleichwohl hoffe ich, Anstöße in diese Richtung geben zu können und vielleicht auch ‚Anstößiges' zu sagen. Lassen wir uns zunächst auf die Befunde zur zeitgenössischen Jugend und Jugendkultur ein, indem wir insbesondere ihr Verhältnis zur zeitgenössischen Kirche und Kirchenkultur zu bestimmen versuchen.

Das Verhältnis von Jugend und Kirche gilt inzwischen als wechselseitig ‚problematisch', angesichts zahlreicher Indikatoren, die auf eine anhaltende und fortwirkende Erosion kirchenkonformer Orientierungen gerade auch unter den jüngeren Generationen von Kirchenmitgliedern hinweisen. ‚Jugend' ist heute kein „Moratorium", d..h. kein gesellschaftlicher Schon- und Schutzraum im Anschluß an die Kindheit zur Einübung und Vorbereitung auf ein fest gespurtes Erwachsenenleben mehr, sondern ist – ähnlich wie dieses – „ein offener und gestaltbarer Lebensabschnitt" geworden, wie die Autoren der neuesten Shell-Studie schreiben. Die den Jugendlichen bevorstehenden Statuspassagen ins Berufsleben, Studium und in die eigene Partnerschaft und Familie sowie der Umgang mit Freizeit und Konsum sind zu bewältigen in einer Situation „offener Unverbindlichkeit, nämlich einer gehörigen Portion Ungewißheit, wie es mit dem eigenen Leben ... wohl tatsächlich weitergehen wird. Berechenbare und genau vorhersagbare Perspektiven sind dabei eher die Ausnahme als die Regel". Steckt darin nicht auch eine prinzipielle Chance dafür, dass die Frohe Botschaft, wie sie die Kirche zu verkündigen hat und wie sie die Ordengemeinschaften in der Contemplatio, Compassio und Communio zu leben haben (Mirjam Schambeck), unter jungen Menschen wieder (vermehrt) eine Chance erhält, zumal Ordensgemeinschaften wie die Kirche selbst „auf der Suche nach ihrer Form" (Rainer Bucher) sind?

## 1. Massive Kirchendistanz

Bereits für die 1980er Jahre mußte auf der Basis der demoskopischen Umfrageforschung von Elisabeth Noelle-Neumann und Renate Köcher festgestellt werden: „Die Bindung an die Kirche ist gelockert, bei vielen, bei der Mehrheit der Jugend zerbrochen." Die Erosion auch und gerade spezifisch katholisch-kirchlicher Normen und damit der fort-

schreitende Zerfall ihrer überkommenen Sozialgestalt vollzieht sich damit vor allem in den nachwachsenden Generationen. Ihnen gegenüber vermögen die Vertreter der Kirche die Einhaltung der Kirchengebote, das von ihnen selbst als ‚unerläßlich' definierte ‚Minimum an Gebetsgeist und an sittlichem Streben, im Wachstum der Liebe zu Gott und dem Nächsten', immer weniger zu ‚sichern' – vom sonntäglichen Kirchgang bis hin zur Jahresbeichte. Kirchliche Riten und Glaubensvorstellungen verlieren in der breiten Mehrheit der Jugendlichen an normativer Kraft, sinken in ihrer faktischen sozialen Verbindlichkeit heutzutage nun endgültig vom ‚Soll' zum ‚Kann', werden zu bloßen Postulaten. Die empirisch meßbaren Dimensionen von Kirchlichkeit, die ritualistische Dimension, die Überzeugungsdimension, die Dimension des religiösen Wissens und die Dimension der religiösen Erfahrung weisen in die gleiche Richtung: Jugendliche rangieren an der Spitze eines Distanzierungstrends. Der hat freilich auch Erwachsene mehrheitlich erfaßt, inzwischen sogar weite Kreise von Senioren und Seniorinnen. Jüngere Jahrgänge unter den Kirchenmitgliedern weisen zudem eine deutlich geringere gefühlsmäßige Verbundenheit mit der Kirche auf und sie überwiegen auch unter den Austrittsbereiten. Einschlägige Studien stimmen darin überein, dass heute und hierzulande insbesondere die Jugendlichen ab dem 17./18. Lebensjahr, so Werner Helsper, „jene Bevölkerungsgruppe darstellen, die am deutlichsten durch Ferne und Distanz gegenüber Kirche und Religion, zumindest in institutionalisierter Form, gekennzeichnet sind und deutlich auf Distanz zur Kirche gehen". Matthias Sellmann von der KSA spricht von einer „radikalen Marginalisierung des christlichen Deutungsangebots" unter den heutigen Jugendlichen, die er sogar als Erben und Enkel des Nihilisten, Spötters, Lebensphilosophen und Romantikers Friedrich Nietzsches sieht. Auch die Shell-Studie 2002 kommt zu dem Schluß, dass – im Unterschied zu den ausländischen, insbesondere muslimischen Jugendlichen, für die „der Glaube an Gott" eine weitaus höhere Wertigkeit besitzt – sogar für die westdeutschen Jugendlichen „von einem deutlicheren Rückgang der Religiosität ausgegangen werden" müsse. Der Gottesglaube rangiert in der Wertigkeit der heutigen Jugendlichen ‚unter ferner liefen'. Bereits die Ergebnisse eines methodisch diffizil ausgewerteten repräsentativen Bamberger Jugendsurveys („Jungsein in Deutschland") von 1996 zeigen: Als irgendwie gottgläubig können in Ostdeutschland 30 Prozent und in Westdeutschland 60 Prozent der jungen Leute eingeschätzt werden. Personale Gottesvorstellungen allerdings werden in Gesamtdeutschland nur noch von jedem dritten Jugendlichen geteilt, und einem spezifisch christlichen Theismus hängt nicht einmal mehr jeder fünfte von ihnen an. Christlich orientierte Jugendliche sind somit auch in Westdeutschland zu einer Minderheit geworden.

## 2. Die Signatur des Jugend-Kirche-Verhältnisses

Versucht man aus der Gesamtschau der einschlägigen empirischen (Jugend)Studien einige Hauptlinien des Jugend-Kirche-Verhältnisses zu ermitteln, dann läßt sich dieses, so die hier vertretene These, auf die folgende „S"-Signatur bringen. Die Signatur ist zunächst die der

- Selektion und die des
- Souveränitätswillens, mit einer Tendenz zur
- Selbstexpressivität und
- Suche und der Neigung zum
- Synkretismus.

‚*Selektion*' meint ein religiöses Auswahlverhalten unter dem Vorzeichen des religiösen ‚*Souveränitätswillens*', also des je persönlich geltenden Autonomie*anspruchs* gegenüber

der kirchlichen Institution und Tradition, sich als selbstbestimmte Sinnkonstrukteure zu verhalten, wozu auch die Einstellung gehören kann, jeden Versuch der kirchlichen Beeinflussung als Eingriff in die inneren Angelegenheiten abzuwehren. Die dem Souveränitätswillen zu Grunde liegende Ich-Verankerung kommt in einem kaum mehr zu überbietenden Glauben an sich selbst und dabei in folgenden Antworten auf die Frage (von Britta Mischer) zum Ausdruck, woran man glaube: *„An mich – kurz und bündig"* (Tekn); *„Höchstens an mich selbst oder an den Kult. Mit Religion habe ich aber überhaupt nichts zu tun, ich bin eher Realist"* (Christian); *„Ich glaube, dass Menschen ein Idealbild brauchen, an das sie sich halten können, aber ich glaube nicht, dass es für mich relevant ist. Ich glaube, dass ich alles aus eigener Kraft schaffen kann. Ich glaube an mich und weiß, dass es kein Etwas gibt, das mir hilft, sondern dass ich mir selber helfen muss ... Meine Familie ist katholisch und buddhistisch. Das ist kein Widerspruch. Ich fühle mich eher zum Buddhismus oder Taoismus hingezogen ... Was Taoismus ist, muss jeder für sich selbst herausfinden"* (Pui); *„Ich glaube an mich selbst und an das, was ich bewegen oder ändern kann. Ich glaube immer noch, weil ich naiv genug bin, an die Liebe, dass das Gute die Menschen ganz doll verbindet. Ich glaube nicht an einen Gott oder eine übergeordnete Instanz, Ich glaube auch nicht an Vater Staat ... Ich glaube an die Nischen ... Eine Nische finden, heißt sich selbst versorgen zu können"* (Hans Jörg). In seinem Portrait „Generation Golf" formuliert Florian Illies die Haltung und Relation der ‚Selektion' so: „Da wir uns alles so zurechtlegen, bis es uns passt, haben wir auch ein flexibles Verhältnis zur Religion gefunden. Jeder glaubt an das, was er für richtig hält ... Man ist katholisch, auch wenn man nicht an die unbefleckte Empfängnis glaubt, man heiratet kirchlich, weil man das irgendwie richtig findet. Mit dem eigenen Sexualleben hat Religion weder vor noch nach der Ehe zu tun, der Gottesdienst am Samstagabend oder Sonntagsmorgen gilt als überflüssiges Ritual". Wie die neueste Shell-Studie zeigt, beurteilen Jugendliche heute Werte in einem ganz pragmatischen Sinn danach, welche von ihnen und „ob sie ihnen im Leben nützlich und für sie sinnvoll sind". Was sich der Logik der Pragmatisierung dieser sogenannten „Ego-Taktiker" nicht fügt, wird abgewertet. *‚Synkretismus'*, also die Neigung zur Mischung unterschiedlicher religiöser Traditionen, zeigt sich ebenfalls unter dem Vorzeichen des Selbstbestimmungswillens, nämlich daran, dass sich immer mehr Jugendliche in der Lage sehen, in ihrem Glauben christliche und nicht-christliche Elemente, etwa selbst wieder ‚zurechtgelegte' Reinkarnationsvorstellungen, zu kombinieren. Ähnlich wie für Erwachsene gilt auch für sie: „Wer heute an die Wiedergeburt glaubt, also daran, dass man in anderer Gestalt wieder auf die Welt kommt, fühlt sich deshalb in keiner Weise gezwungen, sich von den zentralen Glaubenssätzen des Christentums zu verabschieden. Es darf vermutet werden, dass den meisten, die sich in Deutschland zum Glauben an die Wiedergeburt bekennen, nicht klar ist, dass dieser Glaubenspunkt außerhalb des traditionellen christlichen Glaubenskosmos angesiedelt ist. Denn immerhin: 55 Prozent von ihnen glauben zugleich, dass Jesus Christus der Sohn Gottes ist, 36 Prozent glauben an Maria als Mutter Gottes, 27 Prozent glauben an die Dreifaltigkeit Gottes ... All diese Glaubenssätze werden auch von denen, die an die Wiedergeburt glauben, häufiger anerkannt als vom Durchschnitt der Bevölkerung" (IDA). Dabei gilt weniger das Prinzip des Puzzles als dasjenige der Collage, das eben objektive bzw. intersubjektive Richtigkeitsbeurteilungen ausschließt. Jugendliche heute fühlen sich kaum mehr einem großen gemeinsamen Sinnprojekt verpflichtet, sondern folgen ihrem „individuellen Gesetz" (Georg Simmel), also dem selbst entwickelten und collagierten, freilich immer labilen,

weil sozial auch nur schwach bestätigten und kaum mehr verbindlich verbindenden Wertesystem. Dem korrespondiert ein geradezu „krasses Desinteresse an kognitiver Stimmigkeit des Religiösen" (Matthias Sellmann) – etwa unter theologischem Vorzeichen. Es ist kein Zufall, dass Jugendliche, gefragt, wohin sie ihre Sinn-‚*Suche*' lenken, um mit ihren existentiellen Fragen und Problemen fertig zu werden oder sich mit Glaubens- und Sinnfragen auseinanderzusetzen, ‚eigenes Nachdenken', ‚mit Freunden reden' und ‚Musik hören' als die mit Abstand wichtigsten Hilfen nennen. Auch kirchlich engagierte Jugendliche nennen in diesem Zusammenhang zuerst solche selbstaktiven Formen der Hilfe, gefolgt vom Spazierengehen im Wald, Beten, Meditieren und Tagebuchschreiben. Den Rat von Erwachsenen einzuholen, scheinen, so die Befunde einer Studie im Auftrag des Bischöflichen Jugendamtes in Passau, die wenigsten der kirchlich engagierten Jugendlichen zu pflegen, und zu beichten jedenfalls kommt keinem in den Sinn. Mit dem alle diese ‚S' durchwirkenden Souveränitätsglauben geht eine massive Neigung zur *Selbstinszenierung* und *Selbstexpressivität* der Persönlichkeit einher, wodurch sie vor anderen und mit anderen die eigene Biographie erproben und austesten können. Wie auch im Blick auf die anderen ‚S' scheint eine breite Kluft zwischen Jugendkultur und Kirchenkultur zu bestehen. „Wo gibt es in unseren Pfarrgemeinden", fragt Martin Lechner, „Orte, an denen Jugendliche allein oder gemeinsam ihre Religiosität ausdrücken können, ohne gleich für irgendwelche kirchlichen Aktivitäten vereinnahmt zu werden? Welche Expressionsmöglichkeiten von Religion können Jugendliche entwickeln, ohne gleich Anstoß zu erregen? ... Wenn Jugendliche im kirchlichen Ambiente keinen Ort ihres religiösen Ausdrucks finden, dann suchen sie sich ihn anderswo, was die zahlreichen religiösen Subkulturen und Szenen beweisen" – Szenen, die sich häufig auch an religiösen Werten orientieren (vgl. Ronald Hitzler u.a.).

Neben den bereits genannten ‚5 S' müssen noch weitere ‚5 S' als Grundzüge der modernen Jugendkultur bzw. des Spannungsfeldes von Jugend und Kirche benannt werden, nämlich:

- Spontaneität,
- Spannung und
- Sinnlichkeit,
- Szenenbildung
- Sexualität.

‚*Spontaneität*' kann als ein zentrales Merkmal der heutigen Jugendkultur verstanden werden – eine Haltung, die seitens der Jugendlichen an kirchlich geprägten Orten nur selten gefunden, jedenfalls kaum vermutet wird. Dort herrscht nach ihrer Meinung häufig das Prinzip der Traditionalität und Formalität, eine von den Erwachsenen geprägten Programmierung und Reguliertheit, vor – bis in die Gottesdienste hinein. Selbst eine gottgläubige Jugendliche wie Janina (17 Jahre) sagt (zu Britta Mischer): „*Ich bin katholisch erzogen, und ich glaube, dass Gott da oben ist und über mich wacht. Früher bin ich oft in die Kirche gegangen, heute nicht mehr so viel... Meine Mutter geht immer noch häufig dorthin. Die Kirche ist mir jedoch zu genormt, da kommt mir Gott so vorgesetzt vor. Ich habe mein eigenes Bild von Gott*". Folgt man Martin Lechner, dann wird in der Kirche immer wieder versucht, die Kinder und Jugendlichen „mit einem religionspädagogischen oder einem pastoralen Animationsprogramm zu ‚beglücken' ... Alles gut ausgedacht, aber die ‚Abreise' läßt sich dennoch nicht verhindern, weil irgendwann das Programm einfach reicht". Wie viele Untersuchungen zeigen, wird Kirche selbst von kirchengemeindlichen Funktionsträgern mehrheitlich „als zu starr und zu unbeweglich erlebt". „Althergebrachtes" und „Konformität" sind Momente, die in der von der neuesten Shell-Studie erfassten Werteskala ebenfalls am Ende der Relevanzhierarchie der Jugendlichen von heute rangieren.

*‚Spannung'* oder ‚Spannungsschema' ist die begriffliche Klammer für ein eigensinniges alltagsästhetisches Bezugsfeld der heutigen Jugendkultur, welches insbesondere bestimmte Musikstile enthält, bestimmte Fernseh- und Lektürepräferenzen, bestimmte außerhäusliche Freizeitgewohnheiten. Im Vergleich mit den ästhetischen Erlebnismustern der Erwachsenen zeigt sich, dass das jugendliche Spannungsschema „nicht auf Kontemplation, Reflexion und Ausleben eines verfeinerten Formsinns ausgerichtet" ist, „nicht auf Harmonie, Gemütlichkeit und Zufriedenheit"; sondern kennzeichnend sind Dynamik, starke *Sinnlichkeit* und Sinnesreize, „unabgeschlossene Situationen, rhythmische Akzentuierung, Streß, scharfe Kontraste, Dissonanzen, schneller Wechsel – ästhetische Formen, für welche sich Ausdrücke wie ‚power, ‚action', ‚drive' eingebürgert haben". ‚Spannung' meint, so Gerhard Schulze, einen „Zustand kontinuierlicher Stimulation, als wäre man leicht unter Strom gesetzt. Spannung dieser Art wird nicht aufgebaut und gelöst, sondern ein- und ausgeschaltet". Statt als *‚spannend'* und *‚sinnlich'* wird Kirche seitens vieler Jugendlicher eher als langweilig und eintönig und somit als unvereinbar mit ihrem ästhetischen Lebensstil erlebt. Die enorme Bedeutung des Ästhetischen in der modernen Erlebnisgesellschaft und der ästhetischen Kluft zwischen Jugendkultur und Kirchenkultur zeigt sich auch daran, dass (katholische) Jugendliche, gefragt, welche Wörter „gut zum Gottesdienst passen", am meisten nennen: altmodisch, langweilig, fromm, feierlich, kalt. Als Wörter, die nicht zu ihrer Gottesdiensterfahrung passen, aber zum Ausdruck bringen, wie sie Gottesdienste wünschen, werden am häufigsten genannt: lustig, bunt, lebendig, aktuell, schön, fröhlich, geheimnisvoll und hilfreich. Kirchlich geprägte Orte können schon deshalb von vielen Jugendlichen als ‚abstoßend' erlebt werden, weil sie allein in ästhetischer Hinsicht – bis in das Liedgut, das Liedtempo, die Raum-, Fest-, Pfarrbrief- und Schaukastengestaltung hinein – von ganz bestimmten Geschmacksgruppen Erwachsener ‚regiert' werden und das Seelsorgepersonal kaum Zugang zu anderen als den eigenen Erlebnismilieus hat. Kritisch fragt Martin Lechner: „Definieren nicht auch in der Kirche die Erwachsenen, was an welchen Orten und Räumen zu tun und zu lassen ist? Wer hat die Definitionsmacht über die Musik in der Kirche, über die gestaltungsoffenen Teile der Liturgie etc.? Sind nicht auch wir in der Kirche geneigt, die freien Plätze vor den Kirchen und manchmal auch das Kircheninnere kinder- und jugendfrei zu halten, damit niemand – schon gar nicht die frommen BeterInnen – gestört werden? Ist es nicht auch für uns naheliegender, Parkplätze als Jugendcafés oder Jugendplätze einzurichten?" Anderseits knüpft die zeitgenössische Popkultur häufig bereits an Inhalten der christlichen Tradition an (Beispiele sind Texte der ‚Toten Hosen' oder Xavier Naidoos), wenn auch in anderer – distanzierter, spielerischer, frecher, aber offen und ehrlicher – Weise als die üblichen kirchlichen Vermittlungsversuche, was Erwachsene des kirchlichen Harmonie- und Integrationsmilieus manchmal als blasphemisch empfinden mögen.

Dieser Lebensstil der Jugendlichen, genauer gesagt: ihre Lebensstile werden häufig in unterschiedlichen *‚Szenen'* gepflegt, die in den kirchlich geprägten Orten gar keine Zugehörigkeitschance, schon gar keine Räume haben: ob sogen. ‚hedonistische Szenen` (z.B. Techno, Junkies, Daily Soap), ‚Selbstverwirklichungsszenen' (z.B. Graffiti, Skater oder Sportkletterer) oder sogen. ‚Aufklärungsszenen' (z.B. Hardcore, Antifa und Gothic). ‚Szenen' sind posttraditionale, d.h. wählbare und abwählbare transitorische Vergemeinschaftungsformen individualitätsbedachter Einzelner ohne herkömmliche Verbindlichkeitszumutung, gleichwohl mit eigenen thematischen – teilweise sogar auch ‚religiösen' – Brennpunkten, Einstellungen

und Stilformen in der Selbstexpression (vgl. Hitzler u.a.). „Mein Stil ist Schwarz", sagt z.B. die 18-jährige Nina in der Befragung von Britta Mischer. *„Ich kleide mich eigentlich nur schwarz. Schon als Kind habe ich gerne schwarze Sachen getragen. Es hat aber auch mit der Musik zu tun, die ich höre. Ich höre nämlich Black und Death Metal. Die ganze Szene trägt Schwarz. Das liegt bestimmt daran, sich ein bisschen abzugrenzen, und sich aus der Masse ein wenig hervorzuheben".*
Fragt man, was jungen Menschen Sorgen bereitet und was in der Kirche bzw. kirchlichen Jugendarbeit als Hilfestellung zu kurz kommt, so wird mehrheitlich das Thema *‚Sexualität'* und Partnerschaft genannt – selbst von denjenigen, die in der kirchlichen Kinder- und Jugendarbeit Verantwortung tragen. „Die entscheidenden Bruchstelle der Entfremdung", so auch die katholische Wochenzeitung „Christ in der Gegenwart" (2002, Heft 44), „ist nach wie vor die Sexualität. Selbst wenn die Werte Treue, Partnerschaft, Ehrlichkeit unter Jugendlichen (wieder) hoch in Kurs stehen, wollen sie in sexuellen Dingen nicht die Strenge einer biblischen Auffassung und die Ansichten des Lehramtes gelten lassen. Alle Versuche, hier Brücken zu schlagen, sind gescheitert. Selbst gut gemeinte Gesprächsangebote und psychologisch-wissenschaftlich gut gemachte Texte wie zum Beispiel das von Jugendbischof Franz Josef Bode verantwortete Dokument zur Sexualität, blieben ohne nennenswerte Resonanz".

## 3. Gesellschaftlicher Kontext des Jugend-Kirche-Verhältnisses

Die hier skizzierte Signatur des Verhältnisses von ‚Jugend und Kirche' ist eingebettet in einen umfassenden gesellschaftlichen Modernisierungsprozeß, der sich als ein Geflecht von ineinandergreifenden Pluralisierungsprozessen erkennen läßt:

- der strukturellen Pluralisierung der Lebensbereiche, die – wie das Wirtschaftssystem, das politische System, Bildungssystem, das Wissenschaftssystem, die Massenmedien oder auch das Straßenverkehrssystem – jeweils kirchenunabhängig „Eigengesetzlichkeiten" (Max Weber) folgen und dabei die überkommene Kirchlichkeit nicht mehr sozial bestätigen;
- der individuellen Pluralisierung, das heißt der Vervielfältigung und Überschneidung von sozialen Zugehörigkeiten der Einzelexistenzen und der Freisetzung ihrer Lebensläufe von überkommen Milieus und Abhängigkeiten. Damit sind die Individuen einem kollektiven Prozeß ausgeliefert, der viele nicht Lust, sondern Last bedeutet: dem Zwang zur Selbstherstellung und Selbstgestaltung ihrer Biographie und damit auch ihrer moralischen, sozialen und religiösen Maßstäbe, ohne dass Institutionen wie die Kirche diese Maßstäbe noch für alle verbindend verbindlich aufzuerlegen vermögen; dieser Tatbestand hängt wiederum mit der
- religiösen und kulturellen Pluralisierung, der wachsenden Konkurrenzierung der Angebote der Sinnstiftungen zusammen, die damit die überkommenen kirchlichen Antworten entmonopolisieren und relativieren, das heißt ihre gesellschaftliche Geltung und Überzeugungskraft einschränken, ja geradezu entwerten. An die Stelle kirchlicher Heils- und Überlebensverheißungen treten dann – zumal auf dem Hintergrund der Wohlstands- und Wohlfahrtsgesellschaft – kleinkalibrige Erlebnisangebote im Lebensabschnittformat, freilich mit neuer – ästhetischer – Vergemeinschaftungswirkung, Transzendenzen und Transzendenzchen im Diesseits lösen Transzendenzen im Jenseits ab.

Durch diese Prozesse, die sich ja auch in den binnenkirchlichen Bereich hineingedehnt haben (vgl. Michael N. Ebertz, Erosion der Gnadenanstalt?), wird der kirchliche Einfluß

erheblich reduziert – nicht nur auf Jugendliche, aber auch und vor allem diesen Generationen gegenüber, die nicht wie die Generationen der Älteren noch konsistenter und nachhaltiger kirchlich sozialisiert und verwurzelt sind. Diese ineinandergreifenden Pluralisierungsprozesse verschieben die Machtgewichte zwischen den Kirchen und den anderen gesellschaftlichen Teilbereichen, erschüttern die Selbstverständlichkeit und Verbindlichkeit kirchlicher Werte und Normen. Sie schwächen die Plausibilität des kirchlichen Denkens, Fühlens und Handelns fundamental. Über Familie, Kindergarten, Schule und Fernsehen erfassen sie heute Menschen bereits an den Wurzeln ihrer Biographie und betreffen Jugendliche insofern in hohem Maße, als sie sich in einer Lebensphase befinden, in der entscheidende Weichen für ihre Lebensgeschichte gestellt werden und sie selbst sich aufgefordert sehen, diese Weichen selbst zu stellen.

## 4. Gesucht werden ...

Andererseits stellt sich die Frage, wie eine Kirche, wie die Gemeinden, wie die anderen Formen kirchlicher Sammlung und Sendung, etwa der Ordensgemeinschaften (vgl. Hanspeter Heinz), auszusehen hätten, wenn sie die skizzierte Kluft zwischen Kirchen- und Jugendkultur überbrücken wollen. Meine These lautet, dass die Zukunftsfähigkeit der Kommunikation der frohen Botschaft in den nachwachsenden Generationen auch und gerade seitens der kirchlich Verantwortlichen verlangt, in einigen Bereichen umzulernen, umzudenken und ‚umzuhandeln', ohne damit schon die Wahrheiten der eigenen Tradition umzubiegen und das Heilige zu verletzen. Dabei ist weniger romantisierend in die Vergangenheit zu schauen und der Mangel beklagen, sondern es gilt, sich auf die eigenen Schätze zu besinnen: Es gilt, Chancen zu sehen und sich beflügeln zu lassen von positiven Erwartungen auch und gerade junger – nicht nur rituell kirchennaher – Menschen, dass man nämlich „aus Kirche viel mehr machen könnte". Eine solche erfrischende wie vielleicht überraschende Aussage, der jüngst in einer IKSE-„Befragung junger Katholiken in Oberhausen" immerhin mehr als 80 Prozent (!) von ihnen ihre Zustimmung gaben, bedeutet, sich mit den jungen Menschen – unter ihrer aktiven Partizipation – auf die Suche nach und in den gestaltungsoffenen Bereichen von Kirche und Ordensleben zu machen und dieses für Jugendliche neu zu buchstabieren – in prinzipiell diakonischer und charismenorientierter, d.h. ressourcenorientierter Haltung.

Gesucht sind deshalb Räume,

- wo den ‚S' so weit wie möglich Rechnung getragen wird, wo sie Thema werden dürfen, d.h. Jugendliche in ihrem So-und-nicht-anders-(geworden)-Sein repräsentiert und respektiert werden,
- wo die Vermittlung (Berührung, Anknüpfung) von christlicher Tradition und zeitgenössischer Jugendkultur mutig sondiert und experimentell erprobt werden kann (‚Evangelisierung'), zumal die zeitgenössische Popkultur nicht selten an Momenten der christlichen Tradition anknüpft,
- und wo dabei der Schutz der jungen Menschen vor Erwachsenen ebenso gewährleistet ist wie der Schutz von Erwachsenen mit ihren religiösen Sitten und Bräuchen und ihren ästhetischen Formen.

Nötig sind deshalb geistliche Pfadfinder, (geistliche) Zeiten und (geistliche) Zentren

- im Kontext der zeitgenössischen Jugendkulturen
- mit Gebet, Tanz, in Musik, Kunst und Gespräch,
- auch durch Events – wie die Weltjugendtreffen von Taizé, die Franziskustage in Sießen und die Weltjugendtage des Papstes (vgl. Michael N. Ebertz, Transzendenz im Augenblick) – und

- durch Gottesdienste und andere Formen der Contemplatio auch zu ungewöhnlichen Zeiten und an ungewöhnlichen Orten.

Es geht um den Aufbau und die Aktivierung sozialer Beziehungsnetze als Träger der Neu-Kommunikation und Neu-Plausibilisierung christlicher Sinngehalte. Insbesondere müßte es dabei darum gehen, sich auf die Suche zu machen, traditionell bereits vorgegebene Momente der christlichen Tradition mit der heute so zentral gewordenen Erlebnis- und Erfahrungsdimension zu durchdringen und neu zu erschließen. Voraussetzung wäre, die Präsenz des kirchlichen Christentums zukünftig nicht nur auf der institutionell-organistorischen sowie der kulturellen Ebene zu verankern, sondern verstärkt auch und gerade auf der Individualebene; denn deren bisherige lebensweltliche Stützen zur Tradierung des Glaubens, z.B. in der Familie (Michael N. Ebertz, ‚Heilige Familie'?), sind abhanden gekommen. Wenn man nur nüchtern zur Kenntnis nimmt, so Franz-Xaver Kaufmann, „daß die gegenwärtigen Formen kirchlicher Seelsorge an den nachwachsenden Generationen weitgehend vorbeigehen", würde man sich z. B. dem Gedanken öffnen, „daß es darauf ankäme, junge Menschen an qualifizierte religiöse Erfahrungen heranzuführen" (an die Contemplatio) und „Aktivitäten mit Erlebniswert, wie z.B. Wallfahrten, gemeinsame Bauprojekte, soziale Engagements" (d.h. auch der Compassio in Communio) einen ganz anderen Stellenwert zuweisen.

Gerade die Ordensgemeinschaften könnten sich als „Sinnerfahrungsorte" (Anton Rotzetter) profilieren und dabei auch Orte für ‚Quereinsteiger' ins Christentum werden, als Orte einer Kommunikationspastoral der Zwischenräume (vgl. Michael N. Ebertz, Kirche im Gegenwind): Zwischen den traditionellen, aber erheblich geschwächten Orten der Glaubensvermittlung von Familie und Pfarrgemeinde. Eine wichtige Voraussetzung der Bewahrung ihrer Identität und der Neuentfaltung ihres je eigenen Charismas und Sinnprojekts in diesen Zwischenräumen läge freilich im aktiven Verzicht darauf, sich als Flickschuster des parochialistischen Systems (vgl. Michael N. Ebertz, Aufbruch in der Kirche) instrumentalisieren zu lassen. Eine andere Voraussetzung ist ihre Profilierung als prophetisch-kritische Zeitgenossen, wobei beide Komponenten – Zeitgenossenschaft wie überzeugte Distanz und Alternative – qualitativ unter Beweis zu stellen wären. Und schließlich wird es schon angesichts der starken Individualisierung innerhalb der Ordensgemeinschaften selbst darauf ankommen, eine neue Balance zu finden zwischen der Zulassung und der Einschränkung von Individualitätsmerkmalen zugunsten des Profils eines gemeinsamen Sinnprojekts.

*Dr. Michael N. Ebertz, geb. 1953, Soziologe und Theologe, ist Professor an der Katholischen Fachhochschule in Freiburg und Privatdozent an der Universität Konstanz.*

* Vortrag beim Studienhalbtag der Mitgliederversammlung 2003 der VDO und VOB in St. Ottilien

Literatur in Auswahl

- R. Bucher, Was kann katholische Schule heute noch leisten? Überlegungen zu den aktuellen Schwierigkeiten und Chancen eines pastoralen Ortes, in: cpb 2001, Heft 2, 87-94.
- Deutsche Shell (Hg.), Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus, Frankfurt 2002.
- M. N. Ebertz, Erosion der Gnadenanstalt. Zum Wandel der Sozialgestalt von Kirche, Frankfurt 1998.
- M. N. Ebertz, ‚Heilige Familie' – ein Auslaufmodell? Religiöse Kompetenz der Familien in soziologischer Sicht, in: A. Biesinger/H. Bendel (Hg.), Gottesbeziehung in der Familie. Familienkatechetische Orientierungen von der Kindertaufe bis ins Jugendalter, Ostfildern 2000, 16-43.

- M. N. Ebertz, Transzendenz im Augenblick. Über die ‚Eventisierung' des Religiösen – Am Beispiel der katholischen Weltjugendtage, in: W. Gebhardt/R. Hitzler/M. Pfadhauer (Hg.): Events. Soziologie des Außergewöhnlichen, Opladen 2000, 345-362.
- M. N. Ebertz, Kirche im Gegenwind. Zum Umbruch der religiösen Landschaft, 4. Auflage, Freiburg 2001.
- M.N. Ebertz, Aufbruch in der Kirche. Anstöße für ein zukunftsfähiges Christentum, 2. Auflage, Freiburg 2003.
- M. N. Ebertz/W. Nickolai, Mächtig-Ohnmächtig. Jugendliche im ländlichen Raum. Eine empirische Exploration, Konstanz 1999.
- H. Heinz, Im Hause der Kirche sind viele Wohnungen. Formen und Orte christlicher Gemeinschaft in Deutschland, in: Internationale katholische Zeitschrift Communio 31/ 2002, 234-244.
- W. Helsper, Jugend und Religion, in: U. Sander/R. Vollbrecht, Jugend im 20. Jahrhundert, Neuwied/Berlin 2000, 279-314.
- R. Hitzler/T. Bucher/A. Niederbacher, Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute, Opladen 2001.
- IDA (Institut für Demoskopie Allensbach), Engel – Glaube und Erfahrung diesseits der Esoterik, Allensbach 1997.
- IKSE (Institut für Kirchliche Sozialforschung des Bistums Essen), Aus der Kirche könnte man viel mehr machen. Ergebnisse einer Befragung junger Katholiken in Oberhausen, Essen 2001.
- F. Illies, Generation Golf. Eine Inspektion, 14. Auflage, Berlin 2000.
- F.-X. Kaufmann, Wie überlebt das Christentum?, Freiburg/Basel/Wien 2000.
- M. Lechner, Lebens- und Glaubensräume junger Menschen, in: H. Amann u.a. (Hg.), Kundschafter des Volkes Gottes. Festschrift für P. Roman Bleistein SJ zum 70. Geburtstag, München 1998, 311-330.
- B. Mischer, Die Jüngeren. Mitschnitte aus dem Leben der 13-30-jährigen, Berlin 2001.
- E. Noelle-Neumann/R. Köcher, Die verletzte Nation, Stuttgart 1987.
- A. Rotzetter, Orden am Ende?, in: Schweizerische Kirchenzeitung 1995, Nr. 17, 258-260.
- M. Schambeck, Buchstabierungen der Sehnsucht – Skizzen zu einer Theologie des Ordenslebens, in: G. Augustin/G. Riße (Hg.), Die eine Sendung – in vielen Diensten. Gelingende Seelsorge als gemeinsame Aufgabe in der Kirche, Paderborn 2003, 145-164.
- J. Schmiedl, Ordensleben heute aus der Perspektive des II. Vatikanischen Konzils, in: G. Augustin/G. Riße (Hg.), Die eine Sendung – in vielen Diensten. Gelingende Seelsorge als gemeinsame Aufgabe in der Kirche, Paderborn 2003, 131-138.
- M. Sellmann, Jugend und Religion. Oder: Nietzsches Enkel, Nietzsches Erben, in: Jugend & Gesellschaft 2002, Heft 4,1-8.
- R. K. Silbereisen/L. A. Vaskovics/J. Zinnecker, Jungsein in Deutschland. Jugendliche und junge Erwachsene 1991 und 1996, Opladen 1996.

Rüdiger Kiefer SAC

# Controlling im Ordensbereich[1]

## 1. Ausgangslage

Wirtschaftliche Schieflagen und Zusammenbrüche bei Einrichtungen in kirchlicher Trägerschaft schaden dem Ansehen der katholischen Kirche als ganzer und in gleicher Weise dem Ansehen der Orden. Die Deutsche Bischofskonferenz hat deshalb ihre Caritaskommission beauftragt, Handreichungen zur wirtschaftlichen Aufsicht über soziale Einrichtungen in Trägerschaft der Kath. Kirche zu erarbeiten und vorzulegen, damit diese verbindlich in Kraft gesetzt werden können.

In ähnlicher Weise sollten die Orden päpstlichen Rechtes für alle ihre zivilen Rechtsträger (Vereine, GmbH, Körperschaft öffentlichen Rechts u.a.) vorgehen und Kriterien wirtschaftlicher Überprüfung verbindlich in Kraft setzen. Damit wird der Bewahrung der eigenen Autonomie Rechnung getragen und andererseits allen möglichen Versuchen entgegen gewirkt, Kriterien anwenden zu müssen, die uns von außen vorgeschrieben werden und zur Rechenschaft verpflichten.

Gemäß dem Auftrag der letztjährigen Vollversammlung der VDO hat der Vorstand der AGCEP mit Fachleuten aus dem Steuer- und Wirtschaftsbereich entsprechende Kriterien erarbeitet, die für einen auf Ordensgemeinschaften zugeschnittenen Prüfauftrag externer Wirtschaftsprüfungen von Bedeutung sind.

Die Zusammenstellung der Kriterien ist in Kooperation mit dem Vorstand der Arbeitsgemeinschaft der Ökonominnen (AGÖ) entstanden.

## 2. Die Kriterienermittlung

Verschiedene regionale Arbeitskreise der AGCEP (Münchener Kreis, Limburger Kreis u. a.) haben aus ihrem Erfahrungshintergrund Prüfkriterien zusammengetragen, die auf der letztjährigen AGCEP-Tagung in Reute von allen Mitgliedern gesichtet, besprochen und ergänzt wurden.

Dieser Gesamtkatalog an Prüfkriterien wurde drei unterschiedlichen Wirtschaftsprüfinstituten zur Beurteilung und Stellungnahme zugeleitet.

Darüber hinaus nahmen die Mitglieder des Vorstandes der AGCEP Kontakte mit Steuerberatern und Wirtschaftsfachleuten auf, um parallel mit diesen den Kriterienkatalog zu besprechen.

Ergänzend fand ein Gespräch mit dem Wirtschaftsvisitator des Deutschen Ordens, H. Kirchmaier, statt, um von ihm zu erfahren, welche Auflagen möglicherweise auf die Orden zukommen, mittels derer künftig wirtschaftlichen Zusammenbrüchen vorgebeugt werden kann.

## 3. Empfehlung der Fachleute

Von Seiten der Fachleute wurde uns geraten:

a) die wirtschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Ordensgemeinschaften einer regelmäßigen standardisierten Wirtschaftsprüfung (gemäß Wirtschaftsprüfungsordnung) zu unterziehen und
b) darüber hinaus Risikobereiche zu benennen, die zusätzlich in kürzeren oder längeren Zeiträumen im Rahmen der Wirtschaftsprüfung geprüft werden sollen.
c) Die Zeiträume der regelmäßigen Wirtschaftsprüfung sollten nach der wirtschaftlicher Größe der Ordensgemein-

schaft bzw. ihrer Werke und Einrichtungen jährlich oder in Zwei- bzw. Drei-Jahresschritten erfolgen.

Bei der hier gemeinten Wirtschaftsprüfung reicht die einfache Bescheinigung eines Steuerberaters oder Wirtschaftsprüfers nicht aus.[2]

Wenn die Ordensgemeinschaft nur eine eingeschränkte Prüfung mit erweiterter Bescheinigung erstellen lässt, sollte sie mindestens alle 3 Jahre eine voll umfängliche Prüfung durch einen Wirtschaftsprüfer vornehmen lassen.

## 4. Gegenstand und Umfang der Wirtschaftsprüfung[2]

Die Wirtschaftsprüfung hat als Mindeststandard zu überprüfen:

a) die Übereinstimmung der Buchführung und ihrer Unterlagen mit den Grundsätzen ordnungsgemäßer Buchführung, den Bestimmungen der Satzung/ des Gesellschaftsvertrages und den gesetzlichen Vorschriften;
b) ob die Rechnungslegung ein den tatsächlichen Verhältnissen entsprechendes Bild der Vermögens-, Finanz-, und Ertragslage vermittelt;
c) die Jahresabschlüsse und diese zu erläutern und aufzugliedern;
d) in wieweit Bewertungsgrundlagen, Änderungen, Bilanzierungs- und Bewertungswahlrechte sowie Ermessenspielräume ausgenutzt wurden;
e) ob bestands- oder entwicklungsgefährdende Tatsachen bzw. Verstöße gegen gesetzliche Vorschriften vorliegen.

## 5. Risikobereiche

Neben den Mindeststandards einer externen Wirtschaftsprüfung, die für alle Ordensgemeinschaften verpflichtend sein sollten, gibt es noch eine Reihe von Risikobereichen, deren intensive Überprüfung sich in gewissen Abständen sehr empfiehlt (siehe 3 b). Je nach Größe und Komplexität der wirtschaftlichen Verhältnisse der Ordensgemeinschaft und ihrer Werke ist hier eine Überprüfung in bestimmten Zeitabständen angeraten.

Die nachfolgende Aufzählung der Risikobereiche erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit:

- Struktur des Geldvermögens, der Geldanlagen und deren Bewertung
- Belastungen von Vermögen (Darlehen, Leibrenten, Hypotheken etc.)
- Rentabilität von Immobilien etc.,
- Bindungen von Kapital bzw. Immobilien bzw. Sachwerten (Altersversorgung, Mission o.ä.),
- Langfristige Analyse von Einrichtungen, Werke und Häusern, die sich nicht selber tragen,
- Sachgerechte Verwendung zweckgebundener Mittel,
- Rücklagenbildung,
- Lohn- und Gehaltsabrechnungen,
- Sozialplanrisiko, insbesondere bei beabsichtigten Schließungen,
- Verpflichtungen gegenüber Mitarbeitern (Pensionen etc.),
- Altersversorgung der Mitbrüder und Erhalt des eigenen Lebensbereiches,
- Spendenwesen, Spendenerfassung, Spendenverwendung,
- Wirksamkeit der ordensinternen Prüfungsorgane,
- Controlling/ ordensinternes Kontrollwesen,
- Abgrenzung von Ordensvermögen und Vermögen der Einrichtungen und wirtschaftlichen Geschäftsbetriebe,
- Korrekte steuerliche Erfassung aller steuerpflichtigen Umsätze,
- Unterdeckung (Versicherungen, Haftung, etc.),
- Früherkennung von Risiken/ Fehlentwicklungen – Risikomanagement,
- Ordnungsmäßigkeit der Geschäftsführung,
- u.a.

## 6. Selbstverpflichtung

Verschiedene Rechtsformen (Vereine, GmbH u.a.) sind dem Staat gegenüber zwar zu einer gewissen Rechnungslegung verpflichtet und bedienen sich dazu häufig externer Wirtschaftsprüfungsinstitute, jedoch reicht dies für unsere Zwecke nicht aus. Erst recht nicht für Körperschaften des öffentlichen Rechtes, für die es bisher keine Verpflichtung zur externen Prüfung gibt.
Aus diesen Gründen, wie auch zur eigenen Sicherheit schlagen die Vorstände von AGCEP und AGÖ den Vollversammlungen von VDO, VOB und VOD vor, eine Beschlussempfehlung zu verabschieden, nach der sich Ordensgemeinschaften zu einer externen Wirtschaftsprüfung verpflichten und mit der das ernsthafte Bemühen dokumentiert und glaubwürdig gemacht wird, wirtschaftliche Schieflagen und Zusammenbrüche verhindern zu wollen und aktiv an der Gestaltung einer soliden wirtschaftlichen Situation verantwortlich mit zu wirken.
Wir empfehlen eine Selbstverpflichtung zu einer externen Wirtschaftsprüfung, denn sie ist:

a) eine Hilfe zu aktueller wirtschaftlicher Standortbestimmung und Steuerung,
b) ein Instrument zur Vermeidung von wirtschaftlichen Miseren,
c) ein Planinstrument in eine verantwortete wirtschaftliche Zukunft,
d) eine beständige Qualitätsanforderung,
e) ein wirksames Kontrollinstrument,
f) der Nachweis einer wirtschaftlich verantworteten Handlungsweise.

Die Vorsitzende der AGÖ, Sr. Josefia, hat in ihrem Statement vor den Oberinnen der Schwesterngemeinschaften Controlling wie folgt zusammenfassend beschrieben:
„Controlling bedeutet Kontrolle im Sinne

- von Transparenz in das eigene verwaltungstechnische Handeln
- zukunftsorientierte Auswertung der Daten der Vergangenheit
- Planungsinstrument als Voraussetzung für die Optimierung anstehender Entscheidungen"

Diese gelungene Deutung von Controlling verdeutlicht Sinn und Effizienz einer Selbstverpflichtung nicht nur für andere, sondern auch für die eigene Gemeinschaft.

*P. Rüdiger Kiefer SAC ist Provinzprokurator der Norddeutschen Provinz der Pallottiner in Limburg und seit 2001 Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der Cellerare und Prokuratoren (AGCEP).*

[1] Statement für die VDO-Vollversammlung vom 29.6.-01.7.2003

[2] Eine Wirtschaftsprüfung kennt drei Formen der Überprüfung:

a. die Erstellung (kleinste Form der Überprüfung). Grundlage ist hierbei die Buchhaltung der Einrichtung oder die vom Steuerberater oder Wirtschaftsprüfinstitut selbst geführte Buchhaltung. Da niemand sich selbst prüfen kann, werden in solchen Fällen im Rahmen der Wirtschaftsprüfung die Jahresabschlüsse verprobt und evtl. Plausibilitätskontrollen erstellt und durchgeführt. Die Bestätigung einer Erstellung erfolgt in Form einer „Bescheinigung" (zur Vorlage beim Finanzamt, bei Banken etc.)
b. die eingeschränkte Prüfung (Limited Review). Grundlage der Prüfung ist die ausschließlich von der Einrichtung selbst geführte Buchhaltung.Die Bestätigung einer eingeschränkten Prüfung erfolgt in Form einer „erweiterten Bescheinigung" (zur Vorlage beim Finanzamt, bei Banken etc.)
c. die volle Prüfung. Sie umfasst eine vollumfängliche Prüfung der Jahresabschlüsse der Buchhaltung bzw. der Jahresrechnung. Je nach Satzungsvermerk kann die volle Prüfung zwingend vorgeschrieben sein oder freiwillig erfolgen. Die Bestätigung einer vollen Prüfung erfolgt in Form eines „Testates" (zur Vorlage beim Finanzamt, bei Banken etc.)
In allen drei Prüfungsarten kann der Umfang der Prüfung individuell festgelegt werden. Die Intensität der Prüfung wird bestimmt vom Bestätigungsvermerk („Bescheinigung", „erweiterte Bescheinigung", „Testat"). Je höherwertiger die Bestätigung, desto höher ist auch die Haftung der Wirtschaftsprüfer für die Ordnungsmäßigkeit der Prüfung.)

Wolfgang Schumacher

# Orden und kirchlicher Datenschutz

*Novellierte Fassung der Anordnung über den kirchlichen Datenschutz*

Die Vollversammlung des Verbandes der Diözesen Deutschlands (VDD) hat in ihrer Sitzung vom 23. Juni 2003 die Novellierung der *Anordnung über den kirchlichen Datenschutz (KDO)* und der entsprechenden *Durchführungsverordnung* verabschiedet mit der Empfehlung, sie in den Bistümern und anderen zuständigen kirchlichen Stellen in Kraft zu setzen. Damit wurde das kirchliche Datenschutzrecht auf eine neue Grundlage gestellt und die bisher geltende kirchliche Datenschutzordnung aus dem Jahre 1993 abgelöst.

Mit der Neufassung der kirchlichen Datenschutzordnung haben die Bischöfe der Bundesrepublik Deutschland die Anpassung des Datenschutzes in ihren Bistümern an die geänderte Gesetzeslage vollzogen. Der Handlungsbedarf für eine Änderung der kirchlichen Datenschutzordnung ergab sich aus der Novellierung des Bundesdatenschutzgesetzes (BDSG) vom 23. Mai 2001, welche ihrerseits die Richtlinie 95/46/EG des Europäischen Parlaments und des Rates vom 24. Oktober 1995 umsetzte (EG-Datenschutzrichtlinie). Ziel der Europäischen Datenschutzrichtlinie ist die Vereinheitlichung der Voraussetzungen für die Datenerhebung, -verarbeitung und -nutzung im EU-Raum.

Die Ordensgemeinschaften, Abteien und selbständigen Priorate päpstlichen Rechts sind Teil der katholischen Kirche, jedoch unbeschadet ihrer zivilen Rechtsform selbständige rechtliche Körperschaften, die nicht der Jurisdiktion der Diözesanbischöfe unterstehen. Damit in ihrem Bereich auch künftig nicht die Regelungen des staatlichen, sondern des kirchlichen Datenschutzrechtes gelten, müssen sie die für den Bereich der verfassten Kirche und ihrer Einrichtungen geltende novellierte Datenschutzanordnung für ihren jeweiligen Jurisdiktionsbereich – d.h. für ihre Körperschaften und die dazugehörigen Einrichtungen und Stellen – rechtswirksam erlassen. Für Ordensgemeinschaften bischöflichen Rechts und ihre abhängigen Häuser und Einrichtungen gilt die vom jeweiligen Diözesanbischof für seinen Jurisdiktionsbereich erlassene und im Amtsblatt seiner Diözese veröffentlichte diözesane Fassung der „Anordnung über den kirchlichen Datenschutz" (KDO).

Nachfolgend wird die Ordensversion der Anordnung über den kirchlichen Datenschutz (KDO) abgedruckt, die bis auf die neu zu fassende Festlegung des Geltungsbereichs und die ordensüblichen Zuständigkeitsregelungen vollständig der Anordnung über den kirchlichen Datenschutz (KDO) des Verbandes der Diözesen Deutschlands in der Beschlussfassung vom 23.06.2003 entspricht. Diese Ordensversion der Anordnung über den kirchlichen Datenschutz (KDO) ist von den zuständigen Ordensgremien – z. B. Provinzrat – zu beschließen und vom Höheren Ordensoberen für seinen Jurisdiktionsbereich inklusive der abhängigen Häuser und Einrichtungen unabhängig von deren ziviler Rechtsform in Kraft zu setzen.

# Anordnung über den kirchlichen Datenschutz – KDO (Ordensversion)

*Neufassung gemäß dem Beschluss der Mitgliederversammlung der VOD vom 11.06. 2003 und der Mitgliederversammlung der VDO und VOB vom 30.06.2003*

## Präambel

Aufgabe der Datenverarbeitung im kirchlichen Bereich ist es, die Tätigkeit der Dienststellen und Einrichtungen der Katholischen Kirche zu fördern. Dabei muss gewährleistet sein, dass der einzelne durch den Umgang mit seinen personenbezogenen Daten in seinem Persönlichkeitsrecht geschützt wird. Aufgrund des Rechtes der Katholischen Kirche, ihre Angelegenheiten selbst zu regeln, wird zu diesem Zweck die folgende Anordnung erlassen:

## § 1
## Zweck und Anwendungsbereich

(1) Zweck dieser Anordnung ist es, den einzelnen davor zu schützen, dass er durch den Umgang mit seinen personenbezogenen Daten in seinem Persönlichkeitsrecht beeinträchtigt wird.
(2) Diese Anordnung gilt für die Erhebung, Verarbeitung und Nutzung personenbezogener Daten durch:
Ordensgemeinschaften und selbständige Klöster päpstlichen Rechts und die von ihnen ganz oder mehrheitlich getragenen Werke und Einrichtungen ohne Rücksicht auf ihre zivile Rechtsform.
(3) Soweit besondere kirchliche oder staatliche Rechtsvorschriften auf personenbezogene Daten einschließlich deren Veröffentlichung anzuwenden sind, gehen sie den Vorschriften dieser Anordnung vor. Die Verpflichtung zur Wahrung des Beicht- und Seelsorgegeheimnisses, anderer gesetzlicher Geheimhaltungspflichten oder von anderen Berufs – oder besonderen Amtsgeheimnissen, die nicht auf gesetzlichen Vorschriften beruhen, bleibt unberührt.

## § 2
## Begriffsbestimmungen

(1) Personenbezogene Daten sind Einzelangaben über persönliche oder sachliche Verhältnisse einer bestimmten oder bestimmbaren natürlichen Person (Betroffener).
(2) Automatisierte Verarbeitung ist die Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung personenbezogener Daten unter Einsatz von Datenverarbeitungsanlagen. Eine nicht automatisierte Datei ist jede nicht automatisierte Sammlung personenbezogener Daten, die gleichartig aufgebaut ist und nach bestimmten Merkmalen zugänglich ist und ausgewertet werden kann.
(3) Erheben ist das Beschaffen von Daten über den Betroffenen.
(4) Verarbeiten ist das Speichern, Verändern, Übermitteln, Sperren und Löschen personenbezogener Daten. Im einzelnen ist, ungeachtet der dabei angewendeten Verfahren,

1. Speichern das Erfassen, Aufnehmen oder Aufbewahren personenbezogener Daten auf einem Datenträger zum Zwecke ihrer weiteren Verarbeitung oder Nutzung,
2. Verändern das inhaltliche Umgestalten gespeicherter personenbezogener Daten,
3. Übermitteln das Bekanntgeben gespeicherter oder durch Datenverarbeitung gewonnener personenbezogener Daten an einen Dritten in der Weise, dass
   a) die Daten an den Dritten weitergegeben werden oder
   b) der Dritte zur Einsicht oder zum Abruf bereitgehaltene Daten einsieht oder abruft,
4. Sperren das Kennzeichnen gespeicherter personenbezogener Daten, um ihre weitere Verarbeitung oder Nutzung einzuschränken,
5. Löschen das Unkenntlichmachen gespeicherter personenbezogener Daten.

(5) Nutzen ist jede Verwendung personenbezogener Daten, soweit es sich nicht um Verarbeitung handelt.
(6) Anonymisieren ist das Verändern personenbezogener Daten derart, dass die Einzelangaben über persönliche oder sachliche Verhältnisse nicht mehr oder nur mit einem unverhältnismäßig großen Aufwand an Zeit, Kosten und Arbeitskraft einer bestimmten oder bestimmbaren natürlichen Person zugeordnet werden können.
(7) Pseudonymisieren ist das Ersetzen des Namens und anderer Identifikationsmerkmale durch ein Kennzeichen zu dem Zweck, die Bestimmung des Betroffenen auszuschließen oder wesentlich zu erschweren.
(8) Verantwortliche Stelle ist jede Person oder Stelle, die personenbezogene Daten für sich selbst erhebt, verarbeitet oder nutzt oder dies durch andere im Auftrag vornehmen lässt.
(9) Empfänger ist jede Person oder Stelle, die Daten erhält. Dritter ist jede Person oder Stelle außerhalb der verantwortlichen Stelle. Dritte sind nicht der Betroffene sowie diejenigen Personen und Stellen, die im Geltungsbereich dieser Anordnung personenbezogene Daten im Auftrag erheben, verarbeiten oder nutzen.
(10) Besondere Arten personenbezogener Daten sind Angaben über die rassische und ethnische Herkunft, politische Meinungen, religiöse oder philosophische Überzeugungen, Gewerkschaftszugehörigkeit, Gesundheit oder Sexualleben. Dazu gehört nicht die Zugehörigkeit zu einer Kirche oder sonstigen Religionsgemeinschaft.
(11) Mobile personenbezogene Speicher- und Verarbeitungsmedien sind Datenträger,
1. die an den Betroffenen ausgegeben werden,
2. auf denen personenbezogene Daten über die Speicherung hinaus durch die ausgebende oder eine andere Stelle automatisiert verarbeitet werden können und
3. bei denen der Betroffene diese Verarbeitung nur durch den Gebrauch des Mediums beeinflussen kann.

## § 2 a
## Datenvermeidung und Datensparsamkeit

Gestaltung und Auswahl von Datenverarbeitungssystemen haben sich an dem Ziel auszurichten, keine oder so wenig personenbezogene Daten wie möglich zu erheben, zu verarbeiten oder zu nutzen. Insbesondere ist von den Möglichkeiten der Anonymisierung und Pseudonymisierung Gebrauch zu machen, soweit dies möglich ist und der Aufwand in einem angemessenem Verhältnis zu dem angestrebten Schutzzweck steht.

## § 3
## Zulässigkeit der Datenerhebung, -verarbeitung oder -nutzung

(1) Die Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung personenbezogener Daten ist nur zulässig, soweit
1. diese Anordnung oder eine andere kirchliche oder eine staatliche Rechtsvorschrift sie erlaubt oder anordnet oder
2. der Betroffene eingewilligt hat.

(2) Wird die Einwilligung bei dem Betroffenen eingeholt, ist er auf den Zweck der Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung sowie, soweit nach den Umständen des Einzelfalles erforderlich oder auf Verlangen auf die Folgen der Verweigerung der Einwilligung hinzuweisen. Die Einwilligung ist nur wirksam, wenn sie auf der freien Entscheidung des Betroffenen beruht. Sie bedarf der Schriftform, soweit nicht wegen besonderer Umstände eine andere Form angemessen ist. Soll die Einwilligung zusammen mit anderen Erklärungen schriftlich erteilt werden, ist die Einwilligungserklärung im äußeren Erscheinungsbild der Erklärung hervorzuheben.
(3) Im Bereich der wissenschaftlichen Forschung liegt ein besonderer Umstand im Sinne von Abs. 2 Satz 3 auch dann vor, wenn durch die Schriftform der bestimmte Forschungszweck erheblich beeinträchtigt würde. In diesem Fall sind der Hinweis nach Abs. 2 Satz 1 und die Gründe, aus denen sich die

erhebliche Beeinträchtigung des bestimmten Forschungszweckes ergibt, schriftlich festzuhalten.
(4) Soweit besondere Arten personenbezogener Daten (§ 2 Abs. 10) erhoben, verarbeitet oder genutzt werden, muss sich die Einwilligung darüber hinaus ausdrücklich auf diese Daten beziehen.

### § 3 a
### Meldepflicht und Verzeichnis

(1) Die in § 1 Abs. 2 genannten Stellen sind verpflichtet, Verfahren automatisierter Verarbeitung vor Inbetriebnahme dem Ordensdatenschutzbeauftragten zu melden.
(2) Die Meldung hat folgende Angaben zu enthalten
1. Name und Anschrift der verantwortlichen Stelle,
2. Vorstände, Geschäftsführer oder sonstige gesetzliche oder nach der Verfassung der Stelle berufene Leiter und die mit der Leitung der Datenverarbeitung beauftragten Personen,
3. Zweckbestimmungen der Datenerhebung, -verarbeitung oder -nutzung,
4. eine Beschreibung der betroffenen Personengruppen und der diesbezüglichen Daten oder Datenkategorien,
5. Empfänger oder Kategorien von Empfängern, denen die Daten mitgeteilt werden können,
6. Regelfristen für die Löschung der Daten,
7. eine geplante Datenübermittlung ins Ausland,
8. eine allgemeine Beschreibung, die es ermöglicht, vorläufig zu beurteilen, ob die Maßnahmen nach § 6 KDO zur Gewährleistung der Sicherheit der Bearbeitung angemessen sind,
9. zugriffsberechtigte Personen.

(3) Die Meldepflicht entfällt, wenn für die verantwortliche Stelle ein betrieblicher Datenschutzbeauftragter nach § 18 a bestellt wurde oder bei ihr höchstens zehn Personen mit der Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung personenbezogener Daten betraut sind.
(4) Die Angaben nach Abs. 2 sind von der kirchlichen Stelle in einem Verzeichnis vorzuhalten. Sie macht die Angaben nach Abs. 2 Nr. 1 bis 7 auf Antrag jedermann in geeigneter Weise verfügbar, der ein berechtigtes Interesse nachweist.

### § 4
### Datengeheimnis

Den bei der Datenverarbeitung tätigen Personen ist untersagt, personenbezogene Daten unbefugt zu erheben, zu verarbeiten oder zu nutzen (Datengeheimnis). Diese Personen sind bei der Aufnahme ihrer Tätigkeit auf das Datengeheimnis schriftlich zu verpflichten. Das Datengeheimnis besteht auch nach Beendigung ihrer Tätigkeit fort.

### § 5
### Unabdingbare Rechte des Betroffenen

(1) Die Rechte des Betroffenen auf Auskunft (§ 13) und auf Berichtigung, Löschung oder Sperrung (§ 14) können nicht durch Rechtsgeschäft ausgeschlossen oder beschränkt werden.
(2) Sind die Daten des Betroffenen automatisiert in einer Weise gespeichert, dass mehrere Stellen speicherungsberechtigt sind, und ist der Betroffene nicht in der Lage, festzustellen, welche Stelle die Daten gespeichert hat, so kann er sich an jede dieser Stellen wenden. Diese ist verpflichtet, das Vorbringen des Betroffenen an die Stelle, die die Daten gespeichert hat, weiterzuleiten. Der Betroffene ist über die Weiterleitung und jene Stelle zu unterrichten.

### § 5 a
### Beobachtung öffentlich zugänglicher Räume mit optisch-elektronischen Einrichtungen

(1) Die Beobachtung öffentlich zugänglicher Räume mit optisch-elektronischen Einrich-

tungen (Videoüberwachung) ist nur zulässig, soweit sie

1. zur Aufgabenerfüllung oder zur Wahrnehmung des Hausrechts oder
2. zur Wahrnehmung berechtigter Interessen für konkret festgelegte Zwecke

erforderlich ist und keine Anhaltspunkte bestehen, dass schutzwürdige Interessen der Betroffenen überwiegen.

(2) Der Umstand der Beobachtung und die verantwortliche Stelle sind durch geeignete Maßnahmen erkennbar zu machen.

(3) Die Verarbeitung oder Nutzung von nach Absatz 1 erhobenen Daten ist zulässig, wenn sie zum Erreichen des verfolgten Zwecks erforderlich ist und keine Anhaltspunkte bestehen, dass schutzwürdige Interessen der Betroffenen überwiegen.

(4) Werden durch Videoüberwachung erhobene Daten einer bestimmten Person zugeordnet, ist diese über eine Verarbeitung oder Nutzung entsprechend § 13 a zu benachrichtigen.

(5) Die Daten sind unverzüglich zu löschen, wenn sie zur Erreichung des Zwecks nicht mehr erforderlich sind oder schutzwürdige Interessen der Betroffenen einer weiteren Speicherung entgegenstehen.

## § 5 b
## Mobile personenbezogene Speicher- und Verarbeitungsmedien

(1) Die Stelle, die ein mobiles personenbezogenes Speicher- und Verarbeitungsmedium ausgibt oder ein Verfahren zur automatisierten Verarbeitung personenbezogener Daten, das ganz oder teilweise auf einem solchen Medium abläuft, auf das Medium aufbringt, ändert oder hierzu bereithält, muss den Betroffenen

1. über ihre Identität und Anschrift,
2. in allgemein verständlicher Form über die Funktionsweise des Mediums einschließlich der Art der zu verarbeitenden personenbezogenen Daten,
3. darüber, wie er seine Rechte nach den §§ 13 und 14 ausüben kann, und über die bei Verlust oder Zerstörung des Mediums zu treffenden Maßnahmen

unterrichten, soweit der Betroffene nicht bereits Kenntnis erlangt hat.

(2) Die nach Absatz 1 verpflichtete Stelle hat dafür Sorge zu tragen, dass die zur Wahrnehmung des Auskunftsrechts erforderlichen Geräte oder Einrichtungen in angemessenem Umfang zum unentgeltlichen Gebrauch zur Verfügung stehen.

(3) Kommunikationsvorgänge, die auf dem Medium eine Datenverarbeitung auslösen, müssen für den Betroffenen eindeutig erkennbar sein.

## § 6
## Technische und organisatorische Maßnahmen

Kirchliche Stellen im Geltungsbereich des § 1 Abs. 2, die selbst oder im Auftrag personenbezogene Daten erheben, verarbeiten oder nutzen, haben die technischen und organisatorischen Maßnahmen zu treffen, die erforderlich sind, um die Ausführung der Vorschriften dieser Anordnung, insbesondere die in der Anlage zu dieser Anordnung genannten Anforderungen zu gewährleisten. Erforderlich sind Maßnahmen nur, wenn ihr Aufwand in einem angemessenen Verhältnis zu dem angestrebten Schutzzweck steht.

## § 7
## Einrichtung automatisierter Abrufverfahren

(1) Die Einrichtung eines automatisierten Verfahrens, das die Übermittlung personenbezogener Daten durch Abruf ermöglicht, ist zulässig, soweit dieses Verfahren unter Berücksichtigung der schutzwürdigen Interessen der Betroffenen und der Aufgaben oder Geschäftszwecke der beteiligten Stellen angemessen ist. Die Vorschriften über die Zulässigkeit des einzelnen Abrufes bleiben unberührt.

(2) Die beteiligten Stellen haben zu gewährleisten, dass die Zulässigkeit des Abrufverfahrens kontrolliert werden kann. Hierzu haben sie schriftlich festzulegen:
1. Anlass und Zweck des Abrufverfahrens,
2. Dritte, an die übermittelt wird,
3. Art der zu übermittelnden Daten,
4. nach § 6 erforderliche technische und organisatorische Maßnahmen.

(3) Über die Einrichtung von Abrufverfahren ist der Ordensdatenschutzbeauftragte unter Mitteilung der Festlegungen des Abs. 2 zu unterrichten.

(4) Die Verantwortung für die Zulässigkeit des einzelnen Abrufs trägt der Dritte, an den übermittelt wird. Die speichernde Stelle prüft die Zulässigkeit der Abrufe nur, wenn dazu Anlass besteht. Die speichernde Stelle hat zu gewährleisten, dass die Übermittlung personenbezogener Daten zumindest durch geeignete Stichprobenverfahren festgestellt und überprüft werden kann. Wird ein Gesamtbestand personenbezogener Daten abgerufen oder übermittelt (Stapelverarbeitung), so bezieht sich die Gewährleistung der Feststellung und Überprüfung nur auf die Zulässigkeit des Abrufes oder der Übermittlung des Gesamtbestandes.

(5) Die Absätze 1 bis 4 gelten nicht für den Abruf allgemein zugänglicher Daten. Allgemein zugänglich sind Daten, die jedermann, sei es ohne oder nach vorheriger Anmeldung, Zulassung oder Entrichtung eines Entgelts nutzen kann.

## § 8
## Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung personenbezogener Daten im Auftrag

(1) Werden personenbezogene Daten im Auftrag durch andere Stellen erhoben, verarbeitet oder genutzt, ist der Auftraggeber für die Einhaltung der Vorschriften dieser Anordnung und anderer Vorschriften über den Datenschutz verantwortlich. Die in § 5 genannten Rechte sind ihm gegenüber geltend zu machen.

(2) Der Auftragnehmer ist unter besonderer Berücksichtigung der Eignung der von ihm getroffenen technischen und organisatorischen Maßnahmen sorgfältig auszuwählen. Der Auftrag ist schriftlich zu erteilen, wobei die Datenerhebung (§ 2 Abs. 3), Datenverarbeitung (§ 2 Abs. 4) oder -nutzung (§ 2 Abs. 5), die technischen und organisatorischen Maßnahmen (§ 6) und etwaige Unterauftragsverhältnisse festzulegen sind. Der Auftraggeber hat sich von der Einhaltung der beim Auftragnehmer getroffenen technischen und organisatorischen Maßnahmen zu überzeugen.

(3) Der Auftragnehmer darf die Daten nur im Rahmen der Weisungen des Auftraggebers erheben, verarbeiten oder nutzen. Ist er der Ansicht, dass eine Weisung des Auftraggebers gegen diese Anordnung oder andere Vorschriften über den Datenschutz verstößt, hat er den Auftraggeber unverzüglich darauf hinzuweisen.

(4) Die Absätze 1 bis 3 gelten entsprechend, wenn die Prüfung oder Wartung automatisierter Verfahren oder von Datenverarbeitungsanlagen durch andere Stellen im Auftrag vorgenommen wird und dabei ein Zugriff auf personenbezogene Daten nicht ausgeschlossen werden kann

## § 9
## Datenerhebung

(1) Das Erheben personenbezogener Daten ist zulässig, wenn ihre Kenntnis zur Erfüllung der Aufgaben der verantwortlichen Stellen erforderlich ist.

(2) Personenbezogene Daten sind beim Betroffenen zu erheben. Ohne seine Mitwirkung dürfen sie nur erhoben werden, wenn
1. eine Rechtsvorschrift dies vorsieht oder zwingend voraussetzt oder
2. a) die zu erfüllende Aufgabe ihrer Art nach eine Erhebung bei anderen Personen oder Stellen erforderlich macht oder
   b) die Erhebung beim Betroffenen einen unverhältnismäßigen Aufwand erfordern würde

und keine Anhaltspunkte dafür bestehen, dass überwiegende schutzwürdige Interessen des Betroffenen beeinträchtigt werden.

(3) Werden personenbezogene Daten beim Betroffenen erhoben, so ist er, sofern er nicht bereits auf andere Weise Kenntnis erlangt hat, von der verantwortlichen Stelle über

1. die Identität der verantwortlichen Stelle,
2. die Zweckbestimmung der Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung und
3. die Kategorien von Empfängern nur, soweit der Betroffene nach den Umständen des Einzelfalles nicht mit der Übermittlung an diese rechnen muss,

zu unterrichten. Werden sie beim Betroffenen aufgrund einer Rechtsvorschrift erhoben, die zur Auskunft verpflichtet, oder ist die Erteilung der Auskunft Voraussetzung für die Gewährung von Rechtsvorteilen, so ist der Betroffene hierauf sonst auf die Freiwilligkeit seiner Angaben hinzuweisen. Soweit nach den Umständen des Einzelfalles erforderlich oder auf Verlangen ist er über die Rechtsvorschrift und über die Folgen der Verweigerung von Angaben aufzuklären.

(4) Werden personenbezogene Daten statt beim Betroffenen bei einer nichtkirchlichen Stelle erhoben, so ist die Stelle auf die Rechtsvorschrift, die zur Auskunft ermächtigt, sonst auf die Freiwilligkeit ihrer Angaben, hinzuweisen.

(5) Das Erheben besonderer Arten personenbezogener Daten (§ 2 Abs. 10) ist nur zulässig, soweit

1. eine Rechtsvorschrift dies vorsieht oder dies aus Gründen eines wichtigen öffentlichen Interesses zwingend erforderlich ist,
2. der Betroffene nach Maßgabe des § 3 Abs. 4 eingewilligt hat,
3. dies zum Schutz lebenswichtiger Interessen des Betroffenen oder eines Dritten erforderlich ist, sofern der Betroffene aus physischen oder rechtlichen Gründen außerstande ist, seine Einwilligung zu geben,
4. es sich um Daten handelt, die der Betroffene offenkundig öffentlich gemacht hat oder es zur Geltendmachung, Ausübung oder Verteidigung rechtlicher Ansprüche vor Gericht erforderlich ist,
5. dies zur Abwehr einer erheblichen Gefahr für die öffentliche Sicherheit erforderlich ist oder dies zur Abwehr erheblicher Nachteile für das Gemeinwohl oder zur Wahrung erheblicher Belange des Gemeinwohls zwingend erforderlich ist,
6. der Auftrag der Kirche oder die Glaubwürdigkeit ihres Dienstes dies erfordert,
7. dies zum Zweck der Gesundheitsvorsorge, der medizinischen Diagnostik, der Gesundheitsversorgung oder Behandlung oder für die Verwaltung von Gesundheitsdiensten erforderlich ist und die Verarbeitung dieser Daten durch ärztliches Personal oder durch sonstige Personen erfolgt, die einer entsprechenden Geheimhaltungspflicht unterliegen,
8. dies zur Durchführung wissenschaftlicher Forschung erforderlich ist, das wissenschaftliche Interesse an der Durchführung des Forschungsvorhabens das Interesse des Betroffenen an dem Ausschluss der Erhebung erheblich überwiegt und der Zweck der Forschung auf andere Weise nicht oder nur mit unverhältnismäßigem Aufwand erreicht werden kann,
9. dies zur Eingehung, Durchführung, Beendigung oder Abwicklung des Dienst- oder Arbeitsverhältnisses erforderlich ist.

## § 10
## Datenspeicherung, -veränderung und -nutzung

(1) Das Speichern, Verändern oder Nutzen personenbezogener Daten ist zulässig, wenn es zur Erfüllung der in der Zuständigkeit der verantwortlichen Stelle liegenden Aufgaben erforderlich ist und es für die Zwecke erfolgt, für die die Daten erhoben worden sind. Ist keine Erhebung vorausgegangen, dürfen die Daten nur für die Zwecke geändert oder genutzt werden, für die sie gespeichert worden sind.

(2) Das Speichern, Verändern oder Nutzen für andere Zwecke ist nur zulässig, wenn

1. eine Rechtsvorschrift dies vorsieht oder zwingend voraussetzt und kirchliche Interessen nicht entgegenstehen,
2. der Betroffene eingewilligt hat,
3. offensichtlich ist, dass es im Interesse des Betroffenen liegt und kein Grund zu der Annahme besteht, dass er in Kenntnis des anderen Zwecks seine Einwilligung verweigern würde,
4. Angaben des Betroffenen überprüft werden müssen, weil tatsächliche Anhaltspunkte für deren Unrichtigkeit bestehen,
5. die Daten allgemein zugänglich sind oder die verantwortliche Stelle sie veröffentlichen dürfte, es sei denn, dass das schutzwürdige Interesse des Betroffenen an dem Ausschluss der Zweckänderung offensichtlich überwiegt,
6. es zur Abwehr einer Gefahr für die öffentliche Sicherheit oder erheblicher Nachteile für das Gemeinwohl oder zur Wahrung erheblicher Belange des Gemeinwohls erforderlich ist,
7. es zur Verfolgung von Straftaten oder Ordnungswidrigkeiten, zur Vollstreckung oder zum Vollzug von Strafen oder Maßnahmen im Sinne des § 11 Abs. 1 Nr. 8 des Strafgesetzbuches oder von Erziehungsmaßregeln oder Zuchtmitteln im Sinne des Jugendgerichtsgesetzes oder zur Vollstreckung von Bußgeldentscheidungen erforderlich ist,
8. es zur Abwehr einer schwerwiegenden Beeinträchtigung der Rechte einer anderen Person erforderlich ist oder
9. es zur Durchführung wissenschaftlicher Forschung erforderlich ist, das wissenschaftliche Interesse an der Durchführung des Forschungsvorhabens das Interesse des Betroffenen an dem Ausschluss der Zweckänderung erheblich überwiegt und der Zweck der Forschung auf andere Weise nicht oder nur mit unverhältnismäßigem Aufwand erreicht werden kann.
10. der Auftrag der Kirche oder die Glaubwürdigkeit ihres Dienstes dies erfordert.

(3) Eine Verarbeitung oder Nutzung für andere Zwecke liegt nicht vor, wenn sie der Wahrnehmung von Aufsichts- und Kontrollbefugnissen, der Rechnungsprüfung oder der Durchführung von Organisationsuntersuchungen für die verantwortliche Stelle dient. Das gilt auch für die Verarbeitung oder Nutzung zu Ausbildungs- und Prüfungszwecken durch die verantwortliche Stelle, soweit nicht überwiegende schutzwürdige Interessen des Betroffenen entgegenstehen.

(4) Personenbezogene Daten, die ausschließlich zu Zwecken der Datenschutzkontrolle, der Datensicherung oder zur Sicherstellung eines ordnungsgemäßen Betriebes einer Datenverarbeitungsanlage gespeichert werden, dürfen nur für diese Zwecke verwendet werden.

(5) Das Speichern, Verändern oder Nutzen von besonderen Arten personenbezogener Daten (§ 2 Abs. 10) für andere Zwecke ist nur zulässig, wenn

1. die Voraussetzungen vorliegen, die eine Erhebung nach § 9 Abs. 5 Nr. 1 bis 6 oder 9 zulassen würden oder
2. dies zur Durchführung wissenschaftlicher Forschung erforderlich ist, das kirchliche Interesse an der Durchführung des Forschungsvorhabens das Interesse des Betroffenen an dem Ausschluss der Zweckänderung erheblich überwiegt und der Zweck der Forschung auf andere Weise nicht oder nur mit unverhältnismäßigem Aufwand erreicht werden kann.

Bei der Abwägung nach Satz 1 Nr. 2 ist im Rahmen des kirchlichen Interesses das wissenschaftliche Interesse an dem Forschungsvorhaben besonders zu berücksichtigen.

(6) Die Speicherung, Veränderung oder Nutzung von besonderen Arten personenbezogener Daten (§ 2 Abs. 10) zu den in § 9 Abs. 5 Nr. 7 genannten Zwecken richtet sich nach den für die in § 9 Abs. 5 Nr. 7 genannten Personen geltenden Geheimhaltungspflichten.

## § 11
## Datenübermittlung an kirchliche und öffentliche Stellen

(1) Die Übermittlung personenbezogener Daten an
(a) Stellen im Geltungsbereich des § 1
(b) (Erz-)Bistümer, Kirchengemeinden, Kirchenstiftungen und Kirchengemeindeverbände,
(c) den Deutschen Caritasverband, die Diözesancaritasverbände, ihre Untergliederungen und ihre Fachverbände ohne Rücksicht auf ihre Rechtsform,
(d) kirchliche Körperschaften, Stiftungen, Anstalten, Werke und Einrichtungen und die sonstigen kirchlichen rechtsträger ohne Rücksicht auf ihre Rechtsform

ist zulässig, wenn
1. sie zur Erfüllung der in der Zuständigkeit der übermittelnden Stelle oder der empfangenden kirchlichen Stelle liegenden Aufgaben erforderlich ist und
2. die Voraussetzungen vorliegen, die eine Nutzung nach § 10 zulassen würden.

(2) Die Verantwortung für die Zulässigkeit der Übermittlung trägt die übermittelnde Stelle. Erfolgt die Übermittlung auf Ersuchen der empfangenden kirchlichen Stelle, trägt diese die Verantwortung. In diesem Falle prüft die übermittelnde Stelle nur, ob das Übermittlungsersuchen im Rahmen der Aufgaben der empfangenden kirchlichen Stelle liegt, es sei denn, dass besonderer Anlass zur Prüfung der Zulässigkeit der Übermittlung besteht. § 7 Abs. 4 bleibt unberührt.
(3) Die empfangende kirchliche Stelle darf die übermittelten Daten für den Zweck verarbeiten oder nutzen, zu dessen Erfüllung sie ihr übermittelt werden. Eine Verarbeitung oder Nutzung für andere Zwecke ist nur unter den Voraussetzungen des § 10 Abs. 2 zulässig
(4) Für die Übermittlung personenbezogener Daten an öffentliche Stellen und an kirchliche Stellen außerhalb des Geltungsbereichs des § 1 gelten die Abs. 1-3 entsprechend, sofern sichergestellt ist, dass bei dem Empfänger ausreichende Datenschutzmaßnahmen getroffen werden.
(5) Sind mit personenbezogenen Daten, die nach Abs. 1 übermittelt werden dürfen, weitere personenbezogene Daten des Betroffenen oder eines Dritten in Akten so verbunden, dass eine Trennung nicht oder nur mit unvertretbarem Aufwand möglich ist, so ist die Übermittlung auch dieser Daten zulässig, soweit nicht berechtigte Interessen des Betroffenen oder eines Dritten an deren Geheimhaltung offensichtlich überwiegen; eine Nutzung dieser Daten ist unzulässig.
(6) Abs. 5 gilt entsprechend, wenn personenbezogene Daten innerhalb einer kirchlichen Stelle weitergegeben werden.

## § 12
## Datenübermittlung an nicht-kirchliche und nicht-öffentliche Stellen

(1) Die Übermittlung personenbezogener Daten an nicht kirchliche Stellen, nicht öffentliche Stellen oder Personen ist zulässig, wenn
1. sie zur Erfüllung der in der Zuständigkeit der übermittelnden Stelle liegenden Aufgaben erforderlich ist und die Voraussetzungen vorliegen, die eine Nutzung nach § 10 zulassen würden, oder
2. der Dritte, an den die Daten übermittelt werden, ein berechtigtes Interesse an der Kenntnis der zu übermittelnden Daten glaubhaft darlegt und der Betroffene kein schutzwürdiges Interesse an dem Ausschluss der Übermittlung hat. Das Übermitteln von besonderen Arten personenbezogener Daten (§ 2 Abs. 10) ist abweichend von Satz 1 Nr. 2 nur zulässig, wenn die Voraussetzungen vorliegen, die eine Nutzung nach § 10 Abs. 5 und 6 zulassen würden oder soweit dies zur Geltendmachung, Ausübung oder Verteidigung rechtlicher Ansprüche erforderlich ist.

(2) Die Verantwortung für die Zulässigkeit der Übermittlung trägt die übermittelnde Stelle.
(3) In den Fällen der Übermittlung nach Abs.1 Nr. 2 unterrichtet die übermittelnde Stelle

den Betroffenen von der Übermittlung seiner Daten. Dies gilt nicht, wenn damit zu rechnen ist, dass er davon auf andere Weise Kenntnis erlangt, wenn die Unterrichtung wegen der Art der personenbezogenen Daten unter Berücksichtigung der schutzwürdigen Interessen des Betroffenen nicht geboten erscheint, wenn die Unterrichtung die öffentliche Sicherheit gefährden oder dem kirchlichen Wohl Nachteile bereiten würde.
(4) Der Dritte, an den die Daten übermittelt werden, darf diese nur für den Zweck verarbeiten oder nutzen, zu dessen Erfüllung sie ihm übermittelt werden. Die übermittelnde Stelle hat ihn darauf hinzuweisen. Eine Verarbeitung oder Nutzung für andere Zwecke ist zulässig, wenn eine Übermittlung nach Absatz 1 zulässig wäre und die übermittelnde Stelle zugestimmt hat.

## § 13
## Auskunft an den Betroffenen

(1) Dem Betroffenen ist auf Antrag Auskunft zu erteilen über:
1. die zu seiner Person gespeicherten Daten, auch soweit sie sich auf die Herkunft dieser Daten beziehen,
2. die Empfänger oder Kategorien von Empfängern, an die die Daten weitergegeben werden, und
3. den Zweck der Speicherung.

In dem Antrag soll die Art der personenbezogenen Daten, über die Auskunft erteilt werden soll, näher bezeichnet werden. Sind die personenbezogenen Daten weder automatisiert noch in nicht automatisierten Dateien gespeichert, wird die Auskunft nur erteilt, soweit der Betroffene Angaben macht, die das Auffinden der Daten ermöglichen und der für die Erteilung der Auskunft erforderliche Aufwand nicht außer Verhältnis zu dem vom Betroffenen geltend gemachten Informationsinteresse steht. Die Leitung der Ordensgemeinschaft / des Klosters bestimmt das Verfahren, insbesondere die Form der Auskunftserteilung.
(2) Abs. 1 gilt nicht für personenbezogene Daten, die nur deshalb gespeichert sind, weil sie aufgrund gesetzlicher, satzungsgemäßer oder vertraglicher Aufbewahrungsvorschriften nicht gelöscht werden dürfen oder ausschließlich Zwecken der Datensicherung oder der Datenschutzkontrolle dienen und eine Auskunftserteilung einen unverhältnismäßigen Aufwand erfordern würde.
(3) Die Auskunftserteilung unterbleibt, soweit
1. die Auskunft die ordnungsgemäße Erfüllung der in der Zuständigkeit der verantwortlichen Stelle liegenden Aufgaben gefährden würde,
2. die Auskunft dem kirchlichen Wohl Nachteile bereiten würde,
3. die Auskunft die öffentliche Sicherheit oder Ordnung gefährden würde,
4. die Daten oder die Tatsache ihrer Speicherung nach einer Rechtsvorschrift oder ihrem Wesen nach, insbesondere wegen der überwiegenden berechtigten Interessen eines Dritten, geheim gehalten werden müssen

und deswegen das Interesse des Betroffenen an der Auskunftserteilung zurücktreten muss.
(4) Die Ablehnung der Auskunftserteilung bedarf einer Begründung nicht, soweit durch die Mitteilung der tatsächlichen oder rechtlichen Gründe, auf die die Entscheidung gestützt wird, der mit der Auskunftsverweigerung verfolgte Zweck gefährdet würde. In diesem Fall ist der Betroffene darauf hinzuweisen, dass er sich an den Ordensdatenschutzbeauftragten wenden kann.
(5) Wird dem Betroffenen keine Auskunft erteilt, so ist sie auf sein Verlangen dem Ordensdatenschutzbeauftragten zu erteilen, soweit nicht die Leitung der Ordensgemeinschaft / des Klosters im Einzelfall feststellt, dass dadurch das kirchliche Wohl beeinträchtigt wird. Die Mitteilung des Ordensdatenschutzbeauftragten an den Betroffenen darf keine Rückschlüsse auf den Erkenntnisstand der verantwortlichen Stelle zulas-

sen, sofern diese nicht einer weitergehenden Auskunft zustimmt.
(6) Die Auskunft ist unentgeltlich.

## § 13a
## Benachrichtigung

(1) Werden Daten ohne Kenntnis des Betroffenen erhoben, so ist er von der Speicherung, der Identität der verantwortlichen Stelle sowie über die Zweckbestimmungen der Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung zu unterrichten. Der Betroffene ist auch über die Empfänger oder Kategorien von Empfängern von Daten zu unterrichten, soweit er nicht mit der Übermittlung an diese rechnen muss. Sofern eine Übermittlung vorgesehen ist, hat die Unterrichtung spätestens bei der ersten Übermittlung zu erfolgen.
(2) Eine Pflicht zur Benachrichtigung besteht nicht, wenn
1. der Betroffene auf andere Weise Kenntnis von der Speicherung oder der Übermittlung erlangt hat,
2. die Unterrichtung des Betroffenen einen unverhältnismäßigen Aufwand erfordert oder
3. die Speicherung oder Übermittlung der personenbezogenen Daten durch eine Rechtsvorschrift ausdrücklich vorgesehen ist.

(3) § 13 Abs. 2 und 3 gelten entsprechend.

## § 14
## Berichtigung, Löschung oder Sperrung von Daten; Widerspruchsrecht

(1) Personenbezogene Daten sind zu berichtigen, wenn sie unrichtig sind. Wird festgestellt, dass personenbezogene Daten, die weder automatisiert verarbeitet noch in nicht automatisierten Dateien gespeichert sind, unrichtig sind, oder wird ihre Richtigkeit von dem Betroffenen bestritten, so ist dies in geeigneter Weise festzuhalten.
(2) Personenbezogene Daten, die automatisiert verarbeitet oder in nicht automatisierten Dateien gespeichert sind, sind zu löschen, wenn
1. ihre Speicherung unzulässig ist oder
2. ihre Kenntnis für die verantwortliche Stelle zur Erfüllung der in ihrer Zuständigkeit liegenden Aufgaben nicht mehr erforderlich ist.

(3) An die Stelle einer Löschung tritt eine Sperrung, soweit
1. einer Löschung gesetzliche, satzungsmäßige oder vertragliche Aufbewahrungsfristen entgegenstehen,
2. Grund zu der Annahme besteht, dass durch eine Löschung schutzwürdige Interessen des Betroffenen beeinträchtigt würden, oder
3. eine Löschung wegen der besonderen Art der Speicherung nicht oder nur mit unverhältnismäßig hohem Aufwand möglich ist.

(4) Personenbezogene Daten, die automatisiert verarbeitet oder in nicht automatisierten Dateien gespeichert sind, sind ferner zu sperren, soweit ihre Richtigkeit vom Betroffenen bestritten wird und sich weder die Richtigkeit noch die Unrichtigkeit feststellen lässt.
(5) Personenbezogene Daten dürfen nicht für eine automatisierte Verarbeitung oder Verarbeitung in nicht automatisierten Dateien erhoben, verarbeitet oder genutzt werden, soweit der Betroffene dieser bei der verantwortlichen Stelle widerspricht und eine Prüfung ergibt, dass das schutzwürdige Interesse des Betroffenen wegen seiner besonderen persönlichen Situation das Interesse der verantwortlichen Stelle an dieser Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung überwiegt. Satz 1 gilt nicht, wenn eine Rechtsvorschrift zur Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung verpflichtet.
(6) Personenbezogene Daten, die weder automatisiert verarbeitet noch in einer nicht automatisierten Datei gespeichert sind, sind zu sperren, wenn die verantwortliche Stelle im Einzelfall feststellt, dass ohne die Sperrung schutzwürdige Interessen des Betroffe-

nen beeinträchtigt würden und die Daten für die Aufgabenerfüllung der Behörde nicht mehr erforderlich sind.
(7) Gesperrte Daten dürfen ohne Einwilligung des Betroffenen nur übermittelt oder genutzt werden, wenn
1. es zu wissenschaftlichen Zwecken, zur Behebung einer bestehenden Beweisnot oder aus sonstigen, im überwiegenden Interesse der verantwortlichen Stelle oder eines Dritten liegenden Gründen unerlässlich ist und
2. die Daten hierfür übermittelt oder genutzt werden dürften, wenn sie nicht gesperrt wären.

(8) Von der Berichtigung unrichtiger Daten, der Sperrung bestrittener Daten sowie der Löschung oder Sperrung wegen Unzulässigkeit der Speicherung sind die Stellen zu verständigen, denen im Rahmen einer Datenübermittlung diese Daten zur Speicherung weitergegeben wurden, wenn dies keinen unverhältnismäßigen Aufwand erfordert und schutzwürdige Interessen des Betroffenen nicht entgegenstehen.

## § 15
## Anrufung des Ordensdatenschutzbeauftragten

Jedermann kann sich an den Ordensdatenschutzbeauftragten wenden, wenn er der Ansicht ist, bei der Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung seiner personenbezogenen Daten durch Stellen gemäß § 1 Abs. 2 in seinen Rechten verletzt worden zu sein.

## § 16
## Bestellung und Rechtsstellung des Ordensdatenschutzbeauftragten

(1) Der Ordensobere bestellt für seinen Jurisdiktionsbereich einen Ordensdatenschutzbeauftragten. Die Bestellung erfolgt für die Dauer von drei Jahren. Wiederbestellung ist möglich. Bei Vorliegen eines wichtigen Grundes kann der Ordensobere vorzeitig die Bestellung zurücknehmen. Auf Antrag des Beauftragten nimmt der Ordensobere die Bestellung zurück.
(2) Zum Ordensdatenschutzbeauftragten darf nur bestellt werden, wer die zur Erfüllung seiner Aufgaben erforderliche Fachkunde und Zuverlässigkeit besitzt. Er ist auf die gewissenhafte Erfüllung seiner Pflichten und die Einhaltung des kirchlichen und des für die Kirchen verbindlichen staatlichen Rechts zu verpflichten.
(3) Der Ordensdatenschutzbeauftragte ist in Ausübung seiner Tätigkeit unabhängig und nur dem kirchlichen Recht und dem für die Kirchen verbindlichen staatlichen Recht unterworfen.
(4) Der Ordensdatenschutzbeauftragte ist, auch nach Beendigung seines Auftrages, verpflichtet, über die ihm in seiner Eigenschaft als Ordensdatenschutzbeauftragtem bekannt gewordenen Angelegenheiten Verschwiegenheit zu bewahren. Dies gilt nicht für Mitteilungen im dienstlichen Verkehr oder über Tatsachen, die offenkundig sind oder ihrer Bedeutung nach keiner Geheimhaltung bedürfen.
(5) Der Ordensdatenschutzbeauftragte darf, auch wenn sein Auftrag beendet ist, über solche Angelegenheiten ohne Genehmigung des Ordensoberen weder vor Gericht noch außergerichtlich Aussagen oder Erklärungen abgeben. Die Genehmigung, als Zeuge auszusagen, wird in der Regel erteilt. Unberührt bleibt die gesetzlich begründete Pflicht, Straftaten anzuzeigen.

## § 17
## Aufgaben des Ordensdatenschutzbeauftragten

(1) Der Ordensdatenschutzbeauftragte wacht über die Einhaltung der Vorschriften dieser Anordnung sowie anderer Vorschriften über den Datenschutz. Er kann Empfehlungen zur Verbesserung des Datenschutzes geben. Des weiteren kann er die Leitung der Ordensgemeinschaft/des Klosters und der abhängigen

Einrichtungen in Fragen des Datenschutzes beraten. Auf Anforderung der Leitung der Ordensgemeinschaft/des Klosters hat der Ordensdatenschutzbeauftragte Gutachten zu erstellen und Berichte zu erstatten.

(2) Die in § 1 Abs. 2 genannten Stellen sind verpflichtet, den Ordensdatenschutzbeauftragten bei der Erfüllung seiner Aufgaben zu unterstützen. Ihm ist dabei insbesondere

1. Auskunft zu seinen Fragen sowie Einsicht in alle Unterlagen und Akten zu gewähren, die im Zusammenhang mit der Verarbeitung personenbezogener Daten stehen, namentlich in die gespeicherten Daten und in die Datenverarbeitungsprogramme;
2. während der Dienstzeit Zutritt zu allen Diensträumen, die der Verarbeitung und Aufbewahrung automatisierter Dateien dienen, zu gewähren,

soweit nicht sonstige kirchliche Vorschriften entgegenstehen.

(3) Der Ordensdatenschutzbeauftragte erstattet dem Ordensoberen alle 3 Jahre einen Tätigkeitsbericht. Der Tätigkeitsbericht soll auch eine Darstellung der wesentlichen Entwicklungen des Datenschutzes im nichtkirchlichen Bereich enthalten.

(4) Der Ordensdatenschutzbeauftragte wirkt auf die Zusammenarbeit mit den kirchlichen Stellen, insbesondere mit den Diözesandatenschutzbeauftragten und anderen Ordensdatenschutzbeauftragten, hin.

(5) Zu seinem Aufgabenbereich gehört die Zusammenarbeit mit den diözesanen und staatlichen Beauftragten für den Datenschutz.

## § 18
## Beanstandungen durch den Ordensdatenschutzbeauftragten

(1) Stellt der Ordensdatenschutzbeauftragte Verstöße gegen die Vorschriften dieser Anordnung oder gegen andere Datenschutzbestimmungen oder sonstige Mängel bei der Verarbeitung personenbezogener Daten fest, so beanstandet er diese gegenüber der zuständigen aufsichtsführenden Stelle und fordert zur Stellungnahme innerhalb einer von ihm zu bestimmenden Frist auf.

(2) Der Ordensdatenschutzbeauftragte kann von einer Beanstandung absehen oder auf eine Stellungnahme der betroffenen Stelle verzichten, wenn es sich um unerhebliche Mängel handelt.

(3) Mit der Beanstandung kann der Ordensdatenschutzbeauftragte Vorschläge zur Beseitigung der Mängel und zur sonstigen Verbesserung des Datenschutzes verbinden.

(4) Die gem. Abs. 1 abzugebende Stellungnahme soll auch eine Darstellung der Maßnahmen enthalten, die auf Grund der Beanstandung des Ordensdatenschutzbeauftragten getroffen worden sind.

## § 18 a
## Betrieblicher Beauftragter für den Datenschutz

(1) Kirchliche Stellen im Sinne des § 1 Abs. 2, die personenbezogene Daten automatisiert erheben, verarbeiten oder nutzen, können einen betrieblichen Datenschutzbeauftragten schriftlich bestellen.

(2) Zum betrieblichen Datenschutzbeauftragten darf nur bestellt werden, wer die zur Erfüllung seiner Aufgaben erforderliche Fachkunde und Zuverlässigkeit besitzt. Mit dieser Aufgabe kann auch eine Person außerhalb der kirchlichen Stelle betraut werden. Ein betrieblicher Datenschutzbeauftragter kann von mehreren kirchlichen Stellen bestellt werden.

(3) Der betriebliche Datenschutzbeauftragte ist dem Leiter der kirchlichen Stelle unmittelbar zu unterstellen. Er ist in Ausübung seiner Fachkunde auf dem Gebiet des Datenschutzes weisungsfrei. Er darf wegen der Erfüllung seiner Aufgaben nicht benachteiligt werden.

(4) Die kirchlichen Stellen haben den betrieblichen Datenschutzbeauftragten bei der Erfüllung seiner Aufgaben zu unterstützen.

Betroffene können sich jederzeit an den betrieblichen Datenschutzbeauftragten wenden.
(5) Im Übrigen findet § 16 entsprechende Anwendung.

## § 18 b
## Aufgaben des betrieblichen Datenschutzbeauftragten

(1) Der betriebliche Datenschutzbeauftragte wirkt auf die Einhaltung dieser Anordnung und anderer Vorschriften über den Datenschutz hin. Zu diesem Zweck kann er sich in Zweifelsfällen an den Ordensdatenschutzbeauftragten gemäß § 16 KDO wenden. Er hat insbesondere

1. die ordnungsgemäße Anwendung der Datenverarbeitungsprogramme, mit deren Hilfe personenbezogene Daten verarbeitet werden sollen, zu überwachen; zu diesem Zweck ist er über Vorhaben der automatisierten Verarbeitung personenbezogener Daten rechtzeitig zu unterrichten,
2. die bei der Verarbeitung personenbezogener Daten tätigen Personen durch geeignete Maßnahmen mit den Vorschriften dieser Anordnung sowie anderer Vorschriften über den Datenschutz und mit den jeweiligen besonderen Erfordernissen des Datenschutzes vertraut zu machen.

(2) Dem betrieblichen Datenschutzbeauftragten ist von der verantwortlichen Stelle eine Übersicht nach § 3 a Abs. 2 zur Verfügung zu stellen.
(3) Der betriebliche Datenschutzbeauftragte macht die Angaben nach § 3 a Abs. 2 Nr. 1 bis 7 auf Antrag jedermann in geeigneter Weise verfügbar, der ein berechtigtes Interesse nachweist.

## § 19
## Ermächtigungen

Die zur Durchführung dieser Anordnung erforderlichen Regelungen trifft der Ordensobere. Er legt insbesondere fest:
a) den Inhalt der Meldung gemäß § 3 a
b) den Inhalt der schriftlichen Verpflichtungserklärung gem. § 4 Satz 2,
c) die technischen und organisatorischen Maßnahmen gem. § 6 Satz 1.

## § 20
## Schlussbestimmung

Diese Anordnung tritt am ..... in Kraft. Gleichzeitig tritt die Anordnung über den kirchlichen Datenschutz – KDO (Ordensversion) vom ..... außer Kraft.

---

Entsprechend der am 23.06.2003 vom Verband der Diözesen Deutschlands verabschiedeten Novelle der kirchlichen Datenschutzordnung sind auch die Ordensgemeinschaften und Klöster päpstlichen Rechts gehalten, für ihren Jurisdiktionsbereich diese kirchliche Datenschutzordnung als eigenes Recht zu erlassen und für deren Umsetzung zu sorgen. Dazu ist es erforderlich, dass das rechtssetzende Gremium jedes Provinzialats bzw. Generalats und jeder Abtei bzw. jedes Priorats von Ordensgemeinschaften päpstlichen Rechts den von der Deutschen Bischofskonferenz verabschiedeten Text der „Anordnung über den kirchlichen Datenschutz" in einer für den Ordensbereich modifizierten Fassung unter Wahrung völliger inhaltlicher Übereinstimmung als verbindliches Recht für den eigenen Jurisdiktionsbereich und alle dazu gehörenden Einrichtungen erlässt und förmlich in Kraft setzt und dies in geeigneter Weise allen betroffenen Stellen (Niederlassungen, Verwaltungen, Leitungen von Einrichtungen etc.) bekannt gibt.
Zur Umsetzung der rechtsverbindlich erlassenen KDO gehört vor allem

- die Instruktion der an Datenverarbeitungsanlagen tätigen weltlichen Mitarbeiter und Ordensmitglieder,
- das Einfordern der auch arbeitsrechtlich

wirksamen Erklärung der weltlichen Mitarbeiter über die Kenntnisnahme der novellierten KDO und

- die Ernennung eines Datenschutzbeauftragten mit Zuständigkeit für den eigenen Jurisdiktionsbereich.

Innerkirchlich gibt es die auf territorialer Ebene zuständigen bischöflichen Datenschutzbeauftragten, deren Zuständigkeitsbereich eine oder mehrere Diözesen umfasst, sowie die Datenschutzbeauftragten der einzelnen Ordensgemeinschaften päpstlichen Rechts für deren Jurisdiktionsbereich, der in der Regel diözesanübergreifend ist. Es muss dabei sichergestellt sein, dass der kirchliche Datenschutz innerkirchlich einheitlich angewandt und dem Staat gegenüber nach außen in eindeutiger Weise vertreten wird. Deshalb ist – soweit eigene Ordens-Datenschutzbeauftragte ernannt werden – eine enge Zusammenarbeit der Ordens-Datenschutzbeauftragten mit den bischöflichen Datenschutzbeauftragten unter Wahrung der Gegenseitigkeit erforderlich. Die Außenvertretung in Belangen des kirchlichen Datenschutzes liegt nur bei den bischöflichen Datenschutzbeauftragten.

Um die rechtskonforme Umsetzung der KDO im Ordensbereich sicherzustellen, wurde den Mitgliederversammlungen der Höheren Ordensobern und -oberinnen im Jahr 2003 eine entsprechende Beschlussempfehlung zur Beratung und Annahme vorgelegt. Die Verabschiedung dieser Beschlussempfehlung bedeutet, dass sich alle Mitgliedsgemeinschaften verpflichtet wissen, die Regelungen dieser Empfehlung für ihren Jurisdiktionsbereich verbindlich zu übernehmen.

Mustertexte für einen Beschluss der zuständigen Leitungsgremiums zur In-Kraft-Setzung der KDO in einer Ordensgemeinschaft päpstlichen Rechts und für die Bestellung einer/eines Ordens-Datenschutzbeauftragten

*a) Beschluss des Provinzrates zur Inkraftsetzung für die NN-Provinz*

Die vom Verband der Diözesen Deutschlands am 23. Juni 2003 verabschiedete „Anordnung über den kirchlichen Datenschutz (KDO)" wird hiermit für den Jurisdiktionsbereich der „NN-Provinz der Ordensgemeinschaft XY, Körperschaft des öffentlichen Rechts / eingetragener Verein, X-Stadt" und alle von ihr getragenen Einrichtungen in der von den Mitgliederversammlungen der VOD und VDO/VOB empfohlenen Ordensversion mit Wirkung vom ... 2003 in Kraft gesetzt.

X-Stadt, den ..... .....
Unterschrift des Provinzials/Abtes)

*b) Bestellung einer/eines Ordens-Datenschutzbeauftragten für die NN-Provinz*

Gemäß § 16 KDO wird Frau/Herr NN, ...-Straße 15, 00000 Y-Stadt, für den Jurisdiktionsbereich der „NN-Provinz der Ordensgemeinschaft XY, Körperschaft des öffentlichen Rechts / eingetragener Verein, X-Stadt" für ... Jahre zur/zum Datenschutzbeauftragten bestellt.

X-Stadt, den ..... .....
Unterschrift des Provinzials/Abtes)

*Zu beachten ist auch die nachfolgend dokumentierte Neufassung der „Verordnung zur Durchführung der Anordnung über den kirchlichen Datenschutz" – kurz KDO-DVO, zu der auch einige Anlagen (Formulare) gehören. Die Anlagen betreffen einerseits den Rechtsträger selbst, der damit den konkreten Rechtsrahmen für jedes automatisierte Verfahren einer verantwortlichen Stelle definiert, und andererseits jede an einer Datenverarbeitungsanlage (Computer) tätige Person (haupt- oder ehrenamtliche Mitarbeiter/-innen und Ordensmitglieder), die eine schriftliche Verpflichtungserklärung bezüglich Kenntnisnahme der KDO und der daraus abzuleitenden Obliegenheiten abzugeben hat (Formular-Entwurf).*

## Verordnung zur Durchführung der Anordnung über den kirchlichen Datenschutz (KDO-DVO) – Ordensversion –

Neufassung gemäß dem Beschluss der Mitgliederversammlung der VOD vom 11. 06.2003 und der Mitgliederversammlung der VDO und VOB vom 30.06.2003

Aufgrund des § 19 der Anordnung über den kirchlichen Datenschutz (KDO) vom ..... werden mit Wirkung vom ..... die folgenden Regelungen getroffen:

### I. Zu § 3 a KDO (Meldung von Verfahren automatisierter Verarbeitung)

(1) Sofern Verfahren automatisierter Verarbeitungen meldepflichtig sind, sind diese vor Inbetriebnahme schriftlich dem Ordensdatenschutzbeauftragten zu melden. Sofern ein betrieblicher Datenschutzbeauftragter bestellt ist, ist diesem gemäß § 18 b Abs. 2 KDO eine Übersicht nach § 3a Abs. 2 KDO zur Verfügung zu stellen.

(2) Für die Meldung von Verfahren automatisierter Verarbeitung vor Inbetriebnahme beziehungsweise die dem betrieblichen Datenschutzbeauftragten zur Verfügung zu stellende Übersicht soll das Muster gemäß der Anlage verwandt werden.

### II. Zu § 4 KDO:

(1) Zum Kreis der bei der Datenverarbeitung tätigen Personen im Sinne des § 4 KDO gehören die in den Stellen gemäß § 1 Abs. 2 KDO gegen Entgelt beschäftigten und ehrenamtlich tätigen Personen. Sie werden belehrt über:

1. den Inhalt der KDO und anderer für ihre Tätigkeit geltender Datenschutzvorschriften; dies geschieht durch Hinweis auf die für den Aufgabenbereich des Mitarbeiters wesentlichen Grundsätze und im übrigen auf die Texte in der jeweils gültigen Fassung. Diese Texte werden zur Einsichtnahme und etwaigen kurzfristigen Ausleihe bereitgehalten; dies wird dem Mitarbeiter bekannt gegeben,
2. die Verpflichtung zur Beachtung der in Nummer 1 genannten Vorschriften bei ihrer Tätigkeit in der Datenverarbeitung,
3. mögliche disziplinarrechtliche bzw. arbeitsrechtliche/rechtliche Folgen eines Verstoßes gegen die KDO und andere für ihre Tätigkeit geltende Datenschutzvorschriften,
4. das Fortbestehen des Datengeheimnisses nach Beendigung der Tätigkeit bei der Datenverarbeitung.

(2) Über die Beachtung der Verpflichtung ist von den bei der Datenverarbeitung tätigen Personen eine schriftliche Erklärung nach näherer Maßgabe des Abschnittes III abzugeben. Die Urschrift der Verpflichtungserklärung wird zu den Personalakten der bei der Datenverarbeitung tätigen Personen genommen, welche eine Ausfertigung der Erklärung erhalten.

(3) Die Verpflichtung auf das Datengeheimnis erfolgt durch den Dienstvorgesetzten der in der Datenverarbeitung tätigen Personen oder einen von ihm Beauftragten.

## III. Zu § 4 KDO:

(1) Die schriftliche Verpflichtungserklärung der bei der Datenverarbeitung tätigen Personen gemäß § 4 Satz 2 KDO hat zum Inhalt,

1. Angaben zur Identifizierung (Vor- und Zuname, Geburtsdatum und Anschrift sowie Beschäftigungsdienststelle),
2. die Bestätigung,
   a. dass auf die für den Aufgabenbereich des Mitarbeiters wesentlichen Grundsätze und im übrigen auf die Texte in der jeweils gültigen Fassung sowie
   b. auf die Möglichkeit der Einsichtnahme und etwaigen kurzfristigen Ausleihe dieser Texte
   hingewiesen wurde,
3. die Verpflichtung, die KDO und andere für ihre Tätigkeit geltende Datenschutzvorschriften in der jeweils gültigen Fassung sorgfältig einzuhalten,
4. die Bestätigung, dass sie über disziplinarrechtliche bzw. arbeitsrechtliche/rechtliche Folgen eines Verstoßes gegen die KDO belehrt wurden.

(2) Die schriftliche Verpflichtungserklärung ist von der bei der Datenverarbeitung tätigen Person unter Angabe des Ortes und des Datums der Unterschriftsleistung zu unterzeichnen.

(3) Für die schriftliche Verpflichtungserklärung ist das Muster gemäß der Anlage zu verwenden.

## IV. Anlage zu § 6 KDO:

Werden personenbezogene Daten automatisiert verarbeitet oder genutzt, ist die innerbehördliche oder innerbetriebliche Organisation so zu gestalten, dass sie den besonderen Anforderungen des Datenschutzes gerecht wird. Dabei sind insbesondere Maßnahmen zu treffen, die je nach der Art der zu schützenden personenbezogenen Daten oder Datenkategorien geeignet sind,

1. Unbefugten den Zutritt zu Datenverarbeitungsanlagen, mit denen personenbezogene Daten verarbeitet oder genutzt werden, zu verwehren (Zutrittskontrolle),
2. zu verhindern, dass Datenverarbeitungssysteme von Unbefugten genutzt werden können (Zugangskontrolle),
3. zu gewährleisten, dass die zur Benutzung eines Datenverarbeitungssystems Berechtigten ausschließlich auf die ihrer Zugriffsberechtigung unterliegenden Daten zugreifen können, und dass personenbezogene Daten bei der Verarbeitung, Nutzung und nach der Speicherung nicht unbefugt gelesen, kopiert, verändert oder entfernt werden können (Zugriffskontrolle),
4. zu gewährleisten, dass personenbezogene Daten bei der elektronischen Übertragung oder während ihres Transports oder ihrer Speicherung auf Datenträger nicht unbefugt gelesen, kopiert, verändert oder entfernt werden können und dass überprüft und festgestellt werden kann, an welche Stellen eine Übermittlung personenbezogener Daten durch Einrichtungen zur Datenübertragung vorgesehen ist (Weitergabekontrolle),
5. zu gewährleisten, dass nachträglich überprüft und festgestellt werden kann, ob und von wem personenbezogene Daten in Datenverarbeitungssysteme eingegeben, verändert oder entfernt worden sind (Eingabekontrolle),
6. zu gewährleisten, dass personenbezogene Daten, die im Auftrag verarbeitet werden, nur entsprechend den Weisungen des Auftraggebers verarbeitet werden können (Auftragskontrolle),
7. zu gewährleisten, dass personenbezogene Daten gegen zufällige Zerstörung oder Verlust geschützt sind (Verfügbarkeitskontrolle),
8. zu gewährleisten, dass zu unterschiedlichen Zwecken erhobene Daten getrennt verarbeitet werden können.

## V. Zu § 12 Abs. 3 KDO:

(1) Die Unterrichtung des Betroffenen (§ 2 Abs. 1 KDO) über eine Übermittlung gemäß § 12 Abs. 3 Satz 1 KDO erfolgt schriftlich.

(2) Sie enthält
1. die Bezeichnung der übermittelnden Stelle einschließlich der Anschrift,
2. die Bezeichnung des Dritten, an den die Daten übermittelt werden, einschließlich der Anschrift,
3. die Bezeichnung der übermittelten Daten.

## VI. Zu § 13 Abs. 1 KDO:

(1) Der Antrag des Betroffenen (§ 2 Abs. 1 KDO) auf Auskunft ist schriftlich an die verantwortliche Stelle (§ 2 Abs. 8 KDO) zu richten oder dort zu Protokoll zu erklären.
(2) Der Antrag soll die Art der personenbezogenen Daten, über die Auskunft begehrt wird, näher bezeichnen. Der Antrag auf Auskunft über personenbezogene Daten, die weder automatisiert verarbeitet noch in einer nicht automatisierten Datei gespeichert sind, muss Angaben enthalten, die das Auffinden der Daten ermöglichen.
(3) Der Antrag kann beschränkt werden auf Auskunft über
1. die zur Person des Betroffenen gespeicherten Daten oder
2. die Herkunft dieser Daten oder
3. die Empfänger oder Kategorien von Empfängern, an die die Daten weitergegeben worden sind oder
4. den Zweck, zu dem diese Daten gespeichert sind.

(4) Vorbehaltlich der Regelung in § 13 Abs. 3 KDO wird die Auskunft in dem beantragten Umfang von der verantwortlichen Stelle (§ 2 Abs. 8 KDO) schriftlich erteilt.
(5) Wenn die Erteilung der beantragten Auskunft gemäß § 13 Abs. 2 oder 3 KDO zu unterbleiben hat, so ist dies dem Antragsteller schriftlich mitzuteilen. Die Versagung der beantragten Auskunft soll begründet werden. Für den Fall, dass eine Begründung gemäß § 13 Abs. 4 KDO nicht erforderlich ist, ist der Antragsteller darauf hinzuweisen, dass er sich an den Ordensdatenschutzbeauftragten wenden kann; die Anschrift des Ordensdatenschutzbeauftragten ist ihm mitzuteilen.

## VII. Zu § 13 a KDO

(1) Die Benachrichtigung des Betroffenen (§ 2 Abs. 1 KDO) gemäß § 13 a Abs. 1 KDO erfolgt, soweit die Pflicht zur Benachrichtigung nicht nach § 13a Abs. 2 und 3 entfällt, schriftlich durch die verantwortliche Stelle.
(2) Sie enthält
1. die zur Person des Betroffenen gespeicherten Daten,
2. die Bezeichnung der verantwortlichen Stelle,
3. den Zweck, zu dem die Daten erhoben, verarbeitet oder genutzt werden.
4. die Empfänger oder Kategorien von Empfängern, soweit der Betroffene nicht mit der Übermittlung an diese rechnen muss.

## VIII. Zu § 14 KDO:

(1) Der Betroffene (§ 2 Abs. 1 KDO) kann schriftlich beantragen, ihn betreffende personenbezogene Daten zu berichtigen oder zu löschen. Der Antrag ist schriftlich an die Stellen gemäß § 1 Abs. 2 Nr. 2 und 3, im Falle des § 1 Abs. 2 Nr. 1 an die Ordensgemeinschaft / das Kloster zu richten.
(2) In dem Antrag auf Berichtigung sind die Daten zu bezeichnen, deren Unrichtigkeit behauptet wird. Der Antrag muss Angaben über die Umstände enthalten, aus denen sich die Unrichtigkeit der Daten ergibt.
(3) In dem Antrag auf Löschung sind die personenbezogenen Daten zu bezeichnen, deren Speicherung für unzulässig gehalten wird. Der Antrag muss Angaben über die Umstände enthalten, aus denen sich die Unzulässigkeit der Speicherung ergibt.
(4) Die zuständige Stelle entscheidet schriftlich über Anträge gemäß Abs. 1. Die Entscheidung ist dem Antragsteller bekannt zu geben. Im Falle des § 14 Abs. 8 KDO sind ihm die Stellen anzugeben, die von der Berichtigung, Löschung oder Sperrung verständigt worden sind. Ist eine Verständigung aufgrund des § 14 Abs. 8 KDO unterblieben, sind dem

Antragsteller die Gründe dafür mitzuteilen.
(5) Der Widerspruch gemäß § 14 Abs. 5 KDO ist schriftlich oder zur Niederschrift bei der verantwortlichen Stelle (§ 2 Abs. 8 KDO) einzulegen. Die Umstände, aus denen sich das schutzwürdige Interesse des Betroffenen wegen seiner besonderen persönlichen Situation ergibt, sind von dem Betroffenen darzulegen. Die verantwortliche Stelle entscheidet über den Widerspruch in geeigneter Form. Die Entscheidung ist dem Betroffenen bekannt zu geben.

Anlagen

1. Zu Abschnitt I. KDO-DVO ( § 3 a KDO Meldung von Verfahren automatisierter Verarbeitungen)

*Die Notwendigkeit für die in den nachfolgenden Formularen (Muster 1 und Muster 2) geforderten Angaben ergibt sich aus § 3 a KDO. Für jedes automatisierte Verfahren einer verantwortlichen Stelle füllt der Rechtsträger (§ 1 Abs. 2 KDO) ein Formular nach Muster 1 und Muster 2 aus.*

**Muster 1**

**Allgemeine Angaben (§ 3a Abs.2 Nr. 1 und Nr. 2 KDO)**

1. Name und Anschrift
   1.1 des Rechtsträgers (§ 1 Abs. 2 KDO) *(z.B. Kirchengemeinde)*
   1.2 der verantwortlichen Stelle (Jede Person oder Stelle, die personenbezogene Daten für sich selbst erhebt, verarbeitet oder nutzt oder dies durch andere im Auftrag vornehmen lässt [§ 2 Abs. 8 KDO]) *(z.B. Kindergarten der Kirchengemeinde)*
2. Vertretung der verantwortlichen Stelle
   2.1 der nach der Verfassung (Statut, Geschäftsordnung, Satzung) berufene Leiter der verantwortlichen Stelle *(z.B. Leiterin des Kindergartens der Kirchengemeinde)*
   2.2 mit der Leitung der Datenverarbeitung in der verantwortlichen Stelle beauftragte Personen *(z.B. beauftragte Gruppenleiterin im Kindergarten der Kirchengemeinde)*

**Besondere Angaben (§ 3a Abs.2 Nr. 3 bis Nr. 7 KDO)**

3. Zweckbestimmung der Datenerhebung, -verarbeitung oder -nutzung (z.B. Mitglieder- und Bestandspflege)
4. Betroffene Personengruppen und Daten oder Datenkategorien
   4.1 Beschreibung der betroffenen Personengruppen *(z. B. Arbeitnehmer, Gemeindemitglieder, Patienten usw.)*
   4.2 Beschreibung der diesbezüglichen Daten oder Datenkategorien *(Mit „Daten" sind „personenbezogene Daten" i. S. d. § 2 Abs. 1 KDO gemeint, wie z.B. Name, Anschrift, Geburtsdatum, Religionszugehörigkeit. Grundsätzlich reicht jedoch die Angabe von Datenkategorien, z.B. Personaldaten, aus. Sogenannte „besondere Arten personenbezogener Daten" (vgl. § 2 Abs. 10 KDO) sind entsprechend anzugeben.)*
5. Empfänger oder Kategorien von Empfängern, denen die Daten mitgeteilt werden können (Jede Person oder Stelle, die Daten erhält [§ 2 Abs. 9 KDO]) *(z.B. Behörden, kirchliche Stellen, Versicherungen, ärztl. Personal usw.)*
6. Regelfristen für die Löschung der Daten
7. Geplante Datenübermittlung ins Ausland

Ort, Datum, Unterschrift

**Muster 2**

**Allgemeine Angaben (§ 3a Abs.2 Nr. 1 und Nr. 2 KDO)**

1. Name und Anschrift
   1.1 des Rechtsträgers (§ 1 Abs. 2 KDO) (z.B. Kirchengemeinde)
   1.2 der verantwortlichen Stelle ( Jede Person oder Stelle, die personenbezogene Daten für sich selbst erhebt, verarbeitet oder nutzt oder dies durch andere im Auftrag vornehmen lässt [§ 2 Abs. 8 KDO]) (z.B. Kindergarten der Kirchengemeinde)
2. Vertretung der verantwortlichen Stelle
   2.1 der nach der Verfassung (Statut, Geschäftsordnung, Satzung) berufene Leiter der verantwortlichen Stelle (z.B. Leiterin des Kindergartens der Kirchengemeinde)
   2.2 mit der Leitung der Datenverarbeitung in der verantwortlichen Stelle beauftragte Personen (z.B. beauftragte Gruppenleiterin im Kindergarten der Kirchengemeinde)

**Besondere Angaben (§ 3a Abs.2 Nr. 8 und Nr. 9 KDO)**

3. Maßnahmen zur Gewährleistung der Sicherheit der Verarbeitung (z.B. Konfigurationsübersicht, Netzwerkstruktur, Betriebs- und Anwendungssoftware, spezielle Sicherungssoftware usw.)
4. Zugriffsberechtigte Personen

Ort, Datum, Unterschrift

1. Zu Abschnitt III. KDO-DVO ( § 4 Satz 2 KDO) :

**Verpflichtungserklärung**

Ich verpflichte mich,

1. die Anordnung über den kirchlichen Datenschutz – KDO der XY-Provinz/Abtei / des XY-Klosters ..... vom ..... sowie die anderen für meine Tätigkeit geltenden Datenschutzregelungen einschließlich der zu ihrer Durchführung ergangenen Bestimmungen sorgfältig einzuhalten und bestätige, dass ich auf die wesentlichen Grundsätze der für meine Tätigkeit geltenden Bestimmungen hingewiesen wurde. Ich wurde ferner darauf hingewiesen, dass die KDO und die Texte der übrigen für meine Tätigkeit geltenden Datenschutzvorschriften bei ..... eingesehen und auch für kurze Zeit ausgeliehen werden können.
2. das Datengeheimnis auch nach Beendigung meiner Tätigkeit zu beachten.

Ich bin darüber belehrt worden, dass ein Verstoß gegen das Datengeheimnis gleichzeitig einen Verstoß gegen die Schweigepflicht darstellt, der disziplinarrechtliche beziehungsweise arbeitsrechtliche/rechtliche Folgen haben kann.

Diese Erklärung wird zu den Akten genommen.

Vor- und Zuname, Anschrift: .....

Ort, Datum, Unterschrift

M

Mitteilungen der Ordenskorrespondenz

abgeschlossen am 17. November 2003

# Aus dem Vatikan

## Johannes Paul II.: „Ordensleute – ein Hoffnungszeichen in einer gespaltenen Welt"

Die Ordensfamilien sind in einer gespaltenen Welt dazu berufen, ein Hoffnungszeichen zu setzen, so Papst Johannes Paul II. Die Gemeinschaft der Ordensleute untereinander möge ein „ausdrucksstarkes Zeichen und Quelle der Hoffnung für die Welt sein, die sich mit übertriebenen Formen des Individualismus und gesellschaftlicher Fragmentierung auseinandersetzen muss". Dies sagte der Heilige Vater in seiner Ansprache vor den Teilnehmern am Generalkapitel der Prämonstratenser Regularkanoniker, die er in Audienz empfangen hatte. „Mögen sie weiterhin im Geist brüderlicher Nächstenliebe leben, die im Namen Jesu und seiner Liebe aufgefasst werden soll. ... Das geweihte Leben und das Zeugnis von der Heilsbotschaft Christi war bei der Evangelisierung Europas und der Entstehung seiner christlichen Identität von entscheidender Bedeutung". „Europa braucht immer noch Heiligkeit, Prophetie und Evangelisierung sowie den Dienst der geweihter Menschen". Der Papst empfahl den Ordensleuten „das Beispiel der Urkirche", die das Ideal „ein Herz und eine Seele" verkörpert habe.

Von den 1.310 Prämonstratensern, die weltweit dem Orden angehören, sind 930 Priester. Der Orden wurde vom heiligen Norbert zu Beginn des 12. Jahrhunderts gegründet. Die Prämonstratenser haben in der europäischen Kultur seit ihrem Bestehen immer eine entscheidende Rolle gespielt. Von Palästina bis Norwegen, vom Baltikum bis Sizilien hat sich der Orden ausgebreitet. Die Prämonstratenser führen ein sogenanntes zönobitisches Leben, das heißt, sie leben in Gemeinschaft nach der Regel des heiligen Augustinus, sind aber in ihrer Tätigkeit nicht nur auf den Bereich der Klostermauern beschränkt. Auch heute noch findet man Prä-

monstratenserabteien in Frankreich, Belgien, den Niederlanden, England, Schottland, Irland, Dänemark, Deutschland, Spanien, Italien, Österreich, Ungarn, Tschechien, der Slowakei, Polen, Rumänien, den USA, Kanada, Südafrika, im Kongo (dem ehemaligen Zaire), Brasilien, Peru, Chile, Indien und Australien. Für weitere Informationen: http://www.premontre.org . (zenit)

## Papst spricht Missionare heilig

Papst Johannes Paul II. hat am Sonntag, 5. Oktober 2003, drei große Missionare des 19. Jahrhunderts heilig gesprochen. Dazu gehörten der deutsche Gründer der Steyler Missionare, Arnold Janssen, und der Südtiroler China-Missionar Joseph Freinademetz. Es war die erste Heiligsprechung eines Deutschen nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Von seiner schweren Krankheit gezeichnet erhob das Kirchenoberhaupt auch den italienischen Afrika-Missionar und Ordensgründer Daniele Comboni zur höchsten Ehre der Altäre. Bischöfe, Priester und Gläubige aus vielen Missionsländern reisten zu der Feier nach Rom. Auch aus den Heimatländern der drei neuen Heiligen waren große Delegationen gekommen. Aus Deutschland waren es rund 1.500 Gläubige, etwa ebenso viele aus Südtirol. Die deutsche Kirche vertraten der Münsteraner Bischof Reinhard Lettmann sowie sein Weihbischof Heinrich Janssen. Von Politikerseite nahm Nordrhein-Westfalens Innenminister Fritz Behrens teil. In seiner Predigt bezeichnete der Papst die drei neuen Heiligen als Vorbilder für den missionarischen Auftrag der Kirche zur Verkündigung des Evangeliums: „Der erste Auftrag der Missionsinstitute ist die Mission ad gentes. Sie darf keiner anderen Aufgabe hintan gestellt werden, auch nicht dem nötigen sozialen und humanitären Einsatz." Im Hinblick auf die Mission des Afrika-Missionars Comboni, richtete der Papst einen dringenden Appell nicht nur an die Kirche, sondern auch an die Politik: „Afrika bleibt trotz menschlicher und geistlicher Ressourcen von vielen Schwierigkeiten und Problemen gezeichnet. Möge die internationale Gemeinschaft helfen, eine hoffnungsvollere Zukunft für den Kontinent aufzubauen." (rv)

## Papst bittet Comboni-Missionare um Aufbau einer kathoischen Universität im Sudan

Papst Johannes Paul II hat den Wunsch zum Aufbau einer katholischen Universität durch die Kirche des Sudan und den Orden der Comboni-Missionare geäußert. Vor Pilgern, die zur Heiligsprechung des Ordensgründers Daniele Comboni nach Rom gekommen waren rief er einer Erneuerung der missionarischen Bemühungen der Comboni-Missionare auf. Wörtlich sagte er: „Das Projekt der Gründung einer katholischen Universität im Sudan, einem Land, das Bischof Comboni teuer gewesen ist, sollte aufgegriffen und vollendet werden. Ich bin sicher, dass eine solche kulturelle Einrichtung von großem Nutzen für die gesamte sudanesische Gesellschaft sein kann." (vid)

## Bisheriger Nuntius in Deutschland wird „Außenminister" des Vatikan

Erzbischof Giovanni Lajolo, bisher Nuntius in Deutschland, wird neuer Außenminister des Vatikans. Der 68-jährige löst auf diesem Schlüsselposten den Franzosen Jean-Louis Tauran ab, den der Papst zum Kardinal ernannt hat. Seit 1995 ist Lajolo Nuntius in der Bundesrepublik – ein guter Kenner und Freund der deutschen Kirche. Der Kirchenrechtler aus Piemont in Norditalien ist seit 33 Jahren im diplomatischen Dienst des Vatikans, hat auch schon einige Jahre im vatikanischen Außenministerium gearbeitet und war von 1988 an sieben Jahre lang Chef

der Güterverwaltung des Papstes. Deutschland kennt er schon aus Münchner Studienzeiten; vor drei Jahrzehnten arbeitete er eine Weile an der päpstlichen Botschaft in Deutschland, damals noch in Bonn – als Nuntius organisierte er dann später den Umzug der Nuntiatur nach Berlin. Wichtige Akzente seiner Zeit als Nuntius waren der Konflikt um die Schwangerenberatung sowie natürlich Bischofsernennungen.

Die Abteilung für die Beziehungen zu den Staaten, der Erzbischof Lajolo von nun an vorstehen wird, untersteht dem Staatssekretariat und damit der Leitung von Kardinalstaatssekretär Angelo Sodano. Die drei wichtigsten Aufgaben dieser Abteilung sind :

- Die Förderung diplomatischer Beziehungen zu den Staaten und zu Rechtspersonen von internationaler Bedeutung; die Bearbeitung von Angelegenheiten, die dem Wohle der Kirche und der Zivilgesellschaft dienen, wozu, wenn dies angezeigt erscheint, der Abschluss von Verträgen und Konkordaten gehört.
- Zweitens vertritt diese Abteilung den Heiligen Stuhl gegenüber internationalen Organisationen und auf Zusammenkünften von öffentlichem Belang.
- Drittens koordiniert und überwacht sie die Aktivität der päpstlichen Legaten (Apostolische Nuntien) in den verschiedenen Ländern. (rv/zenit)

## Scheidender Nuntius sieht keinen „antirömischen Affekt“ in Deutschland

Der scheidende Botschafter des Vatikan in Deutschland, Erzbischof Giovanni Lajolo, hat der Kirche in Deutschland ein gutes Zeugnis ausgestellt. Er glaube nicht, „dass man sagen kann, die Kirche in Deutschland sei von Rom entfernt“, sagte Lajolo am 15. Oktober in einem Interview der Katholischen Nachrichten-Agentur in Berlin. Vom Vorwurf eines „antirömischen Affekts“ der deutschen Katholiken lasse er sich „nicht sonderlich beeindrucken“. Zugleich beklagte der Nuntius, die großen moralischen Anliegen der Kirche kämen in der Gesetzgebung und im gelebten Alltag in Deutschland immer weniger zum Tragen.

Es gebe, so Lajolo, in Deutschland gewiss Stimmen, die Rom gegenüber – „wohl fast immer zu Unrecht“ – kritisch seien. Aber niemand wolle einen eigenen Weg gehen; Anliegen sei vielmehr, dass Rom mit den Deutschen einen neuen Weg gehe. Man sei also „nicht bereit, gegen den Papst oder ohne den Papst weiterzugehen“. Der Nuntius sprach zudem von Missbräuchen, die aber lokal verbreitet seien. Eine „gewisse Animosität“ gegen die Zentralen bezeichnete er als „sozusagen natürliches Phänomen“, das sich in verschiedenen Bereichen und in allen Ländern zeige. Als ärgerlich bezeichnete es der Erzbischof, dass vatikanische Stellungnahmen kritisiert würden, „ohne dass man sich zuvor die Mühe gemacht hätte, sie aufmerksam zu lesen oder ihr Hauptanliegen zunächst einmal zu verstehen“. Er selbst sei bei „jeder Art von Anlässen“ in Deutschland freundschaftlich, ja herzlich empfangen worden.

Das deutsche Modell der Konkordate zur Regelung der Beziehungen zwischen Staat und Kirche habe sich bewährt, betonte Lajolo. Er kündigte an, bei seinen letzten Dienstgeschäften in Deutschland Staatskirchenverträge nicht nur mit Brandenburg, sondern auch noch mit Bremen zu unterzeichnen. (kna)

## Bendiktiner Berater in Klerus-kongregation

Der Benediktiner Nikolaus Schöch von der päpstlichen Universität Antonianum und der Kölner Arzt und Theologe Manfred Lütz sind von Papst Johannes Paul II. zum Berater in der Vatikanischen Klerus-Kongregation ernannt worden. Das teilte das vatikanische Presseamt mit. – Lütz, Autor zahlreicher Fachbücher, war 1996 bereits zum Mitglied im päpstlichen Laienrat berufen worden. (rv)

# Aus der Weltkirche

## Italien

Vertreter verschiedener europäischer Männer- und Frauenorden haben vom 17. bis 22. September in Assisi den Beitrag des Mönchstums zum Dialog der Religionen im Hinblick auf eine neue europäische Zukunft erörtert, deren Grundlage das Leben im Geiste ist. Das Treffen fand im Rahmen des alljährlichen Kongresses „Interreligiöser Monastischer Dialog" statt, der weltweit die Gemeinschaft und den Dialog der verschiedenen Orden fördern will. Unter anderem sprach Erzbischof Michael Fitzgerald, Präsident des Päpstlichen Rates für den Interreligiösen Dialog, über das in Kürze erwartete Dokument, das besonders auf die Notwendigkeit des inneren und des spirituellen Lebens eingehen soll. Assisi wurde nach den von Papst Johannes Paul II. dort einberufenen Gebetstreffen zu einer Art Hauptbegegnungsstätte. Im Vorfeld wurde zu dem besagten Kongress auch die Teilnahme buddhistischer Mönche aus Japan und den USA erwartet. (zenit)

September – Aus Protest gegen die geplante Versetzung ihres Pfarrers haben die Katholiken im mittelitalienischen Trascacco den Priester eingemauert. Der Kapuzinerorden wollte P. Emilio aus dem Konvent der „Madonna von der immerwährenden Hilfe" abziehen. Als ein Abgesandter des Ordens den Pater abholen wollte, entrüsteten sich die Bewohner. Sie wollten so lange protestieren, bis der Orden die Schließung des Klosters zurücknehme. P. Emilio war erst seit wenigen Monaten in Trasacco. Zuvor war er Missionar in Kolumbien. Nach seiner Rückkehr nach Italien sollte er nach dem Tod des letzten Kapuziners für eine kurze Übergangsfrist die Pfarrei leiten, dann sollte ein Diözesanpriester die Gemeinde übernehmen. Das Kloster in Trasacco sollte geschlossen werden. Doch die Bevölkerung sah das nicht ein. Seit die Schließung ihres Klosters vor zwei Jahren beschlossen wurde, kämpfen sie um dessen Erhalt. (Berliner Zeitung)

## Spanien

Die Konferenz der Ordensoberen hat sich besorgt gezeigt über die Migrationspolitik ihres Landes. Die zu ihrer zehnten Generalversammlung zusammen gekommenen 400 Delegierten forderten einen „Wechsel in der Einstellung, was Handlungsweisen und Gesetze angeht, zugunsten der Einwanderung". So sprachen sich die Anwesenden für eine Einwanderungspolitik aus, die ein Recht auf Integration anerkennt. (rv)

## Schweiz

Der frühere Generalobere der Dominikaner, Timothy Radcliffe, hat aussterbende Ordensgemeinschaften vor Selbstvorwürfen gewarnt. Wenn in den nächsten Jahren viele Kongregationen aussterben, müsse sich niemand schuldig fühlen und fragen, was man falsch gemacht habe. Das sagte Radcliff bei einer Tagung von rund 500 Ordensleuten in Freiburg/Schweiz. Das Phänomen sei nicht neu. So seien 62 Prozent der Gemeinschaften, die es vor 1800 gab, heute nicht mehr vorhanden.

Die Orden könnten trotz oder gerade wegen ihrer Schwäche „machtvolle Zeichen für das Reich Gottes" sein, betonte Radcliff, der bis 2001 als Generalmagister an der Spitze der Dominikaner stand. Vielleicht sterbe eine Kongregation aus, „weil sie ihren Zweck erfüllt hat". Und wenn sie ihn noch nicht er-

füllt habe, stelle sich die Frage: „Braucht Gott uns dafür, oder können das jetzt die Laien tun?“ Im Zeitalter des Internet könnten Ordensleute weiter segensreich wirken, „wenn wir kreativ sind und genug Fantasie haben“. Auf die Frage, ob die neuen charismatischen Bewegungen in der Kirche die Orden ablösen werden, erinnerte Radcliff daran, dass in der Kirchengeschichte beim Erscheinen eines neuen Typs von Ordensleben immer der Tod der bisherigen Formen erwartet worden sei. Tatsächlich aber hätten alle Formen nebeneinander bestehen können: in der Kirche hätten alle Stile Platz. Wenn es in einem Zoo nur Affen oder Tiger gäbe, wäre es ja langweilig, so der Ordensmann. (dt/rv )

## Frankreich

Eine kleine Gemeinschaft griechisch-orthodoxer Ordensleute in Frankreich hat wegen eines Leasing-Vertrages für Fotokopier-Geräte Konkurs einreichen müssen. Die Gemeinschaft hatte beim Abschluss des Vertrages die Folgekosten nicht genau kalkuliert, berichteten französische Tageszeitungen am Freitag. Die Ordensleute hätten nur Farb-Kopien für Kalender und liturgische Bücher in bescheidener Zahl herstellen wollen. Bittere Folge: Wegen vorzeitiger Auflösung des Vertrages müssen die Ordensleute jetzt eine Konventionalstrafe von 80.000 Euro zahlen – mehr als doppelt so viel, wie ihr Jahreshaushalt beträgt. Der Anwalt der Gemeinschaft räumte ein, die Leasing-Gesellschaft handele „juristisch korrekt“, aber „moralisch schändlich“. (kna)

## Irland

Fast 11.000 Missbrauchs-Klagen gegen irische Ordensleute – Die irische Regierung wird vermutlich rund 800.000 Euro zur Entschädigung von Opfern sexuellen Missbrauchs durch katholische Ordensleute beisteuern müssen. Das schätzt das Erziehungsministerium. Die Regierung hatte sich verpflichtet, den kirchlichen Entschädigungsfonds bis zur Endsumme aufzustocken. Allerdings war man von weit geringeren Summen ausgegangen. Inzwischen rechnet man jedoch mit fast 11.000 Klagen gegen Ordensleute. Im Schnitt gingen bei dem zuständigen Komitee noch immer fünfzig Klagen pro Monat ein. Die Ordensobern-Konferenz von Irland hatte Ende Januar 2002 entschieden, die Opfer in ihrem Land mit insgesamt 128 Millionen Euro zu entschädigen In einer KNA-Meldung vom 6. Oktober 2003 wird unter Bezug auf britische Presseberichte mitgeteilt, dass allein 50.000 mutmaßliche Opfer von sexuellem Missbrauch in staatlichen und kirchlichen Heimen Irlands heute in Großbritannien leben und bislang noch nichts von der zugesagten Entschädigung wüssten. Deshalb sei eine breit angelegte Informationskampagne gestartet worden; es werde damit gerechnet, dass sich darauf hin viele von ihnen melden werden. (vdo/rv)

## Kosovo/Vietnam

Salesianer eröffnen Berufsschulen in Vietnam und im Kosovo

Der Einsatz der katholischen Kirche für eine umfassende Entwicklung in Vietnam hat einen weiteren Erfolg zu verzeichnen. Die Salesianer haben im Mekong-Delta eine Berufsschule eröffnet. Sie befindet sich in der Nähe des Wallfahrtsortes der Muttergottes von der Hilfe der Christen, wie Pater John Nguyen Van Ti Radio Vatikan gegenüber berichtete. Die Salesianer sind seit 1975 in jener Region tätig und konzentrieren sich „vor allem auf die Gemeindearbeit in den vom Staat anerkannten Zentren“, so Pater John Nguyen Van Ti. Seit dem Jahr 2000 sei von Seiten der Regierung eine Lockerung der Bestimmungen für private Bildungsstätten festzustellen, so der Priester. Die Salesianerpatres haben von den örtlichen Regierungsbe-

hörden nun staatliche Anerkennung erlangt, so dass jetzt der Bau dieser Berufsschule auf einem dafür zur Verfügung gestellten Gelände möglich ist.
Am 8. Oktober wurde in Pristina (Kosovo) das salesianische Bildungszentrum „Qendra Sociale Edukative Don Bosko" eröffnet mit der Absicht, Jugendlichen bessere Berufschancen zu geben und mehr Arbeitsplätze zu schaffen. Das Projekt wurde von der Bonner Nichtregierungsorganisation „Jugend Dritte Welt" mit Unterstützung des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung BMZ finanziert. Unterstützt wurde das Projekt auch vom Hilfswerk Renovabis der deutschen Katholiken und den Rotary Clubs Arnsberg und Drachten. Das Projekt geht auf konkrete Anfragen junger Menschen aus dem Kosovo zurück, die im Bürgerkrieg 1999 in den provisori-schen Unterkünften der Don-Bosco-Zentren von Tirana und Scutari in Albanien Zuflucht fanden. Viele junge Flüchtlinge nahmen hier eine schulische oder berufliche Kurzzeitausbildung auf. Nach ihrer Rückkehr in den Kosovo stellte sich die Frage nach der Fortführung dieser Ausbildung. Abgesehen von einem mangelhaften Bildungsniveau fehlt es bis heute im Kosovo an Schulmaterial und Lehrern. Viele Lehrer sind nur notdürftig ausgebildet. Die von VIS und „Jugend Dritte Welt" in Abstimmung mit staatlichen Stellen entwickelten Berufsbildungspläne wurden nach europäischen Anforderungen entwickelt. Salesianerpater Karl Oerder, nahm als Vertreter von „Jugend Dritte Welt" gemeinsam mit Staatspräsident Ibrahim Rugova und Antonio Raimondi von VIS die Eröffnung des Zentrum in Pristina vor.
(zenit/Jugend Dritte Welt)

## Albanien

Tirana – In der albanischen Diözese Sape wurde ein Karmelitinnenkloster gegründet. Die Gründerschwestern kommen aus Kroatien. Insgesamt ziehen sechs Schwestern in das Kloster ein, zwei von ihnen sind Albanerinnen. Auch eine albanische Postulantin ist Teil der Gruppe. Das Kloster „Karmel von der Hl. Familie und St. Michael ist der erste Karmel des Landes. 70% der albanischen Bevölkerung sind Muslime, 20% orthodoxe Christen und 10% sind Katholiken. Die Diözese Sape hat rund 100.000 Katholiken mit nur fünf Diözesanpriestern, drei Kapuzinern und einem Franziskaner-Minoriten, alle italienische Missionare. (vid)

## Israel

Der Abt der Benediktiner auf dem Jerusalemer Zionsberg, Benedikt Lindemann, ist für acht Jahre in seinem Amt bestätigt worden. Wie die Abtei Hagia Maria Sion weiter mitteilte, wurde zudem das Benediktinerkloster Tabgha am See Genezareth zum abhängigen Priorat erhoben. Der bisherige Superior Jeremias Marseille ist nun erster Prior. Abt bleibt auch hier Lindemann. (kna)

Jean-Baptiste Gourion (68), Abt des Benediktiner-Klosters Abu-Gosh in Jerusalem, ist am 16. November zum ersten Weihbischof für die hebräisch sprechenden Christen auf dem Gebiet des Jerusalemer Patriarchats geweiht worden. Von den rund 80.000 Katholiken des lateinischen Ritus im Jerusalemer Patriarchat sind nach Schätzungen weniger als ein Prozent hebräischsprachig. Neben einigen Konvertiten aus dem Judentum gehören dazu auch christliche Einwanderer, die sich sprachlich in die israelische Gesellschaft einfügen, jedoch ihren christlichen Glauben behalten. (kna)

Jerusalem – Die Minoritenbrüder der Franziskanerkustodie im Heiligen Land sehen mit „wachsender Sorge" auf die 350 Kilometer lange Mauer aus Beton und Stacheldraht, die Israel aufbaut, um palästinensische Terroristen von seinem Staatsgebiet fernzuhalten.
Der Kustos des Heiligen Landes, Pater Gio-

vanni Battistelli, sagt: „Seit langem schon wurde bei der Erteilung von Visa mit uns restriktiv vorgegangen und unsere Bewegungsfreiheit eingeschränkt. Auch diese Mauer, an der die Israelis schon seit Monaten bauen, führt durch einige unserer Besitzungen sowohl in Betfage als auch andernorts." „In Betfage bauen wir Wohnungen für christliche Familien, um deren Auswanderung zuvorzukommen", erklärte der Franziskaner der Nachrichtenagentur der italienischen Bischofskonferenz SIR gegenüber. Für die Ordensfrauen der griechisch-melkitischen Kirche ergibt sich in Bethlehem eine ähnliche Situation. Die Israelis „riegeln gerade ihren Zufahrtsweg ab", sagt Pater Battistelli.
Papst Johannes Paul II kritisierte am 16. November den israelischen Mauerbau mit den Worten, das Heilige Land brauche jetzt keine Mauern, sondern Brücken. Im „Corriere" wies Battistelli zugleich Spekulationen darüber zurück, der Vatikan habe versucht, mit den Behörden über den Verlauf der Mauer zu verhandeln. Für David Jäger von der Kustodie ist der Mauerbau kein Einzelphänomen: „Menschen, die im selben Territorium leben, unterstehen unterschiedlichen Gesetzgebungen. Ein solcher Zustand ist nicht auf Dauer haltbar, ohne Zorn unter den Betroffenen zu verursachen. So ist die Lage aber seit 1967, und der Bau der Mauer ist nur ein Symptom für die Grundsituation einer kriegerischen Besetzung, die so lange andauert, wie keine Alternative gefunden wird. In diesen 36 Jahren wurden aber viele Alternativen vorgeschlagen und diskutiert. Jetzt ist es absolut notwendig, eine Friedenskonferenz einzuberufen."
(zenit/rv)

## Irak

Der Generalsuperior des chaldäischen Antonianer-Ordens hat sich mit einen Hilferuf an die Weltöffentlichkeit gewandt. Der Irak drohe zu einem neuen Palästina zu werden, schreibt Pater Denka Toma im vatikanischen Nachrichtendienst Fides. Die Bevölkerung lebe in einer ständigen Unsicherheit – die Diktatur sei beendet, aber statt eine neue Ordnung gefunden zu haben, drohe das Land in terroristischen Machenschaften und Elend zu versinken. Den Vereinigten Staaten wirft Toma vor, sich eine absolute Macht über das Land angeeignet zu haben. Zu den chaldäischen Antonianern gehören 45 Mönche im Irak. (fides)

Der Aufruf der Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands (VOD) um Spenden für Orden im Irak wurde unterdessen mit großer Bereitschaft beantwortet: 42 960,- Euro wurden zur Verfügung gestellt. Das Geld geht auf Empfehlung der Generalleitung der Dominikaner in Rom an die Kongregation der „Suore Domenicane Irachene di S Caterina da Siena" . Bei diesen Schwestern handelt es sich um eine Kongregation, die mit wenigen Ausnahmen nahezu ausschließlich aus irakischen Schwestern besteht und in Kinderheimen, Krankenhäusern, Schulen tätig ist. (vod)

Ordensobere aus den USA und Großbritannien fordern einen Wiederaufbau im Irak, der sich vor allem an den Interessen der Iraker selbst orientiert. In einem gemeinsamen Brief an die Regierungschefs George Bush und Tony Blair fordern sie auch eine Reduzierung ausländischer Truppen im Irak. (cns)

## Indien

Die Missionarinnen der Nächstenliebe haben keine Nachwuchsprobleme. Nach dem Tod von Mutter Theresa von Kalkutta, die der Heilige Vater am 19. Oktober seliggesprochen hat, haben die von ihr gegründeten Missionarinnen der Nächstenliebe einen unerhörten Zulauf erfahren. Schwester Nirmala Joshi, die Generaloberin des Ordens, hat gegenüber der asiatischen Nachrichtenagentur UCA mitgeteilt, dieser Nachwuchs im Orden

sei „der Gnade Gottes und der himmlischen Fürsprache von Mutter Theresa" zu verdanken. Als Mutter Theresa am 5. September 1997 starb, zählte die Ordenskongregation 456 Häuser in 101 Ländern. Mit den letzten zehn Neugründungen in diesem Jahr verfügt der Orden nun über 710 Häuser in 132 Ländern. Dem Päpstlichen Jahrbuch 2003 zufolge gehören der Schwesternkongregation derzeit 4.690 Ordensfrauen an. (zenit)

Erstmals ist eine Bibelübersetzung in Bengali erschienen. Nach mehr als 30-jähriger Arbeit stellte ein belgischer Jesuit das Werk am 14. November in Kalkutta vor. Bengali ist die Hauptsprache des indischen Bundesstaates West Bengal. Die Ausgabe enthält die Schriften des Alten und Neuen Testaments. (kna)

## China

Hunderte von Kirchen und Tempeln sind in der Provinz Zhejiang geschlossen worden, weil sie nicht offiziellen Religionsgemeinschaften als Andachtsräume dienten. Unter den betroffenen Gemeinschaften ist auch die nicht offizielle katholischen Kirche. Das hat eine Menschenrechtsorganisation bekannt gegeben. Vier Kirchen und 24 buddhistische Tempel seien außerdem zerstört worden. (misna)

## Vereinigte Staaten

Amerikanische Benediktiner bannen das schriftliche Weltkulturerbe auf Mikrofilm seit den 60-er Jahren. 320 Kilometer ist die filmisch erfasste Datenmenge bereits lang. 25 Millionen Seiten aus rund 90 000 Bänden in mehr als 200 Bibliotheken und Archiven aus dem Mittelalter und der frühen Neuzeit seien bereits erfasst. Ausgangspunkt der Dokumentationsarbeit der „Hill Monastic Manuskript Library", eine der angesehensten amerikanischen Forschungsbibliotheken in St. John's Abbey in Collegeville/Minnesota, sei das oberösterreichische Benediktinerstift Kremsmünster gewesen. Dort sei man 1965, unter der Führung des damaligen neuen Abtes Albert Bruckmayer, bereit gewesen, die Bibliothek und Archive für die Filmarbeiten zu öffnen. Andere Ordensniederlassungen wie jene in Monte Cassino, Einsiedeln oder auch Salzburg St. Peter hatten Angst vor „einer Art Monsterraub per Mikrokamera". Die Kooperation Kremsmünsters habe jedoch das Eis gebrochen.
Heute umfasst die Mikrofilmsammlung wertvolle Handschriften und frühe Drucke aus ganz Mitteleuropa, aber auch aus Malta oder Äthiopien. Trotz der beeindruckenden Menge an erfassten Daten haben die amerikanischen Benediktinerpatres – wie sie versichern – „noch Arbeit für weitere 500 Jahre". (dt)

Washington – Einen zunehmenden Zentralismus im Vatikan hat der frühere Vorsitzende der Konferenz der Generaloberen (USG), Camilo Maccise OCD, beklagt. Dies sei auch der Grund, weshalb es seit Jahren keinen direkten Kontakt zwischen der Vereinigung und Papst Johannes Paul II. gebe, sagte Maccise in einem am 10. November veröffentlichten Interview der katholischen US-Nachrichtenagentur CNS. Die römische Kurie habe „in ausufernder Weise Entscheidungsbefugnisse an sich gezogen". In den 80er Jahren seien regelmäßige Treffen zwischen dem Papst und der Generalobern-Konferenz, die weltweit 240 Ordensgemeinschaften vertritt, normal gewesen, betonte Maccise. Das letzte Treffen dieser Art habe Anfang der 90er Jahre stattgefunden. Seitdem seien alle Gesuche um eine Papstaudienz ergebnislos verlaufen, während „andere bedeutungslose Minderheiten und Einzelpersonen anderen Glaubens" direkt mit Johannes Paul II. hätten sprechen können. Ähnliche Probleme beklage auch die Vereinigung der Generaloberinnen der weiblichen Ordensgemeinschaften (UISG). (kna)

# Aus den Ordensobernvereinigungen

## Personelles

Benediktinerinnen der Anbetung, Neustift, Klosterberg 25, 94496 Ortenburg, Wiederwahl: **Generalpriorin *Sr. M. Siglinde Starnecker***

Anna-Schwestern, Nibelungenweg 1, 73479 Ellwangen/Jagst, Neuwahl: **Generaloberin *Sr. Veronika Mätzler***, Vorgängerin: Sr. Elvira Keim

Benediktinerinnen der Abtei Frauenwörth, 83256 Frauenchiemsee, Neuwahl: **Priorin-Administratorin *Frau Benedikta Frick,*** Vorgängerin: Äbtissin, Frau Domitilla Veith

Missions-Benediktinerinnen, Bahnhofstr. 3, 82327 Tutzing, Wiederwahl: **Priorin *Sr. Hedwig Willenbrink***

Dienerinnen des Hl. Geistes -Steyl- Dreifaltigkeitskloster, 33014 Bad Driburg, Neuwahl: **Generaloberin *Sr. Mary Cecilia Elvira Hocbo*** Vorgängerin: Sr. M. Aurora Marasigan

Dominikanerinnen, Bei St. Ursula 5, 86150 Augsburg, Neuwahl: **Priorin *Sr. Dr. Aurelia Spendel***, Vorgängerin: Sr. Emmanuela Freiwald

Franziskanerinnen, Kloster St. Joseph, Schulgasse 9, 94330 Aiterhofen, Neuwahl: **Generaloberin *Sr. Anita Heimerl***, Vorgängerin: Sr. Gabriele Bogenberger

Kongregation der Franziskanerinnen von der hl. Familie, Bürresheimer Str. 44, 56727 Mayen, Wiederwahl: **Provinzoberin *Sr. Paschalis Ausssems***

Franziskanerinnen von der ewigen Anbetung, Maria-Theresia-Str. 32, 57462 Olpe, Wiederwahl: **Generaloberin *Sr. M. Mediatrix Nies***

Missionsschwestern vom hl. Namen Mariens, Kloster Nette, Östringer Weg 120, 49090 Osnabrück, Wiederwahl: **Generaloberin *Sr. M. Bernadette Krone***

Dillinger Franziskanerinnen, Maria Medingen, 89426 Mödingen, Neuwahl: **Provinzoberin *Sr. M. Edith Krupp***, Vorgängerin: Sr. M. Bernhild Schuster

*Neuaufnahmen in die VOD-Gemeinschaft per Vorstandsbeschluss:*

Klarissen-Kapuzinerinnen von der ewigen Anbetung, Klosterweg 22, 83022 Rosenheim, **Äbtissin *Schwester Marietta Schmid***

Immaculate Heart Sisters, Ordensgemeinschaft vom Unbefleckten Herzens Mariens, Bayrischzeller Str. 3, 83727 Schliersee, **Regional Oberin *Sr. Patricia Mary Enemuo I.H.M.***

Am 15. August 2003 wurde ***P. Heinrich Walter ISch*** (49) beim Generalkapitel der Schönstatt-Patres in Vallendar zum neuen **Generaloberen** als Nachfolger von P. Michael Marmann gewählt. Seine Amtszeit beträgt zwölf Jahre. Zum neuen **Provinzial** der Schönstatt-Patres in Deutschlandwurde ***P. Franz Johannes Brügger ISch*** (61) bestellt. Seine sechsjährige Amtszeit beginnt am 5. November 2003. Bisher war P. Brügger Rektor der Niederlassung der Schönstatt-Patres in Essen, Familienseelsorger und Mitarbeiter am Ordinariat im Bereich Familienpastoral.

Im Rahmen eines Wahlkapitels unter dem Vorsitz des Hochmeisters Abt Dr. Bruno Platter OT wurde **Prior *P. Norbert Thüx OT*** am 29. September 2003 von seinen Mitbrüdern für eine Zeit von drei Jahren zum Prior und somit zum Provinzial der Deutschen Brüderprovinz des Deutschen Ordens wiedergewählt.

Der Konvent der Benediktinerabtei Michaelsberg in Siegburg wählt am 30. September 2003 den bisherigen Prior-Administrator ***P. Raphael Bahrs OSB*** zum neuen **Abt**. Die Abtswahl war erforderlich geworden, nachdem die Amtszeit des Prior-Administrators zum 30. Oktober 2003 ausgelaufen wäre. Nachdem der bisherige Abt Dr. Placidus Mittler OSB vor drei Jahren nach 30-jähriger Amtszeit zurückgetreten war, wählte der Konvent den damaligen Prior für eine Übergangszeit von drei Jahren zum Administrator. Abt Raphael ist der 47. Abt in der Geschichte des Michaelsberges.

Wie der amtierende **Provinzial** der Deutschen Provinz der Gesellschaft Mariens, P. Wilhelm Tangen SM, mitteilte, werde seine sechsjährige Amtszeit am 1. März 2004 auslaufen. Amtsnachfolger wird dann ***P. Dr. Friedrich Arnold SM***, der bereits von 1986 bis 1992 Provinzial der Deutschen Provinz der Maristen war. Nach seiner Amtszeit als Provinzial war er kurze Zeit Superior in Fürstenzell und wurde 1993 als Generalassistent und Vizegeneral der Maristenpatres nach Rom berufen. Seit 2002 leitet er das geistliche Zentrum der Maristen in Fürstenzell. Sein Amt als Provinzial wird er am 1. März 2004 antreten.

***Thomas Handgrätinger O.Praem.*** (60), seit neun Jahren Abt der Prämonstratenserabtei Windberg im Landkreis Straubing-Bogen, ist neuer **Generalabt** seines Ordens. Das in Rom tagende Generalkapitel wählte ihn zum Nachfolger von Abt Hermenegild Noyens (70) aus Belgien. Dieser war aus gesundheitlichen Gründen Ende August nach sieben Jahren im Amt zurückgetreten. Als Generalabt wird Handgrätinger künftig seinen Wohnsitz in Rom haben. Am 9. November wurde ***P. Hermann-Josef Kugler O.Praem.***, bisher Stadtpfarrer von Weißenhorn und Regionaldekan in Neu-Ulm, von seinen Mitbrüdern aus Windberg und Roggenburg zum neuen **Abt** der Abtei Windberg gewählt. Der 37-jährige stammt aus Lauingen, trat 1985 in die Abtei Windberg ein und gehörte seit 15 Jahren zum Priorat Roggenburg (Ldkr. Neu-Ulm). Die Abtsbenediktion wird am 17. Januar durch den Regensburger Bischof Gerhard Ludwig Müller erfolgen.

Am 31. Juli 2004 werden die beiden deutschen Provinzen des Jesuitenordens vereinigt. Die neue deutsche Ordensprovinz umfasst das Gebiet von Deutschland, Dänemark und Schweden. Zum **ersten Provinzial** der Deutschen Jesuiten hat der Generalobere des Jesuitenordens in Rom, Peter-Hans Kolvenbach, ***P. Stefan Dartmann SJ*** aus Stockholm ernannt. Mit Sitz im Provinzialat der Deutschen Jesuiten in München wird er die Leitungsverantwortung für die rund 450 Jesuiten übernehmen, die zu dieser Ordensprovinz gehören. Er wird sein neues Amt als Provinzial der Jesuiten am 31. Juli 2004 in München antreten.

***P. Eric Englert*** (51), Würzburger Augustinerpater, wird neuer **Präsident des Internationalen Katholischen Missionswerks missio in München**. Kurienkardinal Crescenzio Sepe, Präfekt der Kongregation für die Evangelisierung der Völker, ernannte P. Englert zum Nachfolger von Konrad Lachenmayr (70), wie der vatikanische Missionspressedienst Fides berichtet. Lachenmayr geht in den Ruhestand. Der genaue Termin des Amtsantritts im kommenden Jahr steht noch nicht fest. Englert leitete bis Juni 2003 zwölf Jahre lang die deutsche Augustinerprovinz. Von 2001 bis 2003 war er zugleich Vorsitzender der Vereinigung Deutscher Ordensobern (VDO). Dieses Amt hatte er bis Juni 2003 inne. Während seiner Zeit als Provinzial war Englert ab 1993 auch Vorsitzender der Föderation Kongo, zu der sich die deutschen und belgischen Augustiner in der Mission zusammengeschlossen haben. Im Juni dieses Jahres wurde er Provinzprokurator. Die Amtszeit des missio-Präsidenten beträgt fünf Jahre. – missio München ist das offizielle Missionswerk der Katholischen Kirche im Be-

reich der Bayerischen Bischofskonferenz und ein nationaler Zweig der Päpstlichen Missionswerke mit Sitz in Rom. – Pater Eric Englert OSA ist als neuer Präsident von missio München neben Pater Hermann Schalück OFM, dem Präsidenten von missio Aachen, und Pater Dietger Demuth CSsR, dem Geschäftsführer von Renovabis in Freising, der dritte Ordensmann an der Spitze eines großen Hilfswerkes der Katholischen Kirche in Deutschland.

***Dr. Odilo Lechner OSB***, **Abbas Emeritus** der Benediktinerabtei St. Bonifaz in München, wurde am 6. November 2003 von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München durch die feierliche Verleihung der **Ehrendoktorwürde** geehrt. Am Tag danach beging Alt-Abt Odilo sein goldenes Professjubiläum.

Wer regelmäßig in der ARD das Wort zum Sonntag gehört hat, kennt die Ordensfrau ***Schwester Isa Vermehren*** aus der Gemeinschaft der Schwestern vom Heiligsten Herzen Jesu, besser bekannt als Sacré-Coeur-Schwester, die 12 Jahre lang bis 1998 am Samstagabend auf dem Bildschirm zu sehen war. Andere haben sie kennengelernt als Schuldirektorin in den Schulen der Gemeinschaft Sankt-Adelheid-Gymnasium in Pützchen bei Bonn und später in der Sophie-Barat-Schule in Hamburg. Am 21.April dieses Jahres wurde sie 85 Jahre alt, am 19. November erhielt sie in Bonn für ihr publizistisches Lebenswerk, insbesondere ihre langjährige Tätigkeit als Wort-zum-Sonntag-Sprecherin den **Deutschen Predigtpreis 2003**.

## Umzug des Generalsekretariats der VOD

Wer in der Chronik der VOD blättert, kann dort nachlesen, dass zu ihrer Geschichte wie zu allen Ordensgemeinschaften auch gelegentliche Umzüge gehören. Nur die letzten Jahre: Schwester Adalberta führte das Generalsekretariat in Bonn im Bonner Talweg, mit Schwester Basina erfolgte der Umzug nach Neuwied in die Engerser Landstraße und später wegen Platzmangel in die Langendorfer Straße. In diesen Jahren entwickelte sich die Vereinigung Katholischer Orden zur Förderung Internationaler Solidarität (VKO), der Zusammenschluss ausländischer Ordensmitglieder, die in Deutschland tätig sind. Aus Gründen einer effektiveren Zusammenarbeit zwischen VOD und VKO und aus Platzgründen zog dann auch die VKO in die Langendorfer Straße. Wer die Entwicklung der letzten Jahre aufmerksam verfolgt hat – die VKO hat heute 1200 Mitglieder – wird sich nicht wundern, daß diese Räume für beide Vereinigungen mit 8 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zu eng wurden und nicht selten Arbeitsabläufe behinderten. Mit dem Ende des 5-jährigen Mietvertrages wurde die Kündigung ausgesprochen und alle ziehen jetzt, – wie könnte es anders sein im Ordensbereich? – zurück an den Ursprungsort der VKO, in die Dierdorfer Strasse!
Die neue Adresse lautet: Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands (VOD), Dierdorfer Straße 163, 56564 Neuwied. Unverändert bleibt die bisherige Postfachadresse (Postfach 13 18, 56503 Neuwied) sowie die Telefon- und Faxnummer (Tel 02631/9081-0, Fax 02631/908119). Die neue E-Mail-Adresse lautet: generalsekretariat@vod.orden.de

## Acht Provinzen der Maria-Ward-Schwestern schließen sich zusammen

Knapp 700 Maria-Ward-Schwestern gibt es heute im deutschsprachigen Raum. Mitte der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts waren es noch über 2000. Im September 2004 vereinen sich ihre acht Ordensprovinzen mit insgesamt 48 Niederlassungen zu einer deutschsprachigen Provinz. Der mangelnde Nachwuchs bei der im Volksmund auch „Engli-

sche Fräulein" genannten Ordensgemeinschaft ist ein Grund dafür. Ein anderer ist die Bündelung von Kräften, um der Ordensgemeinschaft im deutschen Sprachraum wieder mehr Profil und den jungen Schwestern bessere Zukunftsperspektiven zu geben. Bei einer Konferenz im Exerzitienheim Himmelspforten in Würzburg vom 6. bis 11. Oktober diskutierten die Provinzialoberinnen über die Zukunft ihrer Ordensgemeinschaft. Die bisher acht Provinzen der Maria-Ward-Schwestern mit Sitz in Augsburg, Bamberg, Mainz, Meran/Südtirol, München, Passau, Sankt Pölten/Österreich und Würzburg bilden ab September 2004 die neue deutschsprachige Provinz mit Sitz in München-Pasing. Die Ernennung einer Provinzialoberin durch Generaloberin Schwester Mechthild Meckl in Rom steht im Frühjahr 2004 an. Auf die „Fusion" bereiten sich die Schwestern mit einem „geistlichen Jahr der Erneuerung" vor, das am 30. September 2003 begonnen hat und mit einer Sternwallfahrt nach Augsburg am 25. September 2004 schließt. „Es ist uns wichtig, dass neben der Vereinigung auch ein neuer spiritueller Aufbruch stattfindet", sagten die beiden Provinzialoberinnen Schwester Edelgardis Kunkel (Würzburg) und Germana Körner (München) am Rande ihrer Konferenz. Bewusst wolle die Ordensgemeinschaft ihren Weg nach der ignatianischen Spiritualität gestalten und auf die Ordensgründerin Maria Ward blicken.
Die Zusammenlegung der Provinzen hat bereits erste Ergebnisse vorzuweisen. 2000 kam es zur Gründung eines geistlichen Zentrums Maria Ward in Augsburg. 2001 entstand ein Provinz übergreifendes Noviziat im Pusseminar in Würzburg, 2002 eine internationale Studienkommunität in Passau für junge Schwestern aus den osteuropäischen Ländern. Im Jahr 2004 steht die Gründung einer neuen Ordensniederlassung mit fünf Schwestern in Hannover an. „Wir mussten zwar in den vergangenen Jahren einige Häuser schließen, dennoch probieren wir auch Neues aus", sagte Provinzialoberin Kunkel. In der niedersächsischen Landeshauptstadt wolle man nach dem Weggang der Jesuiten mit ignatianischer Spiritualität präsent sein. Geistliches Biotop in einer säkularisierten Gesellschaft wollen die Schwestern dort sein und Menschen mit Gesprächen und Gruppenarbeit begleiten. „Die Stimmung in unseren 48 Niederlassungen ist angesichts der Vereinigung positiv", berichtete Provinzialoberin Körner. Zwar gebe es Ängste bei einigen Schwestern, doch bejahe der Großteil den Schritt und halte ihn für notwendig und sinnvoll. Eine schriftliche Befragung aller Maria-Ward-Schwestern und Besuche der Provizialoberinnen in allen Niederlassungen hätten für eine gute Akzeptanz der Vereinigung gesorgt. In der Woche vom 12. bis 19. Oktober stünden nun die Besuche der vier Assistentinnen des Generalrats der Maria-Ward-Schwestern aus Rom in den deutschsprachigen Provinzen an. (pow)

## Salesianer Don Boscos: Zusammenlegung der deutschen Provinzen beschlossen

Die Zusammenlegung der beiden deutschen Provinzen der Salesianer Don Boscos zu einer neuen Provinz ist beschlossen und soll bis August 2005 abgeschlossen sein. Dies gaben die Provinziale P. Meinolf von Spee (Norddeutsche Provinz) und P. Josef Grünner (Süddeutsche Provinz) bekannt.
Dieser Entscheidung des Generalobern Don Pascual Chávez ging eine Befragung der Mitbrüder aus den beiden Provinzen voraus, die sich mit großer Mehrheit für diesen Weg ausgesprochen hatten. Der Zusammenschluss ist die Frucht eines mehrjährigen Prozesses immer intensiverer Zusammenarbeit im Leitungsbereich und in verschiedenen Feldern wie z.B. der Ausbildung (Noviziat, Studentat, Fortbildung), der Jugendpastoral und der Verwaltung.

## Mitgliederversammlung des Netzwerk Afrika Deutschland

Vor fast 6 Jahren wurde von missionierenden Orden das Netzwerk Afrika Deutschland (NAD) gegründet, dem heute fast 50 verschiedene Gemeinschaften angehören, deren Mitglieder in Afrika tätig sind. Das NAD ist ein Zweig des AEFJN (Africa-Europe Faith and Justice Network), das von Generalleitungen dieser Orden 1988 in Rom gegründet wurde und bereits ein Jahr später ein Büro in Brüssel eröffnete. In vielen Ländern Afrikas und Europas wurden in den folgenden Jahren „Antennen" aufgebaut, in Deutschland das NAD. Das Netzwerk gründet auf einem tiefen Glauben, einem entschiedenen Einsatz für die Werte des Evangeliums und insbesondere für die Gerechtigkeit. Das NAD arbeitet mit vielen Nicht-Regierungs-Organisationen zusammen, hat aber als Mitglieder nur Ordensgemeinschaften. Die Mitgliederversammlung des NAD am 04.10.03 in Bonn setzte sich auseinander mit der Frage, wie ein verändertes Missionsverständnis in einer veränderten Gesellschaft im Einsatz der Orden für Gerechtigkeit seinen Ausdruck finden kann und muss. In der Mitgliederversammlung wurde satzungsgemäß ein neuer Vorstand gewählt: als 1. Vorsitzende wurde Schwester Cäcilia Höffmann wiedergewählt, als 2. Vorsitzender Pater Bruno Trächtler, Spiritaner, für den weiteren Vorstand Schwester Beate Harst, Missionsärztliche Schwester, Pater Manfred Krause, Steyler Missionar, und Bruder Peter Arendt, Franziskaner.

## Studienführer Katholische Theologie

Die Arbeitsgemeinschaft „Studierende der Katholischen Theologie in Deutschland" (AGT) hat in Zusammenarbeit mit dem Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz einen umfangreichen Studienführer „Katholische Theologie" erstellt, in dem kurz das Theologiestudium und vor allem die verschiedenen Studienorte vorgestellt werden. Eine eigene Rubrik des mehr als 200 Seiten starken Studienführers ist den „Fakultäten in Trägerschaft von Orden in Deutschland" gewidmet. Der Studienführer wendet sich insbesondere an jene im In- und Ausland, die an einem Theologiestudium interessiert sind. Er wird gegen eine Schutzgebühr von 1 EUR pro Stück abgegeben und kann bestellt werden bei Patrik Becker, Geschäftsführer der AGT, Malmedyerstr. 30a, 52066 Aachen, Tel. 0241/1682182, eMail: P.Becker@agtheol.de . Die Homepage der Arbeitsgemeinschaft findet sich im Internet unter der Adresse www.agtheol.de . Zu den Mitgliedsgruppen der AGT gehören u.a. der Studentische Konvent Benediktbeuern und der AStA Frankfurt St. Georgen.

Darüber hinaus sei daran erinnert, dass die Arbeitsgemeinschaft der Ordenshochschulen (AGO) in einem eigenen Verzeichnis über alle Möglichkeiten eines Philosophie- und Theologiestudiums an Ordenhochschulen in Deutschland, Österreich und der Schweiz informiert. Dieses handliche Verzeichnis kann bestellt werden beim derzeitigen Vorsitzenden der AGO, Prof. P. Dr. Joachim Piepke SVD, Rektor der Phil.-Theol. Hochschule der Steyler Missionare, Arnold-Janssen-Str. 30, 53757 Sankt Augustin, Tel. 02241/237-314, Fax 02241/237-204, eMail: pth.rektor@steyler.de

## Kooperationsprojekt Renovabis: Schwestern helfen Schwestern

In vielen osteuropäischen Ländern tragen Ordensschwestern die Hauptlast der Seelsorge. In Russland, einem Land mit besonderen Schwierigkeiten für die Seelsorge an Katholiken, teilen sich rund 250 Geistliche und 250 Ordensfrauen gemeinsam mit engagierten Laien die Verantwortung für die Entwicklung der katholischen Kirche. Bis zur Wende konn-

ten Mitglieder der Ordensgemeinschaften im kommunistischen Ostblock mit wenigen Ausnahmen nur im Untergrund und unter persönlicher Verfolgung wirken.
Um dem hohen Engagement der von rund 40.000 Mitgliedern weiblicher Ordensgemein-schaften in den Staaten des ehemaligen Ostblocks gerecht zu werden und den materiell ungünstig ausgestatteten Ordensgemeinschaften dabei eine Unterstützung zuteil werden zu lassen, griff Renovabis 1996 sofort die Anregung einiger deutscher Bischöfe auf Hilfe für deren Arbeit auf. Die Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands (VOD) hat Renovabis in diesem Anliegen gern die Hand gereicht. In einer Initiative „Schwestern helfen Schwestern" fördern die Vereinigung der Ordensoberinnen in Deutschland und Renovabis gemeinsam alte und kranke Schwestern sowie Ordensfrauen in aktuellen Notlagen. Ferner stellen sie Unterstützung für Bildungsmaßnahmen für Ordensfrauen, für die Vernetzung und den Aufbau von Vereinigungen von Ordensoberinnen sowie für seelsorgliche Maßnahmen zur Verfügung, die von Schwesterngemeinschaften getragen werden. Seit 2001 stifteten dafür die Ordensoberinnen Renovabis rund 142.000 Euro, die Solidaritätsaktion selbst investierte darüber hinaus beträchtliche Eigenmittel.

## Fünfundzwanzigste Fachtagung für Cellerare und Prokuratoren

Mitte Oktober dieses Jahres fand zum 25. Mal eine Fachtagung für Cellerare und Prokuratoren statt. Aus diesem Anlass veranstaltete die AGCEP (Arbeitsgemeinschaft der Cellerare und Prokuratoren) im Anschluss an ihre Jahrestagung in Reute eine Festveranstaltung im Prämonstratenserkloster Roggenburg.
Der amtierende AGCEP-Vorsitzende P. Rüdiger Kiefer SAC skizzierte in seiner Begrüßung kurz die Geschichte der Fachtagungen, die vor 25 Jahren auf Initiative des damaligen Generalsekretärs der VDO, P. Dr. Karl Siepen CSsR, in fachlicher Zusammenarbeit mit dem damaligen Justitiar der VDO, P. Dr. Bernward Hegemann OP, und dem damaligen Cellerar der Benediktinerabtei Maria Laach, P. Gregor OSB, mit einer ersten Veranstaltung in Ellwangen für die Verwaltungsleiter der männlichen Ordensgemeinschaften begann. Für die Ökonominnen der Frauenorden hatte das gleiche Team um P. Siepen solche Fachtagungen schon zwei Jahre zuvor in Reute zu veranstalten begonnen. Die Fachtagungen für Ordensmänner fanden bis Mitte der 90er Jahre stets auf dem Schönenberg in Ellwangen statt und wurden dann aufgrund immer größerer Nachfrage und geringer gewordener Unterbringungsmöglichkeiten nach Umbaumaßnahmen im dortigen Tagungshaus von Ellwangen nach Reute bei Bad Waldsee verlegt. Aus dem Kreis der teilnehmenden Prokuratoren und Cellerare entstand Mitte der 80er Jahre der Gedanke, die Regie der bis dahin vom Generalsekretariat der VDO organisierten Fachtagungen allmählich selbst in die Hand zu nehmen und das bei diesen Tagungen zusammenkommende Fachwissen der einzelnen Verwaltungsleiter zum kollegialen Austausch zu nutzen und zu aktivieren. Daraus entstand die 1987 in Ellwangen gegründete Arbeitsgemeinschaft der Cellerare und Prokuratoren, die bis heute in eigener Regie die Fachtagungen veranstaltet und z.T. mit eigenen Kräften inhaltlich bestreitet.
Festredner bei der Feier der 25. Fachtagung für Cellerare und Prokuratoren im Kloster Roggenburg war der bekannte FAZ-Journalist und Theologe Dr. Daniel Deckers, der auf dem Hintergrund einer erst kürzlich vom Meinungsforschungsinstitut in Allensbach veröffentlichten (aber kirchlicherseits bisher völlig unbeachtet gebliebenen) Studie über Religiosität, Glaube und Kirchenbindung von deutschen Katholiken unterschiedlichster Geburtsjahrgänge aus seiner Sicht die guten Chancen der Orden für eine wirksame Präsenz in Kirche und Gesellschaft darstellte.
Bei der diesjährigen Fachtagung der AGCEP standen folgende Themenbereiche auf der Ta-

gesordnung: Stiftungen nach privatem bzw. öffentlichen Recht unter staatlicher bzw. kirchlicher Aufsicht; rechtliche und steuerrechtliche Fragen im Zusammenhang mit Ausgliederungen von gemeinnützigen oder gewerblichen Tätigkeitsbereichen von Klöstern und Orden; Immobilienbewirtschaftung; neue Rahmenbedingungen zur Kreditgewährung an gemeinnützige Organisationen im Non-Profit-Bereich (Basel II) und arbeitsrechtliche Fragen im Zusammenhang mit der Alterversorgung von Mitarbeitern (Riester-Rente, Gehaltsumwandlung, Zusatzversorgung).

## Fünfzig Jahre VONOS in der Schweiz

„Leben kann man nur vorwärts, das Leben verstehen kann man nur rückwärts". Unter diesem Gedanken Kierkegaards stand die Jubiläumsfeier der Vereinigung der Ordensoberinnen der Nichtklausurierten Orden der deutschen Schweiz und Liechtensteins VONOS. Der Festakt, zusammen mit der Generalversammlung und den Bildungstagen, fand statt im Haus der Begegnung der Dominikanerinnen in Ilanz.
Der VONOS gehören heute 20 Ordensgemeinschaften an mit insgesamt 3000 Schwestern. Die VONOS sieht als besondere Aufgabe den Austausch und die gegenseitige Unterstützung, Pflege von Kontakten mit Vertreterinnen aus anderen Gremien und Gruppierungen. (Infos)

## Aktuelle Entscheidungen zum Thema „Gemeinnützigkeit"

Bruder Stephan Veith OSB verdanken wir einige Hinweise zu aktuellen Entscheidungen zum Thema Gemeinnützigkeit. Anhand dieser Entscheidungen sei erneut klar geworden, teilte Br. Stephan mit, dass gerade auf dem Gebiet der Gemeinnützigkeit viele Einzelentscheidungen in den letzten zwei bis drei Jahren gefällt wurden, durch die unsere Ordensgemeinschaften – steuerlich betrachtet – „immer mehr ins Visier genommen werden".

- Überlassung von einem Zweckbetrieb gewidmeten Räumlichkeiten einschließlich Inventar (§ KStG, § 55 AO)

Zu der Frage, ob es schädlich für die Gemeinnützigkeit einer steuerbegünstigten Körperschaft (z. B. Krankenhaus-GmbH) ist, wenn sie nichtbegünstigte Leistungen (z. B. Reinigungsdienst, Küche, technischer Dienst, Nähstube, Bettenzentrale, Hol- und Bringdienst, z. B. bei Abfallbeseitigung) im Rahmen einer Betriebsaufspaltung in eine steuerpflichtige Dienstleistungs-GmbH ausgliedert und dieser entgeltlich Personal und bisher einem Zweckbetrieb gewidmete Räume einschl. des Inventars zur Verfügung stellt, ist gemäß Verfügung der OFD München vom 29.08.2003 (S 2729 – 41 St 42) folgende Auffassung zu vertreten:
(1) Die entgeltliche Überlassung der Räume einschl. Inventar an die Dienstleistungs-GmbH stellt keine für die Gemeinnützigkeit schädliche Verwendung von Mitteln dar. Das Entgelt muss angemessen (marktüblicher Preis) sein.
(2) Die Vermietung von Wirtschaftsgütern i. S. von § 21 EStG ist zwar grundsätzlich eine vermögensverwaltende Tätigkeit. Wenn die Voraussetzungen einer Betriebsaufspaltung erfüllt sind, wird aber auch bei der Besteuerung gemeinnütziger Körperschaften eine der Art nach vermögensverwaltende Tätigkeit als steuerpflichtiger wirtschaftlicher Geschäftsbetrieb behandelt (s. Nr. 3 AEAO zu § 64 Abs. 1 AO).
(3) Der Erwerb der Anteile an der steuerpflichtigen Dienstleistungs-GmbH darf nicht aus zeitnah zu verwendenden Mitteln, wozu auch der Gewinn des steuerpflichtigen wirtschaftlichen Geschäftsbetriebs gehört, sondern nur aus dem zulässig gebildeten Vermögen einschl. der freien Rücklagen finanziert werden.

- Rücklagenbildung und Vermögenszuführung bei steuerbegünstigten Körperschaften (§ 5 KStG; § 58 AO)

Die OFD Frankfurt/M. hat mit Verfügung vom 6.8.2003 (S 0177 A – 1 – St II 1.03) ausführlich zur Rücklagenbildung und zu Vermögenszuführungen bei steuerbegünstigten Körperschaften Stellung genommen. Dabei geht es insbesondere um die Verpflichtung zur zeitnahen Mittelverwendung, Rücklagenbildung (Rücklagen i. S. § 58 Nrn. 6 und 7 AO und sonstige Rücklagen) sowie Vermögenszuführungen (zulässige Vermögenszuführungen für alle Körperschaften und Vermögenszuführungen bei Stiftungen).

- Zinsaufwand bei unterdurchschnittlicher Eigenkapitalquote (§ 1 Abs. 1 Nr. 6, § 8 Abs. 3 Satz 2 KStG)

Zinsen für ein Darlehen, das eine Trägerkörperschaft mit einem Betrieb gewerblicher Art (BgA) gewährt, führen nach dem BFH-Urteil vom 9.7.2003 – I R 48/02 insoweit zu vGA, als die Darlehensmittel eine unzureichende Eigenkapital-Ausstattung des Betriebes ausgleichen. Die dabei als Maßstab zugrunde zu legende angemessene EK-Quote bestimmt sich im jeweiligen Einzelfall nach der Kapitalstruktur gleichartiger Unternehmen der Privatwirtschaft im maßgeblichen Zeitraum (Anschluss an BFH-Urteil vom 1.9.1982 – I R 52/78, BStBl 1983 II S. 147); ihre Ermittlung obliegt dem FG. Dazu führt der Senat weiter aus: Das FG ist nicht an die Verwaltungsregelung in Abschn. 28 Abs. 3 Satz 4 KStR 1985/1990) gebunden, wonach ein BgA „grundsätzlich mit einem angemessenen EK ausgestattet ist, wenn das EK mindestens 30 v. H. des Aktivvermögens beträgt". Bei dieser Regelung handelt es sich insoweit um eine lediglich norminterpretierende Verwaltungsvorschrift, der keine Rechtsnormqualität zukommt.

## Steuerrecht: Orden und Klöster als juristische Personen des öffentlichen Rechts

Nach § 2 Abs. 3 UStG sind juristische Personen des öffentlichen Rechts nur im Rahmen ihrer Betriebe gewerblicher Art (BgA), im Rahmen ihrer land- und forstwirtschaftlichen Betriebe sowie mit den in § 2 Abs. 3 Satz 2 Nr. 2 bis 5 UStG ausdrücklich genannten Tätigkeiten gewerblich oder beruflich und damit unternehmerisch tätig. Soweit juristische Personen des öffentlichen Rechts hoheitlich tätig werden, unterliegen sie nicht der Umsatzsteuer.
Zur Definition des Begriffs „Betrieb gewerblicher Art" verweist das UStG auf § 1 Abs. 1 Nr. 6 und § 4 KStG. Für die Frage, ob ein BgA vorliegt, ist damit nach Verwaltungsauffassung auf die Grundsätze des Körperschaftsteuergesetzes zurück zu greifen (vgl. Abschnitt 23 Abs. 4 UStR 2000).
Im Rahmen der unternehmerischen Tätigkeit kann eine juristische Person des öffentlichen Rechts auch Organträger einer umsatzsteuerlichen Organschaft sein. Hierbei ist allerdings zu beachten, dass sie die Eigenschaft als Unternehmer nicht durch die bloße Beteiligung, durch eine entgeltliche Tätigkeit und durch die Tätigkeit der mit ihr verbundenen Gesellschaft erlangen kann (BFH-Urteil vom 9.10.2002 – VR 64/99). Wenn und soweit sie öffentliche Gewalt ausübt, ist sie nicht wirtschaftlich tätig und kann insofern auch nicht Organträger sein. Eine wirtschaftliche Tätigkeit wird ausgeübt, wenn die juristische Person des öffentlichen Rechts im eigenen Namen gegen Entgelt Lieferungen oder sonstige Leistungen erbringt. Für die Erreichung der Unternehmereigenschaft ist es allerdings unerheblich, an wen die entgeltlichen Leistungen erbracht werden. Sie können auch an eine Gesellschaft erbracht werden, mit der als Folge dieser Leistungstätigkeit eine enge finanzielle, organisatorische und wirtschaftliche Verbindung („Organschaft") besteht.
Fazit: Wenn eine juristische Person des öffentlichen Rechts als Organträger im Rahmen einer umsatzsteuerlichen Organschaft fungieren soll, ist im Einzelfall zu prüfen, ob die Voraussetzungen – insbesondere die Unternehmereigenschaft und die Entgeltlichkeit der Lieferungen und sonstigen Leistungen – erfüllt sind.

(Solidaris Information 3/2003)

## Ermäßigter Steuersatzes bei Lieferung von Kunstgegenständen

Das Finanzgericht Münster hat am 14. März 2002 in einem Urteil (5 K 7990/99 U) gegen das Finanzamt Schwelm entschieden, dass ein Künstler, der z.B. Glasfenster für Sakralräume oder Tabernakel gestaltet, seine künstlerischen Lieferungen und Leistungen nur mit dem ermäßigten Steuersatz von z.Zt. 7 % USt versteuern müsse. Dies gelte jedoch nicht für eine bloße (industriell oder handwerklich hergestellte) Kunstverglasung von Kirchenfenstern, die dem jeweiligen Regelsteuersatz zu unterwerfen sind, sondern nur für individuell hergestellte Kunstobjekte, die mit charakterbestimmenden Merkmalen von Gemälden handgefertigt sind. Ein Tabernakel gehöre unter bestimmten Bedingungen zu den steuerbegünstigten „Originalerzeugnissen der Bildhauerkunst aus Stoffen aller Art", sofern er nicht den Charakter einer „Handelsware" habe (Serienerzeugnis, handwerkliches Erzeugnis, Abguss). – Das 14-seitige Urteil liegt dem Generalsekretariat der VDO in Bamberg vor; bei Bedarf kann eine Kopie dort angefordert werden.

## Bessere Zugangsvoraussetzungen zur Kirchlichen Zusatzversorgungskasse (KZVK)

Im Zuge des Wegfalls der umlagefinanzierten „Gesamtversorgung" im öffentlichen und kirchlichen Dienst rückwirkend ab 2000 hat die Kirchliche Zusatzversorgungskasse (KZVK) die Zugangs- und Beteiligungsvoraussetzungen für institutionelle kirchliche Arbeitgeber zur Zusatzversicherung ihrer Arbeitnehmer deutlich erleichtert. Außerdem hat sich in den Entscheidungsgremien des Verbandes der Diözesen Deutschlands und der KZVK inzwischen die Erkenntnis verbreitet, dass die Autonomie der Orden in den bisher geltenden Durchführungsvorschriften der KZVK bisher „nicht hinreichend berücksichtigt" worden ist, was zu einer nachhaltigen Änderung dieser Durchführungsvorschriften zugunsten der Orden geführt hat.

- Künftig ist die unmittelbare Beteiligung von Ordengemeinschaften als Arbeitgeber – unabhängig von ihrer zivilen Rechtsform – nicht mehr an die Prüfung weiterer Voraussetzungen gebunden. Sie werden den juristischen Personen des öffentlichen Rechts aus dem Bereich der verfassten Kirche gleichgestellt.
- Bei einer Beteiligung von selbständigen (z.B. als GmbH ausgegliederten) Einrichtungen, die ausschließlich Ordensgemeinschaften zuzuordnen sind – also auch Einrichtungen, die von mehreren Ordensgemeinschaften gemeinsam getragen werden -, erfolgt der für eine Beteiligung erforderliche Nachweis darüber, dass es sich um eine katholische Einrichtung handelt, durch die „zuständige kirchliche Autorität" – und das ist bei den Ordensgemeinschaften „der Höhere Obere oder die Höhere Oberin" (nicht wie früher der Bischof des Bistums, in dem er Rechtsträger der Einrichtung seinen Sitz hat). Dabei wird davon ausgegangen, dass der zivile Rechtsträger der Einrichtung (z.B. die GmbH) „auf Dauer" besteht. Dies wird vorausgesetzt, wenn sie mindestens 20 zu versichernde Beschäftigte hat. Ansonsten kann die KZVK bestimmte Auflagen machen, z.B. die Stellung eines Bürgen verlangen.
- Die KZVK hat bei Neuzugängen wie bisher in allen Fällen die Zustimmung des Belegenheitsbistums einzuholen. Wenn künftig eine Ordensgemeinschaft selbst neues Mitglied der KZVK werden will, wird das Bistum die Zustimmung auf jeden Fall erteilen (wie Beteiligten aus dem verfasst kirchlichen Bereich); sie steht also nicht mehr nur – wie weiterhin bei anderen kirchlichen Einrichtungen – „im pflichtgemäßen Ermessen des Bistums".

- Änderungen der Unternehmenszwecke und der Beteiligungsverhältnisse (z.B. bei Erweiterung von Trägerschaft) müssen künftig von allen Mitgliedern der KZVK – also auch von den Ordensgemeinschaften, sofern es die von ihnen getragenen Einrichtungen betrifft – dem Belegenheitsbistum (=dem Bistum, in dem der Rechtsträger der Einrichtung seinen Sitz hat) angezeigt werden.

Die deutliche Berücksichtigung der Ordens-Autonomie soll bewirken, dass sich die Ordensgemeinschaften als Arbeitgeber für die (neuerdings kapitalgedeckte, also beitragsbezogene) Zusatzversorgung ihrer Arbeitnehmer künftig vorrangig für die Kirchliche Zusatzversorgungskasse (KZVK) entscheiden, statt eine andere Wahl im Bereich der privaten Versicherungswirtschaft zu treffen. Informationen zur KZVK und zum Zugang für Ordensgemeinschaften und ordensgetragene Einrichtungen können angefordert werden bei Frau Gabriele Boßmann, Kirchliche Zusatzversorgungskasse des Verbandes der Diözesen Deutschlands, Anstalt des öffentlichen Rechts, Postfach 10 20 64, 50460 Köln, Tel. 0221/2031-138, Fax 0221/2031-134. Über die Internetadresse www.kzvk.de kann man erste Informationen über die KZVK abrufen.

## Mitbestimmung in caritativen Einrichtungen

Beschluss des Bundesarbeitsgerichts vom 23. Oktober 2003: Eine in der Rechtsform einer GmbH betriebene Einrichtung der katholischen Kirche ist nach § 18 Abs. 2 BetrVG vom Geltungsbereich des Betriebsverfassungsgesetzes ausgenommen, wenn sie caritative oder erzieherische Zwecke verfolgt. Ob dies der Fall ist, bestimmt sich nach dem Selbstverständnis der Kirche.

(Aktenzeichen 7 ABR 59/01).

## Orden im neuen Trägerbündnis stützen die Caritas Trägergesellschaft Trier (CTT)

Vier Jahre nach der „Doerfert-Katastrophe" steht das Sozial-Imperium der Caritas Trägergesellschaft Trier (CTT) inzwischen wieder auf solidem Fundament und entwickelt neue Perspektiven. Das inzwischen geschmiedete katholische Trägerbündnis aus verschiedenen Ordensgemeinschaften, das über die Mehrheit in der Mitgliederversammlung und im Aufsichtsrat verfügt, hat zum 1. September 2003 einen neuen Vorstand eingesetzt. Vorstandsvorsitzender ist Thomas Thiel, zuletzt kaufmännischer Direktor des Marienkrankenhauses St. Wendel, das von der Marienhaus GmbH der Waldbreitbacher Franziskanerinnen getragen wird.

Das neue Trägerbündnis besteht bisher aus der Marienhaus GmbH der Waldbreitbacher Franziskanerinnen, den Barmherzigen Brüdern von Maria Hilf in Trier und den Franziskanerbrüdern vom Heiligen Kreuz in Hausen/Wied. Repräsentanten dieser Gemeinschaften – u.a. Bruder Peter Berg FMMA von den Barmherzigen Brüdern von Maria Hilf in Trier und Generaloberin Schwester Basina Kloos von den Waldbreitbacher Franziskanerinnen – sind Mitglieder des Aufsichtsrats der CTT. Der Mainzer Kardinal Lehmann habe Schwester Basina Kloos ausdrücklich um ihr Engagement bei der CTT gebeten, sagte sie gegenüber der Trierer Bistumszeitung Paulinus. „Wir haben uns in die Pflicht nehmen lassen, weil wir als Ordensgemeinschaften in der Kirche verankert sind". Das Trägerbündnis der Ordensgemeinschaften habe sich bereit erklärt, seine Fähigkeiten in die CTT einzubringen, um sie und die Arbeitsplätze der rund 5.500 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu erhalten. Derzeit drücken die CTT noch Verbindlichkeiten in einem dreistelligen Millionenbereich.

(Paulinus)

## Evangelische Zisterzienser-Erben

Ein Vademekum für die Ökumene in den Reihen der Zisterzienser haben der ehemalige Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannover und Abt zu Loccum, Horst Hirschler, und der evangelische Pfarrer Paul Geißendörfer dem Generalabt des Zistezienserorden, Mauro Esteva O.Cist. zu seinem siebzigsten Geburtstag auf den Gabentisch gelegt. Akribisch genau haben die Autoren Daten und Adressen von evangelischen Klöstern, Gemeinden, Konventen und Kommunitäten an Zisterzienserkirchen im Land Luthers zusammengetragen. Deutlich wird, dass das Erbe des heiligen Bernhard von Clairvaux auch in Nord- und Ostdeutschland durch die Reformation nicht vollkommen ausradiert wurde. Im Gegenteil: In den vergangenen Jahrzehnten ist das Interesse an der Spiritualität der Zisterzienser auch in protestantischen Kreisen wieder stärker erwacht. Die „Gemeinschaft Evangelischer Zisterzienser-Erben in Deutschland" trifft sich seit zehn Jahren einmal im Jahr und pflegt regen Austausch mit den katholischen Zisterziensern. Im Heiligen Jahr nahmen evangelische Zisterzienser auch am Generalkapitel des Ordens in Rom teil. Über einen offiziellen Gaststatus der evangelischen Zisterzienser denkt man im Kapitel seit längerem nach.

Die Zuschriften von Zisterziensern beider Konfessionen zeigen eindrucksvoll, dass das Ringen um konsequente Nachfolge im Geist des heiligen Bernhard einen wirklichen gemeinsamen Nenner bildet, der sich wohltuend von der vielfach üblichen wolkigen ökumenischen Rhetorik abhebt. „Was nötig ist, sind nicht liturgische Experimente und religiöse ‚Extras', sondern die gehorsame Pflege dessen, was Gott uns durch die Väter anvertraut hat." Auch die Erfahrung, dass ein Kloster etwa im Rahmen einer Führung ein niederschwelliges Angebot sein kann, um mit Fernstehenden über Grundfragen des christlichen Glaubens ins Gespräch zu kommen, verbindet beide Seiten ebenso wie die Feststellung, dass sich auch der säkularisierte Mensch der Anziehungskraft des Stundengebetes nicht entziehen kann, wenn er das Angebot dazu erhält. Luthers Satz „Das Kloster macht nicht selig" stellen evangelische Christen heute auch gegenüber, dass ein Zisterzienserkloster immerhin „der Versuch ist, mit großer Härte gegen sich selbst der ursprünglichen Bestimmung des Menschen zu entsprechen". Ein Beispiel dafür, dass man sich evangelischerseits trotz allem um Kontinuität bemüht, ist der Brauch in Loccum, die Äbte weiterzuzählen. Detaillierte Literaturangaben und Adressenliste machen das Buch zu einem wertvollen ökumenischen Wegweiser für den deutschsprachigen Raum:

Paul Geißendörfer / Horst Hirschler: Die Gemeinschaft Evangelischer Zisterzienser-Erben in Deutschland. Ihr Werden, ihre theologische und kirchliche Prägung. Heilsbronn 2003, 136 Seiten, EUR 10 plus Versandkosten. Bezug über Paul Geißendörfer, Pfr. i.R., Dahlienstr. 30a, 91560 Heilsbronn, Tel. 09872/955300, Fax 09872/955301, eMail: Geissendoerfer-Heilsbronn@t-online.de .

## Arbeitskreis Ordensgeschichte des 19./20. Jahrhunderts

Die dritte wissenschaftliche Fachtagung des Arbeitskreises Ordensgeschichte des 19./20. Jahrhunderts findet vom 6. bis 8. Februar 2004 (Freitag bis Sonntag) in der Phil.-Theol. Hochschule der Pallottiner in Vallendar statt. Auf dem Tagungsprogramm stehen Vorträge über „Die katholische Indianermission in South Dakota" (Prof. Dr. Karl Markus Kreis, Dortmund), „Die Geschichte der Redemptoristen. Ein internationales Projekt" (Dr. Otto Weiß, Wien), „Die Salesianer im Dritten Reich" (Dr. Johannes Wielgoß SDB, Essen) und „Das Archiv beginnt und endet bei der Behörde. Das Provinzarchiv der deutschen Jesuiten als Spiegel der Provinzge-

schichte" (Dr. Clemens Brodkorb, München). Außerdem ist ein Werkstattbericht vorgesehen über das laufende interinstitutionelle Wanderausstellungsprojekt „Frömmigkeit und Wissen. Kapuzinerbibliotheken vor der Säkularisation" (Prof. Dr. Raimund Haas, Köln/Münster). Die Teilnahmekosten inkl. Übernachtung und Vollpension belaufen sich auf 93,- EUR. Anmeldung bis 10. Januar 2004 an Prof. Dr. Joachim Schmiedl, Postfach 14 06, 56174 Vallendar, Fax 0261/6402-300, eMail: jschmiedl@pthv.de .

## Bonifatiusjahr 2004: KNA-Sonderheft zum 1250. Todestag des hl. Bonifatius

In einem Sonderheft hat die Katholische Nachrichten-Agentur (KNA) unter dem Titel „Apostel der Deutschen" Berichte, Interviews und Stichworte zusammengestellt, die über das Wirken und Nachwirken von Bonifatius informieren. Die 28-seitige KNA-Broschüre im Format DIN A 4 kostet pro Exemplar EUR 9,90 (EUR 7,20 zzgl. EUR 2,05 Versandkosten und 7 % MwSt). Rabatt ab 10 Exemplaren. Bestellung per Fax (0228/26000-63), Telefon (0228/ 26000-41/42) oder eMail (leserservice@kna.de).

## Ordenstag im Bistum Münster: Im Orden aus purer Lust am Leben

Rund 600 Ordensleute haben nach einer Pressemeldung der Westfälischen Nachrichten am 30. September 2003 am diesjährigen Ordenstag im Bistum Münster teilgenommen. „Ordensleben ist ein Leben aus Lust am Leben. Die Freude an Gott, die ein anderes Miteinander ermöglicht", so wird Christoph Hegge, der Leiter der Fachstelle ‚Orden und geistliche Gemeinschaften' im Bistum Münster zitiert, „die Freude an Gott, der alles zusammenhält, auch die Brüche im Leben und in der Gesellschaft". Das Wichtige am Ordenstag sei der Austausch, das sich gegenseitige Ermutigen, das Erzählen von Sorgen, von Ängsten, aber auch von Glaubenserfahrungen – „damit die Kongregationen mehr aus ihrer Sprachlosigkeit herauskommen". Natürlich müssten die Gemeinschaften an sich arbeiten, sagte Hegge. Der Impuls sei stark: Die Besinnung auf die ursprüngliche Begeisterung, die vielerorts verloren gegangen sei oder überlagert wurde von den großen caritativen Aufgaben.

## Beuroner Benediktinerkongregation auf Zukunftssuche

Zehn Äbtissinnen und zehn Äbte der Beuroner Benediktiner-Kongregation trafen sich am 6. Oktober in der Abtei St. Mauritius, um bis zum 10. Oktober über Fragen der klösterlichen Zukunft nachzudenken. Sie waren aus ganz Deutschland sowie aus Österreich, Italien und Dänemark angereist.
Ein wichtiger Beratungspunkt der Tholeyer Äbtekonferenz war der Weg der Beuroner Kongregation und ihrer Klöster in die Zukunft. „Wir spüren, dass der Wandel, den Kirche und Gesellschaft durchleben, auch für uns Nonnen und Mönche Folgen hat, die es wahrzunehmen und zu gestalten gilt", erklärte der Tholeyer Abt Makarios Hebler. Diese Veränderungen äußerten sich in der zahlenmäßigen Entwicklung der Klostergemeinschaften. Es gibt nämlich immer weniger Klostereintritte. Dadurch steigt der Altersdurchschnitt der Nonnen und Mönche. „Wir müssen gestehen, dass wir zu den Fragen der Zukunftsgestaltung unter den gegenwärtigen Bedingungen kleiner und älter werdender Konvente mehr Fragen als Antworten haben. Aber es ist besser eine Frage zu diskutieren und sie vielleicht auch unbeantwortet zu lassen, als sie gar nicht zu stellen", so der Abt. Deshalb habe man auf dem letzten Generalkapitel der Beuroner Kongregation 2002 eine „Arbeitsgruppe Zukunft" eingerichtet. Sie habe den Auftrag, die gegen-

wärtige Situation und die damit gegebenen Herausforderungen zu analysieren und neue Wege der Verlebendigung der Kongregation zu finden. Zum Themenkatalog der Tholeyer Beratungen gehöre auch ein Bericht der einzelnen Oberinnen und Oberen aus ihren eigenen Klöstern sowie die Ausbildung.
Auf dem Programm der Äbtissinen und Äbte stand u.a. ein Empfang im Tholeyer Rathaus und ein Besuch in Metz. Der erste Abt der wiedererrichteten Abtei Maria Laach (1893), Willibrord Benzler, war von 1901 bis 1919 Bischof von Metz. (Saarbrücker Zeitung)

## Habit in der Schule ist o.k.: Kopftuch nicht mit Ordenstracht vergleichbar

Bayerns Kultusministerin Monika Hohlmeier (CSU) hat Vergleiche des muslimischen Kopftuchs mit der Ordenstracht von Nonnen als „abwegig" bezeichnet. In der „Bild am Sonntag" wies sie solche Argumente von Gegnern eines Kopftuchverbots zurück. Ordensleute dürften auch weiterhin in Tracht unterrichten. In der bayerischen Verfassung stehe, dass Schüler „nach den Grundsätzen der christlichen Bekenntnisse unterrichtet und erzogen werden". Zudem bekennen sich die Kirchen klar zur Verfassung. Das Kopftuch werde auch von muslimischen Frauen als „Zeichen der Unterdrückung" gesehen. Hohlmeier bewertet es als „politisch-religiöses Zeichen, das Fundamentalisten als Symbol für den Gottesstaat missbrauchen." Bayern will bis Ende November ein Gesetz vorlegen, das Lehrern das Tragen „weltanschaulicher Symbole" verbietet. „Dazu gehört auch das Kopftuch", so Hohlmeier. (DT)

## „Warum werden manche Männer Mönche?"

Das Institut für Film und Bild in Wissenschaft und Unterricht (FWU) produziert didaktisch aufbereitete Medien für Schülerinnen und Schüler und ist kürzlich für seine Serie „Willi wills wissen" mit dem Bayerischen Fernsehpreis 2003 und dem Erich-Kästner-Preis 2003 ausgezeichnet worden. In dieser Serie ist auch ein 25-minütiger Streifen erschienen mit dem Titel „Warum werden manche Männer Mönche?". In der FWU-Ankündigung heißt es: Willi geht ins Kloster – aber nicht um Mönch zu werden, sondern um zu erfahren, wie der Alltag eines Klosterbruders aussieht. Da ist er im oberbayerischen St. Ottilien genau richtig. Über hundert Benediktinermönche haben sich hier für ein besonderes Leben hinter Klostermauern entschieden. „Oberster Chef" ist der Abt, der Willi die Besonderheiten seines Berufes erklärt. Der Reporter ist beeindruckt: Die Mönche haben sich verpflichtet, ihr ganzes Leben lang strenge Regeln, wie z.B. Keuschheit, Armut und Gehorsam zu befolgen. Und schon im Morgengrauen geht es zum Beten in die Kirche! Ohne Frühstück! Zwar hält sich Willi nur mit Mühe wach, doch er ist munter genug, um herauszufinden, dass die Mönche nicht nur in die Kirche gehen. Eine der obersten Benediktinerregeln lautet nämlich: bete und arbeite! Und so hat jeder Mönch auch einen normalen Beruf und arbeitet zum Beispiel als Gärtner, Bäcker, Schuster, Schlosser oder Bauer. Der Grund: Die Mönche sollen sich selbst versorgen, um das Kloster möglichst selten verlassen zu müssen. Wie gut sie für ein unabhängiges Leben gerüstet sind, erfährt Wille, als plötzlich ein Alarm losgeht. Mit fliegenden Kutten kommen die Mönche von allen Seiten gerannt, denn selbst die Klosterfeuerwehr gibt es in St. Ottilien. Zur Serie „Willi wills wissen" gehören auch Titel wie: „Wer weiß, wie's Wetter wird?", „Wohin mit dem Müll?", „Wo geht das hin, das Rohr im Klo?", „Wie kommt das Geld in die Welt?", „Wie kommt die Story in die Zeitung?", Wie ist das mit dem Tod?", „Wie viel Power hat der Bauer?", „Wie geht die Post ab?" und als vorläufig letzter Titel „Warum werden manche Männer Mönche?". Weitere 13 Folgen

werden 2004 ausgeliefert. Die VHS-Cassetten können zum Preis von je 25 EUR (nur für eine private Nutzung ohne Recht zur öffentlichen Vorführung und ohne Verleihrecht) plus 3 EUR Versandkostenpauschale bestellt werden beim FWU Institut für Film und Bild, Postfach 12 61, 82026 Grünwald. Tel. 089/6497-248, Fax 089/6497-240, eMail: Dorothea.Schramm@fwu.de , Internet: www.fwu.de .

## Lebenserwartung von Ordensleuten und Allgemeinbevölkerung verglichen

Eine Studie, die 2002 beim Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB) erschienen ist, nimmt einen Vergleich der Altersentwicklung von Ordensleuten und Allgemeinbevölkerung vor. Der Autor, Marc Luy, sucht aus der Untersuchung der Sterblichkeitsverhältnisse in der klar abgegrenzten Personengruppe „Ordensmitglieder" Rückschlüsse auf ungeklärte Fragen der Mortalitätsforschung zu erhalten. Der Untersuchung liegt ein Datensatz bayerischer Klöster zugrunde, der insgesamt 11.624 Ordensmitglieder umfasst, davon 6.154 Nonnen und 5.470 Mönche. Seitens der Männerorden waren an der Studie beteiligt: Die Augustiner in Würzburg, die Benediktinerabteien St. Ottilien und Münsterschwarzach sowie die Karmeliten in Bamberg.

Im Hinblick auf die Frage, ob sich die Lebenserwartung zwischen bayerischer Klosterbevölkerung und deutscher Allgemeinbevölkerung unterscheide, kommt Luy für Frauen- und Männerorden zu unterschiedlichen Ergebnissen: Die „Mortalitätsanalyse" zwischen bayerischen Nonnen und deutschen Frauen ergab laut seiner Studie ein „nahezu identisches Bild". Dagegen ergebe sich insbesondere für den Zeitraum 1955-1985 bei den Männerorden ein völlig anderes Bild: „Hier weisen die Mönche im Alter 25 bis einschließlich Alter 75 eine signifikant höhere Lebenserwartung auf" als die männliche Allgemeinbevölkerung. Die „vergleichsweise schlechten Überlebensbedingungen der Männer der deutschen Allgemeinbevölkerung" führt Luy auf Veränderungen in den Lebensverhältnissen der weltlichen Bevölkerung zurück, denen, so meint der Autor, die Klosterbevölkerung in geringerem Maße ausgesetzt sei.

## Europa als „Zeichen der Zeit"

*Über einen internationalen dominikanischen Kongress in Pistoia / Italien*

Vom 19. bis zum 21. September 2003 fand im Kloster San Domenico in Pistoia (Toskana) eine internationale Studientagung statt, die sich dem Thema „Europa e Vangelo oggi. Una sfida per i Cristiani" (Europa und das Evangelium heute. Eine Herausforderung für die Christen) widmete. Organisiert vom Dominikanerkonvent Pistoia und einem Vorbereitungsteam um *Fabrizia Giacobbe OP* (Prato), *Vincenzo Caprara OP* (Fiesole), *Alessandro Cortesi OP* und *Alberto Simoni OP* (beide Pistoia), *Alessandro Salucci OP* und *Aldo Tarquini OP* (beide Florenz) sowie vom Verbindungsmann der Römischen Provinz des Predigerordens zu „Espaces", dem Europainstitut der Dominikaner in Brüssel, Strasbourg, Krakau und Berlin, versammelte die Tagung ca. 40 Mitglieder des Ordens wie auch Laien aus ganz Italien, aber auch aus Frankreich, Spanien, Luxemburg und Deutschland. Anliegen des Seminars war es u.a., die Ergebnisse des in 2002 im niederländischen Huissen stattgefundenen ersten theologischen Kolloquiums europäischer Dominikanerinnen und Dominikaner zum Thema „Heil(en) in Europa" zu vertiefen (vgl. *Ordenskorrespondenz* 44 [2003], S. 15-16).

Vor dem Hintergrund einer ausführlichen Analyse des soziopolitischen Kontextes, in dem sich derzeitig die Erweiterung Europas vollzieht, fragte der Pisaner Philosoph *Francesco Gaiffi* nach der Identität Europas. Diese, so sei-

ne an den philosophischen Theorien von Martin Heidegger, Emmanuel Levinas und Gianni Vattimo entwickelte These, ist nur als eine *Relation* zwischen verschiedenen Akteuren denkbar. Mehr noch: Nur vom *Anderen* bzw. von *den Anderen* her kann sich Europa über sich selbst verständigen. Ohne das/die, was/die nicht Europa ist/sind, ist Europa nicht in der Lage, das eigene Selbst zu finden!

Dass solche philosophischen Einsichten praktische Konsequenzen zur Folge haben, zeigte sich in der weiteren Diskussion. Zu diesen Konsequenzen zählt wesentlich die ethische Verpflichtung, für Frieden und Gerechtigkeit einzutreten: in globalem Maße (*Marie-Thérèse Perdriault OP*, Paris) und speziell im Blick auf die ehemaligen Kolonien Europas (am Beispiel der Demokratischen Republik Kongo dargestellt von *Maria Mayo Justel OP*, Madrid / Kinshasa). *Gabriel Nissim OP*, Direktor des „Espaces"-Büros in Strasbourg, plädierte in diesem Zusammenhang für eine stärkere Kooperation der Kirchen mit den diversen Nicht-Regierungsorganisationen (NGOs), um so in der Tradition der christlichen Soziallehre eine neue europäische „Kultur des accueil" zu entwickeln. Dass auch dieser vom Evangelium her begründete Vorschlag politische Konsequenzen nach sich zieht (oder zumindest: nach sich ziehen müsste) – etwa in der Frage der europäischen Migrationspolitik -, versteht sich fast von selbst.

Aber auch die Kirchen werden sich notwenig ändern (müssen), wenn sie das zusammenwachsende Europa als eine evangeliumsgemäße Herausforderung begreifen: sie werden ökumenischer (so das leidenschaftliche Plädoyer von *Giancarlo Bruni* von der „Comunità di Bose", Piemont) und weniger klerikal (*Ulrich Engel OP*, Institut M.-Dominique Chenu – Espaces Berlin) sein.

Erfreulich war, dass in den Seminardiskussionen wiederholt auf die französischen Theologen Marie-Dominique Chenu OP (1895-1990) und Yves Congar OP (1904-1995) rekurriert wurde. In einem zunehmend säkulareren Europa sind – so ein abschließendes Statement – die gesellschaftlichen Entwicklungen und die daraus resultierenden Mentalitäten als „Zeichen der Zeit" wahrzunehmen und im Licht des Evangeliums zu deuten (vgl. *Gaudium et spes*). Nicht mehr kann es darum gehen, nach Maßgabe eines paternalistischen Missionsverständnisses den religiös indifferenten Europäern Jesus Christus zu *bringen* – als ob die Kirchen ihn besitzen würden! Vielmehr und umgekehrt ist es im Sinne einer Theologie der Inkarnation, der im Dominikanerorden seit alters her eine herausragende Stellung eingeräumt wird, Aufgabe heutiger Christinnen und Christen, das Antlitz Jesu inmitten der postmodernen Realitäten eines säkularisierten und gleichzeitig religionsfreundlichen Europas zu *suchen* – denn längst schon ist Gott in seinem Sohn und Geist dort – verborgen – anwesend!

Ulrich Engel OP

## Mehr Nachfragen als Plätze an Ordensschulen

Die von Ordensgemeinschaften getragenen Schulen in Deutschland haben mehr Zulauf als Kapazitäten. Im Durchschnitt müssten 30 Prozent der Interessenten abgelehnt werden, sagte der Ettaler Benediktiner und Schulleiter des klostereigenen Gymnasiums, Pater Maurus Kraß am 17. November in Würzburg. Der Vereinigung katholischer Schulen in Ordenstradition (ODIV), die dort bis zum 19. November tagte, sind 220 Einrichtungen mit rund 125.000 Schülerinnen und Schülern angeschlossen. Nach den Worten von Kraß, der stellvertretender ODIV-Vorsitzender ist, sind Eltern, die heute ihre Kinder in Ordensschulen schicken, selber Kinder der 68er Generation. Sie spürten, wie notwendig religiöse Bildung sei, könnten diese aber nicht selber vermitteln. Von Ordensgemeinschaften getragene Schulen seien beliebt, weil Eltern zunehmend für ihre Kinder eine wertgebundene Erziehung wünschten. (kna)

# Neue Bücher

## Bericht

Heinz Giesen C.Ss.R., Hennef

# Wort Gottes im Menschenwort

Kommentare zu drei Briefen des Neuen Testaments

Gottes Wort ist für Menschen nicht anders zu haben als in menschlicher Sprache. Menschliche Sprache aber ist dem Wandel unterworfen. Alte Texte sind uns deshalb weithin nicht unmittelbar verständlich. Wir müssen uns um ihr Verstehen bemühen, indem wir uns möglichst in ihre Entstehungszeit zurückversetzen. Was für alle Texte gilt, gilt ebenso für das NT, das in einer uns fremden Welt entstanden ist. Sie bedürfen der Deutung. Diese Arbeit kann der Einzelne nicht leisten. Deshalb dürfen wir dankbar sein, wenn Fachleute hier Hilfestellungen anbieten. Solche Hilfen bieten auf je verschiedene Weise die neuen Kommentare zum Philemon-, Römer- und Hebräerbrief.

### 1. Bitte um großes Vertrauen in einen Sklaven: Der Philemonbrief[1]

Arzt-Grabner eröffnet mit seinem Kommentar zum Philemonbrief eine neue Kommentarreihe. In ihr werden dokumentarische Papyri, Ostraka (Scherben) sowie Wachs- und Holztäfelchen für ein besseres Verständnis der Texte herangezogen. Das Quellenmaterial, das dazu zur Verfügung steht, ist nicht nur umfangreich, sondern vor allem vielfältig. Dazu zählen sowohl Zeugnisse aus dem Geschäftsleben, dem Verwaltungsapparat und dem Rechtsbereich als auch aus dem Privatleben. Um ihren Vergleichswert für neutestamentliche Texte zu verdeutlichen, ist ihre Kommentierung notwendig. Der Verf. betont, dass die „Papyrologischen Kommentare" keine Alternative zu bibelwissenschaftlichen Kommentaren sein wollen, sondern eine wichtige Ergänzung.

Die Papyrologie, die erst auf eine gut hundertjährige Geschichte zurückblicken kann, verschafft uns einen einzigartigen Zugang zur griechisch-römischen Antike und damit zum Alltag der Autoren des NT und seiner ursprünglichen Rezipienten. Adolf Deißmann erkannte als erster die außerordentliche Bedeutung der nichtliterarischen Zeugnisse der hellenistischen Welt für das Verständnis des NT und machte diese Erkenntnis in seinem Buch „Licht vom Osten", Tübingen 1908; [4]1923, der Öffentlichkeit zu-

gänglich. Neues Interesse an dokumentarischen Papyri im Bereich der neutestamentlichen Wissenschaft kam erst wieder seit den 70er Jahren des letzten Jh. auf. Am Institut für Neutestamentliche Wissenschaft der Universität Salzburg läuft seit 1989 das Forschungsprojekt „Analyse der Paulusbriefe auf dem Hintergrund dokumentarischer Papyri", in dessen Rahmen der vorliegende Kommentar entstanden ist.

Einem papyrologischen Kommentar geht es um die Frage, wie ein durchschnittlicher Leser zur Zeit eines neutestamentlichen Autors dessen Schrift(en) verstanden haben könnte. Gegenüber literarischen Texten, die in ihrer Überlieferungsgeschichte bewusst oder unbewusst verändert wurden, haben die dokumentarischen Texte auf Papyri und Ostraka den Vorteil, dass sie in ihrer ursprünglichen Fassung erhalten sind. Als Vergleichstexte werden nur solche benutzt, die aus dem Umfeld des NT stammen und noch keinen Bezug auf das NT erkennen lassen. Dabei gelten selbstverständlich unterschiedliche Evidenzgrade. Vergleichbarkeit ist nicht gleichzusetzen mit Abhängigkeit, ist aber entscheidend für Art und Umfang von Verständnismöglichkeiten. In einem Exkurs zeigt der Verf., dass die durchschnittlichen Leser Paulus so wie in Ägypten verstanden haben können, so dass Dokumente aus Ägypten herangezogen werden dürfen.

Der Kommentar beginnt mit den Einleitungsfragen. Wie jeder antike griechische Brief weist der Phlm drei Abschnitte auf: Briefanfang, Briefcorpus und Briefschluss, wie an Beispielen in griechischer Fassung und in deutscher Übersetzung aufgewiesen wird. Im Folgenden seien einige wichtige Erkenntnisse genannt, die über die Auslegungen gängiger Kommentare hinausgehen. Im Phlm gibt es mehrere Stellen, die auf das Weberhandwerk hinweisen. Von daher liegt die Annahme nicht fern, dass ein typischer Weberlehrvertrag Hintergrund für die Ausführungen des Paulus war. Von hier aus erhält die Angabe in Apg 18,3, wonach Paulus ein Zeltmacher gewesen sei, indirekt höchste Plausibilität. Wenn Paulus davon spricht, dass er „in den Ketten" war, dann entspricht das der Tatsache, dass die Mehrheit der Gefangenen tatsächlich in Ketten lag. Daraus, dass Philemon Sklavenhalter war, lässt sich schließen, dass er zur reicheren und steuerlich begünstigten Bevölkerungsschicht gehörte. Das wird dadurch bestätigt, dass er Vorsteher eines Hauses war. Unter den Gemeindemitgliedern, die sich in seinem Haus versammelten, war er sicher die einflussreichste Person.

Onesimos ist ein oft belegter Sklavenname. Wie es dazu kam, dass er Sklave wurde, wird nicht mitgeteilt. Grundsätzlich sind Kriegsgefangenschaft, Abstammung von einer Sklavin oder Sklavenkauf möglich, aber auch Findelkinder werden zu Sklaven. Genauso wenig wie über die Herkunft des Onesimos wissen wir über seine Tätigkeit. Da Onesimos sich offenkundig ohne Erlaubnis aus dem Haus entfernt hat, was vielleicht mit den widrigen Umständen als Sklave zu tun hatte, ist nicht anzunehmen, er habe eine gehobene Tätigkeit ausgeübt. Am ehesten könnte er im Haus oder in der Landwirtschaft, aber vielleicht auch als Bote oder Handwerker tätig gewesen sein. Der Kommentar macht mit verschiedenen Tätigkeiten von Sklaven und Sklavinnen vertraut.

Die traditionelle Deutung, die von einer Sklavenflucht des Onesimos ausgeht, wurde vereinzelt zurückgewiesen. Dafür berief man sich vor allem auf eine sprachliche Formulierung in V. 10, die nicht mit „ich bitte für ihn", sondern „ich bitte um ihn" zu übersetzen sei. Wie der Verf. zeigt, sprechen die einschlägigen Hintergrundtexte dagegen dafür, dass Paulus für Onesimos eintritt. Wofür Paulus Fürsprache einlegt, hängt mit dem Fortgehen des Onesimos für eine vergleichsweise kurze Zeit zusammen (V. 15). Aus dem Phlm erfahren wir keinen einzigen eindeutigen Hinweis auf eine Sklavenflucht, wohl aber solche, die dagegen sprechen und nahe legen, Onesimos habe sich als „un-

brauchbarer" (V. 11) Herumtreiber seinem Herrn für eine begrenzte Zeit entzogen. Die Unterscheidung zwischen einem Herumtreiber und einem flüchtigen Sklaven, der sich von seinem Herrn auf Dauer trennen will, wird tatsächlich in einigen Sklavenkaufverträgen belegt. Offenkundig will Onesimos somit aus eigenem Antrieb zu seinem Sklavenhalter zurückkehren und erhält dafür von Paulus einen Empfehlungsbrief.

Wie Arzt-Grabner überzeugend nachweist, liegt das Zentrum des Briefs in V. 17, wo Paulus mit einem Imperativ sein eigentliches Anliegen gegenüber Philemon formuliert: Er soll ihn aufnehmen wie Paulus selbst, nämlich nicht nur als Freund und Glaubensbruder, sondern als gleichberechtigten Partner, der im Rahmen seiner Tagesgeschäfte oder/und in der Leitung der christlichen Gemeinde, die sich in seinem Haus trifft, mitverantwortlich ist. Welche dieser Möglichkeiten Paulus tatsächlich angestrebt hat und von Philemon umgesetzt wurde, ist nicht erkennbar. Das Besondere, das Paulus fordert, ist indes klar: Philemon soll seinem Sklaven, den er bis dahin als unbrauchbar angesehen hat, nunmehr großes Vertrauen entgegenbringen. Für eine solche Position findet sich in den Papyri und Ostraka keine Parallele. Paulus ist dem Philemon als Beispiel vorangegangen, indem er Onesimos als Kind angenommen hat (V. 10) und ihn am liebsten im Dienst des Evangeliums bei sich behalten will (V. 13).

Zutreffend betont der Verf., dass es keinen Grund gebe, enttäuscht zu sein, dass Paulus sich nicht mit Vehemenz für die Abschaffung der Sklaverei eingesetzt habe. Paulus kennt sich offenbar mit den Situationen des Alltags gut aus, wie die dokumentarischen Papyri und Ostraka zeigen. Er hat aber zugleich ein Empfinden dafür, wo er im Sinn seines Herrn Jesus erfolgreich Veränderungen initiieren kann. Für Onesimos war es sicherlich unter den damaligen Gegebenheiten besser, dass er eine gehobene Position im Haus seines Sklavenhalters erhält, als dass er mittellos in eine ungewisse Zukunft entlassen würde. Obgleich Paulus die Sklaverei nicht abgeschafft hat, so hat er doch dafür eine gute Grundlage gelegt. Denn wenn Sklavenhalter und Sklaven bzw. Sklavinnen sich auf derselben Ebene begegnen, führt das früher oder später zur Beendigung der Sklaverei.

Die dokumentarischen Zeugnisse beweisen, dass Paulus sich einer Sprache bedienen konnte, mit der man in seiner Umgebung offenkundig vertraut war. Er kann das Wort Gottes nicht nur in gehobener Sprache, sondern auch in der Alltagssprache verkündigen. Nur so ist sein Missionserfolg zu erklären.

## 2. Das Testament des Paulus: Der Römerbrief[2]

Dass Paulus der Verfasser des Römerbriefs ist, wird heute von niemandem ernsthaft bestritten. Da nicht vorausgesetzt werden kann, dass ein zutreffendes Wissen über den Lebensweg und die theologische Bedeutung des Völkerapostels Teil christlicher Allgemeinbildung ist, zeichnet der Wuppertaler Neutestamentler Haacker einleitend zunächst die Herkunft und den Bildungsweg des Paulus nach, macht mit seiner sozialen Stellung, seiner religiösen Einstellung vor der Bekehrung, seiner Bekehrung und Berufung sowie mit seinem Wirken und seinen Konflikten vertraut. Innerkirchlich ist für den Röm eine ähnliche Frontstellung wahrscheinlich wie im Galaterbrief. Dafür spricht die behandelte Thematik (Glaube, Gnade, Gesetz und Werke) und das Ausmaß schriftgelehrter Argumentation. Nicht zu vergessen sind aber auch jene Konflikte, die in den jungen heidenchristlichen Gemeinden auftreten und denen Paulus mit seinen Briefen zu begegnen sucht.

Aus Röm 15,25-27 wissen wir, dass Paulus seinen Brief während eines Korinthaufenthalts kurz vor seiner Reise nach Jerusalem schreibt, wohin er die in den heidenchristlichen Gemeinden gesammelte Kollekte für die Urgemeinde überbringen will. Die Kollekte, zu der sich der Apostel beim Apostelkonzil verpflichtet hat, soll der Gemeinschaft zwischen Juden-

und Heidenchristen und damit der Einheit der Kirche dienen. Paulus ist jedoch unsicher, ob man die Spenden der Heidenchristen in Jerusalem anzunehmen bereit ist (Röm 15,31). Darin vermutet man zutreffend eine tiefe Vertrauenskrise zwischen der Mutterkirche und den paulinischen Missionskirchen. Die damit angesprochene Problematik ist im Zusammenhang mit der Diskussion im Judentum in der Zeit vor dem Jüdischen Krieg darüber zu sehen, ob man Gelder von Heiden, d.h. u.a. Gelder des römischen Staates für den Tempelkult, annehmen dürfe. Die Tatsache, dass Paulus es für möglich hält, dass man die Kollekte zurückweist, beweist, dass er damit rechnet, dass radikale Kräfte unter den Judenchristen in Jerusalem erheblichen Einfluss haben.

Paulus wendet sich mit seinem Brief an die Römer an eine Gemeinde, die er nicht selbst gegründet hat. Wann und wie das Christentum in Rom Fuß fasste, ist uns unbekannt. Aufgrund des Claudiusedikts im Jahr 49 n.Chr. mussten die Juden Rom verlassen, da es infolge von Auseinandersetzungen um die Christusverkündigung unter den römischen Juden zur Störung der öffentlichen Ordnung gekommen war. Deshalb ist anzunehmen, dass die christlichen Gemeinden in Rom bis zum Tod des Kaisers Claudius (54 n.Chr.) hauptsächlich aus Heidenchristen bestanden haben.

Während die Reformatoren im Röm ein Kompendium christlicher Lehre sahen, das sie unmittelbar auf die Lehrstreitigkeiten ihrer Zeit bezogen, fragt die historisch-kritische Bibelwissenschaft danach, was der Brief zunächst den Erstadressaten sagen will. Aufgrund des Inhalts liegt das oft vertretene Verständnis des Röm als eines pastoralen Sendschreibens nicht nahe. Heute wird der Röm weitgehend als ein Schreiben beurteilt, das dazu dienen soll, die Missionspläne des Paulus in Spanien vorzubereiten (15,22-24.28f.32). Bei einem Zwischenbesuch in Rom wollte der Apostel die römischen Christen bitten, ihn dabei zu unterstützen. Dieser missionsstrategische Ansatz macht plausibel, warum Paulus seine Theologie so breit darstellt und auf Einwände und Gegenpositionen so ausführlich eingeht. Haacker sieht zwischen dieser Plausibilität und dem breiten Rückgriff auf alttestamentliche Traditionen angesichts der überwiegend heidenchristlichen Adressaten eine Spannung. Das lasse sich besser (mit anderen Autoren) erklären, wenn man der unmittelbar bevorstehenden Jerusalemreise einen Einfluss auf den Briefinhalt einräume. So ansprechend diese Lösung ist, sie bleibt m.E. schwierig, insofern sie voraussetzt, dass der Brief, der ausdrücklich an die römischen Christen adressiert ist, Inhalte ansprechen würde, die für diese gar nicht bestimmt sind. Zudem wird Paulus den Jerusalemern kaum seinen Brief vorlesen wollen.

Neben der fortlaufenden Auslegung des Texts behandelt Haacker einige wichtige Fragen in Exkursen und in exkursartigen Ausführungen. Beachtenswert ist u.a. seine Interpretation von Röm 10,4, die sich in seiner Übersetzung niederschlägt. Statt „Christus ist das Ende des Gesetzes" heißt es dort: „Christus ist ja die Hauptsache, um die es im Gesetz geht, im Sinne der Gerechtigkeit für jeden Glaubenden!"(201). Er versteht also das griechische Wort „telos", das man gemeinhin mit Ende übersetzt, teleologisch, was er durch den näheren Kontext (9,31; 10,5-8) bestätigt sieht. Christus ist diesem Verständnis zufolge, die Hauptsache, um die es bereits der Tora geht. Das entspricht im Übrigen dem positiven Verständnis des Gesetzes, das Paulus in Röm 7f entfaltet.

### 3. Hören auf Gottes Wort: Der Herbräerbrief[3]

Unter den neutestamentlichen Schriften erreicht der Hebr das höchste sprachliche und literarische Niveau. Deshalb nötigt er uns nach dem Urteil Karrers zur Annahme eines erstaunlich schriftkundigen Leserkreises. Ihm legt er in Anlehnung an die Schriften Israels einen Höhepunkt neutestamentlicher Christologie vor. Der Hebr ist eine Bereicherung für alle Bereiche der neutestament-

lichen Theologie. Seine Interpreten streiten indes über viele Einzelaspekte. Das gilt für seine rhetorische Anlage und seine religionsgeschichtliche Verortung, aber auch für seine Theologie. Karrer beachtet bei seiner Auslegung vornehmlich die Wort- und Schrifttheologie des Hebr „sowie seine Orientierung der Gemeinde auf die Höhen Gottes und des Sohnes hin" (11), die er „liminale Theologie" nennt. Der Hebr errichtet nämlich eine Schwelle (lat.: limen) zwischen der Gemeinde und der Außenwelt. Seine Adressaten sollen diese Schwelle überschreiten. Zugleich warnt er sie eindringlich davor, zu ihrer früheren Existenz zurückzukehren. Die Schwelle gegenüber den Religionen der Völker ist dabei erheblich höher als gegenüber dem Judentum. Der Hebr bietet keinen Ansatz zu einem Antijudaismus.

Um dem heutigen Leser einen Zugang zum Hebr zu verschaffen, bietet Karrer in seiner Einleitung nicht nur die gängigen Einleitungsfragen, sondern eine theologische Gesamtsicht des Briefes. Die fortlaufende Exegese der Einzelabschnitte beginnt mit der Übersetzung; unentbehrliche Entscheidungen für die Übersetzung und textkritische Probleme werden in Fußnoten behandelt. Die folgenden Einführungen in den Text und inhaltliche Schwerpunkte integrieren die Einzelexegese. Abschließend fasst Karrer den Abschnitt jeweils kurz zusammen und blickt – wenn angezeigt – auf die Wirkungsgeschichte.

Der literarische Anspruch des Hebr, der sich durch seinen rhetorisch qualitätsvollen Stil, seinen ungewöhnlichen Wortschatz und seine Wertschätzung der Metapher von der zeitgenössischen Alltagssprache und Gebrauchsliteratur unterscheidet, ist die Grundlage des Interpretationsansatzes des vorliegenden Kommentars. Die literarische Intertextualität (die Einbeziehung der alttestamentlichen Schriften) steht gegenüber der Textpragmatik im Vordergrund. Auffällig ist, dass der Hebr nichts über seine Entstehung, seine Abfassungszeit, seinen Abfassungsort und die konkreten Adressaten verrät. Selbst unsere gängige Bezeichnung „An die Hebräer" wurde nachträglich hinzugefügt. Eine autorenorientierte Auslegung wird dadurch erheblich erschwert. In der jüngeren Forschung erlebt der Hebr einen Aufschwung, in der Predigt und in den Gemeinden spielt er dagegen kaum eine Rolle.

Die neuere Literaturwissenschaft bietet Interpretationshilfen für den Hebr. Ihr zufolge ist das Werk selbständig, sobald es die Hand des Autors verlässt. Das bedeutet, dass die erzählte Welt im Text mit ihren Lektüreimpulsen für die Interpretation entscheidend ist. Die Aufmerksamkeit richtet sich auf das Werk und seine Rezeption, was zur Rezeptionsästhetik führt. Beachtet man die jüngeren Interpretationsmodelle mit einem gewissen Vorrang der Rezeptionsästhetik, dann lassen sich die fehlenden Angaben über die Entstehung des Briefs als überlegter Impuls verstehen: Der Hebr beabsichtigt bewusst die Freigabe seines Werks. Deshalb muss die Interpretation sich auf das Werk mit seinem impliziten Leser-Entwurf und seine Leselenkung konzentrieren. Karrer entscheidet sich deshalb für eine gemäßigte rezeptionsästhetische Lektüre. Die Gewinne historischer Betrachtung werden dabei allerdings nicht ausgeblendet.

Die Textüberlieferung des Hebr können wir bis ins 2. Jh. zurückverfolgen. Wegen paralleler Aussagen im Hebr und in 1 Clem dürften beide Schreiben etwa aus derselben Zeit stammen. Schon im 2. Jh. bemüht man sich um eine Identifikation des Autors. Wahrscheinlich angeregt durch Hebr 13,23-25, schreibt man ihn, wenn auch nicht durchgängig, hauptsächlich Paulus zu, obgleich Text und Stil zu einer solchen Zuschreibung nicht raten.

Wichtig ist m.E. die Feststellung Karrers, dass der Autor zugunsten des Redens Gottes anonym bleiben will. Es geht ihm nämlich um Gottes Handeln durch Christus. Der menschliche Autor wird durch dieses Handeln überwältigt. Rezeptionsästhetisch signalisiert das den Adressaten, dass sie sich ebenfalls durch Gottes Handeln und Rede im Christusgesche-

hen überwältigen lassen sollen. Die Anonymität verleiht den Aussagen des Hebr die Autorität Gottes und Christi. Die Adressaten des Hebr hören Gott und Christus reden; sie erfahren, was Gottes und Christi Rede für ihr Leben bedeutet. In 13,18-25 meldet sich dann überraschend der Autor zu Wort und gewinnt scheinbar Individualität, ohne seine Identität preiszugeben. Er erwähnt jedoch eine Gestalt aus dem paulinisch-deuteropaulinischen Kreis (Timotheus) und Menschen „aus Italien". Der Hebr weist somit Kontakte zum Wirkungsbereich paulinischer Theologie auf. Deren Einfluss kann er sich zwar nicht entziehen, fügt sich ihm jedoch nicht. 13,18-25 haben in diesem Kontext als eine Captatio benevolentiae zu gelten: Adressaten, die den Einfluss paulinischer Theologie kennen, dürfen den Hebr mit ihr in Zusammenhang bringen. Zugleich bremst der Verf. Seine eigenständige theologische Entfaltung geht dem Brückenschlag voraus. Die karge Paulusanamnese vermeidet gezielt eine zu enge paulinische Identifikation. Der Hebr macht sich die anklingende Brieftradition darüber hinaus zu eigen, insofern der Brief als Medium zwischen Getrennten vermittelt. Da er sich so für das Sprechen Gottes eignet, läuft er zwangsläufig auf den Briefschluss zu. Um mit den Adressaten bis zum Schluss das gemeinsame Hören des Zuspruchs Gottes zu teilen, ist es umgekehrt ebenso notwendig, auf eine Briefeinleitung zu verzichten. Entsprechend mahnt er seine Adressaten zum Schluss, auf Gottes Wort zu achten.

Der Hebr setzt bei der Fähigkeit seiner Adressaten an, Gottes Rede zu hören. Die Krise der Gemeinde ist ein Leseimpuls, der mit der Auszeichnung durch Gottes Wort zusammengehört. Die Gemeinde befindet sich in einer postliminalen Situation mit ihren Krisenerscheinungen, die zur Versuchung werden, ihre Anfänge auszuhöhlen. Für den Hebr bedeutet jedoch jeder Kompromiss ein Tritt neben die Schwelle und damit den Verlust des Heils. Er betont deshalb die entscheidende liminale Aufgabe der Führenden, das Wort zu sagen, das den Schritt über die Schwelle ermöglichte und ein Einschlafen der Anfangsimpulse verhindert. Auffällig ist, dass der Hebr die Völker ignoriert, obgleich aus ihnen viele seiner Adressaten kommen. Zitiert werden nur die Schriften Israels und die Geschichte des Gottesvolkes. Auf diese Weise signalisiert er, dass es eine Schwelle im strikten Sinn nur zu den Völkern gibt.

Die Gemeinde wird auf ihrem Weg jenseits der Schwelle durch das Hören des Wortes Gottes von Gottes Wirklichkeit und durch die Antwort darauf geprägt. Die Worttheologie gibt seinem liminalen Denken die entscheidende Tiefe. Entsprechend verzichtet der Hebr auf Anspielungen auf das Leben und Wirken des irdischen Jesus und wird damit zu einem Gegenmodell zu den Evangelien. Gott spricht in den Worten der Schriften Israels; die Zitate werden so zu Sprechakten. Im Bekenntnis stimmt der Mensch in das Wort ein. Der Hebr denkt zwar durch und durch christologisch; dennoch ist nicht das christologische Bekenntnis, sondern das Schriftwort fest formuliert.

Die Dynamik des göttlichen Wortes muss in menschlicher Sprache vermittelt werden. Im Gegensatz zu seiner rhetorischen Feinstruktur bereitet die Gesamtanlage des Hebr Schwierigkeiten. Karrer folgt einem dreigliedrigen Modell für den Aufbau des Briefs, ohne die fließenden Übergänge, wie sie in einer Rede üblich sind, zu verdecken. Der Hebr selbst bestimmt sein Werk als „Wort der Zurede" (13,22) und ist insofern eine späturchristliche Predigt, jedoch als Schrift, wodurch der Bogen zum Medium des Briefs geschlagen ist. Der Brief ist indes Mitteilungsmedium und nur in besonderen Gestalten zugleich Form (Freundschaftsbrief u.a.). Der Hebr ist somit ein komplexes, schriftliches Wort der Zurede, das das Medium einer Mitteilung an Getrennte benutzt, um sich Gehör zu verschaffen, ohne in einer festen Form aufzugehen.

Religionsgeschichtlich verortet Karrer den Hebr im jüdischen Hellenismus. Ein direkter Anschluss an Philo ist allerdings nicht zu rechtfertigen. Der Hebr partizipiert vielmehr

selbständig an Entwicklungen innerhalb des jüdischen Hellenismus gegenüber anderen jüdischen Strömungen (Apokalyptik, eschatologische und mystische Strömungen) und bewahrt so seine Selbständigkeit. In der Weltskepsis und Ablehnung eines welthaften Glaubens deutet sich eine vorgnostische Gedankenstruktur an.

Die Distanz zum irdischen Heiligtum Israels und die gleichzeitige kultische Deutung Jesu bedarf eines innerchristlichen Anstoßes. Für das Hohepriesterprädikat für Jesus gibt es keinen Beleg vor dem Hebr. Dieser lässt sich dazu herausfordern, das Christentum unter den Religionen am Kult als deren zentralen Maßstab zu definieren. Dabei zeigt er, dass das Christentum die Religionen der Völker weit überragt. Denn ihr Hoherpriester wirkt im himmlischen Heiligtum, zu dem die Gemeinde durch das Hören des Wortes Zugang gewinnt. Dennoch ist das Christentum Religion; denn es hat einen allem überlegenen, himmlischen Kult. All das entwickelt der Hebr im Umkreis des hellenistischen Judentums. Sein Hoherpriester aus dem Stamm Juda wird durch Melchisedek als Priester des höchsten Gottes Israels gedeutet. Der Kontrast zum aaronitischen Kult signalisiert die Trennung zwischen dem himmlischen und dem irdischen Priester. Dennoch versteht der Hebr sein Christentum innerhalb des Judentums.

Dass der Autor des Schreibens trotz mannigfaltiger Versuche nicht namhaft zu machen ist, hängt schlicht damit zusammen, dass er seine Anonymität geschickt einsetzt, um die Adressaten dazu zu führen, das Wort seiner Mahnung von Gott und Christus her zu hören, ohne sich von der Frage der Verfasserschaft ablenken zu lassen. Wenngleich Rom als Abfassungsort nicht bewiesen ist, so ist der Umkreis von Rom doch der wahrscheinlichste Entstehungsort des Hebr. Als Abfassungszeit sind die Jahre zwischen 80 und 100 n.Chr. am wahrscheinlichsten. Obwohl die Adressaten wenigstens zu einem großen Teil aus den Völkern kommen, zählt deren Herkunft nicht mehr. Ihre Väter sind vielmehr die Väter Israels (1,1). Wichtig allein ist die Zugehörigkeit zum Volk Gottes.

## 4. Abschließendes

Wie die drei vorgestellten Kommentare zeigen, gibt es durchaus verschiedene Zugänge zu den Schriften des NT. Jeder Zugang vermag auf seine Weise zu einem tieferen Verständnis der Texte zu führen. Die Exegese hat zwar schon immer gewusst, dass die alten Texte der Bibel in ihrer Fremdheit nur verstanden werden können, wenn die Entstehungssituation der Texte möglichst gut bekannt ist. Hier leistet der „papyrologische Kommentar" von Arzt-Grabner einen nicht zu unterschätzenden Dienst, insofern er die Verstehensbedingungen für den Phlm in der ursprünglichen Situation aufdeckt. Anders als der Phlm ist der Röm ein Dokument, in dem uns Paulus wie in keinem anderen tiefe theologische Reflexionen über die Grundlagen des Christseins, aber auch über dessen Verwirklichung im Alltag hinterlassen hat. Theologisch durchaus vergleichbar ist der Hebr, der mit seiner liminalen Theologie erhellt, dass Christen die Schwelle zum Bereich Gottes und Christi schon überschritten haben, aber gleichwohl noch in Gefahr sind, auf den alten, falschen Weg zurückzukehren, wenn sie nicht mit offenen Ohren auf das Wort Gottes, Christi und des Geistes hören.

1 ARZT-GRABNER, Peter: PHILEMON. Reihe: Papyrologische Kommentare zum Neuen Testament, Bd. 1. Göttingen 2003: Vandenhoeck & Ruprecht. 309 S., Ln. EUR 49,90 (ISBN 3-525-51000-4).

2 HAACKER, Klaus: DER BRIEF DES PAULUS AN DIE RÖMER. Theologischer Handkommentar zum Neuen Testament, Bd. 6. Leipzig 2., verb. Aufl. 2002: Evangelische Verlagsanstalt. XXIX, 333 S., Hardcover, EUR 35,- (ISBN 3-374-01718-5).

3 KARRER, Martin: DER BRIEF AN DIE HEBRÄER. Kapitel 1,1-5,10. Ökumenischer Taschenbuchkommentar zum Neuen Testament, Bd. 20/1. Reihe: Gütersloher Taschenbücher 520. Gütersloh/Würzburg 2002: Gütersloher Verlagshaus/Echter Verlag. 278 S., kt., EUR 27,-; Fortsetzungspreis EUR 24,- (ISBN 3-579-00520-0).

# Neue Bücher

## Rezensionen

Orden und Spiritualität

### BERUFUNG BISCHOF

Bischöfe erschließen ein Schlüsselwort ihrer Berufung. Hrsg. von Johannes HAAS: Reihe: Berufung 5.
Weibern (Österreich) 2002: KIM-Zentrale. 64 S., kart., Preis nicht mitgeteilt (ISBN 3-7721-0250-6).

Im Jahr 2002 feierte unser Nachbarland Österreich das Jahr der Berufung. Ein guter Grund für den bewährten Seelsorger und geistlichen Schriftsteller P. Johannes Haas eine Broschüre der ganz besonderen Art herauszugeben: Österreichs Bischöfe schreiben über ihren Wahlspruch, jenes Wort, das sie sich ins Wappen geschrieben und zum Programm gemacht haben. Der größte Teil des österreichischen Episkopates ist dabei: Bischof Maximilian Aichern aus Linz, Bischof Kurt Krenn von St. Pölten, Alterzbischof Georg Eder, Erzbischof Alois Kothgasser und die Weihbischöfe Andreas Laun und Jakob Mayr aus Salzburg, Altbischof Reinhold Stecher aus Innsbruck, Erzbischof Kardinal Christoph Schönborn sowie die Weihbischöfe Ludwig Schwarz und Helmut Krätzl aus Wien.

Ein ganzes Potpourri episkopaler Programme bietet das Buch also, und man hat die gute Gelegenheit, die österreichischen Bischöfe als ganz persönlich sprechende Glaubenszeugen kennen zu lernen. Kardinal Schönborn etwa berührt besonders das Angebot der Freundschaft durch Christus, das den Menschen zur Antwort herausruft. An die Sakramente als besondere Erweise der göttlichen Barmherzigkeit erinnert Bischof Kurt Krenn, während Weihbischof Andreas Laun aus Salzburg Zeugnis von seinem Vertrauen in die Wahrheit des Gotteswortes gibt. Weihbischof Krätzl stellt die Bedeutung des Zweiten Vatikanums für sein bischöfliches Programm besonders heraus. Die dienende Liebe des Menschen, die sich im Letzten aus der unbegreiflichen Liebe Gottes ergibt, steht im Mittelpunkt des Statements von Bischof Aichern.

Ein besonderes Bonmot ist ein Brief an Kardinal Franz König, den hochverehrten Senior des österreichischen Episkopats. Verfasst hat ihn kein geringerer als der heilige Franz von Sales – natürlich durch einen Ghostwriter vertreten.
Dass der große Reformbischof von Savoyen hier zu Wort kommt, hat einen besonderen Grund: Das Buch versteht sich nicht zuletzt als Gabe zum 400. Jubiläum seiner Bischofsweihe, das die Kirche im Allgemeinen und im Besonderen die Oblaten des heiligen Franz von Sales im Jahr 2002 feierten, eine Ordensgemeinschaft, der auch der Herausgeber dieses Buches angehört.
(Das Buch ist über P. Johannes Haas OSFS, Rosental 1, D-85072 Eichstätt, Tel 08421/93489-44, Fax-35, e-mail:haas@osfs.at erhältlich)

Raymund Fobes

GIORDANI, Igino:

## LEBEN HEISST REIFEN

Aufzeichnungen aus vierzig Jahren. Reihe: Zeugen unserer Zeit.
München, Zürich, Wien 2001: Verlag Neue Stadt. 106 S., geb., EUR 12,90
(ISBN 3-87996-545-5).

Es hat sie immer wieder gegeben, gerade auch im so sehr zwischen Krieg und Frieden, Menschenverachtung und Menschenliebe polarisierenden 20. Jahrhundert: Politiker, die sich dem Christentum verpflichtet wussten. Konrad Adenauer gehörte zu ihnen, genauso Robert Schuman und Alcide de Gaspari – jene drei Männer übrigens, die Anfang der 50er Jahre aus christlichem Geist für die Versöhnung der Völker eintraten und so die eigentlichen Väter der heute immer größer werdenden Europäischen Union geworden sind.

Gaspari, der dritte im Bunde, war ein wichtiger Weggefährte des italienischen Parlamentsabgeordneten Igino Giordani (1894-1980), der der Verfasser des vorliegenden Büchleins ist. Gemeinsam mit Gaspari hat er sich als Antifaschist im Italien Benito Mussolinis nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wegweisende Gedanken für die Zeit danach gemacht und die italienische Politik Anfang der 50er Jahre mitgestaltet. Neben seiner politischen Tätigkeit war Giordani auch im kirchlichen Bereich tätig: Er arbeitete in der Vatikanischen Bibliothek und als Chefredakteur der katholischen Tageszeitung „II Quotidiano". Der Kardinalstaatssekretär des Papstes Pius XII.Giovanni Battista Montini – der spätere Papst Paul Vl. – hatte ihm 1944 diese Aufgabe übertragen. Besonders engagiert hat sich Giordani darüber hinaus bei den Fokolaren, deren Gründerin, Chiara Lubich, er bereits 1948 kennen gelernt hatte.

Neben dem faszinierenden Lebensweg spielen die Worte dieses Mannes in dem Buch eine wichtige Rolle, wobei natürlich das eine nicht vom anderen zu trennen ist. Es sind Worte der Weisheit, die in dieser Weise nur ein lebens- und glaubenserfahrener Christ sprechen konnte, überwiegend glänzend formulierte Aphorismen aus seinem geistlichen Tagebuch. Sie kreisen vor allem um das Thema des Gottvertrauens und der geschenkten Liebe. Giordani sucht und findet immer wieder Wege jenseits menschlicher Eitelkeit, vertritt engagiert die christliche Freiheit, ohne die dunklen Stunden zu übersehen, die es natürlich auch im Leben eines Christen gibt. Alles in allem ein empfehlenswertes Buch, das helfen kann, den persönlichen Glauben zu vertiefen.

Raymund Fobes

NONN, Nikolaus:

## TAGE IM KLOSTER

Mainz 2002: Matthias-Grünewald-Verlag. 104 S., kart., EUR 8,80 (ISBN 3-7867-2399-0)

Es ist eigenartig, während hier landesweit die Zahl derer, die sich auf Lebenszeit an eine klösterliche Gemeinschaft binden, fast kontinuierlich kleiner wird, suchen immer mehr Menschen vorübergehend im Kloster die Stille und Erholung, die das tägliche Leben nur noch selten bietet. Diese Menschen auf der Suche nach Besinnung und Lebensorientierung wissen die Gastfreundschaft der Klöster zunehmend zu schätzen, weil sich herumgesprochen hat, dass die Atmosphäre dort sie neue Kraft für den Alltag schöpfen lässt.

P. Nikolaus Nonn aus der Benediktinerabtei Königsmünster, Meschede, ist der Verfasser dieses Büchleins. Er leitet die Buch- und Kunsthandlung der Abtei und ist gleichzeitig Dozent für Gregorianischen Choral und Liturgie. Als solcher weiß er, wovon er spricht und das in einer Weise, die sicher auch den Leser anspricht, vor allem den Leser, der einige Tage im Kloster zubringen möchte. Die vorgetragenen Gedanken dienen der Vorbereitung eines solchen Besuches, aber eignen sich auch zur informativen und zugleich meditativen Lektüre während des Aufenthaltes. Neben einer Einführung in den klösterlichen Tagesablauf und einigen Erläuterungen zum Stundengebet der Mönche finden sich darin vor allem Anregungen zur Meditation sowie Vorschläge zur Gestaltung der Tage. P. Nikolaus' Sprache ist anschaulich, gut verstehbar und humorvoll. Er kennt sich offensichtlich nicht nur im Kloster aus, er weiß auch, was draußen gespielt wird und wo den Menschen der Schuh drückt. Das sollte gerade auch denen helfen, die schon lange den Gedanken eines Aufenthaltes im Kloster in sich tragen, aber noch immer nicht die Anmeldung abgeschickt haben. Franz Karl Heinemann

SEIFERT, Ang Lee / SEIFERT, Theodor / SCHMIDT, Paul:

## DER ENERGIE DER SEELE FOLGEN

Gelassen und frei durch Aktive Imagination.

Düsseldorf 2003: Walter Verlag. 239 S., kart., EUR 16,- (ISBN 3-530-42167-7).

Wer kennt nicht die Situation, in der wir quasi einer „inneren Stimme" folgend uns für diese oder jene Handlung, für diesen oder jenen Menschen entschieden haben? Die Methode der Aktiven Imagination, die von dem Psychoanalytiker C. G. Jung entdeckt und entwickelt worden ist, kann dazu verhelfen, die „innere Stimme" der Seele zu hören und ihre Botschaften in Bildern, Träumen, Farben Ausdruck finden zu lassen. Dadurch wird viel seelische Energie frei gesetzt, werden Gefühls- und Denkblockaden gelöst, können neue Kräfte der Seele und des Körpers entwickelt werden.

Wie dies geht, beschreiben die Autoren in dem vorliegenden Buch. Sie zeigen, veranschaulicht durch zahlreiche Fallbeispiele, Möglichkeiten und Formen auf, wie man eine Aktive Imagination alleine und mit Hilfe anderer durchführen kann, wie sich mit der neu gewonnenen seelischen Energie mehr Sicherheit und Gelassenheit für den Alltag finden und wie sich innere und zwischenmenschliche Konflikte lösen lassen. Ein Buch, das sich mit Fug und Recht in die Kategorie „Spirituelle Therapie" einordnen lässt. Matthias Hugoth

MULTHAUPT, Hermann:

## ICH BIN EINE FEDER AM HELLEN HIMMEL

Gebete aus den Herzen der Religionen.
Gütersloh 2003: Quell Verlag. 126 S., geb., EUR 9,95 (ISBN 3-579-03465-0).

Zu allen Zeiten haben Menschen zu Gott gebetet. Aber dieser Gott hat für die Völker der Erde viele Gesichter. Dementsprechend vielfältig und bunt ist der Gebetsschatz der Menschheit, der in vielen Jahrhunderten entstanden ist. Aus diesem Schatz hat Hermann Multhaupt, von dem schon zahlreiche Bände mit Gebeten und Segenssprüchen – vor allem aus Irland – vorliegen, wieder schöne und ansprechende Texte aus aller Welt zusammengetragen.

Die kurzen, vorwiegend christlichen Meditationen, Gebete und Lieder beziehen sich auf elementare Bereiche des menschlichen Lebens – auf die Schöpfung und Vorgänge in der Natur, auf die Beziehung zwischen den Menschen, auf Frieden und Gerechtigkeit, den Lauf des Lebens und der Welt, das Sterben und den Tod. Es sind Lob- und Dankgebete, Bitten, Fragen, Zwiegespräche und Texte der Angst, des Zweifels, der Klage und der Hoffnung. Texte von Frauen und Männern, von Armen und Leidenden, aber auch solche, die trösten, Mut machen und das Vertrauen in Gott stärken können. Eine gelungene Sammlung, die sich in Gottesdiensten ebenso verwenden lässt wie zum persönlichen Beten und mit der man auch spirituell offene Menschen beschenken kann.

Matthias Hugoth

PAUSCH, Johannes/BÖHM, Gert:

## AUCH SCHWARZE SCHAFE KÖNNEN BETEN

Für alle, die nicht an Gott glauben und dennoch beten wollen.
München 2002: Kösel Verlag. 219 S., geb., EUR 14,95 (ISBN 3-466-36609-7).

Wirklich beten können doch nur die, die an Gott glauben – dieser Behauptung setzt der Autor dieses freundlichen Buches zahlreiche Gedanken und Geschichten entgegen, in denen aufscheint, wie vielfältig beten sein kann. Und dass es auch für diejenigen möglich ist, die gar nicht so genau wissen, ob sie an Gott bzw. an welchen Gott sie glauben. Beten geschieht nicht nur durch Sprechen, Singen, Tanzen, Malen oder Musizieren, also durch ein Tun. Auch die Haltung eines Menschen, sein Gestimmt- und Ausgerichtetsein, seine Offenheit und sein Warten und Hoffen – so ungenau dies auch sein mag – kann Gebet sein. Es kommt immer auf den Standpunkt an. Der Autor, ein Benediktiner, legt hier seinen Standpunkt offen dar: das ganze Leben kann ein Gebet sein, wenn man sich nicht der Möglichkeit verschließt, dass sich in ihm Gottes Spuren finden lassen. Ein warmherzig geschriebenes Mutmachbuch.

Matthias Hugoth

KEEL, Othmar / SCHROER, Silvia:

## SCHÖPFUNG

Biblische Theologien im Kontext altorientalischer Religionen.
Göttingen 2002: Vandenhoeck & Ruprecht / Freiburg, Schweiz: Universitätsverlag. 302 S., kart., EUR 32, – (ISBN 3-525-53500-7 bzw. 3-7278-1342-3).

Die viele Jahre vorgetragene These, dass die Erfahrung des Auszugs aus Ägypten für den Glauben Israels grundlegend und ursprünglich und der Glaube an Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde, erst sekundär sei, ist inzwischen durch die exegetische und religionsgeschichtliche Forschung erheblich erschüttert worden. Zwar hat die gelungene Flucht der ehemals nach Ägypten Ausgewanderten der entstehenden JHWH-Religion zweifellos enorme Impulse gegeben, aber das machte noch keine komplette Religion. Deren Grundlagen wurden viel stärker durch die im Lande und in der kanaanäischen Kultur schon lange verwurzelte Verehrung von Gottheiten beeinflusst, die für die Schöpfung zuständig waren. Das heißt allerdings nicht, dass Israels Versuch, die Welt als gelungene und gesegnete Schöpfung zu begreifen, nur eine schwache Kopie ausländischen Schöpferglaubens sei.

Hier setzt das hier vorgestellte Buch ein, das die Schöpfungstradition des Alten Testaments als grundlegendes Zeugnis der JHWH-Religion wirklich ernst nimmt, indem es diese unter teilweise neuen Aspekten sichtet, ordnet und im Hinblick auf die Konfrontation mit aktuellen Fragen auf ein Neues befragt. Das Buch ist ein Gemeinschaftswerk, das in seinem Kern auf zahlreiche Vorlesungen und Vorarbeiten der beiden Autoren zurückgreift und in einem langen Prozess seine jetzige Form erhalten hat. In elf Kapiteln wird das umfangreiche Material unter der Rücksicht unterschiedlicher Gesichtspunkte vorgestellt, so dass der Leser einen umfassenden Überblick über das äußerst komplexe Thema erhält, das ja nicht nur in den ersten Kapiteln der Genesis (vgl. Abschnitt VI), sondern auch in der Weisheitsliteratur (vgl. Abschnitt VIII: Ijob 38-41, X: Ijob 28, Spr 1-9, Hld 8,6f und XI: Jesus Sirach, Kohelet und Weisheit Salomos) eine wichtige Rolle spielt und das heute ohne Einbeziehung religionsgeschichtlicher Erkenntnisse nicht mehr sachgemäß abgehandelt werden kann. Dieser Forderung wird hier durchgehend Rechnung getragen, wie vor allem die Abschnitte III („Relikte einer numinosen Wertung der Umwelt in der Hebräischen Bibel"), V („Vorstellungen von der Entstehung der Welt"), IX („Die Frage nach dem Ursprung bei den ionischen Philosophen") sowie der Anhang, der eine Auswahl außerbiblischer Texte bietet, beweisen.

Das Thema Schöpfung stößt heute aus verschiedenen Gründen auf großes Interesse. Nicht nur, aber vor allem die traditionell protestantischen und katholischen Verlage, die Schriftenstände mancher Kirchen und die erbaulichen Kalender oder Bücher quellen über von Naturdarstellungen aller Art. Ob diese ästhetischen, keineswegs typisch christlichen Bilder mit Bibelsprüchen unterlegt sind oder nicht, spielt offenbar keine große Rolle. Entscheidend ist vielmehr, dass sie in allen möglichen Lebenslagen die Gewissheit von Geborgenheit in der Weite der Schöpfung vermitteln. Diese Tatsache sollte Christen hellhörig und hellsichtig machen, zeigt sie doch, dass für den Glauben heutiger Menschen der Schöpfungsglaube eindeutig wichtiger ist als die Heilsgeschichte. Das könnte ein Anreiz sein, sich intensiver mit den Ausführungen dieses Buches zu befassen und auseinander zu setzen. Es geht dabei nicht um beliebige Randfragen der Theologie, sondern um einen Schwerpunkt gelebten christlichen Glaubens. Franz Karl Heinemann

KINET, Dirk:

# GESCHICHTE ISRAELS

Reihe: Die neue Echter Bibel, Altes Testament, Ergänzungsband 2.
Würzburg 2001: Echter Verlag. 236 S., br., EUR 24,50 (ISBN 3-429-02315-7).

Die Kommentare der neuen Echter Bibel sind quantitativ und qualitativ recht unterschiedlich zu bewerten. Manchmal verlieren sie sich in Details, die vielleicht den Fachmann erfreuen, nicht aber den durchaus aufgeschlossenen, aber vorrangig an der überzeitlichen Bedeutung der biblischen Botschaft interessierten Laien. Hier wollen und können in gewissem Umfang die bisher publizierten fünf Ergänzungsbände Abhilfe schaffen, die systematisch vorgehend wichtige Themen und Ergebnisse der neueren Forschung, die für das Verständnis und die Auslegung des Alten Testaments von Bedeutung sind, darstellen. In diese Reihe gehört der zuletzt veröffentlichte Band „Geschichte Israels" von Dirk Kinet, der sich schon in früheren Publikationen als Kenner der altorientalischen Religionsgeschichte ausgewiesen hat.

Das neue Werk behandelt die „Geschichte Israels" von 1200 bis 331 v. Chr. In zwei Teilen, von denen der erste, kürzere unter der Überschrift „Der Prozess der Volkwerdung" die ersten 200 Jahre zum Gegenstand hat, während der zweite, umfangreichere Teil unter der nicht ganz zutreffenden Überschrift die Geschichte der „Königreiche Israel und Juda" von 1000-331 v. Chr. darstellt. Die Kürze des ersten Teiles mag überraschen, da doch zweifellos in den letzten Jahrzehnten wichtige neue Erkenntnisse über die Frühgeschichte Israels gewonnen wurden, die hier nur sparsam ihren Niederschlag gefunden haben, vielleicht weil der Autor nicht immer die neueste Literatur zur Verfügung hatte. Anders verhält es sich mit dem zweiten Teil, der sachgemäß nach den verschiedenen politischen Verhältnissen und nicht, wie die Überschrift suggeriert, nach den Königreichen Israels und Judas – der letzte König, Zidkia, starb 586 v. Chr. – in vier Abschnitte unterteilt wurde: I. Das syrisch-palästinische Kleinstaatensystem, II. Das neuassyrische Zeitalter, III. Israel im babylonischen Zeitalter und im Exil und IV. Israel unter achämenidischer Herrschaft. Eingerahmt sind die beiden Hauptteile von einer Einleitung, die verschiedene aktuelle und wichtige methodische Fragen zu beantworten versucht, und einem Anhang „Traditionen über die Vorgeschichte Israels", in dem es um eine Periode geht, die zeitlich vor Israels Volkwerdung liegt, auf die die alten Überlieferungen von den Patriarchen, dem Exodus und der Befreiung aus Ägypten sowie die Überlieferungen vom Sinai, der Wüstenwanderung und von der Gestalt des Mose zurückverweisen. Da es über diese Zeit keine zeitgenössischen schriftlichen Zeugnisse gibt, kann man die Angaben dieser geschichtlich klingenden Berichte weder bestreiten noch beweisen, da sie historisch nicht verifizierbar sind. Das mag der Grund sein, warum der Autor diesen Teil als Anhang an den Schluss gesetzt hat. Das bedeutet freilich nicht, dass diese Zeugnisse völlig wertlos wären. Immerhin liefern sie uns, worauf Kinet ausdrücklich hinweist, ein zeitgeschichtliches Bild der späteren Auffassungen Israels über seine Vorgeschichte.

Es würde zu weit führen, hier auch noch einzelne Urteile und Meinungen des Autors zu kritisieren, die sich möglicherweise von anderen Darstellungen der Geschichte Israels unterscheiden. Die Forschung hat zwar in den letzten Jahrzehnten beachtliche Fortschritte gemacht, aber es ist noch immer keine leichte Aufgabe, eine „Geschichte Israels" zu schreiben, die uneingeschränkt von allen Seiten Beifall erhält. Berücksichtigt man die veränderten methodischen Voraussetzungen, wird man dem Autor gern bescheinigen, einen Leitfaden verfasst zu haben, der helfen kann, das Verständnis für die geschichtliche Realität des Volkes „Israel" zu wecken und zu fördern.

Franz Karl Heinemann

STECK, Odil Hannes:

## GOTT IN DER ZEIT ENTDECKEN

Die Prophetenbücher des Alten Testaments als Vorbild für Theologie und Kirche.
Reihe: Biblisch-Theologische Studien; Bd. 42.
Neukirchen-Vluyn 2001: Neukirchener Verlag. XIV, 249 S., Paperback, EUR 24,90
(ISBN 3-7887-1834-X).

Biblische Exegese hat in der christlichen Kirche nicht nur die Aufgabe, die Entstehungsgeschichte der einzelnen Schriften und ihre theologische Bedeutung für vergangene Zeiten zu erforschen und zu beschreiben, sie muss auch versuchen, deren überzeitlichen Wert und ihren Vorbildcharakter für die Theologie und Kirche unserer Tage nachzuweisen. Man wird nicht behaupten können, dass es immer gelingt, diese Aufgabe zufriedenstellend zu erfüllen. Der Verfasser dieses Buches, Ordinarius für Altes Testament und spätisraelitische Religionsgeschichte an den Universitäten Hamburg, Mainz und Zürich, hat in vielen seiner Veröffentlichungen bewiesen, dass ihm dieses Anliegen am Herzen liegt. Das bestätigt auch die hier vorgelegte Untersuchung, die aus Vorträgen vor Theologie Studierenden, vor Pfarrerinnen und Pfarrern entstanden ist und danach für die Veröffentlichung weiter ausgearbeitet wurde. Es ging dem Autor dabei darum, über eine „Verbindung nachzudenken, die heute eher Getrenntes sachlich wieder näher zusammenführt: die exegetische Wissenschaft einerseits und die Weitergabe des Biblischen in den anderen theologischen Disziplinen und in kirchlicher Praxis und Öffentlichkeit andererseits". Die Prophetenbücher schienen ihm dafür besonders geeignet zu sein, wenn man sie nicht immer nur in Einzelworten, sondern als ganze liest. Man gewinnt dann nämlich „den Eindruck, dass hier eine Weite und Nähe der Zeit und des Lebens blicksteuernd sind, die ihresgleichen suchen und bis heute klärend wirken" (S.VII).

Das Buch hat zwei Hauptteile. Der erste stellt die Prophetenbücher als theologisches Fundament im Rahmen der Bibel-Tradition vor; der zweite liefert Ausführungen zu deren Eigenart und theologischer Vorbildlichkeit. Der in viele Einzelpunkte unterteilte erste Hauptteil geht zunächst von einem aktuellen Anliegen aus und spricht von den Prophetenbüchern als theologischer Anfrage, bevor die Prophetenbücherforschung als Vorgang wissenschaftlich- theologischer Arbeit beschrieben wird. Ein dritter, längerer Abschnitt ergänzt die vorausgehenden Überlegungen, in dem die Prophetenbücherforschung im Rahmen des Vorgangs der „Tradition" näher untersucht wird, wobei auch hier theoretische Überlegungen eng mit praktisch-aktuellen Fragestellungen verbunden sind. Im zweiten Hauptteil bietet der Verfasser zehn Thesen und Erläuterungen zum Thema der Eigenart und der theologischen Vorbildlichkeit der Prophetenbücher, die ganz aus der Praxis schöpfen und für die Praxis bestimmt sind. Dennoch ist es nicht ganz leicht, auf Anhieb das geschriebene Wort gedanklich nachzuvollziehen, auch wenn man überzeugt ist, dass hier wohl durchdachte Ideen vorgetragen werden. Die Schlussbemerkungen sind nicht, wie sonst häufig, eine Zusammenfassung und Wiederholung der bereits vorgetragenen Gedanken mit anderen Worten, sondern schildern in eindrucksvoller Weise die Bedeutung der prophetischen Bücher, die zweifellos zu unserem Bildungsgut gehören, weil ihr Thema nicht veraltet ist und weil für die Größe „Gott", selbst in einer Öffentlichkeit, die von dem biblischen Gott de facto weithin nichts mehr hält, etwas angezeigt ist, was bis heute überlebensnotwendig bedeutsam bleibt, nämlich die Grenze und die Begrenztheit des Menschen als Subjekt der Geschichte.

Ein wirklich lesens- und empfehlenswertes Buch, aus dem man nicht nur erfährt, was war, sondern auch, was ist und was sein soll.

Franz Karl Heinemann

## KATECHISMUS DER KATHOLISCHEN KIRCHE

Neuübersetzung aufgrund der Editio typica Latina.
München 2003: Verlag Oldenbourg / Leipzig: Benno-Verlag / CH-Freiburg: Paulus-Verlag. 824 S., geb. mit CD, EUR 36,80 (ISBN 3-7462-1568-4).

Am dreißigsten Jahrestag der Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils, am 11. Oktober 1992, hatte Johannes Paul II mit der Apostolischen Konstitution *Fidei Depositum* den sogenannten Weltkatechismus, offiziell *Katechismus der Katholischen Kirche* (KKK) der Öffentlichkeit übergeben. Damals gleichzeitig in verschiedenen Übersetzungen erschienen, wurde der lateinische Grundtext erst 1997 als die so genannte *Editio typica* veröffentlicht. Nach diesem maßgebenden Text wurde die vorliegende Neuauflage des KKK bearbeitet, so dass für konkrete Erwägungen auch eine endgültig verbindliche deutsche Fassung vorliegt, auch wenn dadurch für Teilkirchen eigene Katechismen sinnvoll bleiben und deshalb nicht überflüssig werden. Diese Bearbeitung umfasst auch die Register. Wenn allerdings die Verlagsankündigung sagt, das Register der zitierten Stellen und das Sachregister wären neu, dann ist das falsch.

Problematisch bei solchen Grundlagenwerken ist oft das Sachverzeichnis. Der gebundenen Ausgabe dieser Neuauflage liegt deshalb eine CD – ROM bei, deren Suchprogramm das Finden von Textstellen, Sachaussagen und auch von Worten und Wortkombinationen ermöglicht.

Viktor Hahn

## DIE HEILSUNIVERSALITÄT CHRISTI UND DER KIRCHE

Originaltexte und Studien der römischen Glaubenskongregation zur Erklärung „Dominus Jesus". Hrsg. von Gerhard MÜLLER.
Würzburg 2003: Echter Verlag. 154 S., br., EUR 16,80 (ISBN 3-429-02503-6).

Wie weitgehend emotional und ohne eigentlichen Sachbezug die Diskussion um das Erscheinen der Erklärung der Glaubenskongregation DOMINUS JESUS vor drei Jahren geführt worden war, zeigt schon die Tatsache, dass sie längst vergessen ist. Dass auch solche Vergesslichkeit der Sache nicht dient, macht die vorliegende Dokumentensammlung deutlich, die das eigentliche Problem, um das es seinerzeit ging, in Erinnerung ruft.

Entgegen einer heute verbreiteten Reduzierung des Christentums auf eine kulturell bedingte Sonderform der natürlichen Religiosität des Menschen und damit einer Leugnung ihres Offenbarungscharakters wollte DOMINUS JESUS den wirklichen Einbruch Gottes in menschliche Geschichte durch Jesus und bleibend in Jesu Kirche bezeugen.

G.L. Müller, seit 1986 Ordinarius für Dogmatik in München und seit 2002 Bischof von Regensburg, versammelt hier wichtige Texte, deren Bedeutung ein eigenes (leider sehr kompliziert geschriebenes) Vorwort der Glaubenskongregation unterstreicht. Die Sammlung bietet als Kern noch einmal (nacheinander in Deutsch und Latein) den Text der Erklärung DOMINUS JESUS, eingeleitet mit deren Vorstellung durch Kardinal Ratzinger im Pressesaal des

Heiligen Stuhles und der Erklärung des Sekretärs der Glaubenskongregation, Tarcisio Bertone SDB, zu literarischer Art und Autorität von DJ. Ergänzt wird dies durch eine Reihe von Kommentaren, die in unmittelbarer Nähe zu DJ im Osservatore Romano erschienen waren und die Hauptthemen von DJ behandeln. Endlich wird noch eine Notifikation (= vorläufige Stellungnahme) der Glaubenskongregation zu dem Buch von P. Jacques Dupuis SJ: Verso una teologia cristiana del pluralismo religioso angeführt.

Für den sachlichen Disput um die in DOMINUS JESUS dargelegte Glaubensüberzeugung der Kirche von der Einzigkeit Jesu und seiner Gemeinde ist diese Sammlung sehr hilfreich, bei der ein Nebensatz im Geleitwort Müllers jedem, der sich in diesen Disput begibt, bleibend vor Augen sein sollte: „aus der Sicht der katholischen Theologie" (S.8). Denn wer diese Sicht nicht hat, dem muss manches als arrogant, dumm und anmaßend erscheinen, wie schon Paulus nüchtern feststellt: „für Juden ein Ärgernis, für Heiden eine Torheit", was aber dem, der (im Raum der Kirche) glaubt, absolut wahr ist: „für die Berufenen aber Christus, Gottes Kraft und Gottes Weisheit" (1 Kor 1,23f). Viktor Hahn

OBST, Helmut:

## APOSTEL UND PROPHETEN DER NEUZEIT

Gründer christlicher Religionsgemeinschaften des 19. und 20. Jahrhunderts. Göttingen 4., stark erw. und aktualisierte Aufl. 2000: Vandenhoeck & Ruprecht. 672 S., kart., EUR 39,- (ISBN 3-525-55438-9).

Der Autor dieser umfangreichen Darstellung, ordentlicher Professor für Ökumenismus und allgemeine Religionsgeschichte, hat bereits 1990 für die Reihe „Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen" ein kleines Buch mit dem Titel „Außerkirchliche religiöse Protestbewegungen der Neuzeit" veröffentlicht. Im gleichen Jahr erschien im Berliner Union Verlag die 1. Auflage einer Neubearbeitung mit dem Titel „Apostel und Propheten der Neuzeit. Gründer christlicher Religionsgemeinschaften des 19. und 20. Jahrhunderts", das nun abermals als 4., stark erweiterte und aktualisierte Neuauflage angeboten wird. Neu aufgenommen wurden die apostolische Gemeinschaft, die Lorber-Gesellschaft, die Gralsbewegung und die Christliche Wissenschaft, so dass jetzt alle „klassischen" religiösen Sondergemeinschaften durch ihre Gründerinnen und Gründer vertreten sind.

Um Missverständnissen vorzubeugen, das Buch ist kein Lexikon der Religionen nach Art der Sammelwerke von König/Waldenfels, von Gasper/Müller/Valentin und von Harenberg, auch nicht nach Art des Handbuches der Religionen von Klöckert/Tworuschka, das noch nicht abgeschlossen ist und sich zum Ziel gesetzt hat, alle Religionen und Glaubensgemeinschaften in Deutschland vorzustellen. Demgegenüber hat sich Obst bewusst für eine zeitliche und inhaltliche Begrenzung entschieden, wobei er unter Vermeidung des ohnehin umstrittenen Sektenbegriffes einen neuen Ansatzpunkt gewählt hat, der schon im Buchtitel angedeutet wird. Die hier „Apostel und Propheten" genannten Männer und Frauen sind religiöse Außenseiter, die gerade in Zeiten gesellschaftlicher Umwälzungen und religiöser Krisen besonders zahlreich auftreten. Von den Kirchen und Gemeinschaften, aus denen sie kommen, werden sie gewöhnlich als Schwärmer, Lügenpropheten und Verführer abgelehnt und bekämpft, während sie von religiös verunsicherten, suchenden und protestierenden Zeitgenossen, denen es um einen aus dem Glauben motivierten Neuanfang, um Reformen und Veränderungen ging, vielfach als Apostel, Propheten und Gottgesandte begrüßt wurden. Im Unterschied zu den Geg-

nern und Anhängern dieser Personen will der Autor sachlich und wissenschaftlich zuverlässig informieren, um so Gelegenheit zu einer eigenständigen Urteilsbildung zu geben, was ihm, um es vorweg zu sagen, auch hervorragend gelingen dürfte.

Im 1. Teil „Apostel der Neuzeit" werden nacheinander die englischen Apostel oder die „Katholisch-apostolischen Gemeinden", die neuen Apostel oder die „Neuapostolische Kirche", Julius Fischer oder die „Gemeinschaft des göttlichen Sozialismus" und schließlich der Apostelälteste Carl August Brückner sowie der Stammapostelhelfer Peter Kuhlen und ihre Gemeinde, die „Apostolische Gemeinschaft", vorgestellt. Der zweite Teil „Propheten der Neuzeit" befasst sich mit Jakob Lorber und der „Lorber-Gesellschaft", mit Joseph Smith und seiner „Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage", mit Mary Baker Eddy und der „Christian Science" (Christliche Wissenschaft), ferner mit Ellen Gould White und der „Gemeinschaft der Siebenten-Tags-Adventisten", mit Charles Taze Russell, dem Gründer der „Zeugen Jehovas", und seinem Nachfolger Joseph Franklin Rutherford. Es folgen weiter Hermann Lorenz und seine von ihm gegründete „Gemeinschaft in Christo Jesu", der Fabrikweber August Hermann Hain aus Meerane/Sachsen mit der „Christliche(n) Gemeinschaft Hirt und Herde", Joseph Weißenberg und die „Johannische Kirche" und zum Schluss die „Gralsbewegung", das Werk des Kaufmanns, Orientreisenden und Poeten Oskar Ernst Bernhardt sowie die „Christengemeinschaft" des Berliner Pfarrers Friedrich Rittelmeyer. Literaturhinweise vor und schwer erreichbare oder sonst nicht zugängliche Quellentexte nach der Präsentation der einzelnen Gründer und ihrer Gemeinschaften ermöglichen einerseits ein Weiterstudium und fördern andererseits die vom Autor gewünschte persönliche Urteilsbildung. Die im Anhang gebotenen ausführlichen Personen-, Orts- und Bibelstellenregister geben auf ihre Weise Zeugnis von der Vielschichtigkeit des behandelten Themas und erleichtern zugleich einen raschen Zugriff auf jeweils erwünschte Informationen, während das abschließende Verzeichnis die über das ganze Buch verstreuten 113 Abbildungen, die dem Text als Illustrationen beigegeben wurden, übersichtlich mit kurzen Stichworten und Seitenangaben auflistet.

Keine Frage, der Verfasser hat es verstanden, die komplizierte Materie umfassend und gut verständlich darzustellen. Trotzdem steht der Leser vor dem schwierigen Problem der Zuordnung und Wertung der oft skurril und widersprüchlich wirkenden religiösen Vorstellungen, die sich auf keinen gemeinsamen Nenner bringen lassen. Hier liefert die überaus wichtige und lesenswerte Einleitung des Buches, in der Obst entschlossen die Rolle des nüchternen Berichterstatters aufgibt und mutig eigene wertende Urteile formuliert, wahrhaft anregende Gedanken, die auch für den verunsicherten Leser richtungsweisend sein können. So stellt er meines Erachtens zu Recht fest, dass das offensichtliche Problem neuzeitlicher Apostel ihre Uneinigkeit ist. Einander ablehnende Gruppen von Aposteln stehen an der Spitze einander ablehnender, teilweise sich bekämpfender Gemeinschaften, obwohl doch all diese Gruppen im Apostelamt ihren kostbarsten Besitz sehen, der das Heil ihrer Mitglieder garantiert und sie zur Kirche Jesu Christi nach dem Vorbild der apostolischen Urkirche macht. Zutreffend ist sicher auch des Autors Feststellung, dass die so beachtliche Zahl apostolischer Gemeinschaften das Ergebnis einer Protesthaltung gegen die kirchlichen und gesellschaftlichen Zustände ihrer Zeit ist, auch wenn dieser Protest nach außen von Fall zu Fall durch den Protest nach innen, gegen Führung, Lehre und Leben der eigenen Gemeinschaft überlagert wurde. Doch bleibt festzuhalten, dass alle Apostel und Propheten der Neuzeit den Sehnsüchten und Erwartungen religiös suchender Menschen in besonderen gesellschaftlichen Situationen entgegen kamen. Das ist ein Faktum, das bei den Mitgliedern der traditionellen alten Kirche katholischer oder evangelischer Prägung den Anstoß zu einer eigenen Gewissenserforschung geben müsste, zumal der alte Grundsatz „ecclesia semper reformanda" auch heute nichts von seiner Gültigkeit verloren hat.

Franz Karl Heinemann

## PAULUSKALENDER 2004

Textzusammenstellung: August BERZ.
Freiburg Schweiz 2003: Paulusverlag. *Buchform:* Format 9,7 x 14,4 cm. EUR 8,- (ISBN 3-7228-0587-2). *Abreißblock allein:* EUR 8,- (ISBN 3-7228-0588-0). *Wandkalender:* EUR 9,80 (ISBN 3-7228-0589-9).

Wer ihn schon kennt, den Pauluskalender, braucht keine Empfehlung. Aber alle jene, die es leid sind, gedankenlos in den Tag hineinzuleben, erhalten mit diesem Kalender ein Angebot, das ihre Sehnsucht nach einem sinnvoll gestalteten Leben stillen und ihren Wunsch nach religiöser Vertiefung erfüllen kann. Die Textzusammenstellung für 2004 lag wieder in den bewährten Händen von August Berz, der sich schon durch frühere Veröffentlichungen – erinnert sei an die beiden Sammlungen „Mit Gott ins heute" und „Als Christ in den Tag" als ein ausgezeichneter Kenner geistlicher Literatur ausgewiesen hat.

Sei es die Bibel, die alten Kirchenväter, die großen Theologen, Kirchenlehrer und Mystiker des Mittelalters, aber ebenso die bekannten geistlichen Schriftsteller aus den folgenden Jahrhunderten und die Autoren unserer Tage, sie alle sind vertreten mit einer Kost, die weder veraltet noch geschmacklos ist.

## MESSBUCH 2004

Lesejahr C. 31. Jahrgang. Hrsg. von Eleonore BECK, Einführungen von Hildegard NIES. Kevelaer 2003: Butzon & Bercker. 768 S., Format 10,5 x 15,5 cm, Paperback, EUR 14,40 (ISBN 3-7666-0488-0).

Das handliche kleine Messbuch, das sich seit vielen Jahren großer Beliebtheit erfreut, bietet die vollständigen Messtexte aller Sonn- und Festtage des Kirchenjahres, eingeschlossen die Gemeindemesse mit den feststehenden oder oft wiederkehrenden Gebeten des Priesters und der Gläubigen. Besonderer Wert wurde wie bisher auf die Einführungen in die Liturgie und in die biblischen Texte der beiden Lesungen und des Evangeliums gelegt, die seit über 30 Jahren Eleonore Beck und jetzt Hildegard Nies verfasst haben. Von Frau Beck weiß man seit langem, dass sie es versteht, die biblische Botschaft verständlich, fundiert und überzeugend auszulegen. Dank ihrer reichen Phantasie und großen Erfahrung gelingt es ihr immer wieder, selbst vertraute und häufig gehörte biblische Texte in einem anderen, neuen Licht vorzustellen. Ähnliches lässt sich nun auch von Frau Nies sagen, deren Einführungen die gleichen Merkmale aufweisen, so dass der Leser rasch den Grundgedanken oder die Leitidee der Liturgie bzw. der biblischen Perikopen des jeweiligen Tages erfassen kann. Das kleine Büchlein ist nicht nur den an einer aktiven Mitfeier gelegenen Gläubigen zu empfehlen, sondern auch all denen, die für die Gestaltung der Eucharistiefeier und für die Auslegung des Wortes Gottes verantwortlich sind. Sie erhalten hier brauchbare Anregungen, die sie gern aufgreifen werden und die ihr eigenes Nachdenken stimulieren können.

## BERCKERS TASCHENKALENDER 2004

50. Jahrgang. Redaktion: Eleonore BECK.
Kevelaer 2003: Butzon & Bercker. Ca. 160 S., Format 9 x 14,9 cm, Paperback, EUR 5,60 (ISBN 3-7666-0471-6).

Berckers Taschenkalender für 2004 feiert sein goldenes Jubiläum. Seit vielen Jahren ist er vielen Christen ein bewährter Begleiter, der nicht nur praktische Dienste leistet, sondern auch die spirituelle Seite menschlichen Lebens zu fördern weiß. Besonders hervorzuheben sind hier die Texte zum Beten und Meditieren, die alte Klischees meiden und nicht selten mit ungewohnten Gedankenverbindungen und anschaulichen Bildern aufwarten. Zu begrüßen ist ferner der Abdruck der Feier der Gemeindemesse und des ökumenischen Bibelplanes.

Ein Kalender kann und soll auch helfen, Ordnung in den Jahresablauf zu bringen. Das ermöglichen die Monats- und Wochenübersichten des Kalendariums und die zahlreichen nützlichen Hinweise und Übersichten im Anhang. Das alles wird in handlicher Form dargeboten, so dass dieser Kalender in jeder Tasche Platz finden kann.

## BERCKERS SCHWESTERNKALENDER 2004

40. Jahrgang. Redaktion: Schwester M. Ursula SCHUMACHER OSC.
Abreißkalender mit Rückwand, Format des Abreißblocks 9,8 x 14,8 cm, EUR 8,90 (ISBN 3-7666-0474-0); Loseblattblock, Format 9,8 x 14,8 cm, EUR 8,90 (ISBN 3-7666-0476-7).

Eine lange Tradition hat auch dieser stark liturgisch ausgerichtete Kalender, der darum vor allem von Ordensschwestern, aber auch von vielen Laien, die sich um ein intensives religiöses Leben mühen, geschätzt wird. Auf der Vorderseite der einzelnen Blätter steht neben den Hinweisen auf die jeweiligen Heiligenfeste und Namenstage ein kurzer einprägsamer Satz, der zur Besinnung einlädt und wertvolle Anregungen für eine christliche Gestaltung des Alltag geben kann. Das gilt auch für die längeren Texte auf der Rückseite der Blätter, die mit Quellenangabe eine bunte und reichhaltige Mischung anspruchsvoller Gedanken aus der Literatur alter und neuer Zeit, von berühmten und weniger bekannten Autoren bieten. In der Vergangenheit fand ich schon öfter in ausgeliehenen und zurückgebrachten Büchern Blätter aus dem Schwesternkalender, die sicher auch als Lesezeichen dienten, aber doch wohl nur, weil sie der Besitzer nicht missen wollte.

## HEILIGE BEGLEITEN UNS

Berckers Bildkalender 2004. Redaktion: Reinhard ABELN.
Kevelaer 2003: Butzon & Bercker. 26 S. mit 12 Farbfotos, Format 21 x 22 cm, Broschur geheftet mit Lochbohrung zum Aufhängen, EUR 6,50 (ISBN 3-7666-0491-0).

„Heilige begleiten uns" lautet das Thema des neuen Bildkalenders. Ein größerer Kontrast ist kaum vorstellbar: In einer Welt, in der Kriege, Verbrechen, Skandale aller Art, Betrug und Lüge, Mord und Totschlag die täglichen Schlagzeilen von Presse, Rundfunk und Fernsehen beherrschen, konfrontiert dieser Kalender den Betrachter mit zwölf Porträts von Frauen und

Männern, deren Leben von Liebe, Freude, Frieden, Humor und Gelassenheit geprägt wurde. Es sind Heilige, nicht zu verwechseln mit den heutigen Superstars und Alleskönnern, einfache religiöse Persönlichkeiten, die von Jesus Christus so sehr ergriffen und fasziniert waren, dass sie Gottes Schöpfung, Welt und Mensch, gewissermaßen mit seinen Augen sahen. Ihr beispielhaftes Leben kann auch Menschen unserer Tage animieren mitzuhelfen, dass unsere Welt wieder ein Stück „göttlicher" und menschlicher wird, dass Sorge und Leid abnehmen und sich echtes, gesundes und glückliches Leben entfalten kann.

Der Kalender bietet neben den Porträts für jeden Monat eine Kurzbiografie der jeweils vorgestellten Heiligen verbunden mit einem geistlichen Merkspruch; ferner ein Kalendarium mit den wichtigsten kirchlichen Festen und Namenstagen und sogar ein wenig Platz für persönliche Eintragungen. Bedauerlich nur, dass die ausgewählten Beispiele aus weit zurückliegenden Jahrhunderten stammen. Das Zeugnis großer Christen der Neuzeit hätte sicher noch eindrucksvoller zeigen können, dass auch in unserer Zeit ein Leben nach dem Wort und Beispiel Jesu möglich ist.

STECHER, Reinhold

## BILDKALENDER 2004

Innsbruck, Wien 2003: Tyrolia Verlag. Wandkalender mit Spirale, 42 x 34 cm, 15 Blätter mit 13 Aquarellen des Autors, EUR 19.90 (ISBN 3-7022-2516-1).

Die Bildbände des Innsbrucker Altbischofs sind weit bekannt, ebenso manche seiner Arbeiten als Aquarellist, und so sieht man erfreut seinen Bildkalender 2004 angezeigt, bestellt ihn zur Rezension und ist beglückt.

In 13 Darstellungen, einem Deckblatt und den zwölf Monatsblättern, begegnen – feinsinnig, stimmungsvoll und eindrucksstark wiedergegeben – Landschaften der Bergwelt und auch dargestellte Architektur, in ausgewogener Spannung zwischen Stimmung und optischem Gewicht. Ingeborg Ladumer hat zu den einzelnen Bildern geschickt Texte aus Schrift und Literatur ausgewählt, die der Meditation der Bilder helfen.

ZINK, Jörg:

## DER STILLE LAUSCHEN

Jörg Zink Kalender 2004.
Stuttgart 2003: Kreuz Verlag. 13 Blätter, 42 x 45 cm, WIRE-o-Bindung, EUR 25,- (ISBN 3-7831-2250-3).

Jedes Jahr werden auf dem Büchermarkt zahlreiche Kalender mit wunderbaren Naturfotos angeboten, die offensichtlich vielen Menschen Freude bereiten. Das gilt auch für diesen großformatigen Wandkalender, der dank der den einzelnen Bildmotiven zugeordneten und von Jörg Zink verfassten meditativen Texten seinen besonderen Reiz erhält. Hier wird nicht nur ein Stück nett anzuschauender Natur professionell perfekt dargeboten, sondern auch eine dahinter stehende verborgene Wirklichkeit zur Sprache gebracht, die zutiefst mit der Frage nach dem Sinn menschlichen Lebens zu tun hat. Ein solcher Kalender lädt immer wieder zum Betrachten und zum Nachdenken ein und liefert auf diese Weise auch Impulse für eine von christlichem Geist geprägte Lebensgestaltung.

BROWN, Raymond E.:

## LEBEN IN FÜLLE

7 Tage mit dem Evangelisten Johannes.
München, Zürich, Wien 2002: Verlag Neue Stadt. 140 S., geb., EUR 14,90 (ISBN 3-87996-556-0).

Der international angesehene Johannes-Forscher, der bereits einen großen Kommentar zum Johannesevangelium verfasst hat, legt in diesem kleinen Büchlein einen höchst originellen Zugang zu demselben Evangelium vor: die literarische Fiktion eines siebentägigen Exerzitienkurses mit Johannes als Exerzitienmeister und Brown als seinem Übersetzer. Das Ergebnis ist eine ebenso fesselnde wie aufschlussreiche Begegnung mit dem Evangelisten, die einen tiefen Einblick in Anliegen und Hintergrund des letzten Evangeliums vermittelt, das man oft das „mystische" genannt hat. Es gibt nur wenige Autoren, die, wie hier Brown, so geschickt, ja auf vergnügliche Weise die Frohe Botschaft erschließen können.

GUARDINI, Romano:

## KONTEMPLATION UNTER BÄUMEN

Mainz/Brescia 2002: Matthias Grünewald/Morcelliana Verlag, dt.-ital., 49 S., geb., EUR 11,- (ISBN 3-7867-2364-8).

Der Denker und Beter Romano Guardini war auch ein intensiver Betrachter der Natur, in deren vielfältigen Erscheinungen er immer wieder einen Zugang zur Sinnfülle des Lebens zu finden vermochte. Seine Gedanken und Betrachtungen kreisten vor allem um Bäume. Solche Texte finden sich verstreut und unsystematisch in vielen seiner Bücher und Schriften. Sie wurden in diesem Band von Maria Pelz zusammengetragen, zu denen der bekannte Fotograf Karl-Heinz Raach wunderschöne Naturaufnahmen gesetzt hat. Ein besonderer Reiz dieses hübschen Bildbandes: Er enthält die Texte Guardinis in deutscher und in italienischer Sprache.

## ADRIENNE VON SPEYR UND IHRE SPIRITUELLE THEOLOGIE

Die Referate am Symposion zu ihrem 100. Geburtstag 12. – 13. September 2002 in Freiburg im Breisgau. Hrsg. von der Hans Urs von Balthasar – Stiftung. Einsiedeln, Freiburg 2002: Johannes Verlag. 143 S., kart., EUR 14,- (ISBN 3-89411-175-8).

Aus Anlass des 100. Geburtstages von Adrienne von Speyr veranstaltete die Hans Urs von Balthasar-Stiftung im September 2002 in Freiburg/Br. ein Symposion, dessen Referate einem Schwerpunkt ihres bedeutenden Werkes galten: ihrer spirituellen Theologie, deren Umrisse in Theorie und Praxis dargestellt werden sollten.

Voraussetzung beim ganzen Unternehmen war dabei allerdings der Gedanke, dass man ein so intensives und umfangreiches geistliches Schrifttum nicht losgelöst von aktuellen theo-

logischen Denkvollzügen abhandeln könne. Adrienne von Speyr hat ihre Botschaft in einer Zeit vorgetragen, die dazu neigte, das Theologische des Christentums rein humanistisch zu interpretieren, was dem Werk dieser großen Frau in keiner Weise gerecht wird. Kernpunkte ihrer Spiritualität und Gegenstand des Symposions sind ihre Typologie der Mystik, der Karsamstag der Theologie, die theologische Bedeutung ihrer Mystik und ihr Gedanke der Läuterung.

All das und vieles mehr stellen zwar nicht verpflichtende, aber doch empfehlenswerte theologische Gedanken und Überlegungen (Theologumena) dar, die es wert sind, gehört und reflektiert zu werden. Vier Referenten haben sich dieser Aufgabe angenommen und in ihren Beiträgen die genannten vier Kernpunkte im Werk Adriennes von Speyrs ausführlich dargestellt und kenntnisreich gedeutet.

BONAVENTURA

## BREVILOQUIUM

Reihe: Christliche Meister 52.
Einsiedeln, Freiburg 2002: Johannes Verlag. 126 S., kart., EUR 15,- (ISBN 3-89411-373-1).

Bonaventura, von Sixtus V. 1587 als doctor seraphicus unter die doctores ecclesiae aufgenommen, war neben Thomas von Aquin der größte Theologe der Scholastik und nach dem Urteil Leo XIII. der „Fürst unter allen Mystikern". Die hier vorliegende Schrift Breviloquium (kurzes Wort) stammt aus Bonaventuras Magisterzeit (1254-1257) und wurde auf Drängen seiner Gefährten hin verfasst, die vor den theologischen Schwierigkeiten des Studiums der Heiligen Schriften zurückschreckten, „als handle es sich da um etwas Ungewisses, ohne rechte Ordnung, gleichsam um einen düsteren Wald", ein Gefühl, das auch heutige Zeitgenossen beim Lesen eines modernen exegetischen Werkes überfallen kann. Bonaventura trennt als erster Schriftexegese von theologischer Spekulation, deren methodischer Ausgang meist ein göttliches Attribut ist.

Das Breviloquium ist eine in sieben große Abschnitte und zweiundsiebzig zweigeteilte Kapitel gegliederte kleine Summa, also gewissermaßen ein „Grundkurs der Theologie", der in einer heute nur selten anzutreffenden unübertrefflichen Dichte und in klarer Sprache das Wesentliche darlegt, was Studierende der Theologie wissen sollten.

NODEWALD, Klemens:

## APPLAUS FÜR DEN ZITRONENFALTER

Von der Weisheit der kleinen Dinge
Freiburg 2002: Herder. 141 S., Pappband, EUR 12,90 (ISBN 3-451-27865-0).

Mal beschreiben sie menschlich Allzumenschliches, mal meditieren sie über biblische Texte, mal ermutigen sie, ein anderes Mal machen sie nachdenklich. Es sind ansprechende Gedichte, die der Redemptorist P. Klemens Nodewald verfasst hat. Weil sie so federleicht – wie eben ein Zitronenfalter – sind, lassen sie sich gut lesen und gehen zu Herzen. Abstrakte Philosophie ist das nicht, und gewiss will sie das auch nicht sein, dazu ist Nodewald viel zu sehr Seelsorger, übrigens mit Erfahrungen in dem zweifelsfrei nicht leichten Metier der Gefängnisseelsorge. Ein Büchlein also, das hilft, auf dem Glaubensweg weiterzugehen. Ideal für die, die Gott immer neu finden wollen.

ALLEGRI, Renzo: Mutter Teresa. Ein Lebensbild. Reihe: Zeugen unserer Zeit. München: Verlag Neue Stadt, Neuausgabe 2003, 176 S., geb., EUR 14,90 (ISBN 3-87996-575-7).

AVEMARIE, Friedrich: Die Tauferzählungen der Apostelgeschichte. Theologie und Geschichte. Reihe: Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, Bd. 139. Tübingen: Mohr Siebeck 2002, XI, 546 S., Ln., EUR 104,- (ISBN 3-16-147639-5).

BERG, Sigrid / BERG, Horst Klaus: Wach auf, meine Seele. Mit Psalmen das Leben entdecken. München / Stuttgart: Kösel-Verlag / Calwer Verlag 2003, 239 S., kt., EUR 17,95 (ISBN 3-466-36626-7 / 3-7668-3858-X).

BERGER, Klaus: Im Anfang war Johannes. Datierung und Theologie des vierten Evangeliums. Gütersloh: Chr. Kaiser / Gütersloher Verlagshaus. 2. Aufl. 2003, 312 S., Klappenbroschur, EUR 29,95 (ISBN 3-579-05201-2).

Bibellesebuch „Mittendrin" 2004. Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft, Verlag Kath. Bibelwerk, Bibellesebund 2003, 280 S., kt., EUR 10,- (ISBN 3-460-66129-1: Bibelwerk).

Den Himmel offen halten. Priester sein heute. Hrsg. von George Augustin und Johannes Kreidler. Freiburg: Herder 2003, 287 S., kt., EUR 14,90 (ISBN 3-451-27986-X).

Der Brief an die Römer. Übersetzt und erklärt von Eduard Lohse. Reihe: Kritisch-exegetischer Kommentar über das Neue Testament, Bd. 4. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003, 423 S., Ln., EUR 59,- (ISBN 3-525-51630-4).

Edith Stein Jahrbuch 2003. Bd. 9: Menschen, die suchen. Würzburg: Echter Verlag 2003, 533 S., br., EUR 32,80 (ISBN 3-429-02513-3).

GEROSA, Libero / MÜLLER, Ludger: Kirche ohne Recht? Stand und Aufgaben der Kirchenwissenschaft heute. Reihe: Kirchenrecht im Dialog, Heft 3. Paderborn: Bonifatius Verlag 2003, 63 S., kt., EUR 8,90 (3-89710-220-X).

Grundkurs Bibel Altes Testament. Werkbuch für die Bibelarbeit mit Erwachsenen. Hrsg. vom Katholischen Bibelwerk von Barbara D. Leicht, Bd. 1+2. Stuttgart: Verlag Kath. Bibelwerk 2003, ca. 700 S., kt., EUR 82,- (ISBN 3-460-32616-6).

Handbuch Religionswissenschaft. Religionen und ihre zentralen Themen. Hrsg. von Johann Figl. Innsbruck: Tyrolia Verlag / Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003, 880 S., Ln., EUR 79,- (3-7022-2508-0 / 3-525-50165-X).

HAUKE, Johanna: Mit der Bibel leben 2004. Gedanken und Gebete zu den Sonntagsevangelien des Jahres 2004. Leipzig: Benno Verlag 2003, ca.128 S., geb., EUR 7,50 (ISBN 3-7462-1638-9).

In Deiner Liebe erschaffe mich neu. Spirituelle Impulse zu Gertrud von Helfta. Hrsg. von Hildegund Keul und Annette Schleinzer. Leipzig: Benno Verlag 2002, 79 S., Klappenbroschur, EUR 9,90 (ISBN 3-7462-1561-7).

Internet-Guide Gemeinde@rbeit. Gemeinde geht online – mit den wichtigsten Adressen für die Arbeitsfelder der Gemeindearbeit. Hrsg. von Marcus Bernhardt und Markus Eisele. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2003, 104 S., kt., EUR 14,95 (ISBN 3-579-05518-6).

JANSSEN, Heinrich: Perlen des Gebets. Der Rosenkranz – Hinführung und geistliche Deutung. Freiburg: Herder 2003, 144 S., geb., EUR 14,90 (ISBN 3-451-28232-1).

Kirchen, Sekten, Religionen. Religiöse Gemeinschaften, weltanschauliche Gruppierungen und Psycho-Organisationen im deutschen Sprachraum. Ein Handbuch. Begründet von Oswald Eggenberger†. 7., überarb. u. ergänzte Aufl., hrsg. von Georg Schmid und Georg Otto Schmid. Zürich: TVZ Theologischer Verlag 2003, 528 S., Hardcover, EUR 36,- (ISBN 3-290-17215-5).

KURZ, Heribert: Liebe verbindet. Krankenkommunion feiern im Lesejahr C. Würzburg: Echter Verlag 2003, 174 S., br., EUR 12,80 (ISBN 3-429-02410-2).

LAPIDE, Ruth / FLEMMER, Walter: Kennen Sie Jakob den Starkoch? Noch mehr ungewöhnliche Einblicke in die Bibel. Stuttgart: Kreuz Verlag 2003, 236 S., Hardcover, EUR 19,90 (ISBN 3-7831-2320-8).

Lexikon der christlichen Ethik. Hrsg. von Gerfried W. Hunold unter Mitarbeit von Jochen Sautermeister. Bd. 1: A – K, Bd. 2: L – Z. Freiburg: Herder 2003, 36* S., 2170 Sp., Pappband im Schmuckschuber, EUR 58,- (ISBN 3-451-22041-5).

Lexikon der philosophischen Grundbegriffe der Theologie. Hrsg. von Albert Franz, Wolfgang Baum, Karsten Kreutzer. Freiburg: Herder 2003, 520 S. + CD, Ln., EUR 29,90 (ISBN 3-451-28068-X).

LURZ, Friedrich: Erlebte Liturgie. Autobiografische Schriften als liturgiewissenschaftliche Quellen. Reihe: Ästhetik – Theologie – Liturgik, Bd. 28. Münster: Lit Verlag 2003, 360 S., br., EUR 29,90 (ISBN 3-8258-6987-3).

MILLER, Gabriele: Was ist das Unverzichtbar-Christliche? Eine Verständigungshilfe. Mit Bildern von Andreas Felger. München: Kösel-Verlag 2003, 80 S., geb., EUR 19,95 (ISBN 3-466-36635-6).

MINESHIGE, Kiyoshi: Besitzverzicht und Almosen bei Lukas. Wesen und Forderung des lukanischen Vermögensethos. Reihe: Wissenschaftliche Untersuchungen z. Neuen Testament, 2. Reihe, Bd. 163. Tübingen: Mohr Siebeck 2003, XIV, 297 S., br., EUR 59,- (ISBN 3-16-148078-3).

NOWELL, Irene: Evas starke Töchter. Frauen im Alten Testament. Darmstadt: Primus Verlag 2003, 184 S., geb., EUR 24,90 (ISBN 3-89678-479-X).

ÖHLER, Markus: Barnabas. Die historische Person und ihre Rezeption in der Apostelgeschichte. Reihe: Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, Bd. 156. Tübingen: Mohr Siebeck 2003, XIV, 566 S., Ln., EUR 99,- (ISBN 3-16-147977-7).

PAUSCH, Johannes / Böhm, Gert: Such dir deinen Himmel. Auszeit im Kloster. München: Kösel-Verlag 2003, 159 S., kt., EUR 3-466-36627-5).

RADL, Walter: Das Evangelium nach Lukas. Kommentar. 1. Teil: 1,1-9,50. Freiburg: Herder 2003, XVIII, 650 S., Ln., EUR 98,- (ISBN 3-451-28129-3).

Reinmichels Volkskalender für das Jahr 2004. Innsbruck: Tyrolia Verlag 2003, 256 S., br., EUR 8,90 (ISBN 3-7022-2497-1).

RIPPLINGER, Chrysostomus: Neue Andachten zum Rosenkranz. Mit den neuen lichtreichen Geheimnissen. Leipzig: Benno Verlag 2003, 143 S., kt., EUR 6,50 (ISBN 3-7462-1641-9).

SCHÖNFELD, Andreas: Meister Eckhart – geistliche Übungen. Meditationspraxis nach den „Reden der Unterweisung". Mainz: Matthias-Grünewald-Verlag 2. erw. u. verb. Aufl. 2003, 254 S., kt., 9 s/w Abb., EUR 19,80 (ISBN 3-7867-2365-6).

„Seht das Kreuz...". Fasten- und Osterpredigten aus dem Dominikanerkloster Düsseldorf. Hrsg. von Max I. Cappabianca, Thomas Eggensperger, Ulrich Engel. Düsseldorf: Grupello Verlag 2003, 127 S., geb., Preis nicht mitgeteilt (ISBN 3-89978-004-3).

STRAUB, Esther: Kritische Theologie ohne ein Wort vom Kreuz. Zum Verhältnis von Joh 1-12 und 13-20. Reihe: Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments, Bd. 203. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003, 249 S., Ln., EUR 49,90 (ISBN 3-525-53887-1).

STUTZ, Pierre: Alltagsrituale. Wege zur inneren Quelle. München: Kösel-Verlag Sonderausgabe 2003, 157 S., kt. mit integrierter CD, EUR 14,95 (ISBN 3-466-36638-0).

VÖGELE, Rudolf: Mut zum Aufbrechen. Impulse für die Zukunft der Gemeinde. Freiburg: Herder 2003, 128 S., kt., EUR 9,90 (ISBN 3-451-28222-4).

WANKE, Joachim: Gott ist größer, als wir glauben. Ermutigungen für Christen. Leipzig: Benno Verlag 2003, 109 S., Klappenbroschur, EUR 9,90 (ISBN 3-7462-1652-4).